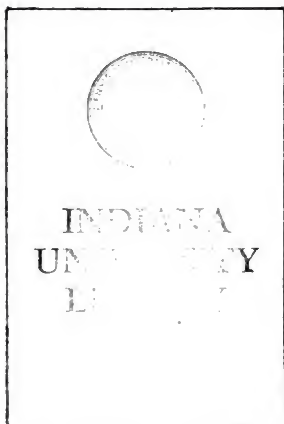
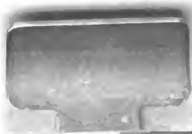
Die neue Front

Arthur Moeller van den Bruck, Max Hildebert Boehm


INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Die Neue Front

Die Neue Front

Herausgegeben

von

Arthur Moeller van den Bruck
Heinrich von Gleichen
Max Hildebert Boehm



Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35
1922.

Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

1648 und 1918

Von

Martin Spahn

Die Erinnerung unseres Volkes kehrt im Angesichte der gegenwärtigen Not unwillkürlich zu der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und seines fürchterlichen Endes zurück. Sicherlich war die Zerstörung der deutschen Arbeit und die Vernichtung von Werten deutscher Kultur im Jahre 1648 sehr viel deutlicher als heute. Deutschland war beinahe den ganzen Krieg hindurch das Kampffeld fremder Truppen gewesen. Ein volles Menschenalter hindurch hatten die Trümmer sich gehäuft. Die Technik des wirtschaftlichen und diejenige des staatlichen Lebens war weit weniger entwickelt, als sie es heute ist, und sie war daher auch weniger widerstandsfähig. Es konnte nicht anders sein, als daß die Verwüstung einen kaum noch zu überbietenden Umfang angenommen hatte. Aber wenn auch der äußere Anblick unseres Vaterlandes und das Elend seiner Bevölkerung um ein Vielfaches schlimmer war, als einstweilen der Anblick ist, den uns die Gegenwart bietet, so eröffnete dennoch das Jahr 1648 unter dem entscheidenden Gesichtspunkte eine günstigere Aussicht auf Wiederaufbau.

Wir schauen heute die Zukunft so verzagt an, weil immer noch das Geschlecht von 1888 unser Dasein beherrscht — dieses Geschlecht, dem ein Bismarck den Boden bereitet hatte, das aber den Krieg weder zu verhindern noch ihn zu führen vermochte. Dieses Geschlecht von 1888 wurde sogar durch den Verlust des Krieges in seinem Selbstvertrauen nicht im geringsten beirrt. Es suchte nach 1919 weiterzuleben und vorzuherrschen, als ob in den Daseinsbedingungen unseres Vaterlandes sich gar nichts verändert habe. Es brachte über sich, auch noch den Frieden zu unterzeichnen, und breitet sich nun über unser ganzes öffentliches Leben aus, dessen Nutznießer es nachgerade in allem und jedem geworden ist. Bis dahin waren es unter der Führung eines Monarchen noch die verhältnismäßig begabteren und vor allem die reineren Menschen dieses Geschlechtes, die über unserem Schicksale walteten. Jetzt ist der Durchschnitt zur Macht gelangt, und die Verderbten haben das Wort. Das ist das Verzweifelte.

Der Weltkrieg hat nur fünf Jahre gedauert. Infolgedessen überlebt ihn dieses Geschlecht von 1888, das uns vor dem Weltkriege nicht zu bewahren, das aber auch nicht, als er einmal ausgebrochen war, den Sieg zu erringen verstand. Der Dreißigjährige Krieg dagegen trug das ganze Geschlecht von 1618 mit sich zu Grabe, unter dem er begonnen hatte. Als der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging, war diese

Generation verstorben, und ein anderes, ein junges Geschlecht, das während der großen Prüfung emporgewachsen, in Not gereift und gestählt war, die Generation von 1648, nahm die Lenkung des Lebens, des Staates wie der Gesellschaft, des geistigen wie des wirtschaftlichen Seins in die Hände, sobald einmal die Glocken die Kunde von dem Friedensschluß in das aufatmende Land trugen.

Von dem Geschlechte von 1618 lebte damals nur noch der Kurfürst Maximilian von Bayern. Er war die geschlossenste, die festeste und tüchtigste Gestalt unter den deutschen Fürsten von 1618. Aber auch Maximilian von Bayern griff nach dem Friedensschlusse in den Lauf der Dinge nicht ein. Die Vorsehung schien ihn nur aufgespart zu haben, damit er den völligen Niederbruch der Politik seines Geschlechtes noch erkennen und sich über ihn Rechenschaft geben konnte. Das neue Geschlecht dagegen, das der Westfälische Friede im Besitze der Staats-, Wirtschafts- und Kulturführung antraf, war eine Jugend von geprüfter seelischer und leiblicher Kraft. Dieses Geschlecht war bereit, das Ringen um den Wiederaufbau aufzunehmen, und wenn wir heute zurückblicken, dann sehen wir, welch eine erstaunliche barocke Fülle des Lebens es alsbald entwickelt hat.

Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges hatte es der Nation an Führern gerade so gefehlt, wie sie ihr beim Ausbruch des Weltkrieges zu unserm Verhängnis fehlen sollten. Aber als die große Prüfung der dreißig Jahre endigte, waren die Führer da: sie hatten die Möglichkeit, und ergriffen diese Möglichkeit, sofort ihren Willen zu beweisen und ihre Begabungen zeigen zu lassen, was sie vermochten. Der Große Kurfürst war 1648 ein Mann von 28 Jahren. Und er ist nur ein Beispiel für die vielen jungen Männer, die wir damals im politischen, im geistigen und im wirtschaftlichen Leben aufstehen sehen. Die Massen waren erschöpft vom Kriege, heute wie damals, und sie waren ebenso geneigt, damals wie heute, ihrer Arbeitsunlust, ihrem Wunsche nach Genuß, ihren im Kriege entarteten Trieben nachzugeben. Die jugendlichen Führer jedoch bändigten die Menschen von 1648. Das wurde für Deutschland damals entscheidend. Welch ein Unterschied ist doch zwischen der leidenschaftlichen Hingabe, die der Große Kurfürst und seine Mitarbeiter an die Notwendigkeiten staatlicher oder militärischer Organisation des jungen brandenburg-preußischen Staatswesens setzten, und zwischen dem Sybaritentum, das sich heute in der preußischen Hauptstadt breitmacht! So gibt es vielleicht nur Eines, das uns heute in der Tiefe beunruhigen kann: und das ist dieser Unterschied der Menschen nach 1648 und derer nach 1918!

Allem Anscheine nach wollte auch uns aus der Größe, der Leidenschaft, den Erlebnissen des Weltkrieges ein neues Geschlecht heranreifen, das als ein starkes Geschlecht die Fähigkeiten in sich birgt, wieder gut zu machen, was das schwächliche Geschlecht von 1888 gefehlt hatte. Heute aber steht dieses Geschlecht in Gefahr, durch den Frieden, der kein Friede ist, aus seiner Aufwärtsentwicklung wieder hinauszugleiten und zu einer Lebensweise zurückzukehren, in der es seine sittliche Spannkraft nicht mehr gefestigt erhalten kann. Es droht, daß der Blick für ein ungeheuerstes Weltgeschehen diesem Geschlechte wieder verloren geht, den es vordem

im Feuerschein der Schlachten und durch die Ausdehnung des Kampffeldes gewann, das unsre Jugend von der Marne und der flandrischen Küste oder von den Gewässern um Irland und die britischen Inseln her bis nach dem Finnischen Meerbusen, dem Kaukasus, bis Bagdad oder zum Suezkanal hinführte. Wenn diese Jugend den Versuch macht, trotz der Zurückversetzung auf eine niedrigere Lebensebene die im Kampfe erworbene Fähigkeit zur Führerschaft nunmehr zu entwickeln und in sich zu durchbilden, dann sieht sie sich sofort vor der Unmöglichkeit, wirken zu können, dann findet sie die Plätze besetzt, auf die sie selber gehörte, und sie sieht sich vor der Aussicht, gerade wegen ihrer gehärteten Art im wichtigsten Zeitpunkt ausgeschaltet zu bleiben und sich auf Warten einstellen zu müssen. Nichts aber ist schwerer für eine Jugend zu ertragen, als unnütz und tatlos umherzusitzen und gegen die stürmende Natur aller Jugend geduldig zu harren. Von ihr wird verlangt, daß sie sich seelisch gesund erhält, daß sie hart bleibt, so hart, wie sie aus dem Kriege hervorging, und daß sie sich diese Härte durch Jahre hindurch bewahrt, ohne zu wissen, wann die Stunde schlägt, in der man sie rufen wird. Vier Jahre des Schützengrabenlebens an der Front hat diese Jugend hinter sich — und jetzt soll eine, Gott allein weiß wie lange Zeit folgen, in der sie in der Heimat still liegen muß, ohne helfen zu können.

Zwischen dem Geschlecht von 1888, dem Geschlecht, das in voller Jugendkraft in den Krieg hinauszog, lebt immer noch ein Geschlecht, das mit der Jahrhundertwende ins Mannesalter trat. Es hatte bisher das verhängnisvolle Los, vor dem Kriege noch zu jung zur Ablösung des vorausgegangenen Geschlechtes, und im Kriege schon zu alt zum Kampfe in erster Reihe zu sein. Es muß sich heute damit abfinden, daß ihm versagt ist, selber den entscheidenden Wandel in der Entwicklung der Nation herbeizuführen. Langsam wird dieses mittlere Geschlecht sich der Hauptschwäche bewußt, durch die es als ein Geschlecht des Überganges gekennzeichnet ist, der Zwiespältigkeit seines Empfindens, das die einen mit der unter uns weiterlebenden Generation von 1888 gehen, die anderen dagegen dem nachfolgenden Geschlechte unwillkürlich sich zuwenden läßt. Den letzteren ist zu einer Leistung der Weg noch offen geblieben. Sie können dem jungen Geschlechte helfen, ihm ihre Erfahrung, ihre größere Ruhe, ihre reifere Männlichkeit zugute kommen lassen, können dazu beitragen, daß der Augenblick näher herbeirückt, in dem einmal doch die Jungen die Alten ersetzen werden, und so auch von ihrer Seite die Selbstauflösung beschleunigen, worin das Geschlecht von 1888 trotz seiner Aufblähung unverkennbar begriffen ist.

Die Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Kriege lehren uns, daß kein noch so schwerer Verlust an äußeren Gütern ein gesundes Volk tödlich zu treffen vermag. Wird es zur rechten Stunde wieder jung und findet es seine Jugendführer, so nimmt es die ihm gebührende Stelle unter den Völkern eines Tages gewiß wieder ein. 1648 lag die deutsche Nation in einer dem Tode schon gleichen Ohnmacht. Der äußere Niederbruch, die Zerstümmelung, die Schändung des nationalen Lebens war so groß, daß unser Volk kaum noch zu den Lebensäußerungen imstande war, durch die Völker zum Ausdruck zu bringen pflegen, was in ihnen inwendig lebt. Die deutsche Sprache

war so verroht, daß Dichtung und Allgemeinbildung ein Jahrhundert brauchten, um sie wieder in die Gewalt zu bekommen. Das gesellschaftliche Leben war nur durch Nachahmung fremder Moden und fremder Sitten wieder notdürftig in Zucht zu bringen. Auch Staat und Wirtschaft konnten zunächst nur in den einfachsten Formen und in den kleinsten Kreisen wieder hergestellt werden. Der gedankenreiche und schwungvolle Anlauf zur Erneuerung des Reiches selber, der gleich nach 1648 unternommen wurde, blieb dem Ziele noch fern. Aber der unverbrauchte Strom seelischen Lebens schaffte sich seinen Durchbruch und Ausdruck in der Musik. Gerhard Schütz trat in dem Augenblicke hervor, als die geistige Kulturnot der Nation den Höhepunkt erreichte, und ein Menschenalter später gelangte schon Johann Sebastian Bach zum vollen Schaffen. Die Folge der großen Meister ließ dann nicht mehr ab bis zu Haydn, Mozart und Beethoven und noch bis zu Wagner. Die musikalische Gestaltungskraft verminderte sich erst wieder, als sich die Schaffenskraft der Nation auch auf den übrigen und bis dahin nicht vernachlässigten, aber immer noch zurückgebliebenen Lebensgebieten wieder hergestellt hatte — nachdem sich an der Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts Goethe und Schiller, Kant und Hegel, Goerres und Ranke, Novalis und Eichendorff erhoben hatten, nachdem die Befreiungskriege bestanden waren und nachdem durch Bismarck die deutsche Staatsbildung endlich zu neuer, reicher und eigenartiger Form gebracht worden war und das wirtschaftliche Leben die Leistung anderer Völker weit überflügelt hatte.

Heute gilt es, der Nation, da sie abermals in Elend stürzte, auch zur Wiederholung einer anderen und doch ähnlichen inneren Erneuerung zu verhelfen. Glückt es uns, wieder Führung in das Leben der Nation hineinzubringen, wieder Kraft an die Stelle der Schwäche, wieder den Willen von Charakteren an die Stelle eines bloß zum Räsonnement fähigen Intellekts der Intellektuellen, ein schöpferisches Organisationsvermögen an die Stelle bloß verwaltender und ordnender Tätigkeit zu setzen, so kann die Erhebung dem Niederbruch von 1918 ebensogut folgen, wie sie im Jahre 1648 folgte. Entscheidend wird sein, ob sich das Geschlecht von 1914 so im Frieden bewährt, wie es sich im Kriege bewährte. Wenn es sich frisch und unversehrt erhält, dann wird es in dem Augenblicke, in dem es sich nach einer Zeit der Vorbereitung wieder zum Sturm erhebt, gewiß die Bahn frei finden. Mit dem Letzten des Geschlechts von 1888 wird es sehr schnell fertig werden. Wer aus dem Geschlechte der Jahrhundertwende Blut in sich und den Blick nach vorwärts hat, der wird zu dieser Jugend stehen, die allein den unendlichen Schatz sittlicher Werte bewahrt hat, den die unermeßliche und unvergleichliche Hingabe der gesamten Nation im Weltkriege vor dem plötzlichen Niederbruch häufte. Bis dahin müssen alle, die den Krieg überlebten, denen, die der Rasen deckt, die Treue halten — die Treue einer sittlichen Selbstbeherrschung, einer täglichen Pflichterfüllung und persönlichen Bereitschaft, die tausendjährige Germanentreue, die von Volk und Vaterland nicht läßt, bis nach allen Umwegen und Krümmungen, nach allen Stürzen und Leiden eine Höhe erreicht ist, auf der sich abermals das Dasein unserer Nation seiner Bestimmung gemäß reicher und beseelter als das jeder anderen Nation zu vollenden vermag.

An Liberalismus gehen die Völker zugrunde

Von

Moeller van den Bruck

> Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gerne mit leeren Wortschällen hinhalten. Eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle.
> Goethe.

I

Über dem Lande liegt der Verdacht, daß an der Nation ein Betrug verübt worden ist.

Es ist nicht nur der Betrug von Versailles. Er ist am Tage. Die 440 Artikel des Friedensvertrages haben aus den 14 Punkten des Friedensstifters sein untersiegeltes Dokument gemacht.

Der Betrug, der geschah, ist vielmehr so alt wie der Mißbrauch, der mit einer Ideologie getrieben wurde, die in der Politik mit Ideen arbeitete, um Interessen zu wahren.. Dieser Mißbrauch gestattete unsern Gegnern, sich ihren Vorteil nicht besser zu sichern, als wenn sie das deutsche Volk mit möglichst hohen Begriffen dahin brachten, daß es um des Friedens willen den Krieg vergaß, bevor er von ihm gewonnen war — und am besten, wenn Deutsche sich fanden, die von ihnen dahin gebracht werden konnten, daß sie Uns mit diesen Begriffen verführten. Ob wir an die Betrüger denken, oder an die Betrogenen, und ob wir unter diesen dann wieder diejenigen herausstellen, die im eigenen Lande als die betrogenen Betrüger des von ihnen gegängelten Volkes gewirkt haben: immer stoßen wir auf eine ganz bestimmte Anschauungswelt, die Grundsätze zu benutzen pflegt, um ein Geschäft zu machen.

Der Unterschied ist nur der, daß unsere Gegner verstanden, sich in ihrer Anschauungswelt zu ihrem Nutzen zu bewegen, während wir ihnen den Gefallen taten, ihnen in diese Anschauungswelt zu unserem Schaden zu folgen. Die Anschauungswelt ist die eine und gleiche. Die Merkmale kehren überall wieder. Es sind die Zeichen einer geistigen Ansteckung, deren Träger sich durch eine eigentümliche Unempfindlichkeit zu schützen pflegen, während sie die Befallenen völlig zugrunde richtet. Es ist die zersetzende Anschauungswelt eines Liberalismus, der Auflösung bringt, der eine moralische Erkrankung der politischen Völker verbreitet und in dem Grade, wie er seine Herrschaft in einem Volke antritt, den Charakter desselben verdirbt.

Wir dürfen uns diesen Liberalismus freilich nicht so vorstellen, als ob er an eine bestimmte Partei gebunden sei. Er hat nur seinen Ausgang von derjenigen

gemeineuropäischen Partei genommen, die ihm den Namen gegeben hat. Aber er hat in der Folge auf alle Parteien hinübergewirkt, hat die Eindeutigkeit der ursprünglichen Parteistellung verwischt, hat ein zweideutiges, ein zweifelhaftes, ein liberal angefeuchtes Element hineingetragen — und wäre es nur, daß er die bekannte Gestalt des geschäftigen Parteiführers schuf, der seine Berufung nicht mehr von unbeugsamen Überzeugungen empfängt, die er durchsetzt, sondern seine Aufgabe in einer glatten Vermittlung sieht, die mit sich reden läßt.

Der Liberalismus ist die Freiheit, keine Gesinnung zu haben, und gleichwohl zu behaupten, daß eben dies Gesinnung sei.

II

Als der Weltkrieg ausbrach, lief der Ruf durch die Zeilen der Zeitungen des Westens: „la liberté est en jeu!" Damit wurde eine Weltmeinung irregeführt. Die besondere Sache wurde zu einer allgemeinen erhoben. Sie war jetzt weltanschauungsmäßig begründet. Sie hatte ihren Nimbus. Aber gar nicht um Freiheit war es unseren Gegnern zu tun, sondern um Macht. Wenn man weltanschauungsmäßig nachgeprüft hätte, dann würde man die merkwürdige Entdeckung gemacht haben, daß die politische Freiheit, die der Liberalismus mit demokratischer Begründung fordert, in liberalen Ländern gar nicht dem Volke vorbehalten ist, das vielmehr bevormundet bleibt, sondern einer gewissen Gesellschaft, welche herrscht. Was diese Gesellschaft unter Freiheit versteht, das ist zunächst der Spielraum der Machenschaften, den ihre Mitglieder brauchen, um in sie überhaupt hineinzukommen; das ist sodann der Spielraum des Parlamentarismus, der ihnen ihre Machtstellung sichert, indem er sie verfassungsmäßig rechtfertigt; und das ist schließlich der Spielraum einer möglichst unbeaufsichtigten Bewegungsfreiheit, die ihnen hinter dieser Scheinwand einer Volksvertreterschaft gestattet, im Verhältnis zum eigenen Volke wie zu andern Völkern den Nutzen der Nutznießer zu betreiben. Man muß nur hinter das Scheingefecht der Begriffe kommen, das der Liberalismus vorführt, wenn er sich auf Freiheit beruft! Er benutzte schon den Ausbruch des Weltkrieges zu einer Spiegelfechterei. Das war der erste Betrug.

Als unsere Gegner den Widerstand nicht zu brechen vermochten, den wir dem Ansturme der Waffen entgegensetzten, gingen sie aus ihren demagogischen Hinterhalten dazu über, das deutsche Volk selbst zu verlocken. Man bediente sich dazu vor allem des Fortschrittsbegriffes, der so gerne mit dem Freiheitsbegriffe vermengt wird. Man hatte zwar, wenn man die Völker auf den Erfolg ihrer Arbeit hin verglich, einen Augenschein der Länder gegen sich, der sehr für Deutschland sprach und für den Westen beschämend genug war. Aber wenn man sich auf den parlamentarischen Standpunkt stellte, dann ließ sich zur Not eine innenpolitische Rückständigkeit behaupten. Und so versicherte man dem deutschen Volke immer wieder, daß es den Druck einer Staatsauffassung dulde, der es bis dahin zu seinem Schaden belastet habe. Man konnte nun einmal nicht sagen: auch zu seinem ökonomischen Schaden. Also schob man pazifistische Gesichtspunkte vor, die man sehr geschickt und jedenfalls

wirkungsvoller, als das deutsche Volk einsichtsvoll war, in einen Zusammenhang mit den Gründen brachte, die ihm das Wohlwollen der andern Nationen mit dem Endergebnis entzogen hätten, daß sie sich Alle gegen diesen Einen verbanden. Man verquickte sie mit innenpolitischen Verhältnissen, in die man sich zu außenpolitischen Zwecken einmischte, mit Fragen der deutschen Verfassung und gar des preußischen Wahlrechtes. Man hatte ein zu schlechtes Gewissen, um sich anders als zunächst noch sehr vorsichtig auf eine Aussprache über die Entstehungsgeschichte des Weltkrieges einzulassen. Man überbrüllte die ursächliche Tatsache der Einkreisungspolitik mit der beiläufigen und anläßlichen Tatsache der ersten Kriegserklärung. Und man schwieg sich nach Möglichkeit aus, wenn an die Tatsache der ersten Mobilisierung erinnert wurde, mit der, wie man wußte, der russische Verbündete belastet war. Man wurde dafür um so beredter, wenn man auf die Dauer des Krieges zu sprechen kam, die in Deutschland am schwersten empfunden werden mußte, auf die Gründe, die ein Kriegsjahr auf das andere folgen ließen und das Ende ins Unabsehbare hinausschoben. Und man erreichte hier die entscheidende, die zunächst betörende und dann unaufhaltsam verwirrende Wirkung mit dem Worte, das als eine feierliche Botschaft aus dem Weißen Hause zu uns gelangte: „Es muß ein Friede ohne Sieg geschlossen werden.“ Das Wort fiel in eine Nation, die den Krieg nicht gewollt hatte und die nicht wußte, um was es in ihm für ihre Zukunft eigentlich ging. Mitten im Kriege veruneinigte sich diese Nation über ihre Kriegsziele, die sich für sie erst aus seinem Verlaufe ergaben, während unsere Gegner die ihren in der Stille betrieben und immer als eine Selbstverständlichkeit behandelten. So verriet diese Nation bei jeder Gelegenheit, wie unvorbereitet sie doch auf diesen Krieg gewesen war, den man ihr als Schuld anhing — und sah sich nun plötzlich vor einer Möglichkeit, wieder zu dem Frieden zu gelangen, in dem sie sich vordem so wohl befand. Das Wort vom „Frieden ohne Sieg“, das so überaus annehmbar klang, fiel nicht nur mit Not Leiden und Häufung der Opfer zusammen, die das Volk bis dahin in stiller Pflicht und großer Standhaftigkeit auf sich genommen hatte, sondern auch mit einer angeborenen Gutgläubigkeit, die unsere Menschen alles befolgen läßt, was ihm von ihren Gänglern, und nun erst vom Auslande her, als das Vernünftige empfohlen wird, auch wenn es das Unvernünftige ist. Bekam nicht dieser sinnlose Krieg einen nachträglichen Sinn, wenn gerade Er zu einer Versöhnung der Völker führte, die jedem Volke das Seine gibt oder gab und jedenfalls nicht nahm? In dieser Gutgläubigkeit, mit der sich zunächst der deutsche Demokratismus bloßgestellt hatte, in dem sich alle schwächlich Schwankenden, alle liberalen Elemente des Volkes zusammenfanden, konnten schon die Machenschaften einsetzen, die zu unserer beteuerten Friedensbereitschaft von 1917 führten. In dieser selben Gutgläubigkeit setzte später die Wirkung von Northcliffe ein, nachdem sie Zugang zu allen verräterisch abwendigen, allen revolutionären Elementen gefunden hatte, die auch dann, wenn ein westlerisch gerichteter Sozialismus sie bereit hielt, wieder liberale Elemente waren — jetzt nur nicht im Sinne der liberalen Dummheit, sondern in demjenigen des liberalen Verbrechens. Aus Gutgläubigkeit und Verrat ergaben sich die Vorbedingungen für die Ereignisse von 1918 und 1919:

ergaben sich zwangsläufig der Umsturz, die Waffenstillstandsbedingungen, die Auslieferung der Schlachtflotte, die Ablistung unserer Handelsflotte und diese ärgste aller Selbsttäuschungen, daß wir nur unsere Schuld am Ausbruche des Krieges einzugestehen brauchten, um uns auf eine so willfährige Weise günstigere Friedensbedingungen erlügen zu können. Das war der zweite Betrug.

Nur darum ging noch eine Weile die Entscheidung, ob auch der Friedensstifter als der liberale Mensch, der er war, mit bloßgestellt werden würde. Jenes Wort vom „Frieden ohne Sieg" wurde vor unserem Friedensangebot von 1917 gesprochen. Es ist nachher, als man uns auf dem Wege wußte, auf dem man uns haben wollte, nicht wiederholt worden. Und nach dem Zusammenbruche von 1918, als man am Ziele war, wurde es erst recht nicht verwirklicht. Es könnte heute beinahe gleichgültig sein, ob Wilson an den Inhalt seines Wortes jemals geglaubt hat, oder ob er es in einem Augenblicke aussprach, als er noch überzeugt war, daß diejenigen Völker, denen er den Sieg wünschte, einen „Frieden mit Sieg" doch nicht erringen würden. Aber es ist nicht gleichgültig, weil die Erklärung in einer sehr liberalen Mitte liegt, in einer Eigenschaft des liberalen Menschen, der das Ziel, auf das er hinarbeitet, hinter dem Vorbehalte versteckt, es je nach seiner Erreichbarkeit zu formulieren. Immerhin hatte Wilson sich festgelegt. Er brachte nach Europa einen empfindlichen Ehrgeiz und einen bemerkenswerten Eigensinn mit. Aber als er unter den Staatsmännern erschien, da wurde sein Schiedsrichtertum als ebenso ärgerlich empfunden, wie man seine Beihilfe bis dahin dankbar angenommen hatte. Und nun zeigte sich, daß er der große, der durchdrungene, der durchaus unerschütterliche Mann nicht war, der eher bereit ist, die Welt zugrunde gehen zu lassen, als von seinem Worte zu weichen — und der eben dadurch die Welt rettet. Wilson fühlte wohl, daß jetzt allerdings ein Interesse auf dem Spiele stand, das nicht nur politisch, sondern ideologisch war: das Interesse einer Weltbloßstellung oder Nichtbloßstellung des Liberalismus, die an Ihm, an seiner geschichtlichen Gestalt und schließlich an dem amerikanischen Volke haften blieb und die er hinnehmen mußte, oder der er vielleicht ausweichen konnte. Wenn der Liberalismus sich beim Worte nahm, und wenn Wilson, der sich der päpstlichen Friedensvermittlung entzogen hatte, um seine eigene Völkerbundeitelkeit voranstellen zu können, sich selber beim gegebenen Worte nahm, dann mußte er den Ausgang des Weltkrieges zu einem Werke der Völkerbefriedung nutzen. Aber schon war keine Rede von den Versprechungen mehr, daß man das deutsche Volk, sobald es durch eine Revolution dem Kriege ein Ende mache, als ein „befreites" Volk in den Ring der „freien" Völker aufnehmen werde. Immer stiller war der Liberalismus von den Idealen geworden. In Versailles ging der Schacher nur noch um das Gran, um den Grad, um die Linie, die man nicht überschreiten durfte, wenn man sich nicht selbst bezichtigen wollte — oder über die man sich vielleicht hinwegsetzen konnte, ohne ertappt zu werden? Wilson hat manche Habgier verhindert. Aber wir müssen heute bedauern, daß er es getan hat. Er hat damit nur Entwicklungen hinausgezögert, zu deren Durchbruch es gleichwohl kommen muß. Wilson war auf seine Weise noch liberaler, als seine französischen und englischen Gegenspieler. Er

ließ Halbheiten zu. Und er bestand nur mit Rechthaberei darauf, daß alle die Ausdeutungen Umgehungen und Verletzungen seiner Punktationen eben Anwendungen derselben seien. Immer schleppt der Liberalismus den liberalen Toren mit sich, der wohl Ernst mit den liberalen Ideen machen möchte, der aber, wenn er mit ihnen nicht durchdringt, sich damit begnügt, daß wenigstens ein Schein gewahrt wird. Aber immer kommt für den Liberalismus auch der Augenblick, in dem der liberale Mensch aus sich heraustritt und mit Kälte Zugriff und einer Bedenkenlosigkeit, die nunmehr am vorteilhaftesten erscheint, seine Absichten zu erreichen sucht. Das tat Clemenceau, für den der Liberalismus immer nur eine Taktik gewesen war, mit der er den persönlichen Gegner aus den unsachlichsten Gründen ansprang, und der jetzt als alter Mann ganz zu dem zähen Willensmenschen wurde, der von seiner Beute nicht läßt. Und das tat Lloyd George, dessen Liberalismus in einer angeborenen Beweglichkeit lag, die ihm jedes Vermittlertum, aber auch jeden Anschauungswechsel gestattete, und der nun mit dem aufgeräumten Geiste, mit dem er sich über entstehende Schwierigkeiten hinwegzusetzen pflegt, alle Einwände hinter den Erfolg zurückstellte, den er davontrug. Gegen diese beiden Gegenspieler kam Wilson nicht auf. Er ließ sie ihr Spiel gewinnen. Und er hatte nur die Unehrlichkeit, sich den ebenso biedern wie selbstgefälligen Anschein zu geben, als ob er selbst es gewonnen habe. Das war der dritte Betrug.

Der Friede hat der Welt nicht Freiheit gebracht, sondern Verknechtung. Und er hat ihr nicht Frieden gebracht.

Gleichwohl haben die Staatsmänner von Versailles die Stirne, die zu der Auslegung gehört, daß ihr Werk die Gewährleistung von Fortschritt und Gerechtigkeit sei.

Es ist die Stirn von Überführten. Es ist die Auslegung von Durchschauten. Aber sie sind im Besitze ihrer politischen Macht, die sie einer Grundsatzlosigkeit im Namen von Grundsätzen verdanken und an der wir die verruchte Eigentümlichkeit des liberalen Menschen erkennen, Begriffe zu mißbrauchen, Begriffe als Mittel zu verwenden und Zwecke durch Begriffe zu beschönigen.

III

Der Verdacht, unter dem der Liberalismus heute in Deutschland steht, ist der Verdacht auf ein System: auf ein Netz Geflecht und Schlingenwerk, das man sich durch die Welt hin ausgelegt vorstellt und in dessen Maschen sich Deutschland schließlich verfangen haben soll.

Der Verdacht, unter dem die Freimaurerei steht, gehört vor allem hierher. Ihre geheimgesellschaftliche Gliederung auf weltbürgerlicher Grundlage legt ihn besonders nahe. Man wurde auf die Tatsache aufmerksam, daß es freimaurerische Mächte waren, die vor dem Kriege das herzliche Übereinkommen gegen Deutschland und während des Krieges dasjenige zu seiner Vernichtung schlossen. Und man machte auf die andere Tatsache aufmerksam, daß es fast nur freimaurerische Staatsmänner

gewesen sind, die schließlich in Versailles zusammengesessen haben. Man hat deshalb in der Geschichte der Freimaurerei zurückgeblättert, um hinter das Geheimnis zu kommen, das sie umgibt, und die Zusammenhänge aufgeschlagen, die sich zwischen allem feststellen lassen, was jemals unterirdisch und hintergründig in der Menschheit gewesen ist. Man hat sich gefragt, welchen Grund es haben könne, daß die Logen die Menschen in Eingeweihte und Nichteingeweihte scheiden, und ob es vielleicht politische Beweggründe gewesen sind? Man hat die Ursprünge der Freimaurerei in den ägyptischen wie in den eleusinischen Mysterien zu entdecken vermeint. Man hat die Freimaurer auf die Druiden und hat sie auf die Assassinen zurückgeführt. Man hat die Spur verfolgt, die von den Ritterorden über die Rosenkreuzer zu den Illuminaten und von diesen zu den Logenbrüdern führt. Und man ist schließlich der dunklen Tätigkeit nachgegangen, die 1717 mit der Gründung der neu-englischen Hochloge einsetzte und 1789 dem Ausbruche der französischen Revolution ebenso vorherging, wie demjenigen der russischen Revolution von 1917 und der deutschen von 1918.

Aber derartige Stammbaumversuche sind doch nur Notbehelfe. Sie vermitteln uns keine Erkenntnis eines gemeinsamen weltanschaulichen Grundgedankens, stellen uns vielmehr vor ebensoviele Widersprüche, wie sie scheinbare Vergleichspunkte darbieten. Nur eine oberflächliche Anschauungsweise kann sich von der Beobachtung, daß es immer Geheimbünde gegeben hat, aus deren Wesen sich verwandte Formen ergaben, zu dem Schlusse verleiten lassen, daß sie auch die gleichen Ziele gehabt haben müssen. Sie hatten vielmehr die entgegengesetztesten Ziele. Und die Freimaurerei selbst hatte sogar die wandelbarsten. Auch dies wäre nicht weiter auffallend, wenn nicht die Tatsache der Wandelbarkeit selbst uns fragen ließe, ob die verdächtige Eile Leichtigkeit Fixigkeit, mit der die Freimaurerei ihre Anpassungen und Umpassungen vollzog, etwa einen Hinweis auf eine Eigentümlichkeit ihrer Geistesverfassung enthält, die dann als eine solche des Liberalismus wiederkehrt? Sie enthält ihn. Wenn man die Geschichte der Freimaurerei durchgeht, dann gerät man vor eine Auflockerung von Grundsätzen, die einen ganz bestimmten Menschen voraussetzt, in dem wir den liberalen Menschen erkennen: einen Menschen mit einem jenachdem aufgeweichten oder abgefeimten Gehirne, der entweder seine Grundsätze nicht mehr auseinander zu halten vermag oder der sich über sie hinwegzusetzen pflegt: einen Menschen jedenfalls, den es nicht die geringste Selbstüberwindung kostet, sie preiszugeben, im Gegenteile, der sich daraus bezahlt macht und sich dabei in seinem eigentlichen Geschäfte fühlt. Man gerät schon vor eine derartige Preisgabe, wenn man die Feststellung macht, daß die Logen ursprünglich als ganz unpolitisch gedacht waren, daß es aber nicht lange dauerte und die Politik ihr Haupt- Sonder- und Lieblingsbeschäftigung wurde. Und man gerät vor eine andere Preisgabe, wenn man der Feststellung hinzufügt, daß es durchaus nicht immer eine aufklärerische Politik gewesen ist, der die frühe Freimaurerei sich hingab, wie man dies nach dem Grundzuge des Logengedankens hätte erwarten sollen, daß vielmehr das Freimaurertum, das ihn nach Frankreich hinübertrug, in der eifrigen Gestalt der grauen Schottenbrüder hier zunächst eine papistische und stuartistische Politik betrieben hat. In

der Folge, in der Zeit einer langen whighistischen Herrschaft, aber auch einer ersten parlamentarischen Korrumpierung, gingen die Logen dann wieder zu einer liberalen Politik über, der sie nunmehr auch den liberalen Namen gaben und deren verfassungsmäßig gewordener Mittel sie sich bedienten, um sich in der schmackhaft gewordenen Macht zu erhalten. Ein derartiger Wechsel der Einstellung schien vernünftig zu sein — und warum sollte man das Vernünftige nicht tun, wenn es zugleich das Vorteilhafte war? Es erschien durch die besonderen Umstände gerechtfertigt — und die Berufung auf „Umstände" ist es immer gewesen, die jede Abweichung von Grundsätzen entschuldigen mußte, indem sie dieselbe „verstehen" lehrte. Darin lag eine Charakterlosigkeit von Doktrinären, denen es gar nicht um ihre Doktrinen zu tun war. Darin verriet sich vielmehr so etwas wie eine Vorsicht von Verbrechern, die beizeiten für eine weltanschauungsmäßige Rechtfertigung sorgten, die sie zwar ihren Gegnern höchst unfolgerichtig vorenthielten, die sie aber für den Fall bereit hielten, daß sie selbst einmal zu irgendeiner Verantwortung gezogen werden sollten. Darin kündigte sich ein System der Systemlosigkeit an, das die Welt als Unbedingtheit durch eine Welt schillernder Bedingtheiten ersetzte und hinterher zu der Hundeanschauung einer relativistischen Skepsis geführt hat.

Inzwischen bildete die Freimaurerei die Scheinlogik eines Rationalismus weiter aus, der den Schluß zog, daß etwas folgerichtig sein müsse, wenn es vorteilhaft war und eine abgerichtete Vernunft die nachträgliche Gutheißung gewährleistete. Warum sollten die Logen, die als Vertreterinnen des christlichen Menschheitsgedankens entstanden waren, nicht auch die Vertretung eines nichtchristlichen Menschheitsgedankens übernehmen, wenn doch der Nichtchrist auch ein Mensch ist und sich obendrein aus dem Verkehre mit ihm Vorteile herausholen ließen, die der Sache förderlich waren? Also ging die englische Hochloge voran, indem sie zuerst bei der Aufnahme neuer Mitglieder aus Handelsrücksichten jüdische Ausnahmen zuließ. Der Engländer fühlte sich immer dem Geiste des alten Testamentes verbunden, und wenn er auch das neue bekannte, dann änderte dies doch nichts daran, daß das alte gleichfalls ein Testament war, ein materialistisches zwar, aber auch ein praktisches und obendrein ein sehr rabiates. Ebenso machte der französische Groß-Orient allmählich keinen Unterschied zwischen Deisten und Atheisten. War der Positivismus nicht auch eine Religion, allerdings ein Glaube an den Unglauben, aber immerhin ein Glaube, ein Vernunftglaube, der den Offenbarungsglauben ersetzte? Also nahm man Positivisten auf, obwohl sie nicht nur Kirchenfeinde waren, sondern Religionsfeinde. Aber man tat es, weil sie das Licht bekannten, das die Aufklärung durch das Jahrhundert verbreitete, weil sie sich eifrig zu den Diensten drängten, die man der Vernunftgöttin schuldig war, und gleichfalls von „Menschheit", von „Fortschritt" und vor allem von „Freiheit" sprachen. In Wirklichkeit tat man es, weil man mit ihnen in derselben Gesellschaft lebte, an derselben Börse spielte und in derselben Kammer saß. Man tat es, weil die politischen Ziele in der gleichen opportunistischen Richtung zusammenliefen.

Nicht anders ist die Freimaurerei heute durchaus bereit, zum Jesuitismus hinüberzuwechseln, sobald ihr die Ziele in der gleichen politischen Richtung zusammenzulaufen scheinen. Denselben Politikern aus dem Kreise des großen Orient, die soeben noch die vatikanischen Gesetze gemacht haben, fällt es mit einem Male nicht schwer, das Haus des Papstes zu betreten und in der Jungfrau von Orléans, in der sie bis dahin Voltaires Dirne zu bespeien pflegten, Fochs Heilige anzubeten. Das Weltanschauliche, um dessen Willen man den Krieg geführt zu haben behauptet, rechtfertigt auch diesen Schritt. Wenn das Frankreich der Revolution die Sache der Menschheit führt, wie die Pucelle einst diejenige Frankreichs führte — nicht wahr, dann gibt es doch ein Gemeinsames, das über alles Trennende hinwegsehen läßt? Jedenfalls lohnt es sich für einen Liberalismus, der sich in seinen Worten so kosmopolitisch, aber in seinen Taten so chauvinistisch gab, alle Erzfeindschaft zu vergessen, die er vordem der Kirche schwor, wenn er von einer Verbindung mit ihr eine Unterstützung seiner Pläne, die Begünstigung seiner Absichten in Polen und die nachträgliche Zustimmung zu rheinischen Anschlägen erwarten kann.

Die Pläne selbst aber sind wieder durch den Wortlaut des Friedensvertrages gedeckt, der dem Liberalismus den Spielraum gab, den er für seine Zweideutigkeiten braucht, und der geflissentlich so angelegt wurde, daß sich ein Rechtsspruch aus dem Buchstaben seiner Bestimmungen auch dann herleiten ließ, wenn ihre Auslegung eine offenbare Beugung Umgehung Vergewaltigung der mit ihnen verbundenen Begriffe war. Die Geschichte des Friedensschlusses ist die einer äußersten Wandelbarkeit, die an keinem Programme festhielt, sondern sich ganz auf die Lage einstellte und nach ihr die Forderungen an den Gegner bemaß. Sie ist die Geschichte einer einzigen Preisgabe von Grundsätzen, die für jeden einzelnen Fall einen besonderen Vorwand bereit hielt, um das, was auf der gegnerischen Seite als Unrecht angetan wurde, auf der eigenen Seite als Recht hinstellen zu können. Sie ist die Geschichte eines letzten und größten Betruges, der auf einer so verschobenen Rechtsgrundlage zustande kam, daß das Urteil der Friedensbedingungen nicht aus einem Strafgesetzbuche gefällt, sondern selbst zum Strafgesetze erhoben wurde.

Der Liberalismus brauchte dazu einen Menschen, der als Anwalt eines Menschheitsgedankens auftrat, auf den er sein Schiedsrichtertum gründete, und der gleichzeitig die Rechthaberei besaß, auch die Zugeständnisse, die er machte, vor aller Welt als sittlich zu verantworten. Er fand ihn in dem Manne, der immer von „unparteiischer Gerechtigkeit" geredet, dem der Wortverbrauch aber das Urteilsvermögen so geschwächt hatte, daß er in seiner Selbstgerechtigkeit gar nicht bemerkte, wie sehr er nur ein Werkzeug der „einen" Partei war; der sich auf öffentliche Verhandlungen festgelegt hatte, aber sich auf ein Verfahren einließ, bei dem man vor allem den Verhandlungsgegner ausschloß und an dem öffentlich nur das Ergebnis war, das man diesem mitteilte; der von Kriegsentschädigungen nichts hatte wissen wollen, aber dafür einseitige Wiedergutmachungen zuließ, unter denen die Seite, der sie zugute kamen, dann gleich den ganzen Krieg verstand, den sie sich bezahlen ließ; der sich gegen einverleibte Gebiete verwahrte, aber besetzte Gebiete hin-

nahm, die dann mit Vorläufigkeit beschönigt wurden und zugleich der Ungewißheit einer Abstimmung überhoben; der sich der „Schlichtung aller kolonialen Ansprüche" entzog und „Annexionen" vermied, indem er „Mandate" verteilte; der nicht nur die „Freiheit der Meere", sondern auch die „Gleichheit der Handelsbeziehungen" und die „Abrüstung der Völker" zurückstellte; und der dafür nur den „Völkerbund" auf die Gefahr hin nach Hause brachte, daß man ihn zu Hause gar nicht haben wollte.

Der Liberalismus fand diesen Mann in dem Meister vom Stuhl einer weltfremden Weltgerechtigkeit, der immer einen Begriff auf die eine Schale der Wage legte, die er in Händen hielt, und im Ernste glaubte, daß sein Standpunkt durchgedrungen sei, wenn sie nur recht hochflog — während auf der andern Schale schwer die Wirklichkeit lag. Als Bruder Wilson den „George Washington" bestieg, da hatte er keinen Gottesfrieden geschaffen, wie er sich vorgenommen, vielmehr einen Frieden, an dem jetzt der Liberalismus seinen Wohlgefallen hat — aber nicht wahr, doch einen tatsächlichen Frieden, von allen Völkern ersehnt, von den Siegern ausgefertigt und von den Besiegten unterzeichnet!

Wie im Jesuitismus der Zweck die Mittel heiligte, so heiligt im Liberalismus der Begriff die Auslegung — und die Auslegung wiederum den Begriff.

IV

Wer hinter ein System kommen will, der muß zu seiner Psychologie vordringen.

Der Liberalismus beruht auf dem liberalen Menschen, mit dem wir zu tun haben.

Der Verdacht, welcher auf den Schwindel fällt, der mit Ideen betrieben wurde, geht von den Schwindlern aus weiter und bleibt bei einem weit angelegten Plane haften, der ebenso der Entstehung des Weltkriegs zugrunde lag, wie er jetzt wieder der Ausmünzung des Friedens zugrunde liegt. Nur brauchen wir uns diesen Plan nicht als vereinbart und vorgefaßt vorzustellen — er kann gleichwohl vorhanden und wirksam gewesen sein. Der Liberalismus ließ auch hier wieder jeglichen Spielraum, und wenn es empfehlenswert erschien, dann ging man allerdings zu einem zweckhaften Übereinkommen über, wie die Einkreisungspolitik und das herzliche Einvernehmen zwischen den Westmächten gezeigt haben.

Aber vor allem beruhte der Plan auf den Menschen. Er beruhte auf einem mehr oder weniger stillschweigenden Übereinkommen von gleichgerichteten Menschen, die in ihren Beweggründen übereinstimmten. Er beruhte auf dem liberalen Menschen, der immer und überall in der ihm eigentümlichen Weise handeln wird, und der, wo und wie er auch wirken möge, immer zersetzend wirkt. Er beruhte auf einer menschlichen, einer psychologischen und beinahe physiologischen Wahlverwandtschaft, die sich in politische Wahlverwandtschaft umsetzte. Aus einer Übereinstimmung der Triebe ergab sich die Übereinstimmung des Zieles.

Die Freimaurerei ist nur ein Fingerzeig. Und er weist auf den Liberalismus hinüber. Die Tätigkeit der einen geht in die Tätigkeit des andern unmerkbar über,

so daß Vordergrund und Hintergrund nicht immer auseinander zu halten sind. Aber dort, wo die Logen nur ihre Freimaurerei treiben, unterscheiden sie sich von den Klüngeln, in denen der Liberalismus seine Politik macht, wie Harmlosigkeit von Bösartigkeit. Die weiße Magie liegt mit einer schwarzen Magie in ewigem Kampfe: die eine ist die Kehrseite der anderen. Bei der Freimaurerei, die sich so gerne den lichten Anstrich einer harmlosen Reinheit gibt, handelt es sich um keine von beiden, vielmehr um eine Mischung, die viel zu zweideutig, widerspruchsvoll und zusammengesetzt ist, um sie eindeutig ableiten zu können. Es handelt sich um die graue Magie der Aufklärung. Auch sie kommt aus grauer Theorie. Oder nein: da es aus natürlichen wie geistigen Gründen keine Beziehung zwischen Magie und Aufklärung geben kann, so wenig, wie zwischen Mystik und Rationalismus — deshalb handelt es sich in der Freimaurerei nur um den Versuch, einen Ersatz für die von ihr entgottete Welt zu finden, den sie dann in einer verbrüderten Welt fand. Der Lichtstrom der Gnade wurde gebrochen, abgeleitet und aufgelöst. In dem Nebel, der blieb, konnte die Freigeisterei der Armen im Geiste sich wichtig machen — oder aber es ließen Anschläge sich bereiten, Ränke sich spinnen, Schliche sich trefflich hecken. Was entstand, das war ein liberales Magiertum, das nicht mehr Magie war, sondern Trivialität oder Intrige. Liberale Menschen sind niemals magische Menschen, sondern triviale Menschen, solange sie nur ihre Gemeinplätze pflegen, oder aber, sobald sie zu Wirksamkeiten übergehen, intrigante Menschen. Liberalismus führt zur Dummheit oder zum Verbrechen. Und oft weiß das eine nicht vom anderen. Oft aber wissen sie voneinander.

Auch die Aufklärung wollte ihr Geheimnis haben. Sie umgab sich mit ihm in der Freimaurerei. Aber was entstand, das war ein Mysterium der Banalität. Seine Mysten sind Weltanschauungsdilettanten. Gerade sie, die sich den Anschein geben, irgendwie Eingeweihte zu sein, sind gänzlich uneingeweiht in die großen, die wesentlichen, die entscheidenden Dinge, die immer nur durchdrungenen Menschen zugänglich werden. Die Logen behaupten zwar, daß auch das Freimaurertum auf einem Erlebnis beruhe, das man gehabt haben müsse und das sich nicht eigentlich mitteilen lasse. Die Freimaurer sprechen von ihrer königlichen Kunst, aber sie tun es genau wie Menschen, die von Kunstwerken reden, ohne Echtheit fühlen, Unechtheit durchschauen, Geschaffenes von Gemachtem unterscheiden zu können, und die sich nun zum Ersatze mit Allgemeinbegriffen wie „Schönheit" oder „Wahrheit" behelfen, die in ihrem Munde doch nur Laienbegriffe bleiben. Die Freimaurer fühlen das Unzureichende wohl. Sie erfahren, daß sie in ihrer Gnadenlosigkeit irgendwie Ausgeschlossene sind. Sie kreuzen immer wieder Bereiche einer Welt der Eingebung, der sie nicht teilhaftig werden, und in die sie gerade von ihrer Welt der Begrifflichkeit aus, die so geheim tut, nicht einzudringen vermögen. Das wollen sie dann nicht wahrhaben. Und es setzt sich bei durchschnittlichen Aufklärungsnaturen, die in den Logen zu Klüngeln zusammenhocken, in diese höhnische Voreingenommenheit gegen jede Offenbarung um, in diesen kindischen Haß auf alle Überlieferung, die, wie man meint, den vielberufenen „Fortschritt" hintanhält, in diese oberflächliche

und rachsüchtige Feindschaft, mit der man nicht nur Kirche und Kirchentum, sondern alles bedenkt, was aus geistigeren Vergangenheiten unter uns weiterlebt und von hier aus auch die staatlichen Bindungen unterbaut. Oder es führt bei ernsteren aber immer noch beschränkten Bildungsnaturen, denen ihre wahllosen Liebhabereien irgendein für sie erstaunliches Buch zuspielten, zu dem nachträglichen Bemühen, den Gründer eines Menschheitsgedankens, „hinter" den man plötzlich gekommen zu sein glaubte, ob es nun Jesus oder der heilige Franz, Dante oder Goethe ist, als ursprünglichen Freigeist in einen Anspruch für die Logen zu nehmen. Aber auch dieses Bemühen ist wieder nur ein Ersatz. Es soll die Persönlichkeit ersetzen, die von der Freimaurerei niemals hervorgebracht worden ist. Das Paßwort der Logen, das „Ich bin der Ich bin", täuscht mit einem Gemeinplatze nur Persönlichkeit vor und schmeichelt dem Laien. Die Logen selbst haben den Verzicht auf Persönlichkeit ausgedrückt, als sie die Einrichtung der unterschiedlichen Hochgrade trafen, auf die sie ihre Mitglieder nach der Stufung ihrer Bedeutung verteilten, ohne daß je auch nur ein einziger Hochmeister zu einer geistigen Wirksamkeit gekommen wäre, die zeitgeschichtlich, geschweige denn weltgeschichtlich war. Auch der Hochgrad ist nur ein Ersatz. Er verleiht Wichtigkeit im Kleinkreise und befriedigt den Ehrgeiz der Gernegroßen. Die Freimaurerei hat noch nicht einmal einen Stifter. Mit keinem Namen verbindet sich ihre Entstehung in unserer Vorstellung. Um der Ziele der Logen willen hat noch Keiner gelitten. Und wenn man die Freimaurerei nach den Werten bemißt, die sie für sich anführen könnte, dann ist sie die armseligste aller Bewegungen. Die Enzyklopädisten konnten immer auf ihre fünfunddreißig Foliobände verweisen, die auch als Verneinung noch eine ätzende Tat waren, und als Erscheinungen hatten sie mindestens den Wuchs der Widerstände, die sie im Kampfe wider Klerikalismus und Absolutismus überwinden mußten. Der Jesuitismus geht auf die geistlichen Übungen des baskischen Eiferers zurück. Der Puritanismus kann Milton einbeziehen. Der Pietismus brachte manches Bekenntnis einer schönen Seele. Das Freimaurertum besitzt niemanden und nichts. Es ist ohne jedes klassische Sprachzeugnis. Es hat nur Traktätchen. Es hat lediglich die Begriffe der Aufklärung aus Essig in Wasser verwandelt und aus ihnen mit einem allegorisierenden Rationalismus jene Mythen einer Freigeisterei gemacht, die von „Menschheit" sprechen ließen, von „Fortschritt" und vor allem von „Freiheit", womit man die Massen fing, nicht allzu gerne von „Gleichheit", die bei Gelegenheit hätte gefährlich werden können, aber besonders gerne von „Brüderlichkeit", die unter Brüdern nur wenig kostet und sich immer bezahlt macht. Darüber wurden die Logen zu diesen Herbergen der Mittelmäßigkeit.

Das mit der Freimaurerei verbundene Klüngelwesen kehrte dann im Liberalismus wieder: als eine politische Versippung von kleinen Menschen, die unter Vorbehalt klug, mit Sicherheit niemals weise, aber geschäftig und überaus geschäftstüchtig sind. Der Unterschied ist nur, daß von ihnen nicht Geselligkeit gepflegt, sondern Macht gewollt wurde. Der Wille dazu ging unmittelbar von den Logen in den Liberalismus über. So heißt es im „Bulletin du grand Orient de

France" für 1899/1900: „Daß niemand mehr sich regen dürfe, als soweit es dem Freimaurertum, dem Herrscher aller Herrscher der Erde, genehm sei!" Das Eingeständnis gehört zu den Dummheiten, die dem liberalen Menschen immer wieder unterlaufen. Geheime Wünsche brachten nicht über sich, auch nur das halb öffentliche Gesicht zu wahren. Und doch konnte man nicht unvorsichtiger sein und den Freiheitsbegriff mehr bloßstellen, den die Freimaurerei mit dem Liberalismus teilt. Der Fingerzeig weist von der einen auf den andern hinüber und erklärt aus einer Übereinstimmung der Instinkte die Bildung einer politischen Partei. Nicht Einer im Klüngel würde je wagen, sich Macht anzumaßen, solange er auf sich selbst angewiesen ist. Aber wie — wenn sich nun mehrere zusammenschlossen und durch Zahl und Berechnung und Ineinanderwirken ersetzten, was einem Jeden an Bedeutung abging? Wie — wenn die Zahl wiederum durch Auswahl, durch Verteilung der zur Verfügung stehenden Kräfte und durch Ausbildung einer ganz bestimmten und immer bedenkenlosen Geschäftigkeit sich Einfluß sicherte? Und wenn man den Raum, den man dazu brauchte, den Raum der Freiheit nannte, der sich dann als Spielraum für Umtriebe mißbrauchen ließ? Wilson hat von der verhältnismäßig kleinen Anzahl von Männern gesprochen, die ihr Land wirtschaftlich beherrschen. In Deutschland hat unlängst einer, der es wissen muß, von den dreihundert Finanzleuten gesprochen, die heute die Welt beherrschen sollen. Und darüber hinaus ist die Verdachtsfrage aufgeworfen worden, ob es nicht eine ganz kleine Gruppe von ganz geheimen Führern gibt, die ihren eigenen Helfern und gar Helfershelfern unbekannt sind, eine Gruppe, in der Jesuiten und Freimaurer und jetzt wohl auch Bolschewiki sitzen und von der alle Geschichte gemacht wird. Aber nicht so weit braucht der Argwohn in Deutschen, die stutzig geworden sind, den Verdacht ausschweifen lassen. Man braucht nur an David mit der Schleuder zu denken. Es sind die vielen kleinen schwächlichen Davide, die es überall gibt, und die in ihrem Wirken übereinstimmen, die überall ihre Rache nehmen und das Geschoß richten. Der Finger legt sich hier auf die Beweggründe, die im liberalen Menschen treiben. Ein Ehrgeiz trieb an, der bereits aus einem Rückgefühle kam, ein Mit-dabei-sein-wollen der Zurückgebliebenen, die nicht zurückgesetzt sein wollten, eine Angst der Unzureichenden, irgendwie den Anschluß zu verfehlen. Neid auf Macht erklärt eine Geistesverfassung von an sich unbedeutenden Menschen, die gleichwohl eine besondere Meinung von sich haben und sie nun durch Liberalismus zur Geltung zu bringen hoffen. Neid auf Macht erklärt diesen Haß gegen das Genie, gegen jeden nur irgendwie großen Mann, der als Einzelner diejenigen Dinge tut, die von den Vielen oder auch nur von Mehreren gemeinhin nicht getan werden können. Neid auf Macht erklärt diesen Haß gegen die Dynastien, in denen zwar nicht immer Persönlichkeit, aber Voraussetzung von Persönlichkeitsbildung und jedenfalls Persönlichkeitsvorrecht erblich gewährleistet erscheint. Neid auf Macht erklärt nicht minder den Haß gegen das Papsttum, das als Einrichtung die Befugnis sicherstellt, die dem Träger überlieferungsmäßig zukommt, erklärt die Anfeindung der Unfehlbarkeitslehre Louis XIV., wie die der Unfehlbarkeitsverkündung Pius IX. Und auf der anderen Seite erklärt sich so diese

Vorliebe für Verfassungen, die durch Wahlen zur Macht gelangen lassen und die Gerechtigkeit auf einen Zufall stellen, einen Zufall, dem nachgeholfen werden kann: für einen Parlamentarismus, der die Kontrolle der Macht übernimmt und dem Berufenen wie dem Unberufenen die Möglichkeit gibt, sich selbst zu wählen; für eine Republik, in der die Gewählten sich in die Macht ihrer Parteien teilen, der Parteiführer mit Laufbahn und Staatsstellung bezahlt und der Wähler wiederum mit Pfründen der Partei belohnt wird; oder auch für ein gemäßigtes Königtum, das seine Macht längst abgegeben hat, aber noch einen Schein der Gnade aufrecht erhält, der die Politik der Beobachtung entrückt und den Blick von den wirklichen Machthabern ablenkt, ja vielleicht sogar einem Könige gestattet, nicht als König sondern als Privatmann die Politik seiner Geschäftsfreunde zu betreiben.

Der Aufstieg des liberalen Menschen, der Verantwortung abschiebt und Zersetzung überall hineinträgt, wo Bindung zusammenhalten muß, ist nur möglich, wenn der konservative Gedanke schwach wird, wenn er auf Führung wie Gefolgschaft verzichtet und seine überzeitlichen Gesichtspunkte hinter zeitliche zurückstellt. Deshalb fällt die Geschichte des Liberalismus mit der Geschichte niedergehender Herrscherhäuser zusammen, die keine Persönlichkeiten mehr stellten, sich vielmehr in ihren Vertretern entmannten oder verweiblichten, und wäre es nur, daß sie sich verbürgerlichten — wir mögen an das Haus Bourbon denken, oder an das Haus Hannover, an die Ludwige hier oder an die George dort. Vor Napoleon krochen die Freibeuter der französischen Revolution sofort zurück, und die geschmeidigsten unter ihnen, Talleyrand und Fouché, wußten alsbald den bonapartischen Anschluß und hinterher sogar noch den legitimistischen zu finden. Ebenso wichen die deutschen Liberalen vor Bismarck zurück. Aber um Wilhelm II., dessen Romantik so gar nicht konservativ und der in seinem Dilettantismus selbst so liberal war, drängten sie sich wieder, um an seiner Macht ihren nutznießerischen Anteil zu nehmen. Am wilhelminischen Hofe fühlte sich ihre Eitelkeit, und unter wilhelminischer Gunst machten sie ihre Geschäfte, die sie freilich — bei allem neudeutschen Westlertum, das ein Berlin-W-tum war — den französischen und englischen Liberalen wegnehmen mußten. Und wieder ist es Neid auf Macht gewesen, der jene Einkreisung schloß, in die der dumme deutsche Liberalismus als Opfer — soweit er sich diesem Opfer nicht zu entziehen weiß — schließlich mit einbegriffen wurde. Es war Neid auf Macht, der sich gegen eine Krone richtete und ein Volk traf, Neid der Staatsmänner zunächst, die unter der klugen Gängelung Eduards VII. ihre Machenschaften gegen die Machtstellung des Kaisers richteten, und schließlich der Neid der Völker selbst, die sich gegen das Eine Volk verbanden, das nach seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit, nicht nach seiner politischen Bereitschaft, allerdings eine Machtgeltung beanspruchen konnte. Es wiederholte sich der Beweggrund des Liberalismus, der die Kleinen und die Kleineren, die Mehreren und schließlich die Vielen gegen den Einen treibt. Er wiederholte sich mit dem größten Machtaufwande, den die neuere Geschichte gesehen, indem er sich von der Ebene der Innenpolitik, auf der sich der liberale Mensch bis dahin schadlos gehalten hatte, auf die Ebene der Außenpolitik übertrug, wo er mit noch ganz anderen Aussichten

ein ganzes Volk ausbeuten konnte. Wie unduldsam aber, und wie undankbar dieser Liberalismus ist, das zeigte sich schon wenige Wochen nach dem großen Börsenabschlusse, als die Franzosen denjenigen Mann, der Frankreich gerettet hatte und unzweifelhaft nur deshalb hatte retten können, weil er in seinem einsamen und grimmigen Wesen entscheidende Züge des nicht liberalen Menschen trug, als sie Clemenceau aus Furcht vor der Macht eines Einzelnen mif allen Merkmalen der Mißgunst die äußere Ehrung seiner Tat weigerten. Damit, so meinte der Liberalismus, hatte er den Weltkrieg endgültig gewonnen. Der Klüngel konnte von neuem an den Ramsch gehen.

Der Liberalismus behauptet, daß er alles, was er tut, für das Volk tut. Aber gerade er schaltet das Volk aus und setzt ein Ich an die Stelle. Der Liberalismus ist der Ausdruck einer Gesellschaft, die nicht mehr Gemeinschaft ist. Der liberale Mensch hat den Sinn verfehlt, der in der Entstehung einer jeden Gesellschaft liegt. Er hat die Gliederung verfehlt, die auf einem Aufstiege der Persönlichkeit beruht, und die als Gliederung allerdings über die Gemeinschaftsgrundlage hinausweist, aber zugleich als eine natürliche Bindung den Übergang aus dem Volke in die Gesellschaft möglich macht, hier den Austausch der Kräfte vermittelt und sie in Einheit erhält. Er hat den höherwertigen Menschen verfehlt, der die Werte, die er schafft, ursprünglich aus dem Volke empfängt und sie dem Volke gestaltet zurückgibt, so daß es ihn nicht als einen Gegensatz empfindet, der sich hier von ihm absondert, sondern als ein Beispiel, das es sich selbst gibt. Der Liberalismus dagegen ist der Ausdruck einer Gesellschaft, die sich aus den minderwertigen Bestandteilen des Volkes zusammensetzt. Der liberale Mensch drückt keine gegliederte Gesellschaft aus, sondern eine aufgelöste Gesellschaft. Schon deshalb kann er keine Werte hervorbringen, die dem Volke und der Gesellschaft gemeinsam wären. Der liberale Mensch hat nur Werte verfälscht, ist mit ihnen nach seinen Launen umgesprungen oder hat sie sich als eine besondere „Bildung" vorbehalten. Er war es, der diese entsetzliche Trennung aufriß, die heute zwischen Angehörigen desselben Volkes klafft. Die schmeichelnde Berufung auf das Volk soll der liberalen Gesellschaft nur den gewünschten Freibrief für ihre Willkür geben. Und von dem Schlagworte der Demokratie, das der liberale Mensch ausgab, hoffte er, daß ein Volk, das ihn aufnahm, mit seiner Masse die Forderungen unterstützen werde, deren Erfüllung er selbst als ein Sonderrecht für sich beansprucht. Aber gerade das Volk ist dem liberalen Menschen völlig gleichgültig. Der Liberalismus ist die Partei der Emporkömmlinge. Er ist die Partei einer Zwischenschicht, die verstanden hat, sich zwischen das Volk und die Auslese einzuschieben, die sich aus dem Volke heraus ständig, aber nicht berechensam, sondern schöpferisch vollziehen muß, wenn das Volk als Nation schöpferisch bleiben soll. Die Angehörigen dieser Zwischenschicht haben das Wachstum der Nation übersprungen oder sich als Fremdkörper in sie eingedrängt. Sie fühlen sich als Einzelwesen, die Niemandem verpflichtet sind, und am wenigsten dem Volke. An seiner Geschichte sind sie völlig unbeteiligt. Sie teilen nicht seine Über-

lieferung. Sie haben kein Miterlebnis seiner Vergangenheit. Sie haben auch nicht den Ehrgeiz seiner Zukunft. Sie suchen nur die Vorteile ihrer eigenen Gegenwart. Sie benutzen gelegentlich den Nationalismus, wie sie jede Konjunktur für ihre Interessen benutzen. Sie benutzen bald den Pazifismus, bald den Militarismus, je nach den wechselnden Zeitläuften. Ihre Skepsis fragt: wozu leben wir? Und ihr Zynismus antwortet: um zu leben! Also leben sie und schaffen sich die Mittel, um leben zu können.

Von diesem volklosen und ungebundenen Liberalismus, der sich durch Intellektualismus rechtfertigte, wurde als das erfolgreichste Mittel schließlich das politische eines Weltkrieges befunden, aus dem sich ein Weltgeschäft machen ließ. Er bediente sich der Völker als eines Mittels zu seinen Zwecken. Und er hetzte sie mit Begriffen in ihren Untergang. Der Verdacht, unter dem der Liberalismus steht, beruht auf dem Betruge, den er mit Ideen beging, um Interessen zu wahren. Er mißbrauchte den Rationalismus, um seine Methode zu begründen. Er schickte eine ideologische Propaganda vor, um überall in der Welt für sich Anhänger zu werben. Und er kam auf politischem Gebiete sehr bald dahinter, daß mit dem Schlagworte der Freiheit sich besonders gut so Menschen wie Völker fangen ließen. Aber was heute unter Verdacht steht, wird morgen unter Anklage stehen.

Diesen Liberalismus hat es freilich zu allen Zeiten gegeben. Es liegt im Triebe eines Jeden, daß er Individuum sein möchte, auch wenn er keines ist. Jeder Mensch, der sich nicht mehr in der Gemeinschaft fühlt, ist irgendwie liberaler Mensch. Seine Allzumenschlichkeiten sind liberal. Und die Selbstliebe ist sein eigenster Bereich. Es ist die Selbstlosigkeit eines konservativen Menschen, daß er an der Heiligkeit einer Sache haftet, die nicht mit ihm stirbt. Es ist die Selbstsucht des liberalen Menschen, daß er die Dinge, denen er lebt, der Sintflut überläßt. Im Gegensatze zu jedem Konservativismus, der immer auf die Stärke des Menschen baut, macht sich der Liberalismus die Schwäche des Menschen zunutze. Er sucht den Trick herauszubekommen, wie sich aus der Schwäche noch eine Stärke machen läßt. Er bringt das Kunststück fertig, wie einer auf Kosten des anderen leben kann, indem er den Trick durch Ideale verdeckt, ihn mit Idealen zu beschönigen sucht. Dahin geht seine Rechnung. Dahin ging sie auch jetzt wieder.

Dieser Liberalismus hat seine Formen nur je nach seinen Interessen geändert. Er hat seine Formen nach den Zwecken geändert, die der Individualismus ihm vorschrieb, während ihm der Intellektualismus die Begriffe als Mittel bereitstellte.

Und er ist immer eine furchtbare Macht gewesen.

V

Liberalismus hat Kulturen untergraben. Er hat Religionen vernichtet. Er hat Vaterländer zerstört. Er war die Selbstauflösung der Menschheit.

Naturvölker kennen keinen Liberalismus. Für sie ist die Welt ein einheitliches Erlebnis, das der Mensch mit den Menschen teilt. Und sie haben die ursprüngliche Witterung, das Dasein als einen Kampf zu begreifen, in dem sich Alle,

die irgendwie zusammengehören, gegen Alle behaupten müssen, die sie irgendwie bedrohen.

Staatsvölker haben den Liberalismus immer niedergehalten. Sie schützten sich gegen ihn durch Bindungen, die ihr politisches Dasein sicherstellten. Und wenn sie im Verlaufe ihrer Geschichte das Individuum hervorbrachten, das ihr an einer Wende eine veränderte Richtung gab, dann bezogen sie es abermals in die Formen ein, auf denen sie anfänglich und überlieferungsmäßig beruhen. Sogar die Revolutionen von Staatsvölkern sind Dogmen unterstellt, die abermals bindende Einrichtungen zu schaffen suchen. Solange sie Staatsvölker bleiben, leben ihre Menschen in einem Geiste der Überdauerung. Aus ihm nehmen sie die Kräfte einer Erhaltung, die sie an das Werk stellen, auf das es ihnen ankommt.

Aber Gesellschaftsvölker, Nationen, die aufhörten, Volk zu sein, haben dem Liberalismus den Raum gegeben, den er beansprucht. Sie blieben nach unten hin Masse. Aber sie bildeten nach oben hin Schicht. Es war nicht mehr die Schicht, die vorangegangen war und die durch ihr Beispiel den Staat geschaffen hatte. Es war die Schicht, die nachrückte und die den Staat auflöste. Es war jene gefährliche rücksichtslose bedenkenlose Zwieschicht, die sich einschob. Das Ergebnis war die Herrschaft eines Klüngels von Menschen, die nur durch ein gemeinsames Interesse verbunden waren und dieses Interesse allerdings auch zu wahren wußten. Sie nannten sich gerne die Besten. Sie erhoben auf diesen Namen einen täuschenden Anspruch, obwohl sie sich aus Zugewanderten und Reichgewordenen, aus Freigelassenen und Emporgekommenen zusammensetzten. Es kam ihnen nicht darauf an, ob sie aus der feudalen oder aus der eigenen radikalen Ideologie die Begriffe nahmen, mit denen sie ihre Anmaßung, ihre Aneignung, ihr neues Vorrecht verdecken oder beschönigen konnten. Eine Anspielung auf Aristokratie tat ihnen freilich besonders wohl. Aber am eindrucksvollsten und erfolgreichsten nannten sie sich doch Demokraten.

Griechenland ist an diesem Liberalismus zugrunde gegangen. Verstehen wir endlich die drohende Schrift, die an den antiken Himmel gezeichnet hat, daß dem Untergange der hellenischen Freiheit die Entstehung des liberalen Menschen vorherging? Er kam nicht von ungefähr. Er kam aus der griechischen Aufklärung. Der Sophist, der jeder Aufklärung prüfungslos anhing, kaum daß sie ausgesprochen wurde, zog aus der Atomistik der Philosophen die Schlußfolge des Individualisten: für das Atom des Ich. Es war ein sophistisches Wort, das den Menschen darüber belehrte, daß er das Maß aller Dinge sei. Und es war derselbe Protagoras, der damit den Individualismus begründete, und der zugleich den Relativismus verkündete: „Entgegengesetzte Behauptungen sind gleich wahr." Das war noch durchaus sittlich gemeint. Nicht wahr, es war doch so gemeint, daß es keine allgemeinen Wahrheiten gibt, sondern nur besondere — je nach dem Standpunkte dessen, der eine Wahrheit erkennt? Wie aber, wenn derselbe Mensch zwei Standpunkte hat — und sie je nach dem Vorteile einnimmt, den er hinter einem von ihnen wahrnehmen möchte! Keine klare Dualität war geschaffen, die zu einer Seite die Gegenseite auf-

sucht. Eine schillernde Relativität war geschaffen, die den Dingen so viele Seiten gibt, nicht wie sie haben, sondern wie sie spiegeln. Es fehlte nur noch die Methode. Und auch sie ward von den Philosophen bereitgestellt. Wieder war es Protagoras, der als Sophist der Redekunst zuschrieb, daß sie die schwächere Sache zur siegreichen machen könne. Auch dies war noch ganz sittlich gemeint. Nicht wahr, es war doch so gemeint, daß man unter der schwächeren Sache die bessere zu verstehen habe, der das siegreiche Wort zum Siege verhelfen könne? Aber sehr bald bildete sich die Praxis heraus, durch Rhetorik die schlechtere Sache zur siegreichen zu machen. Sie bildete sich um so leichter heraus, als sie sich lohnte. Es ist kein Zufall, daß die Sophisten die Erstbezahlten unter den griechischen Philosophen waren und die Bestbezahlten wurden. Sie machten aus ihrem Denken ihr Geld. Der Materialismus der Anschauung führt immer zum Materialismus der Gesinnung. Das ist sehr menschlich. Aber es ist so.

Das alles wurde als Fortschritt empfunden. Und es war doch Verfall. Der Vorgang hat sich immer wiederholt. Die Gläubigen der Vernunft, Verkünder der Aufklärung, Bringer des Fortschritts pflegen in der ersten Generation gar große Idealisten zu sein, gutgläubige Empiriker und wohlmeinende Ethiker, die von der Wichtigkeit ihrer Erkenntnisse ebenso überzeugt sind, wie von der Wohltat, die sie mit ihnen ihren Zeitgenossen erweisen. Aber schon in der zweiten Generation stellt sich der eigentümliche und unheimliche Zusammenhang zwischen materialistischer Grundanschauung und nihilistischer Ausdeutung heraus. Im Handumdrehen des Taschenspielers führt die Atomistik der Forschung zur Atomisierung der Gesellschaft. Und mit der Fixigkeit des Spiegelfechters führt dann die Reflexion zu einer Dialektik, mit der sich der individualistische Mensch, der sein eigner Mittelpunkt wurde, aber darüber sein Schwergewicht verlor, nur noch behaupten kann. Individualismus hat keine Tragekraft.

Die Sophisten waren ursprünglich keine Politiker. Aber sie haben die Zersetzung geschaffen, in der hinterher nur noch Raum für eine Politik der Zersetzung war. Sie selbst hatten, soweit das staatliche Leben sie anging, eher aristokratische als demokratische Neigungen. Doch waren sie vor allem Weltbürger, die am liebsten zu Athen lebten, in der Stadt der Bildung und aller geistigen und sinnlichen Genüsse, freilich auch der großen griechischen Selbsttäuschung, einer äußersten politischen Dummheit und des letzten nationalen Verrates. Eine Linie führt von den Sophisten unmittelbar zu den Epikuräern. Und schließlich gingen sie in der hellenischen Zerstreuung auf, in der ein hellenistischer Mensch wohl um seiner Vergangenheit willen noch immer geehrt, aber um seiner Gegenwart willen verachtet war.

Erst die Stoa hat die Menschenwürde erneuert. Erst die Stoiker haben wieder den Menschen für sein Denken und sein Handeln verantwortlich gemacht.

Aber die Stadt dieser Selbstbesinnung war Rom. Sie bestimmte jeden römischen Offizier. Und sie leitete noch die letzten römischen Kaiser.

Es war die Stadt eines Staatsvolkes.

VI

Die Entstehungsstelle des modernen Liberalismus liegt dort, wo sich das Individuum den mittelalterlichen Bindungen entrang. Der liberale Mensch sagte hernach: wo es sich von ihnen freimachte. Schon diese Freigeisterei war eine Täuschung.

Jene Bindungen waren Leistungen. Es waren die kirchlichen, die staatlichen und schließlich die gotischen Bindungen, durch die der antiken Auflösung für ein Jahrtausend ein Ende gemacht wurde. Es waren die großen Leistungen, die während des Mittelalters das bedeuteten, was später nach einem sehr viel kleineren Maßstabe, den man an sehr viel kleinere Dinge anlegte, der „Fortschritt“ genannt worden ist. Die Menschen dieser Leistungen standen fest in den Bindungen, die sie schufen, und sie schufen diese Bindungen, weil sie fest in ihnen standen. Sie steigerten sich an ihnen. Sie hoben sich mit ihnen empor. Die mittelalterlichen Bindungen waren der mächtige Unterbau mächtiger Wirksamkeiten. Die „Freiheit“ jedoch, von der Niemand aufklärerisch sprach, weil Alle sie schöpferisch besaßen, war bei den Menschen solcher Leistungen wunderbar aufgehoben: als Wille in Tätigkeit.

Aber auf diese mächtige Zeit folgte ein auflösendes Geschlecht. Der Individualismus verstärkte zunächst den Mittelpunkt, den der Mensch in seinen Bindungen besaß, durch den Mittelpunkt, den er in sich selbst besitzt. Er bekam durch den Humanismus das Bewußtsein einer besonderen Menschenwürde. Und der Individualismus der Lebensführung erhielt in der Renaissance sein Maß, seine Form, seine klassische Haltung. Die Menschen der Renaissance entnahmen der Literatur des Altertums noch einmal die Kräfte, die sie als Vorbild brauchen zu können glaubten. Die Renaissance als Wiederanknüpfung wurde ein letzter Versuch, den die Menschen in dem sicheren Gefühle unternahmen, daß sie überhaupt eine Grundlage haben mußten, wenn das Leben nicht auseinanderfallen sollte. Aber die Menschen blieben nur so lange schöpferisch, wie die Völker schöpferisch waren. Und die Völker bildeten jetzt eine Gesellschaft aus, die sich von dem Volke absonderte. Von dem Lebensüberschwange blieb schließlich nur die Vergnügungssucht übrig. Aus der monumentalen Kunst wurde allmählich ein dekorativer Geschmack. Und das Denken vollends wurde aus seinen universalen Bahnen geworfen und in die spezialistischen Geleise gedrängt, an deren schmalem Ende nicht mehr der geschaute Kosmos steht, sondern das Experiment und wo möglich die Statistik. Die Menschen dieser Jahrhunderte brachten es zu ihren mannigfachen chemischen, physikalischen, mathematischen, astronomischen und schließlich soziologischen Ergebnissen. Aber sie brachten die Erkenntniskraft nicht auf, die ihrem verstandesmäßigen Bemühen gesagt hätte, daß alle diese Ergebnisse immer nur Einsichten in ein Teilwesen der Natur bedeuten. Sie machten aus ihnen vielmehr einen Selbstzweck, der unmittelbar vom Hirne aus ein vermeintliches Licht auf die vermeinte Wahrheit hinübersandte. Sie nannten dies Aufklärung.

Der Mensch war seiner Vernunft überantwortet. Und die Vernunft war auf sich selbst angewiesen. Sie ersetzte die Offenbarung durch die Erfahrung. Sie ver-

nahm nicht mehr. Sie beobachtete nur noch. Sie zog nicht mehr dogmatische Schlüsse, wie der Glaube getan hatte. Sie zog auch nicht mehr visionäre Schlüsse, wie der Mystiker. Sie zog auch nicht idealistische Schlüsse, wie der Humanismus. Sie zog jetzt kritische Schlüsse: „es gibt keine angeborenen Ideen“ — „es gibt keinen Gott“ — „der Mensch ist nicht frei“. Es waren lauter Verneinungen. Aber es waren — ha! welche Entdeckungen! Man sah nicht, daß man nur gegen Namen anrannte, während die Erscheinungen bestehen blieben. Man ahnte nicht, daß die Welt um so wunderbarer wird, je mehr man von ihr erkennt. Man sagte sich nicht, daß man sich nur noch in den Vordergründen der Dinge bewegte und daß man auf jeglichen Zugang zu ihrem Hintergrunde verzichtete, den man in ein ganz und gar Unfaßliches zurückschob, um das man sich überhaupt nicht mehr kümmerte.

Der Mensch dieser Aufklärung aber leitete in einem Hochmute der Vernunft, der für ihn bezeichnend geblieben ist, von ihr das Recht her, sich von seinen letzten Bindungen lösen zu dürfen. Er löste sich ab. Und er löste sie auf. Er setzte sich über die Folgen hinweg. Er überließ das Leben einer sich selbst überlassenen Vernunft. Er wußte, was er tat. Oder wußte er es nicht? Er tat das Vernünftige. Oder tat er es nicht? Danach müssen wir den Liberalismus befragen, der als die Partei aller Aufklärer schließlich die Rechtfertigung der Aufklärung übernahm.

Unter den Entdeckungen der Vernunft war diejenige, daß der Mensch nicht frei sei, die verhängnisvollste. Es hätte nahegelegen, daß eine Vernunft, die noch Verstand besaß, diesen unfreien Menschen um so fester in staatliche Bindungen einbezog. Statt dessen forderte man, daß gerade Er, den man als biologisch unfrei erkannt hatte, nicht nur individuell, sondern auch politisch frei sein müsse.

Die Folgerung hatte alle Merkmale der Torheit eines vorgefaßten Standpunktes, aber auch bereits einer zielvollen Irreführung. Sie hatte die Merkmale eines Liberalismus, der jeden Widerspruch hinnahm und alle Zersetzung geschehen ließ, wenn damit nur das Schlagwort der Freiheit in irgendeine Verbindung gebracht werden konnte.

Der Liberalismus begann mit einem falschen Freiheitsbegriffe, den er bereits mißverstand, als er ihn schuf. Und er endete mit einem fälschenden Freiheitsbegriffe, dessen er sich in der Folge auch dann noch bediente, wenn er gar nicht mehr Freiheit verteidigte, sondern Vorteile betrieb.

Dazwischen liegt aller Irrtum der Menschen.

Und manches Verbrechen.

VII

Die Aufklärung war die Sache des Westens.

Sie war die Sache Englands, Frankreichs und mit dem Vorbehalte des Widerspruchs auch noch die Sache Deutschlands.

Die Engländer sprachen immer von Freiheit. Aber sie handelten für ihre eigne Freiheit gegen jede andere Freiheit. Sie bildeten früh eine eigentümliche

Denkweise aus, die auf einer Vertauschung der Begriffe beruhte und einer Sache, um die es sich handelte, den Vorteil voranstellte, der sich aus ihr ziehen ließ.

Darin lag keine Heuchelei. Das wirkte nur als Heuchelei. Ja, darin lag eher eine erstaunliche Naivität, die mit einer angeborenen Brutalität an die Dinge heranging. Doch das englische Bewußtsein wußte nichts davon. Das englische Salz war dumm, und sehr oft war seine höchste Klugheit, daß es so dumm war.

Der Wille, aus einer derartigen Denkfolge unter Vertauschung der Gesichtspunkte zweckmäßig zu handeln, je nachdem ob es sich um fremde oder eigene Zwecke handelte, hat England schließlich zu einer besonderen praktischen Logik geführt. Von der Renaissance her drang ein Machiavellismus in das englische Denken, der zu befehlend und unbedingt, zu selbstgewiß und rücksichtslos war, um sich mit Betrachtungen über List und Gewalt zu begnügen. Der Machiavellismus war ein Enthusiasmus gewesen, der Ausdruck einer verzweifelten und fast aussichtslosen Vaterlandsliebe. Das praktische England sorgte vor allem dafür, daß Mittel zur Anwendung der Lehre bereitstanden. Als die Frage aufgeworfen wurde: was Freiheit sei, gab Hobbes die Antwort: Freiheit ist Macht. Es war die Antwort des Realpolitikers, des Positivisten, des ersten Tory. Mit Hobbes sicherte England sich gegen die Aufklärung. Die Aufklärung sicherte sich hier gegen sich selbst. Jetzt konnten die englischen Denker sich ihren liberalen Betrachtungen hingeben. Auf die Frage, was denn eigentlich Macht sei, fand der politische Immoralist, der in jedem Engländer steckt, eine Antwort, die er dem liberalen Moralisten, der auch in jedem Engländer steckt, zur Beruhigung mitgab: Macht ist Recht. Ohne diese Antwort hätte das Gewissen keines Wigh ruhig schlafen können, aber mit ihr schlief es vortrefflich. Ist Macht nicht so sehr Recht, daß sie dem Recht sogar vorangehen kann, ohne daß das Recht deshalb aufhört, Recht zu sein? Also behauptete man das eigene Recht und setzte sich über fremdes Recht hinweg. Auch diese Denkfolge ist den Engländern immer sehr selbstverständlich erschienen. Recht oder Unrecht — es war schließlich die Wohlfahrt des Landes, um dessen Willen seine Menschen die Macht brauchten.

Wenn es noch einer Bindung bedurfte, dann lag sie in der Ausschließlichkeit, mit der sich das englische Denken dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit zuwandte. Der Utilismus wurde zur englischen Nationalphilosophie. Mit der Nützlichkeit ließ sich vor allem der Fortschritt begründen, der eine Lieblingsvorstellung der Aufklärung wurde. Doch besonders vorteilhaft wurde dieser Fortschritt, wenn er sich zu eigenen Gunsten und zu fremden Ungunsten vollzog. Mit dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit ließ sich jeder Opportunismus rechtfertigen, der Standpunkt rechtfertigte die Standpunktlosigkeit, und die Standpunktlosigkeit rechtfertigte sich dann wieder als Standpunkt. Das englische Parteileben war nicht zum mindesten deshalb so nützlich, weil es den einzelnen Persönlichkeiten oder Gruppen gestattete, von dem einen Standpunkte zum andern hinüberzuwechseln, falls es vorübergehend nützlich, nein, notwendig wurde, ohne daß deshalb das Parteiprinzip in Worten aufgegeben werden mußte — mit denen man es vielmehr nach wie vor eifrig beteuerte. Und der Parlamentarismus, dem sich dieses Parteileben mit einer Schmiegsamkeit anpaßte, die

in England bis jetzt niemals versagt hat, scheint auch nur erfunden zu sein, um zu jeder Zeit die verfassungsrechtliche Möglichkeit zu haben, rigorose Maßnahmen durch liberale Zweideutigkeiten zu decken.

Der englische Liberalismus war ursprünglich sehr rechtlich, war sehr bieder und lauter und sauber gemeint. Einer der englischen Freigeister faßte gelegentlich den Inbegriff allen Engländertums in der allegorischen und beinahe hygienischen Formel zusammen: Freiheit, Wahrheit und Gesundheit! Der Gedanke der Gleichheit, oder gar der Brüderlichkeit, wäre dem Engländer niemals gekommen. Aber auch die drei Forderungen seines Liberalismus hielt er nur bis zu einer ganz bestimmten Grenze aufrecht. Darüber hinaus war die englische Wirklichkeit scharf und mitleidlos. England hat manche Beugungen der Freiheit geschehen lassen. England hat die Wahrheit immer nur so lange vertragen, wie die Gesellschaft nicht bloßgestellt wurde. Und das Land des Pauperismus hat sogar die Unsauberkeit hingenommen, solange die Armut, aus der sie kam, nur Schichten betraf, die dem Staat nicht gefährlich werden konnten. Die englischen Liberalen schwiegen dazu, solange es anging. Die englischen Liberalen waren immer gutgläubige und wohlmeinende Menschen. Aber sie waren auch große Narren und alte Kinder, die gerne Vortäuschungen hinnahmen. Als Bentham den Utilismus zum Systeme erhob, da gab er sich wahrhaftig der Selbsttäuschung hin, daß die Eigenliebe, aus der er den Nützlichkeitstrieb erklärte, wofern nur ein Jeder sie richtig begreife, zur allgemeinen Wohlfahrt führen werde. Es gibt eine liberale Vertrottelung, die jeden Gedanken gutheißt, wenn er nur „frei", und doppelt gut, wenn er außerdem noch „nützlich" ist. Aber der Psychologie des englischen Utilismus kam Bentham allerdings sehr nahe, als er den Nützlichkeitssinn auf einen Lusttrieb zurückführte, als er Pflicht Gewissen und Selbstlosigkeit aus dem Interesse des Menschen erklärte und von seiner eigenen Lehre sagte, daß sie bestimmt sei, den „Egoismus zu regulieren". Er nahm damit die epikuräische Linie auf, die immer neben der stoischen hergeht. Hier schuf sie ein Selbstgefühl, das zur nüchternen Tugend der ganzen Nation wurde und jeden politischen Engländer mit einer fast sadistischen Lust überall in der Welt das englische Interesse „regulieren" ließ. Aber sie schuf auch eine federnde Kraft, eine kalte und zähe, durchaus bedenkenlose Selbstverständlichkeit, die ihre Beschränktheit niemals verleugnete, aber, weil sie so ganz auf den Nutzen eingestellt war, die Nation vor Schaden und auch vor Verweichlichung schützte.

Die Engländer merkten nicht, welche Selbstbezichtigung in dieser Ausschließlichkeit lag, mit der sie sich ihrem Utilismus zuwandten. Es gab auch jetzt noch gelegentlich eine englische Rechtlichkeit, die nicht nach dem Vorteile, sondern nach der Sache entschied. Burke hatte den Mut, während des Kampfes gegen Amerika im Parlament für die Amerikaner zu sprechen. Aber Burke war Konservativer. Jene englische Rechtlichkeit war immer noch eher unter den Torys als unter den Wighs zu finden. Auch heute muß auf Widerruf gesagt werden, daß ein englischer Liberalismus, der den Frieden von Versailles verurteilt, nicht eher politisch ernst genommen werden kann, als bis sein Urteil nicht nur aus Worten besteht. Asquith

hat sehr beweglich darüber geklagt, daß der Friedensvertrag so ausgefallen sei, wie er ausgefallen sei; und er hat ebenso redselig bedauert, daß seine Partei nicht vorher gewußt habe, wie er ausfallen werde, damit sie beizeiten auf ein anderes Ergebnis hätte hinwirken können, als das nicht zu billigende Ergebnis ist, vor dem sie jetzt stehe. Aber diese redselige Beweglichkeit bezeugt nur eine liberale Unzuverlässigkeit, die gar nicht auf den Gedanken kommt, alle Anstrengung nunmehr an eine Tat zu setzen, die sich mit dem Ergebnis nicht abfindet, sondern es abstellt. Statt dessen stellt sie wieder die Gesinnung voran — und läßt den Nutzen ruhig nebenher laufen.

VIII

Die französische Aufklärung hatte eine geistigere Wurzel. Sie lag schon in dem mittelalterlichen Rationalismus, in der Kasuistik der Pariser Scholastik, in der Lehre von einer doppelten theologischen und philosophischen Wahrheit. Aber als Lebensauffassung kam auch sie aus der Renaissance, und solange die Skepsis der Franzosen die gepflegte Anmut Montaignes oder die große Harmlosigkeit Rabelais' behielt, blieb sie an der witzig weisen Oberfläche, auf der ihre Beobachtungen spielten. Doch der Humanismus brachte auch das Mißverständnis, das in der Revolution schließlich verhängnisvoll wurde: aus der Menschenwürde wurden die Menschenrechte! Die deutsche, die preußische Aufklärung hat hinterher manche Mühe gehabt, die Linie wieder aufzunehmen, die von Luther zu Kant führt, und im Bewußtsein der Menschen wenigstens die Pflichten wiederherzustellen.

In der Renaissance war das Dasein voller Leidenschaften gewesen, mächtige Menschen hatten das Leben geformt, und auch die Politik wurde von Instinkten bestimmt, die sich auslebten. So hatte Machiavelli sein Lehrbuch geschrieben, ruchlos und großartig, ein Verbrecher aus Vaterlandsliebe und voll Ehrgeiz für Italien, in seiner Ehrlichkeit ein durchaus unliberaler Mensch. Aber dann kam eine Übermüdung über die Menschen. Die Sinnlichkeit, die im Süden verschwendet worden war, verblieb im Norden den Deutschen, und wir sehen, wie sie in den großen Sanguinikern des Barock noch einmal auflebte, ob wir nun an Leibniz denken, oder an den Großen Kurfürsten, oder an die großen Architekten. Aber dem Westen mit seinen fetten und blassen Königen und seinen tänzelnden und witzelnden Philosophen verblieb nur die Vernunft als epikuräischer Ersatz, und die Franzosen haben sie alsbald für sich beansprucht. Wenn die Renaissance den Menschen als Mikrokosmos entdeckt hatte, dann entdeckte die Aufklärung ihn als Materie. Jetzt ward jene dicke Entdeckung gemacht, daß der Mensch nicht frei sei. Und jene beklatschte Schlußfolge wurde daraus gezogen, die in ihrer Unfolgerichtigkeit immer denkwürdig bleiben wird, daß er politisch frei sein müsse. Neben dieser Entdeckung der Unfreiheit aber ging eine andere her. Es war die, daß dieser selbe unfreie Mensch alles, was er tut, aus Eigennutz tut. Voltaire nannte den Eigennutz ausdrücklich „das Mittel zu unserer Erhaltung". Und er sagte von ihm: „er ist notwendig, er ist uns teuer, er macht uns Vergnügen, und man muß ihn verbergen". Das letztere ist von dem Liberalismus gründlich besorgt worden. Er schob auch hier wieder Begriffe

vor, unter denen die Menschlichkeit obenanstand. Und für alle Fälle, in denen der liberale Mensch irgendeinen Grund hatte, irgendwelche Dinge zu verbergen, die sich aber nicht verbergen ließen, sicherte er sich durch den Grundsatz, der von ihm eingeführt wurde und nach dem „Alles-verstehen“ auch „Alles-verzeihen“ bedeutet.

Die Engländer legten die Menschenwürde in ihr Selbstgefühl. Die Franzosen legten sie in ihre Selbstgefälligkeit. Die lebhaftere und leidenschaftlichere Nation begnügte sich nicht mit dem nüchternen und nachrechenbaren Nutzen, den England aus der klugen Anwendung der liberalen Grundsätze zog. Die Engländer trugen ihn mehr stillschweigend und einheimsend, aber um so sicherer davon. Die Franzosen dagegen wollten auch noch einen Ruhm dazu haben. Sie wünschten die Nation zu sein, die den neuen Begriffen erst ihre geschichtliche Großartigkeit gab. Sie suchten der Trockenheit des Stoffes die Reize einer geistreichen Behandlung zu geben, die nun einmal ihre nationale Begabung war. Daher machten sie Ernst mit den Vorstellungen der englischen Aufklärung, als Montesquieu und Voltaire sie ihnen von ihren Reisen nach London mitbrachten: einen lauten Ernst, der überall in der Welt gehört werden sollte, der Frankreich zu ihrem Gespräche machte und das Aufsehen der Menschen nach Paris wandte.

Die Aufklärer wurden freilich das Opfer ihrer Aufklärung. Der Adel und die Geistlichkeit, der Hof und die Salons, der König selbst wurde schließlich Opfer. Von allen diesen Kreisen, die sich im Genusse des Lebens längst erschöpft hatten, ging als neuester und letzter Genuß eine allgemeine Menschenfreundlichkeit durch das Land. Der einfache Mann wurde entdeckt. Und er wurde für besser befunden, als man selbst war. Schon weil es mit den Finanzen des Landes herunterging, beschäftigte man sich mit Volkswirtschaftslehre. Und weil es mit den eigenen Finanzen herunterging, beschäftigte man sich mit persönlichen Spekulationen. Sogar die klassischen Studien wurden jetzt vernachlässigt und ökonomische bevorzugt. Vom Staat aber wurden nacheinander alle Forderungen erfüllt, die Voltaire stellte, ob es nun die Freiheit des Kornhandels war, die man einführte, oder die Freiheit der Presse, die man gewährte. Überall schmeichelte man dem dritten Stande, obwohl er dies bis dahin weder verlangt noch verdient hatte. Selten hat die Vernunft im Gehirne einer Klasse eine größere Verwüstung angerichtet, als es hier in der aufgeklärten Gesellschaft des französischen Volkes geschah. Was sie tat, das tat sie gegen sich selbst. Aber sie tat es, weil es liberal war — bis sie im Namen der Menschenrechte und unter der schrankenlosen Herrschaft eines liberalen Staatsideals, das zum revolutionären Staatsideale geworden war, von demselben dritten Stande verjagt, enteignet und ausgemordet wurde, dem sie erst gesagt hatte, daß er überhaupt die Berechtigung zu besonderen Menschenrechten besaß. Die Zahl der Aristokraten ist ganz unverhältnismäßig, die vom Herzog von Larochefoucault an zu der geistigen Verlebendigung der Nation beitrugen und die bis zum Herzog von Saint-Simon hin mit fortschrittlichen Gedankenrichtungen vor ihr hergingen. Der große adlige Rest versank freilich in eine um so größere Einfalt. Der Höfling beugte sich vor dem Literaten. Der Offizier galt nichts neben einem Akademiker. Der stolze französische Adel vertrottelte in der

literarischen Mode des Rokoko. Er hörte auf, ritterlich zu sein, und wurde geziert, würdelos, weibisch albern. Es war derselbe Adel, der zu Roßbach nach der schimpflichsten Niederlage auseinanderlief und der sich nachher zu Koblenz mit der äußersten Unwürde benahm.

Da war es an der Zeit für Frankreich, daß mit der Revolution endlich neue Menschen heraufkamen. Eine andere Rasse kam herauf. Das fühlte man damals sehr genau. Noch Montesquieu hatte von den Vätern der Nation gesprochen, die jenseits des Rheines wohnten. Aber schon Voltaire fragte spöttisch, ob es denn ausgemacht sei, daß so ein Franzose nicht eher einer armen gallischen Familie entstammte. Und Sieyès forderte jetzt, man solle die Enkel der frankischen Eroberer in ihre deutschen Wälder zurückjagen. Freilich bekam nun Cäsar wieder Recht, der einst alle bedenklichen Eigenschaften der gallischen Bevölkerung hervorgehoben hatte. In der Revolution brach ihre Unberechenbarkeit abermals durch, ihre Wankelmütigkeit, aber auch ihre Überhebung. Ein ganz neues Nationalgefühl bildete sich aus. Es war grausam und tierisch. Es war in den Trieben so, wie die Nationalkulte der Druiden einst gewesen sein mochten. Die Franzosen schienen nur darauf gewartet zu haben, daß Rousseau die Souveränität des Volkes verkündigte. Jetzt ging diese Souveränität auf die Straße, um jeden Franzosen, der sich dem allgemeinen Willen nicht fügen wollte, „zu zwingen, frei zu sein“: „Das Volk irrt sich nicht.“ In den 17 Artikeln der menschlichen und bürgerlichen Rechte aber, die man der amerikanischen Verfassung entnahm, stand neben der Freiheit ein Begriff, der als unverjährbar zu erhalten sei: es war das Eigentum. Nicht dasjenige Eigentum meinte man, welches man überkam. Man meinte das Eigentum, welches man sich erwarb. Man meinte das Eigentum der neuen Reichen, die sich von der Revolution an im Namen der Freiheit Gleichheit und Brüderlichkeit in den Reichtum Frankreichs teilten. Die Sicherung dieses Eigentums wurde alsbald die einzige Sorge des französischen Liberalismus.

Nur genügte der Begriff des Eigentums dem französischen Nationalehrgeize nicht. Die Franzosen haben niemals die Ehrlichkeit der Engländer besessen, sich so zum Besitze zu bekennen, wie England zum Nutzen. Sie haben niemals die Philosophie der Rente entwickelt, noch die Psychologie des Rentners. Sie verkörperten als Nation den kleinlichsten Eigentumssinn, aber für ihr Bewußtsein brauchten sie schönere Worte. Eine Weile war der Begriff der Tugend dazu gut genug. Aber schließlich entschieden sie sich doch für die Freiheit. Condorcet schrieb in das Manifest von 1791: „Die französische Nation entsagt für immer allen Eroberungskriegen; sie will ihre Kraft nie gegen die Freiheit eines anderen Volkes richten; das ist das heilige Gelübde, durch das wir unser Glück an das Glück aller Völker geknüpft haben.“ Genau so haben Boutroux und Bergson während des Weltkrieges gesprochen. Aber schon Bonaparte ersetzte der Nation, die er sich zum Mittel für seine Zwecke ausersah, die liberté, die égalité und die fraternité durch die gloire. Und die Nation folgte ihm: „Das Volk irrt sich nicht.“ Aber als der Taumel zu Ende war, da grüßte die Nation wieder ihre Bourbonen.

Sie grüßte auch die Orléans. Sie grüßte schließlich den Napoleoniden. Eine Weile schien es, als sei der Bürgerkönig der richtige Monarch für sie, der freundliche Mann unter dem Regenschirme des juste milieu, der Mann im runden Hute, der Advokaten und Bankiers zu seinen Vertrauten zählte. Aber der Liberalismus war noch nicht auf die Kosten der Rechnung gekommen, die er vorzeigen konnte. Die politischen Kämpfe dieser Jahrzehnte gingen um das liberale Wahlgesetz, das auch dem Mittelstande das Recht geben sollte, zu wählen und gewählt zu werden. Dieses Wahlrecht mußte man sich als ein Menschenrecht sichern. Also benutzte der Liberalismus die Jahre der Restauration, um es durchzusetzen: um Sich durchzusetzen. Er machte die Juli-Revolution. Er machte die Februar-Revolution. Und er machte noch die dritte Republik. Das Ziel war stets: einer ganz bestimmten und sich immer wieder ergänzenden Gesellschaftsschicht die politische Macht zu schaffen, die der Einzelne um des Genusses willen brauchte, den er als Rente aus dieser Macht zu ziehen gedachte. Um dieses Zieles willen haben die Liberalen sich mit den Klerikalen verständigt. Um dieses Zieles willen sind die Liberalen zu Nationalisten geworden. Und an schönen Worten, an überzeugender Vernunft, an raison oratoire hat es niemals gefehlt, um die wirklichen Beweggründe der französischen Politik zu verdecken. Wortreich, in einer ewigen Aufgeregtheit, die alles Französische auslobte und anpries, wurde dem eigenen Volke, wurde den anderen Völkern beteuert, daß Frankreich die Sache der Menschheit führe. Ob wir an Gambetta denken, oder an Boulanger, und sogar an Clemenceau — sie alle gebrauchten solche Worte eines deklamatorischen Liberalismus, der sich auf Recht oder Freiheit berief und nur einen Zweckgedanken beschönigen sollte. Noch heute gebraucht selbst Poincaré solche Worte, der Mann mit dem eitlen und feigen Gesichte, der den Ausbruch des Krieges betrieb, vor seinen Gefahren nach Bordeaux floh und jetzt die Rolle des Unentwegten weiterspielt. Er gebraucht solche Worte und weiß doch, daß er lügt. Aber der Zweck heiligt den Mittler — und die Begriffe dienen als Mittel zum Zweck.

IX

Die Jugend in Deutschland fühlt den Grund des Betruges.

Sie wittert heraus, daß es ein Betrug war, der uns die Freiheit, die uns der Westen versprach, nicht gebracht, sondern genommen hat.

Und sie macht nur von ihren ewigen Vorrechten einen Gebrauch, dort nicht mehr achten zu können, wo sie durchschaut hat, wenn sie sich von einem Liberalismus abwendet: dem Liberalismus in allen Parteien Kreisen und Klassen, der uns dazu gebracht hat, wohin wir gebracht wurden — als eine heruntergebrachte Nation.

Es war immer das Vorrecht der Jugend, für Freiheit zu kämpfen. Wenn die Freiheit noch eine Sache des Liberalismus wäre, dann würde die Jugend ihn nicht verlassen, sondern ihm anhängen. Aber der Liberalismus hat mit Freiheit nichts mehr zu tun. Der liberale Mensch behauptet zwar noch immer, daß er ihr berufener Anwalt sei. Aber gerade Er ist Anwalt nur in dem zweifelhaften Sinne, daß er die

Anpassung mit sich bringt, sich nach seinem Vorteile für die eine oder für die andere Seite zu entscheiden. Er liebäugelt höchstens mit der Libertinage, die der künstlerische, der abenteuernde und der verbrecherische Mensch für sich beansprucht. Aber die verdächtige Nähe, in die der liberale Mensch damit rückt, zeigt doch nur an, wie sehr sein Liberalismus das Element einer Auflösung ist, die von der Lebensführung des Einzelnen auf das Zusammenleben im Staate übergriff. Er selbst ist ein durchaus gewöhnlicher Mensch. Er sieht das Leben auf die Möglichkeiten der Sättigung an. Er hat keine Leidenschaften, es sei denn die, welche er in die Betriebsamkeit legt, mit der er sein Nutznießertum zu sichern sucht. Freiheit ist für ihn der Spielraum, den er sich für seinen Egoismus zu schaffen weiß. Diesen Spielraum umgibt er mit den politischen Schutzformen, zu denen er die Demokratie mißbraucht und die er im Parlamentarismus ausgebildet hat. Der liberale Mensch ist politischer Individualist. Er ist Opportunist aus System. Der Liberalismus ist beschützte Willkür. Und es ist die Schutzfarbe des Eigennutzes, die ihn deckt.

Die Jugend in Deutschland wirft den Verdacht auf alle Parteien. Sie fühlt, daß sie alle mitschuldig sind, weil sie alle irgendwelchen Liberalismen verfielen und auch die Konservativen sich untreu wurden, nicht anders als wie die Radikalen unfolgerichtig waren. Warum hat Bethmann Hollweg versagt? War es nicht, weil er auch als Staatsmann ein liberaler Mensch war? Warum hat anderseits der deutsche Sozialismus versagt? War es nicht, weil er nach dem Westen hinübersah, weil er liberalen Unentschlossenheiten verfiel und darüber seinen Sinn verfehlte, aus der Revolution, die er als Krieg für Deutschland hätte aufnehmen müssen, wieder neue Bindungen zu schaffen? Der deutsche Sozialismus ist durch Liberalismus von Grund auf verdorben, und erst recht ist es der außerdeutsche, ist es dieser französische vor allem, der heute mit einem kältesten Rentnerbewußtsein deutsche Arbeiter in die Fron von Versailles gehen läßt.

Aber vor allem fällt der Verdacht auf diejenige Partei, die sich bei uns selbst den Namen der liberalen, der freisinnigen und fortschrittlichen gab und ihn mit demjenigen einer demokratischen Partei besonders verbrämte. Wenn man ihre Geschichte durchgeht, dann findet man mit ihr alle Gutgläubigkeiten verbunden, deren ein Deutscher nur fähig ist, aber auch alle versäumten Gelegenheiten und verzögerten Entschlüsse, die unsere Geschichte hintangehalten haben. Bei jener eigentümlichen und unheilvollen Teilung, die aus demselben Grundgedanken das Verbrechen und die Dummheit hervorgehen ließ, scheint dem deutschen Liberalismus ausschließlich die Dummheit vorbehalten worden zu sein. Ein anderes ist Liberalismus in Europa, ein anderes ist Liberalismus in Deutschland.

Wenn im Westen zwei Auguren einander begegnen, dann wissen sie, was Liberalismus ist: ein politischer Trick, mit dem die emporgekommene Gesellschaft des dritten Standes das immer noch verbleibende ärgerliche lästige Volk um die Versprechen von 1789 betrügen lernte. Wir aber wissen, was Freiheit der Westler ist: ein Stichwort, das von den drei Schlagworten der Menschenrechtler genügend Zugkraft

behielt, um die gegängelten Massen statt auf die gefährlichen Barrikaden an die ungefährlicheren Urnen zu bringen. Mit dieser Freiheit ließ sich die trefflichste Wirkung erzielen. Man brauchte über den Begriff nicht weiter Rechenschaft zu geben, geschweige denn mit seinem Inhalt eine Verpflichtung auf sich zu nehmen. Es genügte schon der Rausch dieses Wortes, dessen Allgemeingültigkeit eine Vieldeutigkeit barg, die allen Zwecken gerecht wurde. Es gibt deshalb in den Ländern der Aufklärung keine Partei, die nicht so klug wäre, sich zugleich liberal zu nennen. Liberalismus ist im Westen eine demagogische Selbstverständlichkeit der politischen Programme. Liberal sind Radikale wie Klerikale, Sozialisten wie Royalisten in Frankreich. Liberal sind Wighs wie Torys in England. Liberal sind die beiden amerikanischen Parteien. Und nur der Unterschied ist, daß die Einfältigen, die es in allen Parteien gibt, liberal in gutem Glauben, die Zweideutigen dagegen aus bösestem Wissen sind. Aber den Vorteil, liberal zu sein, will sich keine Partei entgehen lassen — mag sie im übrigen mit dem Begriffe der Freiheit jede Unfreiheit, jede Unduldsamkeit, jede Vergewaltigung Andersdenkender verbinden, mag sie dort, wo der Liberalismus sich einst als Karbonaritum mit Nationalismus verband und seine Grundsätze von der Innenpolitik auf die Außenpolitik übertrug, heute betreiben und verantworten, daß Völker nicht erlöst, sondern verknechtet werden, daß Staaten ihren Machtbereich ausdehnen und Grenzgebiete der Abdrosselung verfallen. In Deutschland dagegen ist die Einfalt im Liberalismus selbst zu einer Partei geworden. Sein größtes Verbrechen war immer seine große Dummheit. Wir begegnen ihm schon, als der deutsche Liberalismus aufhörte, was er vor 1848 gewesen war, eine Sache von Studenten zu sein, und nach 1848 eine Sache von Publizisten wurde. Damals haben die deutschen Liberalen die Hilfe, die sie nach ihren Grundsätzen allem Fortschritte schuldeten, vor allem Friedrich List entzogen und den großen Mann mit ihren kleinen Bedenken zu Tode gequält. In der Folge sind wieder Sie es gewesen, die mit ihren Mannesseelen vor Bismarck standen und der Einigung der Nation jede Schwierigkeit in den geraden Weg legten, die sich nur legen ließ. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges haben sie durch ihre Volkswirtschaftler die freihändlerische Beruhigungslehre verkünden lassen, daß Deutschland im Falle eines Krieges das am günstigsten gelegene Land sein werde, da es an fast allen Seiten von Neutralen umgeben sei, aus denen es sich versorgen könne. Und jetzt, nachdem das Unglück geschehen ist, nachdem auch die Hoffnung auf Wilson getrogen hat, an den niemand so fest glaubte wie sie, da jammern sie wohl, und wahrhaftig kann man von Demokraten, die nach ihrer Überzeugung immer zugleich Pazifisten sind, den nachträglichen Vorwurf hören, warum die deutsche Regierung nicht die einzige Gelegenheit des russisch-japanischen Krieges benutzt habe, um den östlichen Landesfeind ein für allemal zu erledigen. Als ob damals selbst dann, wenn der Wille vorhanden gewesen wäre, auch nur die geringste Möglichkeit bestanden hätte, den Reichstag, der als parlamentarisch aufgebautes Gremium schon von sich aus ein liberal durchseuchter Körper ist, zu einer Handlung zu gewinnen, die in Geschichte eingriff!? Aber mit den Vorwürfen des Liberalismus verhält es sich so, wie mit seinen Entschuldigungen: sie sind von der Vernunft aus einem nicht mehr

vorhandenen Verstande genommen und ins Leere von bloßen Meinungen geredet. Jetzt entschuldigt sich die deutsche Freimaurerei wegen der nachgewiesenen Umtriebe ausländischer Logen, beschwört, daß sie nichts von ihnen gewußt, geschweige denn mit ihnen zu tun gehabt habe. Wir glauben es gerne. Jedes Land hat seine eigene Freimaurerei. Den deutschen Logen war die dauernde Pflege der deutschen Gutgläubigkeit überlassen. So entsprach es dem Plane, der dem Weltkriege zugrunde lag, und entsprach es vor allem den Menschen, mit denen gerechnet werden mußte. Man konnte den deutschen Liberalismus ruhig sich selbst überlassen: das Verbrechen war sicher, daß es keinen besseren Verbündeten besaß, als die Dummheit zu sein pflegt.

Weil die Jugend in Deutschland diese Zusammenhänge durchschaut, deshalb gibt es keine liberale Jugend in Deutschland.

Es gibt eine revolutionäre Jugend. Und es gibt eine konservative Jugend. Aber wer wollte liberal sein? Es gibt kaum noch demokratische Jugend, oder doch nur im süddeutschen Sinne natürlicher Grundlage und ständischen Gemeinlebens, die Volksherrschaft nicht sind, sondern tragen. Die formale Demokratie dagegen, die auch bei uns jetzt einen Staat vortäuscht, während sich nur ein Klüngel über uns befindet, ist einer Verachtung anheimgefallen, vor der es auf die Dauer keine Rettung mehr gibt. Der junge Konservative braucht nicht erst zu belegen, daß längst vorausgesagt wurde, welche Folgen in Deutschland die mechanische, buchstabenmäßige, persönlich-unschöpferische Durchführung eines Parlamentarismus haben werde, der sich schließlich nur selbst seiner Unfähigkeit überführen kann. Und ebenso ist der junge Revolutionär, der den Zusammenbruch des Marxismus geistig überlebte und doch dem Gedanken der Arbeiterschaft treu blieb, heute bereits so weit, daß er seine Enttäuschung durch die Revolution offen auf seine Enttäuschung durch eine Demokratie zurückführt, die alle revolutionären Ideen verriet und sich mit opportunistischer Nutznießung ihrer politischen Scheinmacht begnügte.

Wenn man den Gründen nachgeht, die den jungen Konservativen wie den jungen Revolutionär in so auffallende Übereinstimmung zu seinem Urteile gebracht haben, das mehr als ein Urteil über die Zustände ist, in denen wir leben, vielmehr ein Urteil über die Grundsätze Gesichtspunkte und Richtlinien, die zu diesen Zuständen führten, dann wird man hier wie dort finden, daß es der liberale Gehalt in den politischen Anschauungsweisen ist, der verachtet wird. Dies ist das Gemeinsame. Es ist beinahe das einzig Gemeinsame, das es in Deutschland noch gibt. Es ist das Gemeinsame einer neuen Front, die sich hinter den Parteien bildet, und in der sich Kräfte der Rechten mit Kräften der Linken verbinden, soweit sie eben Kräfte der Jugend in Deutschland sind.

Sobald sich der Generationswechsel vollzogen haben wird, der sich in dieser Jugend geistig ankündigt, wird sich niemand mehr finden, der noch eine Rechtfertigung der liberalen Errungenschaften übernimmt, denen wir schließlich verdanken, wenn wir nicht nur den Krieg verloren haben, sondern auch eine Revolution verlieren, die wir gewinnen wollen.

Der Liberalismus ist diejenige Weltanschauung, nein Anschauungswelt, von der sich die Jugend in Deutschland heute mit Ekel, mit Unwillen und einer besonderen Verachtung abkehrt, weil es nichts gibt, das ihrer eigenen Art, die Welt anzuschauen, entgegengesetzter und zugleich widerwärtiger wäre.

Im liberalen Menschen erkennt die deutsche Jugend den Feind.

X

An Liberalismus gehen die Völker zugrunde. Aber wie — sind es nicht die Völker des Liberalismus, die den Weltkrieg gewannen?

Sind es nicht dieselben Völker, die 1918/1920 alles erreichten, und die jedenfalls 1962, wofern sich ihre Rechnung bis auf die letzte Rate unserer Schuldverschreibung bezahlt macht, alles erreicht haben werden, was vor 1914 ihre Wünsche im Stillen und, sofern sie unvorsichtig genug waren, sie zu äußern, auch im Lauten bewegte, wenn sie an Deutschland dachten?

Wir können die Frage zunächst nur mit der Erwartung beantworten, daß das Verderben, welches uns bereitet wurde, schließlich auf diejenigen zurückfallen wird, die es bereiteten. Es ist die Erwartung, daß der letzte, schwierigste und abgefeimteste Anschlag, den ein immer geflissentlich arbeitender Liberalismus betrieb, als er Alle Völker gegen Ein Volk zusammenbrachte, auch seine letzte Untat gewesen sein wird. Es ist die Erwartung, daß vom Frieden von Versailles eine Weltbloßstellung des liberalen Menschen ausgeht, die der Liberalismus nicht überleben wird.

Unsere Gegner haben den Erfolg für sich. Und der Erfolg hat den Augenblick für sich. Er hat nichts anderes für sich. Er hat sogar alles andere gegen sich. Doch liegt darin ein Geheimnis, das sich nicht vor der Zeit enthüllt. Was von ihm heute schon wahrnehmbar wird, das ist eine neue Gruppierung von Menschen wie Völkern. Wir sehen, daß alles, was irgendwie nicht liberal ist, sich gegen alles zusammenschließt, was liberal ist. In den Zeiten dieser Umkehr leben wir. Und sie beginnt mit einer äußersten Folgerichtigkeit, die eine Drehung von Grund auf vollzieht und den Feind dort erfaßt, wo der Ausgang seiner Machtstellung liegt — sie beginnt mit einer Abkehr von der Aufklärung.

Der letzte Wert einer Weltanschauung liegt in ihrer Auswirkung: ob durch sie die Menschen steigen oder sinken. Die Aufklärung hat aus dem denkenden Menschen einen berechnenden Menschen gemacht. Sie hat die Welt mit Ideen in Interessen zersetzt. Sie hat Europa entartet. Der Ausgang des Weltkrieges bringt den Zusammenbruch dieser Aufklärung. Er läßt dem praktischen Kalkül der englischen Nationalphilosophie hinter seine Listen kommen, jener moralischen Rechtfertigung einer unmoralischen Lebensführung Staatslenkung Völkergängelung, die im politischen Wortgebrauche für den Egoismus das Deckwort des Utilismus erfand. Und er deckt den großen Bankbruch der Menschenrechte auf, durch den die französische Revolution im Namen der Demokratie die Völker um ihre Volklichkeit betrog, indem sie der politischen Kaste, die hochkam, den Staat zur Ausnutzung des Volkes vorbehielt.

Der Kampf gegen die Aufklärung, den wir aufnehmen, wird ein Kampf gegen den Liberalismus auf der ganzen Linie sein.

Wir werden in diesem Kampfe erkennen, wie klein doch die Aufklärung als Zeitalter gewesen ist, wie unwichtig und ohne Reichweite noch Tragekraft in allem, was es schuf, wie vorübergehend und ohne Dauer in allem, was es hinterließ. Es brachte seine zweckmäßigen und brachte seine witzigen Dinge hervor, von denen es die einen wesentlich England, die anderen wesentlich Frankreich vorbehielt. Aber alle großen Dinge, die es diesseits vom Westen auch jetzt wieder gab, mußten gegen die Aufklärung durchgesetzt werden. Alle bedeutenden Menschen, wir mögen an Goethe, wir mögen an Bismarck denken, waren unliberale Menschen. Jedes entscheidende Ereignis, die Machtaufrichtung der napoleonischen Herrschaft und wieder die Gründung des Deutschen Reiches, war ein unliberales Ereignis. Nur darin bestand ein früher Trick des liberalen Menschen, daß er als Nutznießer diese Wendung mitmachte, daß er sie womöglich als sein Verdienst in Anspruch nahm, daß er sie auf Sich als das Individuum zurückführte, als das er sich fühlte, und als ein Geschenk der Freiheit hinstellte, was ein Geschenk der Schöpfung, des Willens und der Tat gewesen war.

Und doch verrechnete sich der liberale Mensch, wenn er in dieser Weise die Blickeinstellung verschob und von der Grundlage ablenkte. Er verrechnete sich, weil immer wieder der Augenblick kommt, in dem das Individuum seine Hilflosigkeit erkennt, eine überlebte Gesellschaft in ihre leichenhaften Bestandteile zerfällt und auch der losgelöste Mensch hinnehmen muß, daß er, der sich außerhalb der Gemeinschaft stellte, wenn er leben will, auf ein Zusammenleben mit den Menschen seines Volkes angewiesen ist.

Es ist der Augenblick, in dem Völker wie Menschen zu den Bindungen zurückkehren, ohne die eine Aufklärung auszukommen glaubte, die vor lauter Vernunft den Verstand verlor.

Der Augenblick kommt erst nach schwerster Prüfung, die erbarmungslos den Betrüger wie den Betrogenen schlägt.

Aber er kommt.

Körperschaftliche Bindung

Von

Max Hildebert Boehm

Vor unseren Augen vollzieht sich ein tragischer Vorgang. Krieg und Revolution, die den deutschen Sozialismus erlösten, gaben ihm zugleich den Todesstoß. Es ist keine Frage: die Stunde der großen Enttäuschung für die Gläubigen des Sozialismus nähert sich mit raschen Schritten. Auch der Sozialismus scheint zu den geschichtlichen Kräften zu zählen, die nur unter Druck leben können. Die Befreiung von den Atmosphären der Feudalmonarchie hat ihm die Möglichkeit heroischen Duldertums genommen. Seitdem er in der Revolution über Nacht wider Erwarten und fast wider Willen offiziell geworden war, erlahmten seine Kräfte. Er zerfällt heute in ein Spießertum der Praxis bei den Mehrheitsleuten und in ein Spießertum der Theorie bei ihren scheinbaren Gegnern, den Unabhängigen. Im Kommunismus und Syndikalismus, wo er seinen Namen bereits verleugnet, gärt der Sozialismus, sprengt die alten Formen, hascht freilich zumeist doch nur nach anderen vorgelebten Formeln und ist in seinen lebendigsten Verfechtern der endgültigen Gestalt gänzlich ungewiß. Wir stehen ohne Zweifel mitten in einer schweren Krise des Sozialismus: ihre Hoffnungslosigkeit liegt in der Kleinheit derer begründet, die ihn zur Stunde verfechten. Auf deutschem Boden wenigstens ist heute kaum ein Sozialist bemerklich, dessen Gestalt und Kraft der Schwere und Weite des Problems gemäß ist.

Völker gehen am Liberalismus zugrunde, Ideen am Formalismus. Beides berührt sich eng. Es gibt einen Formalismus, der nichts als entleerte Formelhaftigkeit ist. Da wird eine Idee unschöpferisch von Epigonen übernommen, Fäden und Fädchen werden ins Feinste gesponnen, Apologien und Exegesen sind an die Stelle lebendigen Umschaffens getreten. Der schmale Nachfahre geht nicht mehr in die Wüste, sondern an den Schreibtisch; ob Studierstube oder Büro den Schauplatz abgibt, bleibt sich dann ziemlich gleich. Weiter aber gibt es einen Formalismus, der ein Überwuchern der abstrakten Form über die konkreten Gehalte, der Regel über das Wachstum, des Gewandes über die Gestalt ist. Hier ringt nicht mehr der ganze Mensch, hier bäumt sich kein Urwille und waltet keine geniale Urkraft: hier werden durch intelligente Hirnmenschen Probleme zerdacht, hinter denen keine Substanz mehr wirkt. So entstehen Systeme, Postulate, Ideologien, Theorien. Aber kein neuer Kosmos wird geboren, weil kein schöpferisches Chaos am Anfang war. Der Formalismus stellt die Dinge, mit Hegel zu reden, auf den Kopf. Aber der Kopf

trägt keine Welt. Wo der Mensch versagt, ist das Ende ein hoffnungsloser Relativismus.

II

Müde und weibische Intellektuelle begeistern sich in unserer Zeit für den Sozialismus an der Robustheit der Menschenklasse, die ihn trägt. Hier liegt das wahre Geheimnis des Stehkragenproletariers und Novembersozialisten, der sich ökonomistisch und idealistisch deutet, wo er besser täte, sich psycho-physiologisch zu erklären. Wir wissen heute genug von den Gesetzen der Verdrängung, um diesen Typ ganz zu durchschauen. Er hat nicht Kraft und Mut zum Führertum, sondern nur Feigheit und Schwäche zum Verführertum. Seine trostlose Vereinsamung treibt ihn zum Sturz in die Masse. Der gesinnungstüchtige Bekämpfer von Tradition und Autorität unterwirft sich der Macht der Zeit, glaubt deren Dogmen, weil sie absurd sind, verkleidet sich in Lebensformen, die ihm nicht gemäß sind, und bleibt in alledem, was er war: Literat. Die Rachsucht als beherrschender Antrieb bleibt dem Umlerner durch alle Wandlungen treu. Zersetzend wirkt er hier wie dort, nach wie vor. Geht der Sozialismus heute zugrunde, so hat er das nicht zuletzt seinen Überläufern zu danken.

Formaler Individualismus kann wohl versuchen, sich zu verleugnen, aber es gelingt ihm nicht. Der Liberale von gestern, der heute Sozialist wird, bleibt im Grunde in seinem Element. Dafür ist Karl Marx das große Beispiel, das heute klein kopiert wird. An der Freiheitsphrase erkennt ihr den liberalen Nihilisten. Es ist immer noch die „Freiheit wovon", die Nietzsche so leidenschaftlich verwarf, mit der die neuen Revolutionäre krebsen gehen. Die „Freiheit wozu" verträgt sich nicht mit dem Phäakenideal des Sechsstundentages, mit dem Pöbelinstinkt der Gleichmacherei, mit dem Lämmerglück des Pazifismus. Die materialistische Geschichtsauffassung, die bestenfalls die verworfene Grundgesinnung des kapitalistischen Zeitalters richtig ausdeutet, ist kein Rahmen für ein Zukunftsbild, das den Bruch mit allen Überlieferungen, die Zertrümmerung aller Formen rechtfertigte. Der englische Bourgeois erfand das Wunschbild des größten Glückes der größten Zahl. Unter diesem Zeichen gegen die Bourgeoisie zu Felde zu ziehen, ist entweder Dummheit oder Donquichotterie. Die möglichste Zurückschraubung der Arbeitszeit ist kein Ziel einer Klasse, deren Stolz in ihrem Arbeitertum beschlossen liegt. Die Verketzerung des Mehrwertes verkennt die Urerscheinung der Erzeugung und dient nicht dem Fortschritt, sondern führt durch Unterbindung der produktiven Leistungen des Kapitals zum Stillstand. Nicht einmal den faulen Zinsgenuß kann mit voller Überzeugung verwerfen, wer sich gänzlich von Verzehrerinstinkten und Gewinnverteilungswünschen beherrscht zeigt. Und wer mit dem rohen Egoismus, mit Neid und Gier von Personen und Klassen skrupellos arbeitet, sollte jedenfalls nicht von einem Sozialismus reden, der irgendetwas mit Gemeinschaft zu tun hat. Wer den Sprung vom Einzelnen zur Menschheit nur durch das mechanische Zwischengebilde der Lohnklasse vermittelt, sollte vom Volk schweigen. Der Quietismus des Laissez passer, laissez aller kann sich auch als Glaube an den Zwangsablauf des dialektischen Weltgeschehens verkleiden. Kurzum: in all seinen Grundelementen ist der Sozia-

lismus der marxischen Schule durch und durch liberal. Indem er die vernachlässigte Brüderlichkeit der gleichgemachten Einzel-Ichs unterstrich, erfüllte er die bourgeoise französische Revolution, aber er trieb sie nicht über sich hinaus. Indem er im Unterdrücker Bourgeois den verdrängten Feudalismus aufwies, weckte er doch nur im Proletariat selber die bourgeoisen Instinkte. Und wenn er vollends die Diktatur des Proletariats verkündete und damit den Feudalismus ochlokratisch umstülpte, so erlitt er selber den Sündenfall in die Reaktion. Hier blieb Marx nicht einmal im Liberalismus stecken: hier ging er, wie Zar Lenin zeigt, noch hinter ihn zurück.

Es war die tiefe Unverantwortlichkeit des Demagogen in Marx, daß er diese Spätform des Liberalismus zum geistigen Gehalt einer Bewegung erhob, in der zweifellose Möglichkeiten einer Auffrischung der Gesellschaft und der Nation lagen. In jeder aufsteigenden Schicht liegen solche Möglichkeiten, solange es noch Volk ist, was aufsteigt. Der Führer aber scheidet sich vom Verführer dadurch, daß er positive Volkskräfte weckt, statt negative Massentriebe zu umschmeicheln. Es ist leicht, die schlummernde Gier und den sprungbereiten Neid durch Illusionen zu stacheln, sehr schwer aber, elementare Volksenergien in Verantwortungen zu binden. Dem Verführer steht jederzeit der Lockruf einer letzthin unerfüllbaren Freiheit zu Gebote, der Führer, der zu Pflichterfüllung stählt, macht sich leicht genug mißliebig. Aber es gibt kein Mittel um Opfersinn zu wecken, als Bereitschaft zur Selbstaufopferung. Wer das Volk zum Herrentum erziehen will, muß selber dienen. Erniedrigt er sich freilich zum Sklaven der Masseninstinkte, dann weckt er in der Masse Tyranneninstinkte. Im Worte Diktatur hat Marx viel verraten.

Es war schwer, im liberalen Zeitalter des Wesens des Volkes ansichtig zu werden. Dem volksfremden Literaten vollends war diese Sicht wohl überhaupt versperrt. Daß sich der deutsche Sozialismus, der doch Volkserweckung sein wollte, diesem Tribunen anvertraute: das hat ihn um seine tiefsten Möglichkeiten betrogen. Vielleicht ist hier das persönliche Schicksal des Germanen Engels sinnbildlich. Der Marxismus suchte Genossenschaft, aber er fand nur den „Genossen". Nichts ist darin vom tiefen und schweren Klang aufbehalten, den Genossentum einmal im deutschen Volke gehabt hat. An Gierkes Lebensarbeit ist der Marxismus vorbeigegangen. Der Jude ließ die deutsche Sozialgeschichte 1789 in Paris neubeginnen. Daß das Problem darin liegt, den Neubeginn von Potsdam mit ihrem Urbeginn zu versöhnen, der durch keinen Städtenamen versinnbildlicht wird: das hat der Sozialismus nie gesehen. Der Verpreußung ist er trotzdem nicht entgangen. Aber die Eindeutschung ist ihm bis heute nicht gelungen. Er sieht heute die Wahl zwischen Ost und West, aber die tiefe Mitte fehlt ihm. Der Kompromiß der faulen Mitte bezeugt die Wesenlosigkeit seiner offiziellen Zerrform von 1918/19.

III

Der Mechaniker Walther Rathenau denkt das Problem des Schichtenaufstiegs formal weiter. Er sieht bereits den fünften und sechsten Stand nachrücken und zeigt damit, daß er — der Schichtenüberwinder — selber nur im Schichtungsschema denken

kann. Daß die Aufhebung der überkommenen Schichtung das Problem sei, sah auch Marx. Aber er blieb im Problem stecken. Die klassenlose Gesellschaft gehört bei ihm in das Kapitel, dessen utopisches Gepräge offenbar ist. Im Bereich praktischer Politik nahm er die Klasse nicht als Wirklichkeit, sondern auf weiter Strecke schuf er sie überhaupt erst, indem er das Bewußtsein darauf konzentrierte. Er weckte und schulte das Klassenbewußtsein des Proletariats mit dem seltsamen Endziel, daß auch diese Klasse, genau wie die der Bourgeoisie — die übrigens im strengen Sinne gar keine Klasse ist —, dereinst an ihrer Übersättigung zugrunde gehen solle. Nun aber kommt der Gedankensprung. Warum nahm er, der große Psychologe der Pöbelinstinkte, nicht an dieser Stelle Walther Rathenau vorweg? Erwies er sich hier am Ende gar als — Idealist? Sah er nicht, daß jede zur Herrschaft oder gar zur Diktatur gelangte Klasse sich eben als Klasse auch nach unten hin abgrenzt und damit den Revolutionär von morgen aus ihrem eignen Schoße gebiert? Sah er nicht, daß er das System des Oben und Unten, den Klassenrelativismus in der überkommenen Form, durch seine ganze Lebensarbeit nicht unterhöhlt, sondern verfestigt hat? Sah er nicht, daß das Schichtungsprinzip nur überwindet, wer nicht an das Wunder von übermorgen glaubt, sondern mit der Tat von heute beginnt? Er diente in Wahrheit der Reaktion, weil er sie durch die Form anerkannte, in der er sie bekämpfte oder zu bekämpfen vorgab. Revolutionen von dem Schema, wie er es am französischen Muster abnahm, kippen die Gewichtelagerung bestehender Schichten: das Untere kommt zu oberst. Der nächste Erfolg ist Einebnung. Aber auf die Aufsaugung des französischen Adels durch die sieghafte Bourgeoisie folgte keineswegs die soziale Einschichtigkeit, es folgte auf der europäischen Bühne vielmehr gerade durch die Marxische Regie das Auftreten einer neuen Unterschicht, des Proletariats, und damit war wieder eine neue Zweischichtigkeit hergestellt, die auf eine neue Revolution hindrängte. Dieser Vorgang hätte Karl Marx zeigen müssen, daß in der Tat auch die Diktatur des Proletariats durchaus nicht die klassenlose Gesellschaft der Zukunft verbürgt, von der er dialektisch träumt. Das Schichten- und Klassenprinzip hebt sich so wenig von selbst auf, als sich Münchhausen außerhalb des Bereiches demagogischen Bramarbasierens am eignen Schopf aus dem Sumpf zieht. Es will hic et nunc durchbrochen werden. Dazu bedarf es eines positiven Widerparts. Die Überwindung der Klasse geschieht durch den Stand. Das breit Gelagerte durchbricht, was steil dawider gestellt ist. Hierzu gehört allerdings eine entscheidende Umstellung der Blickrichtung. Hier liegen Aufgaben für den Willen, Marx dagegen glaubte an Revolutionen, die von selbst kommen. Seinen niedrig gearteten Glauben an die Ressentimentspsychologie und die Mechanik unausrottbarer plebejischer Instinkte verwechselte er mit Dialektik.

IV

Die „niederen Seelenvermögen“ der alten Schulpsychologie haben eine merkwürdige Wahlverwandtschaft mit dem toten Reich der Physik. Nicht zufällig kennt die Mechanik ein Gesetz der Trägheit, und auch Anziehung und Abstoßung sind ihr nicht fremd. In der Massenwerdung kommt der Volkskörper unter das tote Gesetz

der Schwere. Die quantitative Betrachtung rückt in den Vordergrund. Schon das Wort Masse ist bezeichnend. Übergewicht entscheidet, Artung verschwindet, Leben erstirbt. Wir täten gut, bei solchen Sozialprozessen nicht von Volk zu sprechen.

Volk nämlich ist keine Selbstverständlichkeit aller geschichtlichen Zeitalter. Volk kann als Begnadung einer Zeit da sein, Volkwerdung kann aber auch als Aufgabe einer Zeit auferlegt sein. In dem europäischen Spätalter, in dem wir leben, ist der Trieb zur Massenwerdung so stark, daß der Wille zur Leibwerdung der Nation als lebendige Kraft bewußt dagegen gestellt werden muß. Das mystische Moment, das im Gedanken der Leibwerdung einer entseelten Masse liegt, ist dem Willensuntergrund dieses Aktes nicht zuwider, darf ihm nicht zuwider sein. In der Stählung dieses Willens verjüngt sich ein alterndes Volk.

Sozialismus will mechanische Masse, Korporativismus will leibhaftes Volk. Sozialismus soll in Korporativismus verwandelt werden.

Individualistische Zerpulverung als Heilmittel gegen Schichtenzerfall, das im Rechenexempel „kommender Dinge" seinen Platz hat, weist nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts. Mit einer Reform der sozialen Auslese, mit der Eröffnung neuer Aufstiegkanäle für den tüchtigen Einzelnen wird Sozialismus verwirklicht, der ein Individualismus in der zweiten Dimension ist. Es kommt etwas mehr Ratio in das liberale Kaleidoskop, die Mechanisierung vervollkommnet sich, überschlägt sich wohl auch einmal: überwunden wird sie nicht. Auch die marxische Klasse als zeitweiliges Bindeglied zwischen dem Ich und der Menschheit führt nicht weiter. In ihren Elementen nur wird die Gemeinschaft begriffen. Gerade das Versagen der Erklärung deutet den Sinn. In der Sonnenhaftigkeit des Auges sah Goethe den Grund für das Sehen der Sonne. Eine Tautologie? Eine Anwendung der Schellingschen Identitätslehre? Gleichviel. Auch das Gemeinschaftsproblem will aus sich selber verstanden werden. Der Einzelmensch entscheidet sich nicht für Gemeinschaft, sondern er steht darin oder ist daraus verstoßen. Dann greift er zum Surrogat der gewillkürten Gesellschaft und — eben weil ihm das körperschaftliche Urerlebnis verschlossen bleibt — konstruiert er sich den Sozialismus. Sozialismus ist ein Individualismus, der sich am eignen Schopfe aus der Vereinsamung ziehen will. Das Ergebnis dieses hoffnungslosen Versuches ist — mit Tönnies zu reden: — Gesellschaft, assoziierter Egoismus, ist — mit Blüher: — Zweckverband.

Aus der Gesellschaft kann man zum Staat gelangen, zum Volk nicht. Der Staat kann sich mit Masse begnügen, aus der er Einzelne und Gruppen bevorzugend heraushebt, ja er kann sogar mit einem solchen System große politische Erfolge erzielen. Aus diesen einzelnen, die diesen Staat tragen, wird deshalb freilich noch lange kein „Männerbund". Es kann ein Adel daraus werden, wenn eigenbürtige Gemeinschaftsinstinkte in der staatserhaltenden Schicht stecken. Es braucht aber keiner daraus zu werden. Die Tschinowniki, die den Zarismus trugen, bis er innerlich ausgehöhlt zusammenbrach, waren kein Adel. Im Adel ist immer mehr als bloße Staatlichkeit, wie ja auch ein Fürst wesenhaft als Herzog ein Heer führt, während der Staat durch einen Professor oder Advokaten als Präsidenten gelenkt werden

kann. Dem Sozialismus ist der König ebenso unbegreiflich wie das Volk, dem er zu dienen glaubt: den Staat aber begreift er, wenn er ihm tausendmal das Lebensrecht bestreitet. Fürst und Präsident, Volk und Staatsgesellschaft sind in einer letzten Schicht unvergleichbar. Dazwischen liegt das mystische Erlebnis des Leibes.

V

Warum spricht unsere Zeit niemals vom Selbstbestimmungsrecht der Toten und der Ungeborenen? Die Zeit als Fluß, der nicht in Stunden und Minuten geteilt ist, ist dem Mechanisten unbegreiflich und unheimlich. Welch lächerliche Verwechselung: das Volk als Summe der Mitlebenden! Volk ist so wenig eine Summe simultaner Individuen, als Leib ein Haufe momentan vereinter Atome ist. Volk ragt aus dem Wesenhaften durch das Kontinuum der Zeit ins Gegenwärtige als Übergang. Volk gliedert sich aus eigenlebendigen Gemeinschaften, wie sich der Leib aus Zellen baut. Leben aber, so sagt ein tiefes Wort Georg Simmels, ist immer mehr als Leben. Biologie erschöpft es nicht. Auch der soziologische Biologismus bleibt im Anlauf stecken. Bios verschlingt den Logos und erhöht sich im Eros. Womit alle die gerichtet sind, die wie die Freud-Blüher und Genossen in analytische Sexualmechanik zurücksinken. Korporativismus — ein barbarisches Wort, das alle Unzulänglichkeiten romanischer Herkunft an sich trägt, doch fehlt es unserer Sprache an einer gleich scharfen Formel — Korporativismus stellt das körperschaftliche Urerlebnis, auf dem alle Gemeinschaft baut, entschlossen in die Mitte. Liberaler und sozialistischer Individualismus verfehlt die Frage im Kern. Immerhin soll im tragischen Mißlingen des Sozialismus das hilflose Hinausstreben über die Vereinzelung anerkannt werden. Zudem hält die sozialistische Wirklichkeit, z. B. der Gewerkschaft, oft mehr in korporativem Sinne, als die rationalistische Theorie verspricht. Eine Schicht freilich, die sozial entwurzelt und der ererbten Überlieferung beraubt ist, hat keine innere Beziehung zur Zeit, die mehr ist, als leere Form und Hülse: zur wahrhaft erfüllten Zeit. Der fehlenden Vergangenheit entspricht das verfehlte Zukunftsbild des Utopismus. Wo aber die Gegenwart nicht am recht geschauten Woher und Wohin ausgerichtet ist, da drohen auch ihre drängenden Aufgaben in zeitlos blasser Gedanklichkeit zu verkümmern. Man verkennt nicht ungestraft — das ist die tiefe Einsicht des konservativen Menschen — das Wesen und die Wesenhaftigkeit der Zeit.

Im Volk, das lebendiger Leib ist, leben die Vorfahren fort, die meisten stumm und namenlos, manche gekannt, einzelne Wenige als mythische Gestalten von ungebrochener, ewig sich wandelnder Kraft. Die Lebenden sind die Stimmführer der Toten, die nicht mehr „abstimmen" können, die aber einstimmen oder die sich wehren. Man soll sie nicht ehren, bloß weil ihrer viele sind, man opfert ihnen schlecht, indem man sich zu ihnen in müder Schau zurückwendet. Im mannhaften Recht der Lebenden, die den Mut zu ihren starken Instinkten haben, ist die Macht der Toten beschlossen. Rationalismus, der Zeit leugnet, ist Mord an den Ahnen, Reaktion, die in der Schau verweilt oder das Brechende künstlich stützt, ist Götzen-

dienst an Gräbern. Es ist ein tiefes Geheimnis, daß man die Leiber der Toten in die Erde senkt — die der Erde nah leben, sind auch ihrem Willen am nächsten. Aus dem mütterlichen Boden, dem sich unsere gespensterhaften Großstädte entfremdeten, wächst die erdhaft gesunde Kraft unseres Volkstums, in der Sehnsucht nach dem Land überwindet sich der kranke Sozialismus aus sich selbst heraus. Nicht auf das Eigentum am Lande kommt es an. Auch der feudale Lehnsmann besaß nichts — im Sinne des römisch-rechtlichen Eigentumsbegriffes. Immerhin liegt im erblichen Eigentum ein Moment der zeitüberwindenden Beständigkeit, das selber erdhaften Ursprungs ist. Das Wesentliche bleibt die zeugerische Berührung mit der Erde, aus der einem Volke die jungen Kräfte kommen, wie dem mythischen Riesen der antiken Legende. Korporativismus ist Bindung an die schöpferische Vergangenheit durch Mittlertum des Bodens, Neugebärung des Gemeinwesens aus der Nation, des Vaterlandes aus dem Mutterland.

Der Blick aber ist gerichtet auf das Kinderland. Ein Volk stirbt nicht, solange es ein Kinderland vor Augen sieht, an das seine Instinkte glauben, an dem sein wacher Wille baut. Doch der Sozialismus träumte von einem Schlaraffenland der Zukunft, das die Dialektik ausgebären sollte. Wie aber soll wohl aus der Retorte des Rationalismus etwas Lebendiges kommen? Heute droht uns aus dem Vorwitz des Zukunfterrechnens der Untergang des Abendlandes. Nicht einmal für diese Gefahr als Realität hat der frevelhafte Optimismus der Sozialisten ein Auge gehabt. In ihrer Verbohrtheit begriffen sie nicht, daß der moderne Imperialismus unserer übervölkerten Massenstaaten ihre ureigenste Sache war. Über dialektisch zeitlosen Utopien verschliefen sie, verschlief mit ihnen das Volk die Zeit. Aus kleinen individuellen Nöten machte der Sozialismus die Tugend des Klassenbewußtseins und das falsche Heldentum des Klassenkampfes: die große Not der Nation, der die Luft zum Atmen ausging, sah er nicht, wollte er nicht sehen. Der deutsche Michel schlief am festesten. Von einem holländischen Genossen mußte sich gegen Jahrhundertende der deutsche Sozialdemokrat die selbstmörderische Sabotage der Kolonialpolitik vorwerfen lassen. Der brave Schildbürger aber — er hieß Ledebour — protzte mit der humanitären Fürsorge der deutschen Sozialdemokratie für die kleinen Negerkinder auf. Das gute deutsche Volk mit seinem goldnen Kleinbürgergemüt, Rührungstränen für andere vergießt es, und vergißt darüber das Damoklesschwert, das über dem eignen Haupte schwebt! Der Weltkrieg kam trotz dem deutschen Gemüte und dem „Idealismus“ seiner Führer, der Sozialismus aber verträumte auch ihn, nun findet der deutsche Proletarier im geschichtlichen Augenblick, wo er die Leibeinheit der Nation zu ahnen beginnt, deren Körper fürchterlicher und tödlicher verzwängt als je. Im Elend der eignen Familie, in dem er ein Spiegelbild der nationalen Not spürt, rächt sich am deutschen Arbeiter der lebensblinde Doktrinarismus seiner Führer und ihrer Klassendogmatik. Schon nagt der Zweifel an den letzten Autoritäten, schon kehrt sich die Verzweiflung der erwachenden Massen gegen die eignen Leute, schon beginnt gottlob der felsenfeste Buchstaben-

glaube an das marxische Evangelium und seine Pfaffen zu wanken. Es wird stürzen, wenn das Volk durchschaut, daß der Marxismus nicht nur Zersetzung der Nation, daß er Verrat am Geiste der Arbeit selber ist.

VI

Wir sollen uns der Not nicht verschließen, die unser Verhängnis ist. Es kann unsere nationale Begnadung daraus erwachsen, wenn wir uns öffnen, um uns hingeben zu können. Wir sind zu einem Volk von Arbeitssklaven geworden und wollen ein Volk selbstherrlicher Arbeiter werden. Die Befreiung, die wir suchen, darf nicht eine Befreiung von der Arbeit sein, wie sie der Schlaraffen-Marxismus verheißt, auch hier geht es um eine „Freiheit wozu": wir suchen die Befreiung zum Werk. Im Werk erfüllt sich der Sinn des Arbeitsprozesses. Nicht die Arbeit selber, auch ihr Ausmaß nicht: ihre Sinnlosigkeit und hohle Leere ist das furchtbare Schrecknis der Zeit. Sie hat sich im Leben des Städters auf die ganze Existenz ausgebreitet. Aus der Muße ist Erholung, aus der Erholung Amüsement, aus dem Amüsement selber etwas wie Arbeit, etwas Zermürbendes, Aufreibendes, etwas Lebenzerstörendes geworden. So ist der Sinn, der der Arbeit verloren ging, dem Leben überhaupt entwichen. Der Zirkel Erwerb — Verzehr — Erwerb füllt das entleerte Leben aus. Alles wird formal, alles meßbar. Gehalte schwinden, Mengen beharren. Wir brauchen die Rückwendung von quantitativer zu qualitativer Arbeits- und Lebensgesinnung. Denn nur da liegt für den modernen Fronsklaven, der in allen Klassen und Ständen die typische Gestalt der Zeit ist, die Erlösung, nach der seine Seele schreit.

Aus Gewerkschaftskreisen ist der „Wertgutgedanke" gekommen, der der nationalen Arbeitnehmerbewegung den Gedanken der Qualitätsveredelung als neues und vornehmes Ziel einpflanzen will. Wir könnten uns denken, daß an diesem wahrhaft adligen Gedanken etwas wie ein Arbeiteradel erwachsen könnte, der wie ein Sauerteig die Massen erregen soll. Durch diese Gedanken wird in der Tat der marxische Plebejermaterialismus der allbeherrschenden Lohngier und der mörderischen Tarifkämpfe überwunden: aus dem Klassenkampf gegen das Unternehmertum ist der Volkskampf um einen Lebenssinn in der Arbeit geworden. Es geht eine neue Front durch die Nation. Auf der einen Seite steht hoch- und tiefgestellte Masse, die erwerben will, um zu genießen, auf der andern Volk, aller Klassen und Stände, das leben will, um zu schaffen. Zum Erwerb genügt die Berechnung, zum Werk gehört die Begnadung. Aus der Werkberufenheit kommt auch die neue und wahre Stufung, in der sich die schaffenden Stände gliedern. Nicht das Talent des Unternehmers, sondern das Genie des Werkschöpfers hat die oberste Führung. Nicht dem Tüchtigen, sondern dem Berufenen gebührt in erster Linie freie Bahn zur Bewährung in der Leistung. Bloße Tüchtigkeit wird oft sich bescheiden müssen, Berufenheit aber soll unter allen Umständen sich erfüllen dürfen. Höchste Erfüllung ist ihr: Selbstaufopferung in der Werkschöpfung. Der schöpferische Mensch steht im inneren Range höher als der rein organisatorische, der in unserer mechanistischen Zeit den Erfolg

davonträgt. Nach äußeren Glücksgütern mißt der Materialismus den sozialen Rang, entscheidend ist für den Berufenen das Maß des Leistungsspielraums und der freien Kräfteentfaltung. Das übrige ist Sache der sozialen Instinkte, die wahrhaft einer Revolutionierung bedürfen. Der Marxismus freilich, der sich zynisch zum Materialismus bekennt, wird diese Revolutionierung nicht vollbringen. Seitab vom Klassenkampfe wird sich der Brillenschleifer von Amsterdam, wie der Schuster von Görlitz und der Teppichweber von Tharsus an der heimlichen Krone genügen lassen, die wahres Volk auch auf dem Haupte des schlichten Arbeitsmannes erglänzen sieht. Nicht in Titeln und Ehren, die der Staat verteilt: in den geläuterten Instinkten des Volkes muß die Macht verankert sein, die dem genialen Vorarbeiter der Nation ausweislich seiner inneren Werkberufenheit gebührt. Volk kann den gesandten Führer verehren lernen, Masse läuft nur dem eigenen Sklaven nach, von dem sie sich gerne vergewaltigen läßt, bis sie des Tribunen überdrüssig wird und ihn hängt, um einen neuen zu suchen. Immer aufs neue wirkt hier ein uralter, ein ewig gleicher sozialpsychologischer Mechanismus. Wir aber suchen Kräfte zu erwecken, aus denen ewig junges Leben: stolz-demütiges Führertum und treue Gefolgschaft hervorsprießt. Das körperschaftliche Erlebnis schlingt um sie das feste Band. Aus der Werkgemeinschaft verjüngt sich im ehernen Zeitalter der Arbeit die Nation.

VII

Warum nannte man bislang nur den Unternehmer einen Industriellen, warum fühlte sich nicht auch der letzte Heizer und Kohlenschipper — stolz auf seine Stellung im Gesamtgefüge der Werkgemeinschaft — als ein solcher, oder warum schuf unsere Sprache kein Wort, das alle Werktätigen der Industrie vom obersten bis zum untersten Mitarbeiter umgreift? Das Wort fehlte, weil die Gesamtstände als seelische Realitäten und damit auch als wirtschaftspolitische Machtfaktoren fehlten. Auf den Kastendünkel der „Industriellen" antwortete der Marxismus mit dem lächerlichen Bettelstolz des „klassenbewußten Proletariats". Denn ist es nicht ein uneingestandenes Geheimnis, daß jeder Proletarier — und das mit Recht! — aus der preisgegebenen proletarischen Lebensform herausstrebt? Bleibt er weiterhin Marxist, dann verfällt er einer unehrlichen, unstolzen, unsicheren Bürgerlichkeit. Es ist der Fluch des Marxismus, daß er Arbeitertum und Proletariertum für das Bewußtsein der Massen auf eine unsaubere Weise miteinander vermengt, ineinander verfilzt hat. Die Nation braucht einen hochgespannten Arbeiterstolz, der die Relativitäten von Bourgeoisie und Proletariat weit hinter sich läßt. Indem der Marxismus die überkommenen längsschichtigen Bindungen verhärtete, den Schützengraben des Klassenkampfes ausbaute, das Massenressentiment nährte, gehobene Arbeit mißachtete, hat er zersetzt, statt neu zu binden, hat er Volkwerdung aus dem Geist und den inneren Gesetzen der Arbeit verhindert, statt sie zu fördern, erwies er sich letztlich als arbeiterfeindliche Macht, die die Ketten des Proletariats idealistisch vergoldete, statt sie mutig und entschlossen zu sprengen. Der deutsche Sozialismus ist zum Gedanken der neuen Gesamtstände nicht durchgedrungen, weil er im reaktionären

Horizont des Marxismus gefangen blieb. Er verbohrte sich in Taktik, deshalb ward ihm das Ziel nicht Gestalt. Nun er am Ziele scheint, rächt sich die Unterlassung in der Hilflosigkeit, die offenbar ist. Der ratlose Blick nach dem niederorganisierten, von jeher kommunistisch gestaltlosen ungegliederten Osten ist das Zeichen dafür, daß man nicht ungestraft im Gefolge eines fremdrassigen Literaten und Demagogen den bodenständigen Überlieferungen und den nationalen Urkräften untreu wird. Aus dem germanischen Westen kommt die neue Parole des Gildensozialismus, mit der demokratische Kritiker unseren korporativen Gedanken als reaktionär zu verketzern suchen. In Wahrheit ist damit der Weg gewiesen, aus eigenem Bestande sozialer Traditionen heraus in den neuen Gesamtständen die Schichtenverhärtung und Klassenverkümmerung zu überwinden.

VIII

Die Nation als Werkgemeinschaft bezeichnet den gegebenen Ansatz für den aktivistischen Korporativismus, in dem sich konservative und sozialistische Antriebe in einer neuen höheren Mitte treffen und durchdringen. Auch der große Bereich der Verwaltung bedarf der korporativen Erneuerung. Der zentralistische Obrigkeitsstaat soll in ein gegliedertes Gemeinwesen verwandelt werden, das die freien gewachsenen und wurzelnden Kräfte der Nation in einem politischen Willen zusammenschmelzt, der nicht aufgezwungen werden darf, sondern der entbunden werden will. Die Gefahr des Massenstaates ist die abstrakte Erstarrung, die Entfremdung vom pulsenden Leib des Volkes. Wir erleben die Liquidierung historisch willkürlicher, nach Abdankung der Duodezfürstenhäuser haltlos gewordener Kleinstaaten. Der Weg ist für eine landschaftliche Gliederung des Reiches frei, die verschüttete Grenzen neu zu entdecken, urhafte stammliche Solidaritäten neu zu beleben, neue Verkehrs- und Wirtschaftsbezüge klug zu berücksichtigen hat. Bodenständiger Heimatsinn ist die Urzelle körperschaftlichen leibhaften Nationalgefühls. Die politische Ausdrucksform dieses regionalen Korporativismus ist die Selbstverwaltung der Länder und Kommunen, in der wir trotz dem Freiherrn vom Stein über Ansätze nicht hinausgekommen sind. Das Problem steht heute in völlig neuartigen Bezügen, aus ihnen heraus, nicht aus trägen Gewöhnungen oder aus abstrakten Doktrinen und Rechenexempeln will es verstanden und gelöst sein. Nur der überwuchernde Partikularismus ist eine Gefahr, im stammlichen Selbstbewußtsein ruhen Wurzelkräfte der Nation, die noch nicht im entferntesten ausgemünzt und in den Gesamtwillen der nationalen Verjüngung eingespannt sind.

IX

Den korporativen Arbeitswillen der Nation, die ihre äußeren Geschicke in eigene Verwaltung genommen hat, richteten wir am Leitziel des Werkgedankens aus. Alle Zivilisation weist aber über sich selbst hinaus zur Kultur. Auch der Werkbereich soll nicht frei schweben: er soll in der nationalen Bildungsgemeinschaft verwurzelt sein. Der Individualist sieht auch das Erlebnis der kulturellen Werte, der Wertgüter, in zerspaltener Vereinzelung. Wir suchen auch da den korporativen Untergrund, wir

bauen die nationale Bildungsgemeinschaft aus Bildungsgemeinden im kleinen und kleinsten Rahmen auf. Wir wollen Kultur als Gehalt volklichen Gemeinlebens. Hat sich der Sozialismus ernsthaft um diese Frage gekümmert? Er war so auf Wirtschaft eingeengt, daß er kaum Staat und Verwaltung, daß er erst recht nicht das Bildungsleben als eignen Problembereich sah. Denn was ist mit Erweiterung unseres mechanisierten Schulbetriebes, was ist mit Volkstheater und Volkshochschule geschehen, wenn platteste bourgeoise Aufklärung, Wissensdünkel und kulturelle Naschhaftigkeit ungeprüft übernommen, intellektualistischer Aberglaube im Proletariat gezüchtet, Bildung nivelliert, vermanscht und verflacht, der Weg zu wahrer Bildungsgemeinschaft aber bei aller hilflosen Rührigkeit von Grund auf verfehlt wird?

Wir haben ein reiches und schweres Kulturerbe, an dem unser Bürgertum zehrt; unserer alexandrinischen Zeit stehen die Kulturschätze aller Völker und Zeiten offen, ohne Maß und Richte raffen wir toten Bildungsstoff und verschlingen ihn wahllos. Und dann wundern wir uns, daß all das die nationale Bildungsgemeinschaft sprengt, daß alle Gehalte formal werden, und daß unsere Seele leer bleibt? Wir haben kein Gefühl für Wahlverwandtschaft, kein sicheres Bewußtsein kulturellen Eigenbestandes, keinen geraden Willen, der wägt, scheidet, aufnimmt, verarbeitet, schafft. Deswegen gewinnt unsere Kultur keine Form und Gestalt, ihre Eigenkräfte erlahmen, Bildung zerstreut und sammelt nicht. Gewinnen wir an irgendeinem Punkt nationales Leibgefühl mit ausgewogenen Kräften, dann wird auch der Ballast von uns abfallen, den unsere Gelehrsamkeit ordnet und zerteilt, unsere Kunst verarbeitet und zerarbeitet, unsere Philosophie bedenkt und zerdenkt: dann werden wir dessen ledig sein, was heute Bildung heißt, obwohl kein Volk da ist, in dem es Wurzeln schlägt, obwohl alles sich differenziert und doch wieder jede Grenze überschritten, alle Substanz vermischt wird. Unsere Bildung schwebt in der Luft, als Literatenexperiment einer „Proletkult" wird sie sich nicht erneuern, auch mit dem abgeblaßten bürgerlichen „Idealismus" muß es ein Ende haben. Unsere Zeit soll lernen, sich selbst zu verstehen, sie soll dem Schweifen und Lungern in Kulturen und Welten absagen und in ihrem kleinen Werktag zu Gestalt und Form und zu Sinn und Verständnis dafür zu gelangen suchen. Hier kann und soll körperschaftliches Bildungsleben einsetzen. Mag das ruhig im Nahblick wie Barbarisierung ausschauen: ehe die geilen Triebe bürgerlicher Bildungsübersättigung abgeschnitten sind, ist an Gesundung und Kräftigung nationaler Bildung nicht zu denken. Die Epigonen des bourgeoisen Intellektualismus, Marx und Marxisten, sollen hier fein stille sein. Das Sündenkonto des Sozialismus ist groß, denn auch er hat nur Erbschaft weiter ausgebreitet, überständigen Bildungsaberglauben ins naive Proletariat getragen, „Volksbildung" bürgerlichen Kalibers getrieben: lebendige Saat für echte Bildungserneuerung hat er nirgends gestreut. Ja, er hat zum besten Teil die Nation um den Ertrag gebracht, der ihrer Bildung aus dem Aufstieg unverbrauchter Volksmassen erwachsen konnte, wenn die vor Halbbildung und Wissenswahn bewahrt geblieben wären.

X

Der zeit- und gestaltfeindliche Sozialismus spinnt seine gedankenblassen Utopien ins Leere, er erregt die Millionenmassen des heraufziehenden „Vierten Standes", um sie nachher aufs Fürchterlichste zu enttäuschen. Die daraus erstehenden Krisen drohen die Urkräfte der alternden Nationen unserer weißen Rasse aufzureiben und uns in die Vernichtung zu stürzen. Wir vermessen uns nicht, den Blick in dieser anarchischen Zeit auf „die Menschheit" zu richten, so sehr wir den Nationalismus in umfassenderen Einheiten zu binden trachten. Uns beherrscht in dieser Stunde der Not einzig das weltgeschichtliche Schicksal unserer Nation. In ihrer Gesundung und Wiedererstarkung ist uns alles Erste und Letzte beschlossen. Uns blendete niemals der fahle Glanz des wilhelminischen Zeitalters, der kleine Wille oder die schlaffe Sehnsucht nach Restauration dünkt uns lächerlich in einer Stunde, die wir wahrhaftig als ungeheure Wende der Zeiten sehen. Wir könnten uns denken, daß wir vielleicht heute vom alten Europa Abschied nehmen müssen, um als Vormacht des größeren Osten eine neue Existenz in der Welt zu suchen. Wir stellen all diese Fragen weit und sehen ganz nah lediglich die Grundfrage, wie die Zersetzung überwunden, wie die innere Erneuerung der Nation errungen wird. Der Liberalismus versagt die Antwort, der Sozialismus gibt nur eine halbe. Einzig der korporative Gedanke weist einen Weg, der zu wahrhafter Verjüngung führen kann. Der Boden ist überall für ihn gelockert, er keimt und treibt allenthalben. Der Freiheitswahn der bürgerlichen Epoche versinkt, es erwacht im Volk und in den Einzelnen die Sehnsucht nach neuen inneren Bindungen, aus denen die Kraft zur Sprengung der äußeren Fesseln aufwachsen soll. In tausend Formen kann und wird sich die körperschaftliche Erneuerung vollziehen. Das Gemeinwesen, das werden will, ist in seiner Gestalt noch nicht abzusehen. Es drängt uns nicht, der Zukunft vorzugreifen. Wir dienen entsagend der Stunde, über die unser Wille Gewalt hat. Uns genügt es, daß wir die Kräfte spüren, aus denen die Zukunft: unsere Zukunft erwächst. Wir wollen in dem Ring und Kreise, in den wir einbezogen sind, selber lebendige Kraft, selber ein Stück schaffender Zukunft sein. Wir wollen mitwachsen. Den Jungen bleibt das Reich.

Monismus und Dualismus als metapolitische Grundanschauungen

Von

Hans Roeseler

I

Es ist das späte Schicksal der europäischen Kultur, das sich schon seit Jahrhunderten ankündigt, in steigendem Maße das naive Verhältnis zum selbstverständlichen Handeln aus einfachem und unbewußt gerichtetem Wollen verloren zu haben, nicht mehr gleichsam still und selbsttätig, ohne den Umweg über die Einsicht, Sinn und Aufgabe der Zeiten erfüllen zu können. Die Bestimmungen der Zeitalter und die ihnen innewohnenden Ideen gelangen nicht mehr unmittelbar, aus der Kraft ihrer Ausstrahlung, sondern auf dem Wege über die Bewußtheit ihrer Träger zur Verwirklichung. Ein Zeichen dieser rationalistischen Erhebung ist vor allem die große Bewegung der Reformation. Nicht als ob damit eine auch nur annähernd befriedigende Ursachendeutung ausgesprochen sei. So einfach sind die Motive gewaltiger Zeitenwandlungen nicht zu erklären. Wohl aber liegt hier schon aus der seelisch-geistigen Unruhe der Anspruch vor, Urheber und Urteilsfinder in einer Person und in eigener Sache vor dem Richterstuhl der göttlichen und menschlichen Vernunft sein zu wollen. Seitdem gehen die den Zeitaltern aufgegebenen Ideen, gleicherweise zumeist Ursachen und Wirkungen, immer aber notwendige Schicksalsbestimmungen, erst ihrer Erfüllung entgegen, wenn sie durch die geistige Führerschicht in Bewußtheit Formung und Gestaltung erhielten, wenn sie von da aus in die dumpfe Bewußtseinssphäre der Masse gezwungen werden konnten.

Das Suchen und Finden innerer und äußerer Gründe und Ursachen für diese Erscheinung klärt sie selbst keineswegs auf. Denn Aufklärung über geschichtliche schicksalshafte Wandlungen geistig-seelischer Art gibt es nicht. So wird überhaupt sogenanntes wissenschaftliches Beweismaterial hierfür allgemeingültig nicht beizubringen sein. Es mag der Hinweis genügen, daß offenbar der religiös-metaphysische Gemeinbesitz mittelalterlicher Gläubigkeit mit seinen wohl naiven und einfältigen, aber beglückenden, innerlich fest und stark machenden Kräften, schlechterdings Urgrund wirklicher und letzter deutscher Kultur, schicksalsmäßig verloren ging. Er zerbrach an den aus dem Verstand, aus der fortschreitenden „Reife vorwärts und höher gerichteter menschlicher Entwicklung“ stammenden rationalistischen Einbrüchen. Das fällt zusammen mit dem in den weitesten Kreisen eindringenden Abfall aus dem Zustand eines vorproblematischen Verhältnisses zum Leben in einen

solchen der notwendig immer steigenden Problematisierung aller Lebensbereiche, ohne schon den Schritt in die Stufe überproblematischer ruhevoller Kraftansammlung um ihrer Entfaltung willen tun zu können.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert schreitet dieser Zersetzungsvorgang fort, erreicht wohl nach der Aufklärung im deutschen Idealismus zeitweise, vor allem aus dem unerschöpflichen Reichtum der Gestalt Goethes und auch Kants einen Stillstand, um dann in unermeßlichem Übersturz völliger Rationalisierung, Mechanisierung, absoluter Auflösung anheimzufallen. So ist es schon seit langem mit dem stillen und selbsttätigen Werden- und Wachsenlassen vorbei. Spürige Vorarbeit zur Aufdeckung der Ideen der Zeitalter wurde erste Voraussetzung ihrer Verwirklichung. Gott sei gedankt, daß dabei aber immer noch der Akt der Schöpfung und Vollendung der bewußt-gewordenen Ideen zum wirklichen Leben sich in geheimnisvoller, unbewußt-bewußter Weise auch in den Zeiten rationalistischer Einbrüche vollzieht. Dies allein ist die Kraftquelle für den Glauben, daß wohl Verfeinerung und Vielfältigkeit, aber noch nicht Ende und letzter Zustand eines untergehenden Zeitalters erreicht sind.

Es ist schlechthin das Wesen jeweils lebendiger Ideen oder Tendenzen — um ein Rankesches Wort zu gebrauchen — Ausdruck von Sinn und Ziel ihres Zeitalters zu werden und in Bewußtheit und Wirklichkeit der lebendigen Geschlechter einzuströmen, auf daß sie zum Leben gelangen. Es sei hier — um im vorhinein Verwechslungen vorzubeugen — bemerkt, daß gerade in unserer problematisierten Zeit wieder Neigung und Anspruch besteht, gleichsam als dogmatisches Mittel des Haltes ewige Ideen — seien sie formaler oder inhaltlicher Allgemeingütligkeit — als Wegweiser der Wirklichkeit aufzurichten, in methoden-dualistischer Art das Seinsollende, den Wert, die „Idee" schlechthin in Gegensatz zum Sein, zur Wirklichkeit, zum Leben aufzustellen und die „nur unendliche" — in Wirklichkeit endlose — Aufgabe zu beklagen. Fern liegt es gewiß, zu bestreiten, daß in der Tat ganz bestimmte, einfach menschliche Grundforderungen auf das Leben des einzelnen und sein Verhältnis zur Umwelt einwirken, gleichsam als kontemplative, sich selbst denkende Prinzipien. Wir meinen nicht jene Ideale, die nichts anderes als allgemeine Selbstverständlichkeiten sind, sondern eben jene sich selbst denkenden Prinzipien, die aber nicht für den geschichtlichen, d. h. Geschichte Schaffenden, sondern eben nur für den Betrachtenden vorhanden sind und Geltung nur innerhalb ihres eigenen Bereiches und ihrer eigenen Grenzen besitzen. Offen ist aber zu bekennen, daß eine Gesinnung nicht die unsere ist, die allerdings berechtigt, ihre Träger plötzlich für heimliche Naturrechtler oder gar für sentimentale Rationalisten zu halten. Gegen diese Anschauung werden wir noch unsere Waffen zu erheben haben.

Die Ideen, die wir meinen, die historischen Aufträge der Zeitalter sind anderer Art. Sie ruhen im geheimen Grund der Generationen und werden von einem Geschlechte dem andern zur Erfüllung weitergegeben, bis ihr Tag gekommen ist. Dazu ist aber not, daß sie offenbar werden, daß ihr Dasein Form und Gestalt als Kraft und Klarheit in der Bewußtheit ihrer Erfüller erhalte. Dies bedeutet aber nicht, daß Erkenntnis der Aufgaben nun gleichsam Rezeptdienst zur Gestaltung der Wirk-

lichkeit leisten könne. Es gilt „zu verhindern, daß der Sinn der Behandlung der Wirklichkeit nicht in das Gebiet bloßer Ideen überschweife und ihn doch durch Ideen zu regieren; auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüt gegenwärtig zu erhalten, daß es kein anderes erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten gibt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen und sich mit festem Sinn daran anzuschließen". Dieses Wort Wilhelm von Humboldts aus seiner Akademieschrift „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers" umreißt klar und eindeutig die Aufgabe des Politikers und die Gefahr, in der er ständig schwebt, soweit er nicht wahrhaft politischer Mensch ist. Denn diesen treibt nicht allein der Enthusiasmus allgemeiner und schlechthin idealer Zwecke; „der politische Mensch ist nicht Enthusiast, er muß die klare Besonnenheit haben, die man dem Enthusiasten gewöhnlich nicht zuschreibt. Die Leidenschaft ist die Bedingung, daß aus dem Menschen etwas Tüchtiges hervorkommt. . . . Wenn diese Begeisterung wahrhafter Natur ist, so ist sie zugleich eine kalte; die Theorie hat die Übersicht über das, wodurch diese wahrhaften Zwecke hervorgebracht werden". Hegels Ausspruch schließt sich so unmittelbar dem Worte Humboldts an und gibt Richtung und Weg zur Erkenntnis der Aufgaben des politischen Menschen. Und dieser politische Mensch muß vor allem Sinn, Aufgaben, Richtung, Tendenzen, Ideen seines Zeitalters kennen, wer sie sind, wie sie wirken, woher sie stammen, wohin sie wollen.

Ihre Aufdeckung und Findung, Gestaltung und Formung, muß aber ein Akt der Offenbarung und Gnade bleiben, ein als Geschenk dankbar empfundenes Wiederfinden eines schon einmal besessenen, längst verlorengegangenen hohen Gutes. So umgibt uns dennoch dort, wo der Verwirklichung bewußt zur Gestaltung geführter Ideen Kraft und Unmittelbarkeit zuteil werden soll, ehrfurchtsvolle Hingabe und Scheu trotz aller erkenntnismäßiger Erarbeitung, die zur Überführung in die Bewußtheit notwendig ist.

II

Wir sind alle dieser Ideenlehre dienstbar, gleichviel ob wir uns ihrer bewußt sind oder sie — wie zumeist — ohne inneres Wissen erfüllen. Sie gibt uns erst die Mittel der urteilsfähigen Betrachtung und Wertung alles Geschehens. Nur mit ihrer Hilfe können wir unseren Standpunkt im Strudel und Lauf des kleinen und großen Lebens um uns her sicher finden und wahren. Deshalb ist es unsere Pflicht, Ausschau zu halten und Klarheit zu gewinnen, welche Ideen unseres Zeitalters lebendig aufstreben, welche Kampffronten sich aufrichten, um danach eigene Mitkämpferschaft oder Neutralität zu entscheiden. Aber dem oberflächlichen Betrachter von Leben und Geschehen bieten sich in der problematisierten Hilflosigkeit, in der er bestenfalls als regsamer und beweglicher Mensch befangen ist, gleichsam als geistige Richtzeichen, wenn möglich aus Ewigkeitswerten allgemeiner Gültigkeit abgeleitete formale Sammelbegriffe, wie etwa die Annahme allgemein-menschlicher Ideen. Dann hat man stets den feierlichen Ruf nach Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit zur Hand; er erleichtert das beschwerte Gewissen, weil man sich, offenbar immer

unter dem ewigen Himmel hoher Gestirne verbleibend, schon mit freundlich-sentimentaler allgemeiner Stimmung und ihrer matten Abfärbung auf das wirkliche Leben zufriedengeben kann, um die so quälende Unruhe nicht mehr zu empfinden. Zumeist weisen diese oft schlagwortartig benützten Wegweiser zu geistig-sittlicher Lebenshaltung in ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit des Lebens eine unheimliche Dürre auf. Bestenfalls offenbaren sie sich als schwache und stets einseitige Versuche, sei es Geschichte oder Geschehen, Vergangenheit oder Gegenwart zu verstehen, ihnen Sinn zu geben und vielleicht einmal lebendige Zeitideen, die nun durch ihre offenbare Verbundenheit mit allgemeiner Geltung Ewigkeitswert zu erhalten scheinen, aus lauter Hilflosigkeit, innerlicher Armut und Unbeweglichkeit zu einer dauernden Anerkennung zu verhelfen. Solche Ideen, deren Totenmaske man lebendigem Leben auferlegen will, haben gewiß einmal, als sie schicksalsmäßig aus besonderem Boden heraus sich durchrangen, Kraft und Leben besessen. Einmal hat auch in ihrer Geschichte ein ganzer Bereich miteinander kämpfender, umeinander ringender Strebungen zugrunde gelegen. Denn neue Formung neuen oder alten Inhaltes bedeutet immer Kämpfen, Angriff und Widerstand, Sieg und Niederlage, Auferstehen oder Untergang. Gerade deshalb geht es nicht an, sie stets als fertige Formeln bereitzuhalten, mit denen man jeweils Geschehen und Geschichte zu bändigen gewillt ist.

Fertige Formeln stammen aus dem Verstand. Verstand und Vernünftigkeit stehen aber in stetem Widerspruch mit Leben und Geschehen. Ja, sogar in doppeltem Widerspruch. Einmal an sich; Welt und Vernünftigkeit kommen nicht überein. Wer mit logischem Maßstab und denkmäßigem Zwang Vergangenheit und Zukunft oder gar die reiche Gegenwart eindämmen oder regulieren will, wird immer Schiffbruch leiden. Dann aber in weiterem Sinne. Wer — was jeder irgendwie hie und da versucht oder versucht hat — vernünftige Übereinstimmung zwischen Wirklichkeit und rationaler Forderung herbeiführen will, deren Schlüssigkeit doch so grenzenlos einfach erscheint, wird bemerkt haben, daß er hier einem Zwange, ja einer aus der vernünftigen Erkenntnis heraus fließenden Notwendigkeit folgte, die erst durch ihr Scheitern am wirklichen Objekt ihre uns zwingende Macht verlor. Logische Suggestionskraft könnte man dieser „vernünftigen" Reformation der Wirklichkeit zusprechen, die erst in sich versinkt, wenn in dieser Wirklichkeit, die sich natürlich gegen solche Vergewaltigung stets wehrt, irgendein Schaden angestiftet ist, der die ganze Unsinnigkeit des Vorgehens offenbart.

Es spielt sich aber im Leben — vielleicht ist es überhaupt nichts anderes — ein stetes Kämpfen ab zwischen vernünftigem und überzeugendem eigentlich Soseinund Sohandelnsollen und dem ganz anders ausfallendem Handeln und Entscheiden. Es ist hier nicht jene Zwiespältigkeit zwischen Gut und Böse gemeint, die — wohl aus gleicher Wurzel des ewigen Gegensatzes im Dasein stammend — das Seelenleben des einzelnen berührt. Wir meinen vielmehr die großen Entscheidungen des Gemeinschaftslebens der menschlichen Verbände, vor allem der Völker. Bei ihnen sprechen zu viele unbeeinflußbare und nicht zu beeinträchtigende, erdenschwere

Grundtatsachen und Grundantriebe mit, als daß „vernünftige" Zielsetzungen ihr Leben und Werden erziehlich verändern könnten. Aber abgesehen davon, daß etwa geographische Lage, dadurch bedingte Wirtschaftsform eines Landes, staatliche Gestalt eines Volkes, Schicksalsgemeinschaft einer geschichtlichen Entwicklung durch plötzliche vernunft-politische Erleuchtung nicht aufhebbar sein dürften, sind es auch noch andere gewichtige Gründe, die ein Eindringen jener Vernunftshaltung in die politische Sphäre bekämpfenswert erscheinen lassen.

Ein Versuch dieser Art, der, wie wir feststellten, stets mit der Suggestivkraft zwingender und überzeugender Gültigkeit verbunden zu sein scheint, ist jenes innere Gründen der politischen Gesinnung und Entscheidung auf die Rahmenbegriffe allgemeinen Menschentums und seiner „irgendwie" vorausgefaßten Grundeigenschaften, deren Besitz allen Menschen teilhaftig ist oder sein sollte. Solche naturrechtlichen Abstraktionen werden aber niemals den Anspruch erheben dürfen, gemeingültig und in reiner Form Ideenausdruck im Sinne einer historischen Ideenlehre zu sein.

Geschichtliche Ideen sind einmalige Besonderheiten einer geschichtlich begrenzten und einmal ablaufenden Periode; jene Abstraktionen erheben aber allgemeinen und zeitlos gültigen Anspruch. Schon ihre einseitig rationalistische Herkunft und der ihnen innewohnende Anspruch, als einheitsstiftendes Moment in der Beurteilung des Lebens und Geschehens gewertet zu werden, deuten auf die grundsätzliche Verschiedenheit hin. Wer Welt und Leben, Geschehen und Vergehen auf eine, die eigene Formel bringen will, wer erklärend mit dogmatischer Starrheit eine scheinbar bekannte Unbekannte für die Fülle der unbekannten Motive und Notwendigkeiten einsetzt und sie als doch bekannt empfiehlt, bedient sich rationalistischer Spiegelfechterei. So wird man lebendige Ideen und ihren Kampf zur Vollendung, eben um der Wirklichkeit willen nicht zur Bewußtheit bringen können. So bleibt es bei dem kümmerlichen Versuch kleinmütiger und starrsinniger Geister, die lebendigen Ideen der Zeitalter nur in einheitssüchtigen Abstraktionen reiner oder abgeleiteter Art zu finden und damit die Einheit des konfliktreichen Lebens zu retten. Oder es wird gar der schon gefährdende Versuch gemacht, die Wirklichkeit des sündhaften Abfalls von der oder den „Ideen" gemäß jenen Sammelformeln zu verändern, ja, wenn es geht, zu vergewaltigen. Es soll möglichst rasch das angeblich „Seinsollende" — dargestellt und zusammengefaßt in dem rationalistischen Filter einer nach Vergewaltigung drängenden Formel — verwirklicht werden. Die innere Tendenz der Zeit sei ja nichts anderes, als jener ewige Zielwille der „Idee", auch wenn sie in Wahrheit ihr eigenes reiches Leben, ihre unbeirrbar sichere und ihre tief einwurzelnde Bestimmung besitzt. Dabei merken die Träger dieser Gesinnung — das sei als Randbemerkung gestattet — gar nicht, daß Voraussetzung ihrer Grundmeinung stets die Erkenntnis einer Lehre von der unendlichen Annäherung ist, die sie hier schnöde und plötzlich verleugnen. Aber die Hast und Sehnsucht, in konfliktscheuer Gefühlshingabe Zustände des Ausgleichs und der Gerechtigkeit an die Stelle des Gestaltwandels und der Aufrollung jeweiliger Ideen-

gehalte geschichtlicher Zeitprägung zu setzen, ist größer, als daß die Geduld aus jener Erkenntnis und Lehre Bestand hätte. Resignation, die ihr zu eigen sein sollte, wird stets zum fanatischen Enthusiasmus einer letzten Endes chiliastischen Gesinnung.

III

Resignation ist aber erstes Erfordernis männlicher Entschlossenheit dem Leben gegenüber. Entscheidung durch schöpferisches Bejahen, das eine schroffe und harte Absage gegen andere Möglichkeiten in sich schließt, wichtigste Voraussetzung politischen Handelns. Heute aber hat man nicht die Kraft zu Entscheidungen, darum auch nicht die Kraft und Fähigkeit zu handeln. Männlicher Verzicht ist nicht Zeichen der Zeit. Wohl aber Sehnsucht und Anklammern an allgemeingültige, ewige, menschliche Grundforderungen, deren immer wiederholtes Aussprechen sie endlich doch ohne Taten und Handlung verwirklichen soll. Grundhaltung und Grundgesinnung der Zeit, der Politik unserer Zeit in Deutschland ist die milde, flüchtende Sehnsucht nach Erlösung aus dem Wirrwarr und Durcheinander des Lebens und Geschehens. Da greift man willig und gern nach dem rationalistisch gefundenen Einheitsschlüssel für die Ursachen des uns alle umschließenden Elends und ihre vielfältigen Verschlingungen, für die Wirkungen und ihre wieder verursachenden Folgen, für Notwendigkeit und Schicksal des Geschehens. Man hat dann jedesmal — gottlob — eine Lösung gefunden, die plötzlich alle Konflikte und Schwierigkeiten aufhebt, die man wie eine Zauberformel nur auszusprechen braucht, um Klarheit zu finden, die den Geist der Zeit deutet und den Fortschritt der Menschheit gewährleistet. Die 14 Punkte Wilsons werden da ewig als Merkmal der inneren Verfassung des Zeitalters bestehen bleiben. Wer weiß heute etwas von Schicksal, von der Größe einer tragischen Unentrinnbarkeit, von göttlicher Fügung und von harter Notwendigkeit? Man genügt sich an Formeln, deren Allgemeingültigkeit natürlich Ewigkeitswerte beansprucht; enthalten sie doch in sich gleich der Büchse einer Glückspandora die Kraft, Vielfalt und Widerspruch, Elend und Unglück, Tragik und Bitterkeit in Einfalt und Einklang, Wohlfahrt und Frieden, Seligkeit und paradiesischen Zustand auf Erden zu werden, zumindest aber als regulative Idee für Handeln und Tun zu seligem Ende zu dienen. Abstraktionszwang bindet und knechtet alle Erfahrungen in diese eine Denkform, von ihr aus strömt Kraft und Heil zur Umgestaltung der Welt! Der stete Wandel der Gestaltung, die bunte Vielfältigkeit und der unendliche Reichtum dieses Lebens sollen, sobald die Zauberformel gefallen, im Zustand des ihr gemäßen Seins erstarren. Das ist ein verhängnisvoller „Monismus“, der sich berufen fühlt, das Paradies auf Erden zu schaffen. Das ist der oberflächliche naturrechtliche Aufkläricht, der Vater aller der Gesinnungen, die in optimistischer Furcht vor tragischem Schicksal und heldischer Kraft des Ertragens stets und ständig Weltverbesserung fordern und den Fortschritt der Menschheit nach regulativen ewiggültigen Idolen, nicht Ideen, zu befördern als heiligste Pflicht predigen. Monistisch in diesem Sinne ist die Herkunft jedes opportunistischen und erst recht eines doktrinären Liberalismus, für den die

falsch verstandene Freiheit jedes kläglichen Individuums Grund- und Leitziel politischer Haltung und Handlung geworden ist. Monistisch ist jede demokratische Doktrin, der letzter Urgrund eben die Denkform der menschlichen Gleichheit bleibt. Aber auch jeder Sozialismus, der sich auf dem monistischen Fundament eines historischen Materialismus erhebt, wird seine monistische Abstammung nicht verleugnen können, wenn er sich noch so sehr als historische Entwicklungslehre ausgibt. Erst recht aber ist in einem solchen Monismus der letzte Grund jeder pazifistischen Gesinnung zu suchen. Überall ist — sei es durch naturrechtliche Beweisführung aller Schattierungen, durch vernunft-ethische Begründung oder durch erkenntniskritische Fundamentierung — eine Urformel gefunden, auf der sich Lebens- und Weltanschauung konfliktlos aufbaut, nach der die Handhabung und Regelung des menschlichen Zusammenlebens versucht oder erzwungen werden soll. Letzter Hintergrund ist eine untragische, eudämonistische Auffassung von der Bestimmung des Menschen in diesem Leben. Gefährdend, ja lebensbedrohend wird aber der Einfluß dieser Gesinnungen, wenn sie — leicht faßlich und so selbstverständlich Erfolg versprechend — in blindgläubiger Hingabe oder fanatisiertem Radikalismus ein ganzes Volk erfassen und augenblickliche und restlose Verwirklichung fordern. Nicht einmal die bittere Erfahrung am eigenen Leibe scheint ihre doktrinäre Einseitigkeit, ihre rationalistische Vergewaltigungssucht, ihre das Leben bedrohende Zerstörungskraft zu offenbaren. Wir denken nur an unsere gläubige und so hart bezahlte Hingabe an die Selbstbestimmung der Völker, an den Weltfrieden Wilsons, an unseren vollendeten Parlamentarismus, an die „Demokratie" unseres Volksstaates, an den Sozialismus und seine dogmentreue Gefolgschaft.

Die Organisation der Welt ist doch so klar und einsichtig für jeden im Plane aufzuzeigen. Der Volksstaat oder die sozialisierte Wirtschaft kann doch nach einseitigen Prinzipien, aufgebaut auf letzten ethischen Werten, dargestellt werden. Weshalb soll die internationale Verständigung nicht möglich sein? Sie ist es, ebenso wie in Zukunft doch die Kriege durch Erziehung der Jugend im Sinne der Völkerfreundschaft, durch entsprechende Organisation der Völker und Staaten ihr Ende erreicht haben müssen. Vernunft und Geist beherrschen die Welt — und das lebendige Leben hat sich ihnen zu fügen! Überall ein letzter, einfacher, nur zu bejahender, eben monistisch-einheitlicher Grund, nur daß er eine künstliche und lebensblinde, ja letzten Endes lebensfeindliche Weltanschauung als seinen Überbau errichtet!

Das ist die ganze Unfruchtbarkeit, die süßlich-sentimentale, aufklärerisch-mechanische, unheldisch-bourgeoise, unzufrieden-begehrende Herkunft all der sozialen und politischen Lehren, deren Ausdruck wir in den sozialen und politischen Einrichtungen unseres Zeitalters wiederfinden können.

IV

Damit ist aber alles andere getan, als etwa die Idee und die Aufgabe unseres Geschlechtes erkannt oder erfüllt zu haben. Wer Witterung und Einsicht für die unserem Zeitalter einwohnenden Tendenzen hat, der wird klar und deutlich sehen,

daß dieser „Monismus" herstammt aus jener Zeit, die lange hinter uns liegt, und nach seiner Ideenformung etwa als der Gehalt der Gedanken von 1789 und 1848 anzusprechen ist. Der angebliche Geist der Zeit, die „Errungenschaften" des gegenwärtigen Zeitalters sind epigonenhafte Ausklänge und schmächtige Versuche, den Ideen früherer Zeitläufte zum ach so verspäteten Leben zu verhelfen. Sie sind alles andere als revolutionär. Sie sind im schlimmsten Betracht reaktionär. Gegen sie ist wirkliche Revolution notwendig. Und als revolutionäre Bewegung gegen diese starren und sich ob ihres inneren und äußeren bourgeoisen Besitzes blähenden Mächte ist der Klassenkampf all derer zu entfachen, die den hellen Blick und das unmittelbare Gefühl unserer Bestimmung, für den Sinn unserer Generation noch besitzen.

Zweierlei wird so zur Aufgabe:

Einmal die Erkenntnis des Kampfes gegen jede Ideologie eines reaktionären Fortschrittsgeistes mit den Mitteln der Erarbeitung der eigenen Ideologie, d. h. mit den Mitteln der geistig-seelischen Haltung und Willenseinstellung, die den uns bestimmten Ideen gemäß ist. Weiter aber die Aufgabe, von da aus die letzten, aber auch die nächsten Ziele und die Wege zu diesen Zielen zu sehen, die zu erreichen und zu gehen uns auferlegt ist, wenn anders wir unsere Zeit erfüllen wollen, unsere Pflicht zu tun bereit sind.

Die Erkenntnis jenes gemeinsamen optimistisch-eudämonistischen Untergrundes der Gesinnung, die wir Monismus nannten, die Wurzel und Nährquelle aller bürgerlich-liberalen, aufklärerisch-demokratischen, ökonomisch-sozialistischen Anschauungen gibt selbsttätig Aufschluß und Klarheit über die Ideologie, aus der heraus Ablehnung und Kampf gegen solche Gesinnung erwachsen muß. Der Krieg und die hohe Welle heldischer Hingabe, die er über unser Volk hinweggehen ließ, waren doch Zeichen dafür, daß die Gesinnung heldisch-tragischer Wirklichkeitshaltung uns überhaupt noch möglich ist. Inzwischen hat aber der Geist jener „Monisten" gesiegt und gebärdet sich so, daß seine Feinde sich sammeln und festigen müssen. Es gilt Kraft und Klarheit des Willens, im Leben und in der Welt, in der Geschichte und im politischen Geschehen, den ganzen Reichtum des Daseins, auch den an Konflikten und Schicksalsschlägen schlechterdings, als Wirklichkeit anzuerkennen, die schweren und harten Seiten dieser Wirklichkeit auf uns zu nehmen und sie, sei es zu tragischem, sei es zu heroischem Ausgange zu Ende zu führen. Es gilt der innersten Überzeugung zu sein, die Hegel das Wort sprechen ließ: „Die Geschichte ist nicht der Boden für das Glück. Die Zeiten des Glücks sind in ihr leere Blätter. . . . Die weltgeschichtlichen Individuen haben nicht glücklich sein zu wollen." —

Dies letzthin pessimistische Wissen vom Seinscharakter der Welt mit aller daraus ersprießenden Skepsis und Resignation, mit aller ihm vorausgehenden Schau von der relativen, nicht relativistischen Geltung der Dinge ist der Boden, auf dem die einzige Gesinnung erwachsen kann, die überhaupt zu Taten und Werken fähig macht, die Welt und das Leben überwindet. Dazu aber sind Leben und Welt schlechterdings da und erhalten darin überhaupt Daseinssinn. Aus diesem Pessimismus, dessen Geburt fern allen Ressentiments, vielmehr aus einfacher Einsicht in den

Sinn der Dinge möglich wird, ersteht die menschlich-starke, eben heldisch-tragische Haltung, die dem schweren Schicksal, unter das Deutschland jetzt zu gehen hat, die Kraft der Überwindung entgegensetzen kann. Wir stellen dem „Monismus“, den wir kennzeichneten, bewußt eine andere Auffassung von der Welt und dem Leben gegenüber. Wir tauschen ihn nicht ein gegen einen „Pluralismus“, der nun einfach die Vielfältigkeit des Daseins in all ihrer Buntheit oder Herbheit anerkennt und so glaubt, zur Wirklichkeitsgesinnung zu werden. Das wäre nichts anderes, als verschleierter oder offener Relativismus. Die Skepsis des Relativisten ist es nicht, die wir verteidigen. Sie wird nicht die Kraft aufbringen, ein Schicksal zu tragen. Die Illusionsgeneigtheit der Deutschen, ihre vorschnelle Hingabe an ein monistisches Rettungsmittel verlangen gewiß Erziehung zur skeptischen Haltung um der Sachlichkeit willen, um der „kühlen Leidenschaft“ willen, die Hegel von den politischen Menschen fordert. Soweit mag pluralistische Haltung zur Welt und Wirklichkeit dienlich sein; auch noch in weiterem Ausmaße, um in Distanzierung überhaupt die Verworrenheit und Verflechtung der Geschehnisse, ihrer Hintergründe, ihrer Ursachen und Möglichkeiten, kurz, ihre Problematik sehen zu lernen. Damit würde aber nur die Möglichkeit des Unterscheidens innerhalb des geschichtlichen Wandels wie innerhalb der Fülle der Möglichkeiten des politischen Geschehens gesichert sein. In keiner Weise wäre jedoch damit die Forderung an den politischen Menschen erfüllbar, ohne die er nicht denkbar ist. Das ist die Forderung zur Entscheidung. Entscheidung verlangt Kraft und Mut, Resignation und Freiheit von Sentimentalität. Schon an der Grundfrage, die wir hier untersuchen, gilt es, diese Kraft zur Entscheidung zu bewähren und dem Monismus zu entsagen, der so oft, schier unwiderleglich, den handelnden Menschen, noch tiefer den politisch handelnden Menschen gefährdet und ihn auf das Ruhelager der nur unterscheidenden Kontemplation ziehen möchte. Der Geschichte schaffende Mensch muß Härte besitzen, muß aus der Verworrenheit der Problematik seiner Aufgaben und ihrer Lösungen das Ja oder Nein seiner entschlossenen Entscheidung fällen und ihr die Treue bewahren. Leben und Wirklichkeit, innen und außen, sind so gestaltet, daß alle Fragen, die sich aus ihnen ergeben, zumeist, wenn nicht immer, nur die beiden Lösungen zulassen: Ja oder Nein. Wer diesen Dualismus anerkennt, sieht auch zugleich die Tragik, in der er selbst als Handelnder steht, und noch viel mehr die tragische Verantwortung, in die er als politischer Mensch verstrickt ist, wenn ihn eben seine Berufung zum verantwortlichen, schöpferischen Handeln für eine Gesamtheit verpflichtet.

So steht dem rationalistischen Monismus, der das Glück einer Gesamtheit oder eines einzelnen mechanisch zwingen will und sich dazu fähig erachtet, ein „Dualismus“ gegenüber, der von der Bedingtheit der Wirklichkeit überzeugt ist, der die ungeheure Schwere seiner jeweiligen Entscheidung im Rahmen seiner Verantwortung vor Vergangenheit und Zukunft lastend empfindet. Wer so im politischen Bereich wagen will, muß ganz anders wägen, als der, welcher nach naturrechtlichen und formalen allgemeingültigen Grundsätzen vor seiner Erkenntnis gegründeten und deshalb ja eigentlich schon vorausbestimmten Entscheidung jemals wägen kann. Er

sieht die Wirklichkeit von wirklichen Kräften und Strebungen getragen, von denen jene Kraft zur rationalistischen Einheit nur eine ist. Bei ihm allein kann die Ehrfurcht vor dem geheimen und tiefen Sinn eines trotz aller Tragik und schicksalhafter Wendung organischen Weltbildes heimisch sein, dessen kosmische Ahnung erst die Möglichkeit umschließt, das Gewordene zu hüten und das Sein zum Werden zu verändern.

Das Unglück, in das Schicksal und Schuld unser Volk geworfen haben, fordert Bekenntnis zu diesem Volk, verlangt Hingabe und Opferbereitschaft zu seiner Rettung. Es ist da nicht getan, in bequemer Gläubigkeit auf ein Weltgewissen zu hoffen oder sich vernunft-mythologischen Luftvorstellungen vom endlichen Siege einer rettenden Gerechtigkeit hinzugeben. Es ist not, sich für oder gegen zu entscheiden und aus der Erkenntnis des Zusammenbruchs der Staats- und Wirtschaftsformen der Gegenwart und der ihnen zugrunde liegenden Ideologien die lebendigen oder zum Leben drängenden Tendenzen und Ideen des Zeitalters aufzunehmen und ihnen in positiver Wendung zur Gestaltung zu verhelfen.

Wir stehen in einem tiefen Wandel unseres inneren Verhältnisses zu dem, was wir Volk und Volkstum nennen. Aus den letzten Gründen unserer Seele, ja unseres Leibes, steigt ein ganz neues, bisher nur geahntes leib-seelisches Volks- und Gemeinschaftsbewußtsein herauf, das nach Ausdruck innerhalb der Lebensformen eines Volkes: in Staat und Wirtschaft, Kultur und Religiosität verlangt. Hier heißt es gleichfalls sich entscheiden: Mitbauen oder weiter bei jenen Welt- und Menschheitsabstraktionen beharren. Wer aber mitbauen will, muß vom Bauplane wissen und auf den Baumeister hören, muß Herz und Seele für die Aufgaben der Zeit geöffnet halten und den stets voreiligen Rationalismus zur rechten Zeit ausschalten, muß still und ehrfürchtig dieses Werden eines neuen, tiefen und den einzelnen völlig umwandelnden Bewußtseins vom Volk und seiner Gemeinschaft mit hellem Auge geleiten können. Dann wird die weitere Aufgabe des Zeitalters klar und deutlich: ein Sehnen und Drängen nach neuer, diesem gärenden und neuwerdenden Volksbewußtsein gemäßen Gestaltung und Formung des staatlichen Körpers und wirtschaftlichen Lebens durch Führung und Gemeinschaft. Neues Werden einer neuen Wirklichkeit der Gemeinschaft eines Volkes, neue Gestaltung seiner Lebensformen, die aus lebendigem Volksbewußtsein erfließen — im Ziel die Wirklichkeit einer wahren und leibhaften Volksgemeinschaft.

Das scheinen uns die lebendigen Aufgaben der Geschichte zu sein, die unserem Zeitalter aufgegeben sind. Zu ihnen müssen wir aus der Grundanschauung des politischen Menschen Stellung nehmen; jeder Monismus muß da versagen. Er ist nicht umsonst die leere und nur formale politische Grundanschauung der alten Generation, wie der alten Völker. Nur eine junge Generation wird solche Forderungen erfüllen können. Denn die Schwere dieser verheißungsvollen Aufgaben wird uns erst ganz klar, wenn wir uns der bitteren Wirklichkeit des politischen und wirtschaftlichen Zustandes und der seelisch-geistigen Verfassung unseres Volkes erinnern. Dennoch den Mut zu haben, zu diesen Aufgaben zu stehen, den Glauben

sich erhalten, daß nichts anderes unsere Pflicht ist, als ihnen nachzugehen, dazu bedarf es bei aller skeptischen und pessimistischen Wertung von Mittel und Weg des festen Willens, eines tätigen und kräftigen Zugriffs, eines aktivistischen Optimismus, der sich mit jener Skepsis gut paart. Nur die Härte einer herben Haltung zur Welt ist geeignet, die innere Steigerung zu gewähren, welche Kraft zu Taten geben kann. Es gesellt sich Skepsis und pessimistische Wertung zu gesteigertster, enthusiastisch gehobener unmittelbar sicherer Kraft des Handelns. Erst die Männlichkeit dieses wirklichkeitsfreudigen Ernstes Welt, Leben und Dasein gegenüber schafft den „skeptischen Enthusiasmus", der der Geist der wahrhaft revolutionären jungen deutschen Generation sein wird.

Die Bejahung der Wirklichkeit aber entbindet die starke Verantwortung, die wir bisher gegenüber Volk, Land und altem besten Gut unserer reichen deutschen Überlieferung vermissen mußten, stellt die großen Mächte deutscher Überlieferung aus Schicksal, Geschichte und Werken in den Dienst der aus der Bewußtheit ihrer Aufgabe schaffenden Jugend. Ihr werden die Wirklichkeiten von Volk und Volksgemeinschaft, von innigster Verknüpfung mit diesen Mächten, von Schicksal und göttlicher Wendung in dem großen und gewaltigen Bau der Geschichte unseres Volkes wieder lebendig und ehrfurchtsvollem Dienst, ja völliger Hingabe würdig. So strömt solcher Anschauung jegliche Quelle irrationaler Mächte zu, daß sie als lebendigstes Leben dem Wirken dieses Geschlechtes Schwung und Kraft gewähren.

Wege zur Führungskunde

Von

Willy Schlüter

Ist es nicht widersinnig, daß im Jahre 1921 das Problem einer deutschen Führungskunde auftaucht, nachdem Deutschland — gleichviel aus welchen Gründen! — Weltkrieg und Revolution auf der Verlustseite zu buchen hat? Zudem erkeimen Führungsanlagen in Tiefen, in die keine menschliche Willkür hinabreicht, und die besten Führungsverfahren blitzen uns immer erst dann auf, wenn wir im Druck und Drang einer ganz bestimmten Führungsaufgabe stehen. Was also will man mit einer Führungskunde denn eigentlich vorwegnehmen? Soll wieder einmal in gefährlicher Wendezeit die Theorie Parade reiten, um Tatträumer zu berauschen, besonnenen Tatwirkern aber den Mut zum Zugriff zu lähmen? Immerhin wollen wir Menschen niemals nur die Vergangenheit wiederholen. Soweit wir überhaupt führen können, wollen wir zukunftzeugend führen. Immer will unser Gedankengang doch dem Lebenswege eines Tuns folgen, das die Welt in unserem Sinne möglichst verändert. Kann's nicht gleich vom Schlimmen zum Guten oder gar vom Guten zum Besseren gehen, so können wir — oder wollen wir doch — von einem Schlimmeren zu einem Minderschlimmen gelangen. Auch haben gewiß die letzten großen Weltereignisse einige Kenntnis von den Fehlführungen in Umlauf gesetzt, die uns in so große Bedrängnis gebracht haben. Sollten wir darum von solchen Fehlführungen nicht einiges über Förderführung erschließen können?

Aber! Aber! Wie steht es denn mit den Männern, die gar zu sehr sich darin fühlen und wissen, daß Förderungswille in ihnen lebt? Ist die warme Schwellung des lebhaft betonten Wohlwollens günstig für Führungsentschiedenheit? Ist von allen Arten der Macht- und Geltungssucht die liebenswürdige, heitere, allgefällige, die immer und überall auf Förderung ausgeht, nicht just die unfruchtbarste? Wie will man denn überhaupt sich Förderführung vornehmen? Es gibt keine Seite des menschlichen Wesens, die, zur Unzeit verstärkt und gesteigert, nicht großes Unheil anrichten könnte. Vielleicht sind Forderer, Dränger, Abheischer, die auf ihren Gedanken bestehen, ob auch die Welt zugrunde gehe, viel nötiger zur Führung, als die vermeinten Gnadenspender lächelnder Güte! Vielleicht sind die besten Förderer Männer, die uns schroff bekämpfen oder uns Selbstbekämpfung als Aufgabe aufdrängen!

„Mehr lieben!" sagt man dennoch. Wie aber verhält es sich mit der erfahrungsmäßig zu erlebenden menschlichen Liebe? Uns selbst erleben wir durchweg als Empfindung, den anderen aber leicht nur als Bewegungserscheinung. Uns selbst ge-

nießen wir als Gefühl, den anderen leicht nur als Vorstellung, Raumgebilde. Uns selbst nehmen wir als Willen, den anderen schauen wir zu leicht nur als äußere Kraft und meistens als Gegenkraft. Wenn wir wirklich lieben, lieben wir immer noch eher unsere Eigenart im Lieben, als die Eigengeschichte und Wesenseigentümlichkeit des andern, sofern sie mit unserem Werten und Fühlen nicht übereinstimmen. Wie häufig bedroht das Bild, das wir uns von unserem Freunde machen, ihn selbst mit Anwandlungen, sich nicht selbst treu zu bleiben! Kann also Liebe allein der Urquell der Führung sein?

Wie ganz anders verhält es sich mit dem Kampfe?! Von ihm her wird alles hell.

Es läßt sich verstehen, wie die Abwehr sich zur Bändigung herabdämpft und wie dann die Bändigung zur Führung sich mildert.

Wird nicht Gruppenführung, auch wenn sie kampfgeboren ist, notwendig zur Bewußtseinsführung, Entschlußbildeführung? Entlastet sie sich nicht dadurch, daß sie immer mehr die Geführten zur Selbstfolgewilligkeit erzieht? Wieviel Einfühlen, Einleben, ja Einlieben setzt dies voraus! Denken wir also auch im Hinblick auf die Liebe nicht gar zu schlecht vom Kampfe. Was entzündet mehr Liebe als gemeinsamer Haß, als Trotz- und Notgemeinschaft der bewußten Abwehr? Und welche Güte ist fester, klarer, verantwortungsbewußter als die Güte, die in kampfgespannter Führung zum Erlebnisse wird? Erfassen wir uns daher ruhig erst einmal als Kampfgemeinschaft, ehe wir es wagen, uns als einen Förderer-Bund zur Empfehlung zu bringen! Streben wir in diesem Sinne lieber nach einer nüchternsachlichen Kampfführung als nach einer zu liebesheißen Förderführung. Vielleicht lassen sich dann am besten noch Kampf und Liebe zusammenordnen. Güte, die wirksam leiten will, wird dann vielleicht grundsätzlich des Zu-Führenden sowohl als einer Kampfaufgabe, als auch als einer Liebesaufgabe sich bemächtigen. Es würde sich dann die Edda-Verheißung erfüllen, daß Baldur, den Gott der Eintracht, und Hadur, den Gott des Gegensatzes, einst ein gemeinsames Heim aufnehmen wird.

Man überlege wohl:

Verständigung durch ehrlichen Auskampf der Gegensätze, Einigung mit Beibehaltung der lebensfruchtbaren Spannungswerte, Führung durch stete Neubeherrschung sowohl als auch durch stete Neuerbildung von kraftzeugenden Verschiedenheiten: läge in solcher lebenshebend einigender Gegensatzführungskunst am Ende nicht mehr Güte als in seelenschwelgerischer Wechselduldung ohne Forderungsernst im Messen der Kräfte?

Doch greifen wir auch hierin nicht zu hoch. Wo denn hört tatsächlich der Kampf auf, Schuld und Schicksal für Wesen mit viel Hunger, viel Fortpflanzungsdrang und dazu noch mit phantastischer Geltungssucht zu sein? Wo wird er jemals zu sittlich reifer Wechselspannungskunst, zu besonnener Wechselhebungsarbeit für selbstbeherrschte Tatwesen? Leider, leider sind wir viel weniger Geschichtsschöpfer als Geschichtsgeschöpfe und darum auch viel weniger Kampfführungskünstler als Opfer der Kampfverhältnisse der Welt.

Mag auch alles Leben und so gewiß auch das Gruppenleben in Spannungen sich rege halten müssen, mag es daher auch immer nur dann richtig gelenkt werden, wenn man es als Spannungsgefüge lenkt, was ist damit für die Einzelanwendung schon gewonnen? Weder gar zu naturhaft noch gar zu geist-anspruchsam dürfen wir von menschlichen Führungsfragen reden. Der Mensch ist kein Lebewesen schlechtweg, sondern ein stets auf ganz bestimmte Art vergesellschaftetes Geschichtsgeschöpf. Und nur ganz bedingt, unter sehr zahlreichen Einschränkungen ist er auch gesellschafts-umbildender Geschichtsschöpfer.

Kann man da erwarten, daß ihm Spielraum genug für eine tatkünstlerische Führung seines Spannungslebens bleibt?

Immerhin mag der Versuch gewagt werden, herauszubringen, auf welche Art etwa gewisse Grundspannungen im deutschen Menschen als Geschichtsgeschöpf und Geschichtsschöpfer bereit liegen, um als Arbeitsstoff einer allen Vorbehalten wach und nüchtern Rechnung tragenden Führungskunst sich aufschließen zu lassen. Zu vergessen ist hier nicht: Wir wollen als Tatglieder eines jungen Volkes zukunftszeugende Gruppenführung. Das Wort klingt kühn, aber wir müssen, ob wir wollen oder nicht, uns mit dem Entweder-Oder abfinden: Tat oder Tod. Wollen wir als Volk weiterleben, müssen wir nach Vorwegen neuer Führungstat spüren. Wir müssen durch eine bewußt könnenshebende Bewußtseinslenkung uns neue Formen des Führens eröffnen. Wir haben somit hier nichts festzustellen, sondern was wir erfassen, stellen wir gleich in die lebendige Tatschwebe eines neuen inneren Führungsvollzuges.

Als Geschichtsgeschöpfe sind wir leiblebenskundlich (biologisch) Träger der Spannungen unseres körperlichen Erbgefüges, seelenkundlich Auswirker der Spannungen unseres Erbbewußtseins, gruppkundlich (soziologisch) die Vertreter der Spannungen unserer Erbgemeinschaft, unserer Zuchtart (Rasse), unseres Stammes, unseres Volkes, geisteskundlich (noologisch) die Beweger der Spannungen unserer Aufgeschlossenheit für gewisse Erbaufgaben (Tradition).

Da ich Deutscher bin, füge ich nach Möglichkeit meine Worte deutsch. Meine Begriffe sind ohnehin ja keine Feststellungs- und Erklärungsbegriffe, sondern Tatbegriffe, d. h. Zeichen (Signale), Aufgaben für ein geistiges Tun, das in folgerichtiger Auswirkung auch dem äußeren Tun in spannungsgeschmeidiger (elastischer) Maßführung gebietet.

Einiges Grundsätzliche ist zwar noch kurz zu streifen.

Zukunftszeugend kann jede Begriffsführung nur dann sich gestalten, wenn die einzelnen Tatbegriffe sich aneinander zu einem neuen Führungsbegriffe befruchten können. Führung und Erbtum sind zunächst Gegensätze, wie Absicht und Unmittelbarkeit, wie Leistung und Zeugung, wie Kürwille und Unwillkürlichkeit. Jedoch der Begriff der Erbpflegekunst schließt die Pflege sowohl des Unterbewußten, als auch des im Bewußtsein Aufzuhellenden im Verhältnis zum Erbe in sich. Die beiden Tatbegriffe der Erberhaltung und Erbverwaltung befruchten sich so zum obwaltenden Führungsbegriffe der erbverjüngenden Pflegekunst.

Man ersieht hieraus: Jeder einzelne Tatbegriff muß irgendwie in Befruchtungsbeziehung zu seinem Gegenbegriffe treten. Er muß sein eigenes tätiges Einbegreifen seinem Gegenbegriffe einprägen und, von dem tätigen Einbegreifen dieses Gegenbegriffes seinerseits erfaßt, sich einem Oberbegriff der Gesamtführung für beide Begriffe unterordnen. Der Oberbegriff der Erbpflegekunst wirkt führend in den Begriff sowohl der Erbsicherung als der Erbverwertung für die gegenwärtigen Tataufgaben. Immer aber kann sich die Begriffsführung im Tatgeiste nur dann vorwärts bewegen, wenn der einzelne Tatbegriff, von seinem Gegentatbegriff befruchtet, einen Mitteltatbegriff gebiert, welcher eine Einwirkung auf den Gegentatbegriff gestattet. Ein solcher Mitteltatbegriff ist der Begriff der Pflege. Pflegen kann man sowohl Erbanlagen als Taten. Zum weiteren Fortgang der schöpferisch aufschließenden Begriffsdurchtätigung wird alsdann gefordert, daß der Gegentatbegriff gleichfalls einen Mittelbegriff, den Gegen-Mittel-Tatbegriff aus sich entwickelt. Ich fühle den Begriff der Pflege als vom Erbe her vorrückend, dagegen den Begriff der Kunst als von der Tat her sich bewegend. So ist mir die Pflege ein Mitteltatbegriff, die Kunst in diesem Falle ein Gegen-Mittel-Tatbegriff in der tatdenkerischen Aufschließung des Erbbegriffes in seiner Beziehung zur Führung.

Mitteltatbegriff und Gegen-Mittel-Tatbegriff werden dann zu wechselseitig sich fordernden (korrelativen) Gliedern des Führungsumschlußbegriffes, um dessen Erzeugung es sich handelt.

Der Entwicklungsgang der Begriffsführung (Dialektik) gestaltet sich also so, daß durch Vermittlung von beiden Seiten der Begriffsgegensatz zu einem Wechselforderungsverhältnis entfaltet wird, und daß alsdann ein Führungsumschlußbegriff die Wechselbeziehungsverhältnisse von sich aus abstuft. Der Führungsumschlußbegriff, der die beiden Mittelbegriffe der Pflege und der Kunst im Hinblick auf das Erbe zu führen hat, ist der Begriff der Erbpflegekunst.

In diesem Sinne verfährt die zukunftszeugende Begriffsführung, welche sich in den Dienst der Führungskunst stellt, streng folgerichtig.

Wenden wir uns jetzt zur Erbpflegekunst zurück. Wir fragen: Wie könnte die Erbpflegekunst führend auf unsere leiblichen, seelischen, grupp-lebensbezüglichen und geistigen Erbanlagen wirken? Nur wenn ein solcher Führungseinfluß möglich wäre, gewännen wir ja im Erbsinne einen lenkenden Einfluß auf das Geschichtsgeschöpf.

Wie sich in unseren Versuchen, hierin wenigstens einige Grundverhältnisse aufzuhellen, Tatbegriff und Gegentatbegriff folgerichtig im Sinne der Erzeugung neuer Umschlußbegriffe Punkt für Punkt vermitteln, muß an dieser Stelle mehr aus den Endergebnissen der Gedankenführung, als durch stets aufs neue aufgenommene Hinweisung auf die Planmäßigkeit unserer Begriffsführungsarbeit entnommen werden. Wir wollen hier vorwiegend der geistigen Seite der Führungsvollzüge nachgehen, da es sich ja immer um sittliche Könnenshebung und nicht um Tatsachenschilderung handelt.

In diesem Zusammenhange will es mir zunächst als höchst bedeutsam erscheinen,

daß jedes körperliche Erbgefüge spanngeschmeidig (elastisch) bleiben muß, wenn es sich dauernd erneuern soll.

Lockerbarkeit und Straffbarkeit müssen in einem gewissen Wechselaustauschverhältnisse zueinander stehen. Die Erbpflegekunst muß daher sowohl Erbfestigungskunst als Erbschmeidigungskunst sein. Wir müssen daher Schmeidungsaufgaben für uns finden, vor allem dort, wo wir am meisten in Anspruch genommen werden: in der Alltagsarbeit.

Unsere Werktätigkeit muß aus der Gegensatzspannung zwischen Arbeitshast und Arbeitsscheu zur Arbeitspflegekunst sich umbilden. Dies kann geschehen, wenn wir uns das Erlebnis der Selbstbefruchtung in der Arbeit eröffnen. Wir müssen eine Arbeitsschaukunst in dem Sinne ertätigen, daß wir es uns zum Bewußtsein bringen, wie sehr unsere leiblichen Anlagen der Befruchtung durch anstrengungfordernde Anlässe und Aufgaben bedürfen. Die Arbeit muß als Kraftzeugekunst erfaßt und behandelt werden. Heute steht in einem Lager die Arbeitsfron, im andern Lager bei den Ärzten und Kranken steht hoch in Achtung die Arbeitsheilkunst (Arbeits-Therapeutik): hier Tatbegriff, dort Gegentatbegriff. Aber warum soll uns Gesunde denn nur das äußere Arbeitsergebnis, nicht auch der lebensbefruchtende Selbstwert der Arbeit beschäftigen? - Müssen wir nicht allesamt auch die körperlichen Bewegungskräfte unseres Erbgefüges durchüben und stählen?

In welchem Wahnsinn wandeln wir aber noch!

Da soll die Arbeitskraft sich in Arbeitslohn, der Arbeitslohn sich in Nahrung, Wohnung und Kleidung verwandeln. Nahrung, Wohnung und Kleidung sollen dann ihrerseits in neue Arbeitskraft sich umsetzen. Das nennt man Arbeitskunde, das heißt Volkswirtschaft. Setzt man die Arbeit einseitig in solche Umwandlungszusammenhänge, so ist der Klassenkampf selbstverständlich mit all seinem Hasse mitgesetzt. Denn es ist ja leicht auszurechnen: Der Begüterte setzt alsdann mindere Arbeitskraft durch das Übergewicht seines Geldbesitzes in Vorzugsansprüche, die Vorzugsansprüche in reichere Nahrung, Wohnung, Kleidung um, die reichere Nahrung, Wohnung und Kleidung gewähren ihm vermehrten Genuß. Er ist Günstling des Arbeitskreislaufes.

Dagegen erhält der Arme nach der gewohnten „Arbeitskunde“ für körperliche Mehrleistung geldlichen Minderlohn, für geldlichen Minderlohn minderwertige Lebenserneuerungsbedingungen, für minderwertige Lebenserneuerungsbedingungen minderwertige Arbeitskraft, der er dennoch körperliche Mehranstrengung abzukrampfen hat. Er ist das Opfer des „Arbeitsegens“.

Wenn die Arbeitsauffassung auf dieser Grundlage ruht, dann muß eine Seelenverfassung sich daraus ableiten, die nur die Zwangsabläufe des Hadergrolls und Neidhasses kennt. Daraus muß notwendig eine Grupp-Lebensauffassung (Sozialismus) des Klassenhasses hervorgehen, die ihrerseits notwendig zu einer Geisteslehre der wirtschaftlichen Bedingtheit aller Bewußtseinsführung leitet. Wer in diesen Dingen A sagt, muß auch B sagen. Die hier bestimmenden Folgerichtigkeiten walten sich mit eherner Notwendigkeit aus. Keine Gesittungspflege, keine

Andachtskunst, keine Erkenntnisforschung, welche die gekennzeichnete Arbeitsumlaufslehre bestehen läßt, kann den ehernen Ring des geistigen Verhängnisses, der auf uns lastet, sprengen. Wie ganz anders jedoch entfaltet sich das Bild, wenn man Fähigkeit, Forderung und Führung oder Anlage, Anlaß und Arbeit oder Bereitschaft, Aufgabe und Tatvollzug oder Werkinnigkeit, Werksachlichkeit und Werkfreude als lebensmäßig im Befruchtungszusammenhange stehend, erlebt und empfindet. Vor uns rauscht dann als mütterliches Meer der Inbegriff aller Fähigkeiten, Anlagen, Bereitschaften, Innigkeiten, auf und über diesem Meere leuchtet die Befruchtungs- und Zeugesonne der Forderungen, Anlässe, Aufgaben, Werke. Zarathustras Schauung bekommt nun ein Tatgesicht: „Unschuld und Schöpferbegier ist alle Sonnenliebe."

„Seht doch hin, wie sie ungeduldig über das Meer kommt!
Fühlt ihr den Durst und den heißen Atem ihrer Liebe nicht?
Am Meere will sie saugen und seine Tiefe zu sich in die Höhe trinken.
Da hebt sich die Begierde des Meeres mit tausend Brüsten.
Geküßt und gesaugt will es sein vom Durste der Sonne;
Luft will es werden und Höhe- und Fußpfad des Lichts und selber Licht."

Daher muß das Götzentum der pflegelosen Arbeit und der sich mit ihm verknüpfenden bürgerlichen und bürgerfeindlichen Wirtschaftsauffassungen stürzen. Körperliche Durchbildung in der ganzen Breite und Gediegenheit eines aller Spielerei enthobenen, sachlichen Arbeitszwanges muß jeder Gebildete von sich fordern.

Ich brauche wohl nicht noch einmal zu betonen, daß der Führungsumschlußbegriff der Arbeitspflegekunst keine Feststellung, sondern eine Aufgabe ist. Will man bei der alten Art der Arbeitswürdigung verharren, dann ist die Erbpflegekunst nur ein schöner Traum. Sobald sie irgendwie Wirklichkeit wird, muß sie körperliche Erbgeschmeidigkeit und körperliche Arbeit auf breitester Grundlage miteinander in Einklang bringen. Das läßt sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen. Darum liegt im Hinblick auf die Erbpflege im Begriffe des Arbeiters eine Zukunft, von deren Bedeutung selbst der gläubigste Weltvergemeinschaftler (Kommunist) noch nichts ahnt. Allerdings gilt auch hier das Wort Moeller van den Brucks: „Jung ist, wer jung tut." Nur junge Völker haben ein Anrecht auf den vollen Segen tatkünstlerischer Arbeitspflege.

Wie verhält es sich nun mit dem Erbbewußtsein? Auch in ihm walten Spannungen. Die Schoßgründe des Unterbewußten und die Stoßpulse des Bewußtseins (Kontinuität und „Intermittenz") streben in entgegengesetzte Richtungen. Die unterbewußten Schoßgründe tragen in sich alle Geheimnisse der Neugenesung und Neubelebung der Bewußtseinskräfte. Sie spenden uns ganz unentbehrliche Sicherungen, Ausgleiche, Abwehrhaltungen, die auf die Erhaltung und Entfaltung unseres Gesamtwesens sich beziehen. Wir dürfen sie nicht durch übersteigerte Bewußtmachung zu sehr zerlockern und entfügen. Zwar ohne kräftige Stoßpulse der Bewußtseinsführung kommen wir um alle Entschlußkraft und Trotzkraft. Um die

Erbgesundheit unseres Bewußtseins zu erhalten, müssen wir daher unsere Bewußtseinsbildung nach beiden Seiten hin maßvoll leiten. Es muß darum wiederum vor allem die tägliche Arbeit unseres Volkes so geordnet werden, daß in ihr eine gesunde Abfolge von Bewußtseinsspannung und Bewußtseinsabspannung, von wachem Aufmerken und sinnigem Sich-Sammeln sich ermöglicht.

Dies erleichtert sich dadurch, daß wir wieder in die Ehe der Kräfte blicken. Dann werden wir das Haupthemmnis einer gesunden Bewußtseinsführung, die Zwangscheu, abstreifen. Drang und Zwang können in ein Wechselbefruchtungsverhältnis zueinander treten. Der Drang erwärmt, durchseelt, verdichtet sich durch rechte Zwangführung, der Zwang wird lebensfruchtbar, wenn er in einem starken Drangleben eine geschmeidige Schoßform empfängt. Der Drang ist der Mutterschoß des Freigefühls, der Zwang ist Vater der freien Führung. Wenn wir an uns selber haften, können wir über uns nicht verfügen und damit auch nicht über die Welt, deren Gegensätze sich in unserm Bewußtsein klar und sachlich zum Austrag bringen müssen, wenn wir sie obwaltend leiten wollen. Wir müssen darum unser Drang- und Gefühlsleben in den Sachzwang der Dinge und Vorgänge lebensinnig hineinbilden; indem wir den Sachzwang als von uns aus gesetzt und gewollt bejahen, finden wir alle Freiheit in ihm wieder. Denn es ist die Eigenart des werkbauenden Lebens in uns, sachliche Gesetze über sich zu stellen und durch Hingabe an sie sich zur Tatkraft zu befruchten. Darum können und müssen Zwangserlebnisse, die sich aus dem Willen zum Werk- und Weltbauen und aus sachlichen Notwendigkeiten ergeben, als Selbstwerte der Lebenserfüllung aufgefaßt werden. Im gewissen Sinne kann man auch die Welt als Weib, den Willen als Mann und das Werk als ihrer beider Kind sich zur Anschauung bringen. Nur am Arbeitsstoffe der Welt schult sich die Gestaltungskraft des Willens. Der Arbeitsstoff ist erst in seiner Gegebenheit zu ergreifen, dann zu formen. Als Reifestufe erst ergibt sich nach der Stoffdurchformung die Kunst der Freigestaltung. Das ist das Entwicklungsgesetz alles Werklebens. Darum fallen in letzter Auswirkung sachliche Folgerichtigkeit und die Forderungen reifer Lebenspflege, Zwangsnotwendigkeiten und Schaffensgesetze zusammen. Sich allem Andrang des Zwanges entziehen, ist nicht nur unsittlich, sondern auch ungesund, so wenig wir uns auch als „Hausknechte" in unseren Luftschlössern träumen. Unter allen Umständen muß aber der Lebensbefruchtungssinn sachlichen Zwanges sich auf das entschiedenste aufhellen. In diesem Sinne muß sich die Sachlichkeit immerfort aufs neue durchseelen und das Seelentum beständig durchsachlichen, sonst zerreißt die Einheit des Bewußtseins, und das Erbe wird eingebüßt. Man darf hier wohl sagen: Die tätige Selbstdurchschmeidigung des Tatlebens ist nach außen gerichtet: sachliche Arbeitsleistung, von innen erlebt: Bereitschaft, durch Zwang sich zu festigen und zu schulen, von oben führend: Arbeitsmacht, die sich im Tatvollzuge belebt und befruchtet und Arbeitsaufgaben als Nahrung braucht. Die Führungsmacht des Lebens, der Geist, losgelöst von den Sachzwängen des Arbeitsstoffes, kommt um ihr Tatgefüge, ihr Leben. Arbeitsaufgabe und Geist stehen in einem unauflöslichen Verhältnisse der Wechselverwirklichung. Wenn man Geist will, muß man daher auch

den Sachzwang der Arbeit wollen. Dies ist kein Stoffaberglaube. Wir reden hier nicht vom Stoff an sich, sondern absichtlich vom Arbeitsstoffe, und wir behaupten nicht, daß der Geist sich aus dem Arbeitsstoffe entwickelt, sondern nur, daß er sich an ihm schult und gliedert. Der Geist bleibt auch in unserer Auffassung Schwebebildner, Umschlußbildner, Gesetzbildner, Wertbildner, ja, gerade erst im Tatdenken schließt sich der ganze Umfang seines stoff-fügenden, kraftbemessenden, sinngebenden Erbildens auf. Wir wissen nur, daß die geistige Erbildeanlage sich immer nur an einem Erbildestoff mit allen ihm anhaftenden Zwängen zur Neuverjüngung und Fortentfaltung belebt, beseelt und kräftigt. Wir legen daher unseren Erbildewillen sowohl in unsere Gestaltungskraft als auch in die Notwendigkeiten der Gestaltungsaufgabe. So sichern wir uns seelische und geistige Erbgesundheit als Vorbedingung aller sittlichen Freiheit.

Nun zu den Spannungen unserer grupplichen Erbgemeinschaft. Hier kehrt die zweifache Aufgabe der Durchseelung und Durchsachlichung folgerichtig wieder. Alles Gemeinschaftsleben, das aus der leibbildenden Liebe, dem Grundgeheimnis des Weibes stammt, drängt zur Gemeinschaftsdurchseelung. Die werkbauende Liebe aber, das Urgeheimnis des Mannes, drängt zunächst vorwiegend zur Gemeinschaftsdurchsachlichung. Die Gemeinschaftsdurchseelung betont das In- und Füreinander in der arterhaltenden Liebe, die Gemeinschaftsdurchsachlichung betont das In- und Füreinander im gemeinsamen Werke. Überwiegt das Liebesbewußtsein im Gemeinschaftsleben zu entschieden, dann lockert sich leicht die Sprödigkeit des Werkbauwillens, und die artsichernde Erzeugung und Wiedererzeugung des Trieblebens wird als Zweck empfunden. Übersteigert sich das Werkbewußtsein, dann verdorrt leicht der Leibbauwille. Wir können geschlechtlich unfruchtbar werden, weil wir zu werkfruchtbar geworden sind. Aber auch hier ist ein Austausch der Kräfte denkbar. Sacheifer und Sachinnigkeit können sich und müssen sich in gesunder Erbpflegekunst wechselseitig befruchten. Sachinnigkeit spendet Ruhe, Bedachtsamkeit, wirkt wesengründend, hat weibliches Gepräge, verschmilzt auch leicht mit den Befruchtungskräften der leibbauenden Liebe. Sacheifer gibt Ruck, Vorstoßkraft, wirkt könnenshebend, entspricht der Mannesart. Die Erbpflegekunst fordert daher schon aus diesem Grunde, die Arbeitsergebnisse nicht nur als Leistungswerte, sondern auch als Pflegegut zu behandeln. So kann in der Werkgemeinschaft ein Seelentum zum Durchbruch kommen, das alle Sachlichkeit in sich aufnimmt und doch auch die Liebesgemeinschaft dauernd befruchtet.

Es wird uns ja nicht leicht werden, angesichts der unersättlichen Forderungswut der uns bedrängenden Menschheitsverschuldner die unerschöpfliche Spendeforderung der Völkerverjüngung zu behaupten. Man wird uns keine Zeit zu erbpfleglicher Gemeinschaftsgliederung gönnen. Unsere Sachlichkeit, die man als Barbarei während des Weltkrieges so ausgiebig geächtet hat, wird man jetzt gern in erbverwüstender Überhast sich auswalten sehen. Wir drängten einst zu sehr der Welt das Schreckensgebilde einer Sittlichkeit auf, die als ewige, nie wahre Erfüllung zulassende Gesetzgeberin und Gläubigerin uns zu ewigen Minderkönnern, nie erlös-

baren Schuldnern machte. So dachten wir die furchtbarste Gestalt des geistigen Todes in die Tat hinein. Die Antwort auf die schulmeisterhafte Ungliedrigkeit unserer Forderungslehre, die eine Pflichtenabstufung nach Lebensmaßen und Pflegegesetzen nicht anerkennen konnte und wollte, war Versailles! Nun steht die Hirnwut eines lebensabseitigen Forderns, das alle Austauschgesetze der Krafthebung und Lebensverjüngung mit Füßen tritt, in seinem ganzen Höllengraus gegen uns. Man forderte Allgemeingültigkeit für das Sittengesetz. Was kann aber denn wirklich allgemeingültiger sein als die Forderung: „Gleichen Könnern gleiche Rechte und Pflichten." Bei dieser Forderung muß man allerdings die Augen aufmachen, die Menschen schauen und auch in der Sittlichkeit gliedernd denken. Die leibbauenden Beweggründe des Weibes können nicht das Gesetz des Mannes sein, so wenig wie man dem Manne die Pflicht des leiblichen Gebärens aufnötigen kann. Und die Werkbaubeweggründe des Mannes können nicht zu sittlichen Forderungen für das Weib werden. Die auf Folgewilligkeit gestützte Sittlichkeit des kleinen Kindes darf nicht die Sittlichkeit des Jünglings sein, der seine Kräfte in wagemutigen Versuchen erst abzumessen hat. Der Welt- und Könnensaufschlußwille der Jugend braucht nicht mehr Sache des durchgereiften Mannes zu sein. Was bleibt also übrig von der Allgemeingültigkeit sittlicher Beweggründe, als die Zusonderung gleicher Pflichten und Rechte an gleiche Lebens- und Könnensstufen? Das Maß der Sittlichkeit ist dann die Lebensfruchtbarkeit ihrer Führungsgesetze im Dienste stetig sich steigernder Gruppengliederung. In diesem Sinne steht dann dem Begriffe des Bewahrens („des Konservativismus") der Begriff der Umbildung, dem Begriffe der Sicherung alter Werte der Begriff des Neuaufschlusses des Wertlebens gegenüber. Alles Lebendige erhält sich nur durch Erneuerung, d. h. durch Ausscheidung des Morschen und Verwesenden, und die Umbildung festigt sich nur durch Sicherung ihrer Errungenschaften. Sie kann ihrerseits nur Erneuerung der Lebensgliederung sein wollen, während die Bewahrsamkeit die Sicherung echter Umbildefortschritte nicht ablehnen darf, da nur Fortschreitendes sich erneuert. Erneuerung und Fortschrittssicherung fordern daher einander. Sie ordnen sich beide dem Führungsumschlußbegriffe der Steigergliederung unter. Dieser Steigergliederung hat im Gruppen- und Völkerleben sich alles Fordern unterzuordnen. Sie ist der große Forderungsumschluß der sittlichen Lebensförderung. Völker, welche in diesem Sinne unförderlich fordern, sinken in Verwesung ab. Es sind alte Völker. Jung wird ein Volk nur durch Selbstführung im Sinne der Steigergliederung. Wenn wir daher im Völkerleben uns als Erbgemeinschaft erhalten wollen, müssen wir über Revolution und Staatssicherung hinaus uns zur Steigergliederung bekennen und sie zum Grundgesetz unseres gesamten Gemeinschaftslebens machen. Das schließt wiederum einen Götzensturz in sich. Die Führungswerte sind durch lebensunfruchtbare Fürsichsetzung zu Todesmächten erstarrt. Man muß die Fürsichsetzung der Werte als Durchgangsstufe sachlich würdigen. Die Reifestufe der Werte beginnt aber erst da, wo sie wirklich zum Erlebnis der Könnenshebung im Dienste der Steigergliederung werden. Die Fürsichsetzung gültigte durch tote Förmlichkeitssicherung das Werten

aus dem Leben heraus, die tatdenkerisch gegliederte Führungskunst gültigt es dem Leben gliedernd wieder ein. Das muß die deutsche Antwort auf Versailles sein. Zu diesem Zwecke müssen wir zwar die ganze Breite und Fülle des Volkslebens ganz anders durchfühlen und durchdenken wie bisher. Viele Kindereien des Geheimnis- und Ordenswesens, in denen die Tatspielerei von absonderungssüchtigen Zustandsmenschen sich ergeht, müssen fallen.

Jetzt noch ein Wort über die Aufgetanheit für besondere Erbaufgaben. Ich verstehe darunter die wesensechte Einstellung unseres Volksbewußtseins auf die Sendungsaufgaben, welche das Völkerleben ihm stellt. Diese Aufgetanheit stützt sich einmal auf Unmittelbarkeiten und muß doch auch zur Vermittlung streben. Die Unmittelbarkeit kann zu sehr ins Tiefe, Unsagbare, Rätselhafte sinken. Dagegen kann die Vermittlung leicht verflachen, verflüchtigen. Ein schamhaft edelweiblicher Hingebedrang und ein bewegungsfreudiger Tatdrang walten in unserer Überzeugungspflege in Spannung gegeneinander. Doch kann die Erkenntnis unseres Sendungssinns zu einer Weisheitswissenschaft sich gestalten. Die Weisheit ist die weibliche Seite unseres Vermächtnisses, der Wille zum klar vermittelbaren Wissen ist die männliche Seite unseres Sendungsbewußtseins. So ergibt sich auch hierin für die Erbpflegekunst wieder ein Wechselbefruchtungsverhältnis.

Günstig wäre es, wenn unser Erbgefüge auf einem bestimmten Erdboden sich verjüngen könnte. Förderlich wäre es auch, wenn das Erbbewußtsein eine bestimmte volkheitliche Geschichtserinnerung bewahrte. Zu wünschen wäre es ferner, wenn die Erbgemeinschaft in Erbsitten sich sichtbar und fühlbar machte, und es wäre sehr heilsam, wenn das Sendungsbewußtsein an bestimmten Grundplänen der Aufgabensetzung sich dauernd beleben könnte.

Wie weit diese Wünsche an den geschichtlichen Verhältnissen einen Rückhalt haben oder nicht, ist ein besonderer Untersuchungsgegenstand. Auf jeden Fall haben wir nun eine gewisse führungskundliche Stellungnahme zu einigen wesentlichen Spannungen des deutschen Menschen als Geschichtsgeschöpfes gewonnen.

Welche kennzeichnenden Spannungen trägt nun der Mensch als Geschichtsschöpfer in sich?

Fassen wir den Geschichtsschöpfer als Umfüger, Umstimmer, Umstufer und Umreifeförderer.

Wenn es zur Umfügung kommen soll, müssen Neustörungen Neuumlagerungen veranlassen, die ihrerseits dann zu Neubildungen der Fügung leiten. Es gibt Fehlstörungen und Förderstörungen, und auf Förderstörungen kann das Leben nicht verzichten. Denn das Leben und somit auch das Gruppenleben ist kein totes Harmonischsein, sondern ein stets erneutes Harmonisieren, das an Störungen seine Verjüngungsaufgaben hat. Fehlstörungen sind solche Störungen, die keine Neubildung anregen. Es ist nun im Gruppenleben schwer, von vornherein auszumachen, ob eine Neustörung eine Fehl- oder Förderstörung ist. Mit bloßen Verstandesrichtmaßen kommt man hier nicht ins klare. Man muß Verständnismaße dafür in sich erzeugen. Unter Verständnis verstehe ich eine Bewußtseinsführung, die sich auf Ein-

fühlung und Mitertätigung richtet und die den Lebenssinn eines Tuns sich aufschließen kann. Wer im Geiste der Steigergliederung führen will, muß daher neben dem sehr notwendigen Verstande das Verständnis einfühlsam und mit-rege in sich pflegen. Nun ist der Umfüger durchweg doch nur einer bestimmten Gruppe von Fehlstörungen gewachsen. Über einen gewissen Punkt hinaus versagt sein Verständnis für lebenshemmende Veränderungszwänge. Es fragt sich dann, ob er rechtzeitig abtreten kann. Eine dauernde Ruhelage kann man auch dem Gruppenleben nicht geben. Gewiß gibt es Rastzeiten des Ausgleichs. Werden diese Zwischenzeiten aber krampfhaft festgehalten, stirbt sehr leicht das Tatleben der Gruppe, das Beamtentum in ihr zehrt dann leicht alle Spannkraft des Schaffens und Neuzeugens auf. Oder auch: die angestauten Veränderungskräfte brechen sich wieder gewaltsam Bahn. Wehe alsdann dem Volke, das nur Empörer und Emporkömmlinge, nicht aber Empordränger, Emporgliederer erlebt. Bisher haben alle Umfüger auf die Dauer versagen müssen, schon weil sie den Kampf nicht grundsätzlich zur Gegensatzführung veredeln konnten und daher in ihren Gegenwaltern, ihren sachlichen Gegnern, bald nur Feinde sahen. Darum denkt man auch heute noch von der Störung sehr schlecht, und nur gelegentlich erinnert man sich des Goethe-Bekenntnisses:

„Meine Dichterglut war sehr gering,
Als ich dem Guten entgegenging.
Dagegen brannte sie lichterloh,
Als ich vor drohendem Unheil floh."

Umstimmer müssen die Abfolgereihe: Erregung, Umstraffung, Neudurchsittlichung ins Auge fassen. Erregungen sind entweder Fehlstörungen oder auch Förderstörungen des Bewußtseins. Wenn sie nicht zum Erlebnis und zur Ertätigung der inneren Neudurchsittlichung leiten, wenn sie die Sittlichkeitskraft in uns nicht verjüngen, haben sie ihren Zweck verfehlt. Die Sittlichkeit, dieses Gliederungswesen mit ungezählten Augen, wird oft dennoch lebensblind. Sie kann sich entvolklichen, entseelen, kann durch Gewohnheit und Trägheit, durch Überwucherung toter Verstandeshaftigkeit völliger Verförmlichung verfallen, oder auch es kann in ihr, wie z. B. im muskellosen indischen Denken, eine so starre Abneigung gegen weitere Bewußtseinsstörungen sich durchsetzen, daß sie an Tatenscheu stirbt. Auch ganz gewaltige Menschheitsumstimmer hatten immer nur Sinn und Verständnis für einen abgeschlossenen Kreis von Verjüngungs- und Befruchtungserregungen. Menschen sind nicht Götter. Wie versagte z. B. selbst Goethe vor den großen Erneuerungsbewegungen des Völkerlebens. Solange noch Schiller als Forderer und Dränger, als Loderflamme stets neuer Erwartung auf ihn Einfluß hatte, versank Goethe nicht in die übergroße Beschaulichkeit, die das Wilhelm-Meister-Werk in seinen späteren Teilen und den zweiten Teil des Faust so unstraff in Form und Gliederung hervortreten ließ. Die Führungskraft des Menschen als Umstimmer ist stets eine bedingte, und es wäre schlimm um uns bestellt, wenn das Wurzel- und Tiefenleben

unserer Sittlichkeit nicht von gewissen unwillkürlichen Grundstimmungen getragen würde, die sich aller Willkür der Bewußtseinsführung entziehen.

Nun zu den Umstufern. Die Entwicklungsreihe ist hier: Neuwertung, Umgruppierung, Neugliederung. Sittliche Neuwertung ist nur dann lebensfruchtbar, wenn sie neue Verantwortungen erzeugt. Nur dann kann die neue Gruppierung, die sich an neues Aufgabensetzen knüpft, zu heilsamen Umstufungen durch Neugliederung führen. Nichts aber ist schwerer, als neue Verantwortungen zu begründen und abzugrenzen. Fruchtbare Führerpolitik kann jedoch nichts anderes sein, als eine bewußte praktische Beeinflussung des gruppen-gestaltenden Rechts- und Gesittungslebens. Was aus der Gesamtsteigerung des gliedernden Könnens zum Zwecke der Erneuerung der gesellschaftlichen und sittlichen Richtkräfte heraustritt, ist auf die Dauer nicht könnenshebend. Alle Sondergültigkeiten des Eigenkönnens sind daher gemeinsinnig dem Gesamtkönnen einzugliedern, und nur in diesem Sinne hat eine Umstufung Gemeinschaftswert. „Verwerte dich selbst gemeinschaftshebend!", das ist die Mahnung, die aus jedem Eigenwerte unserer Anlagen als Menschheitsstimme in uns klingt. Wieviel Eigenwilligkeit, Eigentrotz, wieviel Freude am Vorzug der Sonderentfaltung gehören aber dazu, damit ein neues Werten und ein neues wertvolles Können sich zunächst einmal durchringen! Und wie unmöglich ist es fast, daß die Werdeschlacken neuer Kraft nicht auch in den Augenblicken sich geltend machen, wo das neue Wertleben der Gemeinschaft sich aufs neue einopfern soll! Neuwerter sind daher selten auch reife Umstufer. Auch die Umstufungsarbeit ist für Menschen fast zu hoch.

Wen soll man zu den Umreifeförderern zählen? Ganz unverkennbar verjüngt sich die Reifekraft im Wechselspiel zwischen Altreife und Neureife. Eine gewisse Artlockerung geht jeder Neureife voraus, und der Umreifer hat die Neureife zu festerer Wesenskraft in Form und Fügung durchzustraffen. Abgeschlossene Altreife wird oft viel erquicklicher und beruhigender wirken, als die Vorformen und Unfertigkeitsstufen der Neureife. Und wie will man überhaupt einen Maßstab dafür finden, wieweit ein neues Werden ein neues Reifen ist. Nur das Leben selbst kann den Kampf zwischen Altreife und Neureife auch in der Gruppenentwicklung zum Austrag bringen. Immerhin muß Reife irgendwie zur Gestalt kommen. Der höchste Ausdruck der Gestalt ist die zu immer neuer könnenshebender Einfügung sich aufschließende Umschlußgliederung, wie sie in dem von Max Hildebert Boehm so lichtvoll und anregsam erhellten deutschen Führerbegriffe der Gruppenkörperschaft (des Korporativismus) lebt. Die tatlebendige Umschlußgliederung hält ihre Abschlüsse schmiegsam-schwebend, so daß immer wieder Neues eingegliedert werden kann, und die Aufschlüsse neuen Könnens und Führens hält sie so, daß stets ein gewisser Abschluß so viel Überschau gestattet, wie es für die Führungsarbeit not tut. Eine solche Unschlußgliederung ermöglicht auch den wuchsmäßigen Zusammenhang zwischen den Erbwerten unserer Vergangenheit und den Zukunftswerten unserer neuen Tatwege. In diesem Sinne gehört zur Führungskunst auch die weise Vermittlung zwischen Alt-Reife-Recht und Neu-Reife-Recht. Zu beglückwünschen ist jede Alt-

reife, die sich rechtzeitig aus dem Sturm und Drang neuer Reifegärungen herauszieht. Unnötige Fehlkämpfe schaden nur dem Adel klar durchgereifter Schaffenswerte. Wiederum aber ist der Stolz auf Reife in uns Menschen durchweg so stark, daß wir uns schwer daran gewöhnen wollen, daß es verschiedene Lebensaltersstufen der Reife gibt. Und wie manche Fehlreifen mischen sich unter die Neubildungen, um die Verheißung glänzt. Wer kann da Umreifefügung mit voller Verantwortlichkeit sich zum Ziele setzen? Soweit wir tatsächlich ein wenig Umreifer sind, müssen wir mindestens bescheiden sein.

Immerhin ist es nicht unwesentlich, daß die Führungsaufgaben durch Betrachtungen, wie sie die Lebensschaukunst uns ermöglicht, nach gewissen Richtungen sich abgrenzen. Es lohnt sich doch, mit tatdenkerischer, gliederungshebender Gegensatzführung an die Führungsfrage heranzutreten. Schließlich allerdings enthüllt sie sich als ewige Aufgabe, die ewig neu, sachlich besonnen, zu lösen ist. Aber wie anders soll sich denn das Leben verewigen als dadurch, daß es sich durch stets erneute Wechselsteigerung zwischen Erfüllung und Forderung zu ewig neuer Willensspannung belebt? Nur wo die Tat atmet, ist kein Tod.

* * *

Die Sachlichkeit betonen wir mit solcher Entschiedenheit, weil Sachlichkeit Freiheit ist. Die sittliche Entwicklung stuft sich so empor, daß der Mensch immer weniger vom Gewaltzwang fremder Willkür und vom Notzwang solcher Äußerlichkeiten, die seinem Verständnis sich entziehen, sich leiten läßt, dagegen immer mehr auf Sachzwänge sich stützt, die er mit Willigkeit durchseelen kann. Sofern er die Sachzwänge von sich aus in Geltung setzt, bestätigt seine Vernunft sie als Forderung. Sofern er die Sachzwänge als seine Befreiungshelfer sich zum Erlebnis bringt, werden sie zur Förderung. Es ist seine Willensführungsaufgabe, alle Forderungen als Förderungen und alle Förderungen als Forderungen, die sein Verantwortungsbewußtsein ansprechen, zu verwerten. Er darf es billigen, wenn Sachnotwendigkeiten sich gegen sein Triebneigungsleben kehren, wenn in letzter Auswirkung sein Werkneigungsleben sich dadurch verinnigt und bereichert. Eine höhere Entwicklungsstufe bildet sich allerdings dann heraus, wenn sein Triebneigungsleben seinem Werkneigungsleben dient. Denn alle Kräfte des Menschen müssen dem Gesetz sich unterwerfen: Wechselgliederung durch Wechseldienst! Jede Bindung des Niederen kann dann Höheres freigeben, und dieses Höhere kann sein Eigenleben dann auch dem Niederen wieder einopfern. So wird das Fleisch zum Geiste und der Geist zum Fleische. Die Natur wird Vernunft, und die Vernunft wird zur Natur. In solcher Wechselwirkung darf dann das Leben immer wieder die starre Kausalität des Abgetanen, Erledigten siegesfreudig von sich stoßen und von der schwebenden Kausalität des Tuns in der unmittelbaren Lebensgegenwart sich tragen lassen. Es darf sich so in immer neuen Formen zum Selbst, Hier und Nun verjüngen, und es sich ins Bewußtsein heben, daß es obwaltende Gegensatzführung ist. Ist nicht Gehen ein beständig sowohl eingeleitetes als auch aufgehobenes Fallen? Ist nicht Fliegen ein

beständig sowohl eingeleitetes als auch aufgehobenes Stürzen? Ist nicht Atmen ein beständig sowohl eingeleiteter als auch aufgehobener Verbrennungsprozeß? So ist alles Leben Benutzung und Abwehr der Welt zugleich: Gegensatzführung. Gegensatzführung ist auch der Zwievollzug der Bindung und Freigebung des Seelischen zugleich in der Auswirkung der Sachzwänge. Gegensatzführung ist nicht minder das tätige Gliedern, das vereinheitlichend vermannigfaltigt und vermannigfaltigend einigt, und das in dieser Gestalt auch Triebneigung und Werkneigung lebenshebend ineinanderfügt. So darf sich der Wille zur Führung zur Folgewilligkeit und Selbstbestimmungsfreude in sich selbst vergegensätzlichen und eben durch diese Selbstvergegensätzlichung zu höherer Selbsteinigkeit befruchten. Die Führungskunde gibt so der Gesamtsittlichkeit immer neue Einstellungen, nötigt sie zu immer neuen Beobachtungen, drängt sie mit immer neuen Aufgaben zum Arbeitsstoff und spendet ihr so die Beweglichkeit, welche die Mathematik in ihrem Bereiche schon längst in sich hervorgebildet hat, die Mathematik, die ja letzthin auch nur Gegensatzführung ist. Denn durch sie wird ja die Linie unendlich klein gefaßt, wenn sie mit der Fläche verglichen wird, und unendlich groß, wenn sie in Vergleich mit dem Punkt gestellt wird. Die Bemessung steht also in Richtungsschwebe führend über den Unendlichkeitssetzungen. So steht ja der mathematische Geist in Obschwebe über Differenzierung und Integration, über Konstantsetzung und Variabelsetzung, ist immer irgendwie, setzend, aufhebend und in Setzungsschwebe ihrer Überlegenheit inne: Gegensatzführung. Diese Überlegenheit erobert die Führungskunde nun der Ethik, die dadurch so mathematisch durchsichtig, frei und gesetzlich zugleich wird, wie in solcher Entschiedenheit und Klarheit durch keine andere Forschung. Auch die Geheimnisse der Erkenntnistheorie lassen sich durch die Führungskunde überraschend aufhellen; doch das ist eine besondere Aufgabe. Hier genüge es, daß die Führungskunde uns gestattet, das zu denken, was das Leben immer schon getan hat. Denn das Leben beließ Mund und After, Einbeziehung neuen Stoffes und Ausschaltung des alten, beließ Einatmen und Ausatmen, Beugen und Strecken, Wachen und Schlafen in ihrer gesunden Gegensätzlichkeit, war immer nicht Gegensatzabschwächung, nicht Gegensatzverleugnung, sondern Gegensatzführung. Alle Führung aber ist in dieser Auffassung nichts anderes, als die Kunst, dem Leben zu dienen: Lebensfolgekunst. Man darf hierbei nur nicht außer acht lassen, daß zuchtvolleres Leben ein Mehrleben gegenüber minder geregeltem Leben ist. Je mehr Führung eben, je mehr Leben. Je mehr wirkliches Leben, desto mehr Gegensätze, die Befruchtung ergeben, wenn sie geführt werden. Man muß nur den Mut zur Lebensschaukunst aufbringen, wenn man führungskundig werden will. Tätiges Leben ist Beleben, fruchtbares Beleben ist schöpferisches Erglauben, Erwerten, Erlieben. Drei Worte der Tat mögen hier zum Schlusse als Bekenntnis stehen:

Ich schaffe, darum glaube ich.
Ich glaube, darum wachse ich.
Ich wachse, darum lebe ich.

Das Wort geht um

Von

Rudolf Pechel

Wenn der Satz gilt, daß der Mensch ein Wurf der Natur nach dem Ewigen hin ist — und wir wissen um seine Wahrheit — so trifft er mit erhöhtem Gehalt auch für ein Volk zu.

Und Ein Volk hat diesen Wurf der Natur bisher am heroischsten erfüllt: die Griechen. Sie verloren den Leib, um die Seele der Welt zu gewinnen. Ist es auch das Schicksal des deutschen Volkes, den Leib zu verlieren, um Seele der Welt zu werden?

Wir Deutschen sind jetzt in die Zeitspanne unserer Erfüllung getreten.

Die Pflicht zum Volkstum wurde religiöse Forderung. Den Weg zu dieser Religion, der schon selbst Religion ist, können nur die Einzelnen gehen. Sie müssen der Nation voran leben, ihr das Ziel zeigen, die Hindernisse forträumen.

Es gilt, vorzustoßen in unbetretenes Gebiet, das nur dem Furchtlosen sich öffnet. Der Pfad führt erst in die Enge: zu uns selbst. Nur wer diesen Leidensweg durch alle Stationen des Kalvarienberges mit der Last von Schmerz, Verwirrung, Wahnsinn, Irrtum, Unsinn und Verbrechen duldend und tapfer zu Ende ging, um sich die Krone des wesentlichen Seins aufs Haupt zu drücken, darf an die Pforte pochen, die ins Reich des Geistes führt.

Die erbärmliche Schlagwortmache der Zeit hat auch diesen höchsten Begriff zu schmutziger Scheidemünze erniedrigt, so daß gesagt sein muß, wie wir ihn fassen: uns geht es nur um Geist in Beziehung zum Leben, um Geist als gestaltetes Leben und, auf höchster Stufe, um Geist als sich schauendes Leben.

Den Wenigen, auf die es ankommt, hat sich die Zeit erfüllet: Geist und Seele sind entzündet. Ladungen von unerhörter Spannung sind geschehen, die trägen Massen seelischer und geistiger Überkommenheiten und Alltäglichkeiten sind aufgelockert. Die Not entband Kräfte, die Ruhe und Herdfeuerbehaglichkeit nicht zur Auswirkung bringen können.

Wir leben in einer Zeit von aufreizenden geistigen Schwingungen. Die Spannung ist ins fast Unerträgliche gesteigert. Sie heischt gebieterisch Entladung. Von dem Berufenen springt der Funke über auf den Reifgewordenen. Der Zufall hat seine Herrschaft niederlegen müssen.

Schicksal ist Alles.

* * *

Wer von uns, die wir im Kampfe stehen, würde nicht in Bälde zurückkehren, wenn er der Sehnsucht aus Erschöpfungszuständen durch Flucht in abgeschiedene Ruhe erlegen wäre, ja zurückeilen, um nicht zu fehlen in dem erregten und erregenden Ringen des Geistes? Auf uns liegt die Gnade und der Fluch der großen Gedanken. Menschen, denen in gewöhnlichen Zeiten das stille Dasein braven und anständigen Durchschnitts beschert gewesen wäre, recken sich in heroischeres Maß. Ideen, von deren Reichtum und Kraft Generationen würden leben und reich werden können, werden in Fülle hin- und hergeworfen wie leichte Bälle. Aus dem Kleinsten glühen die großen Zusammenhänge auf, weil alles nur noch vom zentralen Problem aus gesehen werden kann.

Der Westen schweigt in geistiger Lähmung.

* * *

Grauenvolle Erkenntnis ward uns zuteil: die Herrschaft der Welt liegt in den Händen der schwarzen Magie. Sie weiß sie zu gebrauchen. In der internationalen Freimaurerei, in Englands und Frankreichs Staatsmännern gewann sie den jahrhundertealten Kampf. Satan herrscht in der Maske Gottes. Alle großen Begriffe der Menschheit sind entstellt und geschändet.

Die schwarzen Formeln offenbaren den tiefsten Sinn: ich schwöre Gott ab, ich verzichte auf mein inneres Heil, ich gebe meine Seele preis, zugunsten meiner Macht auf Erden. Auch hier das Opfer, zwar das Opfer des Bösen, aber von ihm ausströmend die Kraft.

Den noch nicht Reifen enthüllen sich zuweilen blitzgleich diese Zusammenhänge, aber in der angenehmen Gewöhnung des Daseins beruhigen sich die Meisten wieder: es sei doch nicht so, nur reale Gewalten, wirtschaftliche Tatsachen, nicht die großen inneren Mächte regierten die Welt. Rationalisten aber lächeln über sektiererische Schwärmerei und Verstiegenheit — und können doch nicht Eine der gewaltigen Bewegungen anders als mit billigen Schlagworten erklären. Man weiß um Indien, weiß um geheime Kräfte, kann sie nicht ableugnen, aber bequemer bleibt's, an der Oberfläche zu haften. Die kalten Spötter selbst sind unwissende Werkzeuge der schwarzen Magie.

* * *

Es gibt keine Kraft zwischen Himmel und Erde, die stärker wäre als Seele und Geist.

Die Seele ruft nach ihrem Erlöser.

Selbst in der Tiefe der weltrevolutionären Bewegung, in der Verzweiflung der Enttäuschten und Mißleiteten lebt die Sehnsucht nach Gott, auch wenn sie ein negatives Vorzeichen trägt.

* * *

Die wahren Jünger der echten weißen Magie, durch Leiden reif, durch Opfer stark und schenkend geworden, erkennen das Ziel und scheuen nicht den Weg. Sie sammeln sich, sobald der innere Ruf an sie ergeht.

Die erste Erkenntnis unseres Seins ist für den Deutschen schmerzhaft wie eine frische Wunde: fremd ist, was den Bau unseres Volkes zusammenhält — fremd die Kirche, fremd das Alte und Neue Testament, fremd die griechische Bildung, fremd das römische Recht, fremd die westlerische Staatsform.

Wir wollen den Führer, wie Lagarde ihn einmal zeichnet: in dem der feinste Auszug des deutschen Wesens lebendig ist, der in jeder Faser seines Wesens die Empfindung für die Stammesnatur, den Haß gegen die Unnatur und aufwärts atmendes Streben zu deutscher Zukunft hat, der mit dem sicheren Blick wirkender Liebe den Willen zur Echtheit und Wahrhaftigkeit verbindet.

Aufs höchste steigt die Not. Es heißt: Gott oder Satan.

Der deutsche Geist und die deutsche Seele sind entzündet. Das ungeheure geistige Ringen, entschlossen und tapfer, hat die Voraussetzungen für den neuen deutschen Menschen gegeben. Das Ziel ist erkannt, der Wille bereit. Und noch bleibt das Reich ungewonnen.

* * *

Zur Entzündung des Geistes muß die Aktivierung des Blutes treten. Laut und redend muß der Bronnen unseres Blutes werden, um uns Gesetze unseres Seins und Lehren des Ewigen zuzurauschen.

Blut ist, sagt Meister Eckart, alles das, was im Menschen nicht dem Willen des Menschen untertänig ist. Das Blut, unverbildet durch Erziehung, Lehre und Irrlehre, unbeeinflußt durch intellektuelle Versuchung, hilft allein, der Wahrheit in uns gewahr zu werden.

Erst den verfeinerten Sinnen des inneren Wesens wird sein Rauschen vernehmlich und deutbar. Das Blut in seiner Unverfälschbarkeit ist wahrer Mittler zwischen Geist und Tat. In ihm lebt der tiefste Sinn unserer Mythen, unserer Sagen und Märchen; sein Rhythmus baute die Dome deutscher Gotik und formte das deutsche Lied; ihm sprechen die deutschen Wälder und Ströme. Es trägt unsere Liebe und unseren Haß. Es hält die Liebe zu den Vorzügen unseres Volkes wach noch in seinen tiefsten Schwächen.

Unser Weg ist Deutschland, und auf der Ebene der Menschheit liegt unser Ziel. Vorerst noch lieben wir das Ziel um des Weges willen.

Wir stehen an der Grenze, wo ewige Wahrheit beginnt, wo lebendiges Erleben der Mystik lebendige Tat wird. Der tiefste Mythos ist der vom Blute, den wir jetzt erst verstehen sollen.

Die Stimme unseres Blutes entbindet uns von zeitlichen Gesetzen, die wir duldend erfüllen mußten, bis uns dies Echo des Ewigen ward.

In einer Zeit, in der dem Guten scheinbar alle Macht genommen ist, bleibt die Bestrafung des Bösen das einzige Zeichen des waltenden Gottes.

Wir wollen unserem Blut den Widerhall letzter Tiefen ablauschen, dann darf Blutrache und der Geist der heiligen Feme lebendig werden.

So predigen wir den Haß, weil wir an Liebe glauben, wir wollen Gewalt und Schlangenlist, weil wir der Güte, dem Recht, der Wahrheit im Herzen verhaftet sind.

Auch das Rasen entfesselter Urkräfte wird Gott dienen.

* * *

Die Priester der Lüge brauchen die Heimlichkeit. Wir können unser Wollen in den Markt hinausrufen. Verstehen wird es nur der, den es angeht. Wir brauchen keine Fessel als die Bindung des eigenen Gewissens.

Es gilt zu scheiden: für die, welche das „Zeichen“ tragen, ist Mystik nicht die Flucht des Wunden oder des nur Betrachtenden in das halbdunkle Reich unklaren Gefühls, der Glaube an die Heiligung des Weges nicht Machiavellismus, der ausgesprochen seinen Sinn verliert, nicht Jesuitismus, der im jahrhundertelangen Kampf gegen die Freimaurerei unterlegen ist. Sondern mit dem Geiste, der durch das Blut zur Tat befähigt ward, und durch das Blut, das gereinigt und erhoben ward durch den Geist, entläßt uns das heilige Reich in den Tag des Wirkens.

Die geistige Konzentration ist höchste Aktivität. Durch die praktische Mystik, die Mystik der Tat, werden alle Kräfte des Menschen bereit, in Nüchternheit und Klarheit, zur höchsten Tätigkeit befähigt, der magischen Zelle zu dienen.

Sie zog das Wort wieder in den Kreis zurück, wo es noch seinen ursprünglichen Sinn und seine geheime Wirkung hat.

Was Franzosenangst ahnt, wird zur Tat werden. . . . .

Durch Betrachtungen und Verinnerungen entzog der Geist den deutschen Gedanken der Ebene des flachen Chauvinismus, doch das deutsche Blut heischt die Tat.

* * *

Lagarde lehrte uns das hohe Wort: „Unser Brot für morgen gib uns heute!“

Wir wollen uns selbst und durch uns die Ewigkeit. Wir wollen Unser Leben — und wenn es anders sein sollte, Unsern Tod. Aber wir wollen das Leben.

Die Zeichen erfüllen sich.

Das Wort geht um. Die Losung heißt im Sinne von Goethes „Vermächtnis“: „Geselle dich zur kleinsten Schar.“

Das deutsche Volk braucht nicht den Leib zu verlieren, um Seele der Welt zu werden.

Schicksal sind Wir.



Das Erlebnis des Krieges

Von

Werner Wirths

Im Kampf wurde Deutschland. Im Kampf gegen Europa. Und nur wer Deutschland nicht will, mag den Kampf um das Deutschtum verneinen. Wir sind Deutsche. Und haben darum den Einen Standpunkt: Deutschland.

Erlebnis kann nicht bewiesen werden. Es strömt aus dem Urgrunde des Lebens hervor und ist da wie das Element. Es ist ein Geheimnis, wie Schicksal und Bestimmung Geheimnisse sind. Und die Völker und Menschen, die von ihm erfaßt werden, wachsen in die Geschichte hinein und werden ihrer selbst bewußt.

Geschichte aber ist Kampf um Leben und Reife. Völker kämpfen um Land und Gut und Menschen und im letzten Sinne um sich selbst. Ein Volk, das jung und stark ist, kann seinem Schicksale nicht ausweichen. Es muß immer bereit sein, sein Erbe zu behaupten.

Wir wollen zum Erlebnis zurück. Wir suchen aus dem Geschehen, das hinter uns liegt, den Sinn, den es nicht mehr zu geben scheint. Wir suchen ihn in der Zukunft. Wir stellen die Frage an das Schicksal und wollen die Antwort. Wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen; denn: was geschehen, war gut.

Die Welt ist eng. Und vor allem Europa. Jedes Volk wächst für sich gegen die anderen Völker, nicht mit ihnen. Das jüngste Volk aber geht den schwersten Weg. Und die Rückschläge, die es auf diesem Wege zum Ziel erlitt, sind das Geheimnis seiner Jugend. Das deutsche Volk ist das jüngste im alten Europa. Es blieb jung, weil sein Leben ein dauernder Kampf um die besondere Form war, weil es sich wieder und wieder behaupten und erneuern mußte. So wurde der deutsche Mensch, aus Pflicht und Entsagung geformt, ein anderer als der Mensch der alten Völker, die in Westeuropa unter leichteren Bedingungen wohnten und herrschten. Und der Gegensatz Frankreich—Deutschland bedeutete immer nur den Gegensatz zwischen den deutschen und den westeuropäischen Menschen: zwischen Alter und Jugend, zwischen einem wachsenden und einem sterbenden Volke.

Wachstum ist Macht. Und auf Wachstum allein darf sich das lebendige Recht der Völker gründen. Deutschland wurde Macht, weil es wuchs. Und was war das Preußische anders, als der organische Ausdruck dieses lebendigen Werdens? Am Preußentum richtete sich das verstreute Deutschtum auf. Im Preußentum fand es sich zusammen. Das kämpfende Deutschland begriff noch einmal die große gestaltende Idee dieses Preußentums und wurde Geschichte.

Die Weltwirtschaft spannte ihr Netz über die Völker. Sie drängte sie aneinander und trennte sie doch. Und das übervölkerte Deutschland, dessen kolonisatorische Sendung im Osten durch das westlich gerichtete Zarenreich aufgehalten wurde, brauchte die Weltwirtschaft als tägliches Brot für mehr als ein Drittel seiner Bewohner. Aber es gibt tiefere Dinge als Weltwirtschaft. Und es gibt Völkergegensätze, deren entscheidende Gründe erst jenseits der wirtschaftlichen Zusammenhänge beginnen. Niemals hätte die Zange, die der Westen, im unnatürlichen Bündnisse mit dem Osten, um das Deutschland der Mitte legte, so unerbittlich zugepackt, wenn der deutsche Mensch innerhalb Europas nicht ein Fremder gewesen wäre. Man haßte und verneinte den Geist, den man nicht verstand. Und er schien immer gefährlich. Für den Westeuropäer endete die europäische Kultur schließlich doch am Rhein, und an der Elbe begann unheimliches Barbarenland. Man spottete über die neudeutsche Entartung der Menschen Mitteleuropas und witterte hinter ihnen mit dem Instinkt des Feindes das unveräußerliche Erbe gewaltiger Volkskraft. Das Deutschland, das der Westen meinte, wenn er die Zertrümmerung Preußens forderte, war das Deutschland, das bei Fehrbellin das Chaos des Dreißigjährigen Krieges gemeistert hatte. Es war das Deutschland, das aus der Ohnmacht des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation unter Friedrich dem Zweiten neue Führung suchte und gesammelt vom Osten her nach Süden und Westen vorstieß. Es war das Deutschland, das den Zusammenbruch des mittelalterlichen Staatenbaus kraftvoll überlebte und, in natürlichem Bündnis mit dem Osten, die militärische Front des napoleonischen Westen aufrollte, um sich dann als junges, von Osten her gewachsenes Reich zusammenzuschließen. Es war dasselbe Deutschland, dessen Protestantismus die Entartung des italienischen Papsttums aufgehalten hatte und dann, zwei Jahrhunderte später, die französische Aufklärung überwand. Es war das unabhängige und freie Deutschland, in dem Goethe und Friedrich der Zweite, als die großen Vertreter eines Reiches, niemals von einander getrennt werden können, das gegen und trotz Europa emporstieg, weil es die Jugend besaß.

Der Instinkt des deutschen Volkes war untrüglich, als es zum Kampfe antrat. Es wagte den Weltkampf aus der instinkthaften Überzeugung, daß ihm nicht ausgewichen werden konnte, nachdem die Westvölker seine Isolierung durchgeführt hatten. Es bejahte den Fluch seiner Bestimmung und tat gut daran, seine politische Schwäche durch den Machteinsatz seiner natürlichen Kräfte zu stützen. So schlossen Notwendigkeit und freier Wille das Bündnis. Alle die Friedensmenschen, die von ihrer Arbeit weg freiwillig die Waffen ergriffen, handelten nicht aus Zwang, den ein militärisches System ihnen auferlegte, sie handelten aus eigener Verantwortung. Ein System vermag nichts, ohne den Willen, der seine Mechanik mit Blut und Leben erfüllt. Und das deutsche System wäre in den Sümpfen Ostpreußens und zwischen Lüttich und Maubeuge schon erlahmt, wenn nicht das Herz des Volkes in ihm geschlagen hätte. Die Glocken läuteten. Deutschland begriff sich selbst. Der Einfältigste fühlte den Zusammenhang, sah das eigene, armselige Selbst als das Sand-

korn in der Schicksalsuhr des ganzen Volkes und fand den Mut, sich zu opfern. Wer konnte abseits stehen? Über einem Volke, dessen Wille zum Leben seine Menschen den Tod nicht fürchten ließ, wogte die Fahne des Reiches; und die Sommersonne grüßte Millionen, die den Sieg wollten. Im Bewußtsein des lebendigen Rechts spürte das kämpfende Deutschland die Gewalt der eigenen Kräfte. Unberührt vom Schrecken des Krieges blieb deutscher Boden. Weithin durchfurchten die Fronten fremde Erde und verschlangen ihre Städte und Dörfer. Zum Schutze der Heimat marschierten der deutsche Arbeiter und Bauer nach Osten, Süden und Westen. Die Holzkreuze über den Gräbern zeugten in aller Welt von der deutschen Opferbereitschaft. Und eine Jugend, die mit Skeptizismus, Bitterkeit, Verachtung und Langerweile das Leben verneint hatte, fand, zwischen Leben und Tod geworfen, in der Einsamkeit der langen Schlachten Glaube und Vaterland wieder.

Das Jahr 1914 war ein heiliges Jahr. Denn das Volk der Deutschen wurde in ihm Gemeinschaft. Im Blut und Schlamm des langen Krieges, in Blockade und Einsamkeit wurde der Wille der Selbstbehauptung schlaff. Man nennt uns heute ein betrogenes Volk. Aber der Betrug wird erst enden, wenn wir zu dem großen Erlebnis der mit Blut bezahlten Schicksalsgemeinschaft zurückfinden, als die wir den Krieg begannen. Dem ewigen Erlebnis des Deutschtums. Zwischen Niedergang und Aufgang gestellt, sind wir verdammt und gesegnet, den Weg weiterzugehen, den wir seit Jahrhunderten gehen mußten.

Das Ziel dieses Weges aber ist: Deutschland. Das unabhängige und freie Deutschland, das sich im großen Kriege als die jüngste und stärkste Volkskraft bewährt hat und auch nach dem Kriege, besiegt und versklavt, das Leben und Wachstum Europas bestimmt und verbürgt. Das Deutschland von 1914 hatte den Willen zu seinem Schicksal. Das Deutschtum von 1918 verriet ihn. Das kämpfende Deutschland war unbesieglich, bis das politische Deutschland dem Betruge erlag, den die demokratische Ideologie des Westens und die marxistische Ideologie des Ostens in gleicher Weise vorbereitet hatten, und auf den der deutsche Sozialismus hereinfiel. Fern der Heimat kämpften der deutsche Bauer und Arbeiter; und sie sahen kein Ziel und keine Führung. Das Heer, das die Kraft besessen hatte, noch im vierten Kriegsjahre bis zur Marne vorzustoßen, hätte gewiß den letzten, entscheidenden Winter hindurch immer noch die Maaslinie gehalten. Aber Heimat und Führung zweifelte. Die alte Fahne sank. Und die neue Fahne grüßte den Westen als Sieger.

Doch der Friede, der den Betrug von 1918 bestätigte, hat das Problem des Krieges nicht gelöst, das sich erst durch den vorläufigen Abschluß des Krieges in seiner ganzen Dringlichkeit enthüllte: das große Bevölkerungsproblem Mitteleuropas, um dessentwillen noch im Frühjahr 1919 deutsche Frontkämpfer nach Osten marschierten. Deutschland hat den Krieg gegen die Zivilisation Westeuropas verloren; und der Friede drängt ein wachsendes Volk raumpolitisch so zusammen, daß ihm sein Wachstum versagt wird. Im Bewußtsein ihres lebendigen Rechtes müssen die Deutschen den Krieg gegen die Zivilisation des Westens als Schicksal weiterführen, wenn sie als Volk leben wollen.

Der Krieg schien Ende. Nun zeigt sich, daß er Anfang war. Er geht weiter. Nur die Fronten verengten sich. Der Feind heißt heute allein: Frankreich, das am Rhein und an der Weichsel steht. Im Kampfe mit diesem Feinde wird sich die neue Front Deutschlands schließen. Noch wissen wir nicht, welche Generation berufen ist. Der Mythos des großen Krieges aber wird in ihren Herzen lebendig sein, und die Gräber der Toten werden ihr den Weg zur neuen Freiheit weisen.

Volk und Volkstum

Von

Wilhelm Stapel

1.

Unsere Geschichtschreibung pflegt die Entwicklung von Ideen darzustellen: wie die Idee der deutschen Reformation entstanden ist und sich entfaltet hat, wie die Idee der französischen Revolution sich in den geschichtlichen Erscheinungen offenbart hat, wie die Idee des Weltbürgertums sich zur Idee des Nationalstaates entwickelt hat usw. Die „Idee" bindet die Ereignisse zusammen und grenzt sie ab. Die „Träger" der Ideen sind die „Zeitalter" oder „Epochen" oder „Perioden", und innerhalb derselben spielen die „Nationen" und die „großen Persönlichkeiten" ihre jeweiligen Rollen. Woher die Idee stammt, kann die Geschichtswissenschaft zwar im Sinne der psychologischen und historischen Ursächlichkeit fragen, nicht aber im metaphysischen Sinne. Sie kann aufzeigen, wo eine Idee in der Geschichte „zuerst auftritt", wie sie Boden gewinnt, herrscht, sich wandelt und schließlich andern Ideen Platz macht. Woher sie aber „in die Welt kommt", und welchen „Sinn" sie im ganzen hat, das bleibt für die empirische Wissenschaft, wenn sie diese Frage überhaupt bemerkt, verschleiert im Hintergrund, als Geheimnis, als „Manifestation des Göttlichen". Danach zu forschen, ist Sache der Philosophie, wenn man Philosophie überhaupt anders als philosophiegeschichtlich anzufassen wagt.

Wir stellen der Anschauung, daß die „Ideen der Zeitalter" der Gegenstand der Geschichtswissenschaft seien, die Anschauung entgegen, daß die Völker die wahren Ideen und somit der Gegenstand der Geschichtswissenschaft seien. Die Völker, nicht die Zeitalter geben die gültigen Maßstäbe für die Besonderungen im geschichtlichen Prozeß und damit für die Abgrenzungen der geschichtlichen Gegenstände. Nicht ein Zeitalter ist Subjekt der Geschichte, sondern ein Volk, und daher ist das Volk, nicht das Zeitalter Objekt der Geschichtswissenschaft. Gewiß ist die Scheidung nach Zeitaltern möglich, aber sie ist sekundär. Die Zeitalter haben ihre Bedeutung erst innerhalb der primären Scheidung, welche Scheidung nach Völkern geschieht. Wenn wir heute die Unterschiede der Zeitalter schärfer sehen und für beträchtlicher halten als die der Völker (etwa den Unterschied „der" Gotik von „der" Renaissance für wesentlicher halten als den zwischen deutscher und italienischer Renaissance), wenn wir den Unterschied der Völker in einem Zeitalter nur wenig beachten (etwa den Unterschied zwischen der deutschen und der italienischen Gotik, zwischen dem deutschen und französischen Barock), so ist das nur eine Folge der Gewöhnung an eine falsche

Einstellung des geschichtlichen Blickes. Die falsche Einstellung hat ihren Ursprung darin, daß die Geschichtsforscher gar so oft die „Einflüsse“ maßlos wichtig nehmen und immer auf der Suche nach „Einflüssen“ sind, dagegen zu wenig Empfinden haben für die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit des handelnden geschichtlichen Subjektes. Jede Feststellung eines Einflusses ergibt mindestens eine Doktorarbeit. Jede Erkenntnis aber des Eigenwüchsigen und innerlich Folgerichtigen und also Notwendigen in einer Tat oder in einem Werk — setzt einen Kerl voraus, der aus sich selbst weiß, was Selbsttätigkeit ist, und von welcher sehr relativen, zufälligen Bedeutung schließlich doch alles Übernommene, alle Anregung u. dgl. ist.

Wenn wir Völker gleich Ideen setzen, so brauchen wir das Wort Idee anders, als wenn wir von Ideen der Zeitalter sprechen. Die „Idee des Humanismus“, die „Idee des Nationalstaates“ ist eine Idee in Menschenköpfen, ein Vorgestelltes, das in den Köpfen mehr oder weniger bewußt waltet, ein „Geistiges“. „Das deutsche Volk“ ist nicht eine Idee von Menschen, sondern eine Idee Gottes — es steht jedem frei, dafür zu sagen: eine Idee der Natur oder eine Erscheinung eines Dinges an sich. Jedenfalls eine Idee, die nicht wir erzeugen, sondern aus der wir erzeugt werden. Wir rücken aus der Aktivität in die Passivität (ohne passiv zu werden, wir erhalten nur einen tieferen Grund der Aktivität). Die Beweggründe des Handelns werden aus unserm Wollen in unser Sein verlegt. Nicht wir machen, sondern ein Unbekanntes macht durch uns Geschichte. Wir suchen den bewegenden Grund der Geschichte nicht mehr nur im Geistigen (noch viel weniger im Materiellen), sondern in jenen Tiefen, in denen Geistiges und Sinnliches eins ist. Abstrahiere ich „das Wirtschaftliche“ aus der Fülle des geschichtlichen Lebens, so abstrahiere ich ein Materielles. Abstrahiere ich den „Humanismus“ oder „Idealismus“, so abstrahiere ich ein Geistiges. So erhalte ich materialistische oder geistige Ideen, immer aber abstrakte, durch mich von den geschichtlichen Erscheinungen abgezogene Ideen. „Volk“ aber ist ein Wesen, nicht ein Begriff. Es ist eine sinnlich-geistige Realität. Volk ist nicht Realität als ein totes, sich gleich bleibendes Sein, sondern eine einheitliche, in sich gesetzmäßige Lebendigkeit. Volk ist, nach Fichtes Wort, „ein Ganzes, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht“. Wie eine jede Art Baum unter einem besondern Entwicklungsgesetz steht: der Eichbaum unter dem des Eichbaums, die Tanne unter dem der Tanne, so daß ein jeglicher Baum vom Keim bis zum Absterben eben *sich* lebt, so steht ein Volk unter einem besondern Entwicklungsgesetz und muß dieses sein Gesetz leben. Dieses sein Entwicklungsgesetz nennen wir sein „Schicksal“. Es ist die innere Notwendigkeit des historischen Prozesses gegenüber den äußeren Zufälligkeiten desselben. Etwas wie der Impressionismus in der deutschen Malerei des letzten Jahrhunderts mußte sich mit innerer Notwendigkeit entwickeln und hätte sich auch ohne Paris entwickelt. (Ich gestatte mir dieses „hätte“ zur Verdeutlichung des Gedankens.) Die „Anregung“ aus Paris, das „Lernen“ von französischen Malern ist zufällig: fragt den Maler, der die Werke schafft, und nicht den Kunsthistoriker, dessen Stolz es ist, eine „Beeinflussung“ darzutun!

Eine abstrahierte Idee wie „Gotik", „Reformation", „Gegenreformation", „Weltbürgertum" hat kein Schicksal, denn sie ist eben Abstraktion. Das deutsche Volk, das französische Volk hat Schicksal, denn es ist als lebendiges Wesen Idee eines Göttlichen und lebt sein Schicksal in „Gotik", „Reformation", „Rationalismus" usw. dar. Die Völker sind Subjekte, die „Ideen der Zeitalter" sind Prädikate.

Darum ist alle Geschichtsschreibung, soweit sie nicht, bewußt oder unbewußt, im Grunde Volksgeschichte schreibt, der Willkür ausgeliefert und tappt leichtlich in die Irre. Sie kann das Notwendige nicht vom Zufälligen, das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen trennen.

2.

Die Geschichte lehrt uns, was die geschichtlichen Vorgänge ihrer Erscheinung nach, nicht was sie ihrem Wesen nach sind. Es genügt aber unserm Erkenntnisbedürfnis nicht, zu wissen, in welcher zeitlichen und ursächlichen Folge die Vorgänge verlaufen, sondern wir wollen auch wissen, wie sie sich innerlich zueinander verhalten. Wir wollen ihren Wesenszusammenhang kennenlernen, der nicht dasselbe ist wie der ursächliche Zusammenhang. Der ursächliche Zusammenhang erklärt nur: dies und das folgt aufeinander, gleichviel ob die Ursache von außen her anstößt oder von innen her „treibt" und „zur Entfaltung bringt". Das eine wie das andere ist für die Kausalbetrachtung nichts als eben „Ursache". Aber wir wollen auch wissen, wie die Dinge auseinander folgen. Es gibt, wie wir zeigten, einen Unterschied zwischen Notwendigkeit und Zufälligkeit in der Geschichte. Es gibt „zufällige" Ursachen, die gleichsam von außen stoßen, und es gibt innerlich notwendige Ursachen, die aus dem „Wesen" eines Handelnden stammen. Um die Ursachen zu sondern und die „wesentlichen" in ihrem (innern) Zusammenhang darzustellen, bedarf ich einer Erschauung und begrifflichen Erfassung des Wesens: Phänomenologie.

Die Wesenswissenschaft ist eine grundsätzlich andre als die Kausalwissenschaft. Sie erkennt Wesensgesetze, nicht Naturgesetze. Sie untersucht, was diese und jene geschichtlichen Erscheinungen ihrem Wesen nach seien, und sie fragt, in welchen Wesensbeziehungen die zusammenhängenden Erscheinungen zueinander stehen.

So setzen wir die Tatsache „Geschichte" nicht mehr als selbstverständlich voraus, sondern fragen nach dem Wesen der Geschichte überhaupt. Dasselbe wiederholt sich gegenüber allen geschichtlichen Erscheinungen. So finden wir uns nicht mit der ungefähren Tatsache ab, daß „Völker" gleichsam als geschichtliche Figuren vorkommen und ihre Rollen spielen, sondern wir fragen: was ist „Volk" seinem Wesen nach, und welche Wesensbeziehungen bestehen zwischen einem „Volk" und andern geschichtlichen Erscheinungen?

Es zeigt sich, daß Völker die Subjekte der Geschichte sind, in denen sich die geschichtlichen Erscheinungen wesenhaft zusammenschließen. Sie geben den Erscheinungen gleichsam ihren inneren Halt und Zusammenhalt. Aus dem Wesen eines Volkes folgt das, was die geschichtlichen Erscheinungen in diesem Volk innerlich notwendig „treibt". Durch das Wesen ist nicht seine zufällige, aber seine notwendige, seine „wesentliche" Entwicklung bedingt. Wir erkennen aus dem Wesen

eines Volkes nicht, wie die Dinge zufällig zeitlich aufeinander folgen, aber wie sie notwendig auseinander folgen, anders gesagt: wie sie nicht nur mechanisch zusammenhängen, sondern organisch, also lebendig ineinanderhängen.

3.

Wir legen oftmals die Fülle der ineinander verknüpften geschichtlichen Erscheinungen in bestimmte „Gebiete" auseinander: in politische, wirtschaftliche, religiöse, Kunst-, Kulturgeschichte usw. Jedesmal heben wir eine bestimmte Art von menschlichen Beziehungen aus dem geschlossenen Ganzen der Lebenserscheinungen heraus und betrachten sie für sich gesondert als Geschichte des betreffenden Gebiets. Wir tun dann so, als ob Politik, Wirtschaft, Religion, Kunst, Kultur das Subjekt der Geschichte seien. Sie sind aber in Wahrheit abstrahierte Begriffe und also nur Prädikate. Sie sind nicht für sich, sondern nur an etwas. Die Geschichtsdarstellung mit abstrakten Subjekten ist eigentümlich leer und beziehungslos, sie bekommt mit aller Mühe keinen Boden unter die Füße. Typisch ist die Qual der „Kunstgeschichte", die über sich selbst nicht ins reine kommen kann, da die Abstraktion des Begriffes „Kunst" höchst problematisch, im Grunde ein Unding ist. Man ist darauf geraten, eine Aufeinanderfolge von „Stilen" als „Kunstgeschichte" zu setzen! Um aber irgendwie das Bedürfnis nach einer Beziehung zum Leben zu befriedigen, mischt man mehr oder weniger psychologisch-ästhetische Künstlergeschichte hinein.

Neben der geschichtlichen steht die systematische Abstraktion jener „Gebiete": Politik, Nationalökonomie, Religionswissenschaft, Kunstwissenschaft, Kulturwissenschaft usw. Hier stellt man „Gesetze" fest, die gleichfalls abstrakt sind und daher möglichst „für alles" in dem betreffenden Gebiete gelten. Je mehr Erscheinungen der Masse nach ein Gesetz erfaßt, um so höhere Dignität hat es. Aber man erwäge die methodischen Schwierigkeiten beispielsweise der Ästhetik oder der Nationalökonomie, die über das Wesen ihrer Gesetzmäßigkeit nicht ins reine kommen können. Ich will nicht etwa den Wert der abstraktiven Gesetze leugnen. Natürlich haben Gesetze wie etwa das von „Angebot und Nachfrage" oder das ästhetische Gesetz der „Einheit im Mannigfaltigen" ihren Erkenntniswert und ihren praktischen Wert. Aber all diese Gesetze bleiben ihrem Wesen nach problematisch. Die Erscheinung geht in ihnen nie rein auf. Und — seien wir offen gegen uns: wessen Erkenntnisbedürfnis hat je in ihnen wirkliche Befriedigung gefunden?

All jene „Gebiete" sind Erscheinungen des sozialen Lebens. Wie die Person das Subjekt des individuellen Lebens ist, so ist das Volk das Subjekt des sozialen Lebens. Die Erscheinungen des sozialen Lebens sind also irgendwie immer Erscheinungen eines Volkes. Sie sind Lebensäußerungen eines Volkes. Es gibt keine Politik, Wirtschaft, Religion, Kunst an sich, sondern nur an, besser: aus Völkern. (Wir reden hier von den zeitlichen Erscheinungen, nicht von einem Ewigen, das in das Zeitliche verflößt ist und nie Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis wird.)

So greifen wir von den „Gebieten" auf das bewegende soziale Subjekt zurück, in dem die lebendige Einheit dieser Gebiete gegeben ist. Hinter den (meist sehr

problematischen) abstraktiven Gesetzen erkennen wir eine andere Art von Gesetzen: Lebens- und Entfaltungsgesetze der Subjekte, deren jedes nur für e i n Subjekt gilt; deren Dignität davon abhängt, wie weit sie möglichst alle Lebensäußerungen dieses einen Subjektes erklären. In diesen Gesetzen erfassen wir das Wesen des lebenden und sich entfaltenden Subjektes.

4.

Nach der individualistisch-liberalen Anschauung ist der Einzelne der Träger des geschichtlichen Lebens, nach der sozialistischen Anschauung ist es die menschliche Gesellschaft, nach der völkischen Anschauung das Volk.

„Gesellschaft" ist eine Vereinigung von Menschen, die durch einen Zweck zusammengehalten werden. Ein Verein, ein Staat ist nicht bloß um seiner selbst willen da, sondern er hat einen Zweck. Hätte er keinen Zweck, so wäre er eine taube Nuß, eine Schale ohne Kern. (Der „Zweck" der Schale ist es, den Kern zu schützen, wobei Kern und Schale, auch wenn sie eines Wuchses sind, doch zweierlei sind.) — „Gemeinschaft" ist eine Vereinigung von Menschen, die als Vereinigung Selbstzweck ist. Eine Freundschaft, eine Familie (ihrem Wesen, nicht ihrer empirischen Zufälligkeit nach betrachtet) hat keinen andern Zweck als sich selbst. Daher sind Gesellschaften (auch die Familie, wenn man sie nur als Organisation betrachtet) durch den Willen bestimmbar, Gemeinschaften nicht. Gesellschaft ist willkürlich, Gemeinschaft ist unwillkürlich, mit Kant zu reden: „pathologisch". — Unter den Gemeinschaften muß man scheiden die aufhebbaren und die unaufhebbaren, die auch „natürliche" genannt werden können. Eine Freundschaft oder eine religiöse Gemeinschaft dauert, solange das seelische Band (im ersten Beispiel die Freundesliebe, im zweiten das Glaubenserlebnis) dauert. Ist dieses „Wesen" der Gemeinschaft zergangen, so ist die Gemeinschaft aufgehoben, auch wenn sie als Gesellschaft (Organisation) weiterbesteht. Eine unaufhebbare oder natürliche Gemeinschaft ist beispielsweise die Familie. Vaterschaft, Mutterschaft und Kindschaft sind Tatsachen, die nicht aufgehoben werden können, ihre Konsequenz bleibt. Auch wenn ein Glied sich von seiner Familie löst, auch wenn es sich gegen seine Familie empört, ändert es doch nichts an der Tatsache der Zugehörigkeit zu seiner Familie. Eine Freundschaft kann gewesen sein, eine Familie nicht. Mag ein Sohn gegen seinen Vater wüten, er bleibt der Sohn seines Vaters, er kann das Band subjektiv verneinen, aber nicht objektiv aufheben.

„Volk" ist eine unaufhebbare, natürliche Gemeinschaft. Sie ist ihrem Wesen nach von der Vergesellschaftung, wie sie etwa in Staat oder Volkswirtschaft vorliegt, zu unterscheiden. Daher ist das innere Band eines Volkes ein wesentlich anderes als das nur staatliche oder nur wirtschaftliche Band. Man ist Mitglied eines Vereins oder eines Staates oder eines Wirtschaftskreises, aber man ist Glied eines Volkes. (So unterscheidet die unbewußte Sprachformung schon Organisation und Organismus.) Aus einem Staatsverband kann ich ausscheiden, aus einem Volk nicht.

Gegenüber einer Gesellschaft hört die spezifische Verpflichtung auf, sobald man ihren Zweck verneint; gegenüber der aufhebbaren Gemeinschaft hört sie auf, sobald ihr Wesen aufhört; gegenüber der natürlichen Gemeinschaft hört die spezifische Verpflichtung niemals auf. (Daher nennt man sie auch „gottgegeben".) Die Verpflichtung einer natürlichen Gemeinschaft, also auch die Verpflichtung gegen ein Volk ist ihrem Wesen nach immer sittlich, nicht rechtlich. Rechtliche Bindungen und also Strafen können nur für Gesellschaften gelten, da nur diese vom Willen abhängen. Gemeinschaften als solche verpflichten, eben wegen ihrer „pathologischen" Art, nie rechtlich. Eine Auflehnung gegen sie ist kein „Verbrechen", das „bestraft" werden kann, sondern eine „Sünde", für die es keinen irdischen „Richter" gibt. Staatsverrat, d. i. Hochverrat, ist strafbar, Volksverleugnung nicht. Über diese urteilt nur das Gewissen.

Worin besteht nun das Volksein? Darin, daß alles, was als „zu einem Volke gehörig" erscheint, eines Wesens ist, d. h. daß es unter einer bestimmten unwillkürlichen Gesetzmäßigkeit beschlossen und in dieser Gesetzmäßigkeit zur Einheit zusammengeschlossen ist. Eben dadurch ist das Volk erstens ein Wesen und zweitens ein lebendes, d. h. nach einer immanenten Gesetzmäßigkeit sich entwickelndes Wesen. Wie ein Korallenriff nach einer mit ihm selbst gegebenen Gesetzmäßigkeit, die eben seine „Art" bestimmt, in ganz bestimmtem Tempo in bestimmter Form zu einem bestimmten Umfang wächst, so auch ein Volk. Fichte nennt diese Gesetzmäßigkeit „Nationalcharakter", Goethe hat dafür das Wort „Volkheit" geprägt. Die natürliche Gesetzmäßigkeit des deutschen Volkes ist danach die „Deutschheit".

Wie verhält sich nun der Einzelne in seinem Volk zu seinem Volk? In jedem Volksglied „erscheint" das Volk, jeder Einzelne ist in seiner Art durch die Struktur des Ganzen bestimmt. Wo die Gesetzmäßigkeit, die ein Volk zum Volke macht, aufhört, hört eben das Volk als solches auf und beginnt entweder die persönliche Sonderart oder ein andres Volk. Der Satz, daß jedes Volksglied eine Erscheinung seiner Volkheit sei, bedeutet nicht, daß jedes ein „Typ" seines Volkes sei; der Einzelne ist ja nicht ein Mikrokosmos seiner Gemeinschaft, sondern ihr Teil. Jeder Teil hat eben dadurch, daß er in einem bestimmten Ganzen „erscheint", seine notwendige Stelle im Ganzen. Diese Stelle, nichts anderes, ist sein „ewiges Menschenrecht". Menschenrechte sind etwas viel Konkreteres, als es nach den Abstraktionen der rationalistischen Staatslehrer scheint.

Weil der Einzelne nicht Mikrokosmos, sondern nur Teil des großen Ganzen ist, kann das Ganze niemals durch Einzelne oder durch eine Summe von Einzelnen dargestellt werden. Das Gesetz eines Baumes waltet zwar in jeder Wurzelfaser und in jedem Blatt; dennoch stellt ein jeder solcher Teil nicht den ganzen Baum dar. Das Ganze ist nur als Ganzes. Also stellt sich das Volk nur als Ganzes dar: es wird erfaßt nur, wenn man alle Erscheinungen erfaßt, die es im Lauf seiner durch die Jahrhunderte gehenden Entfaltung hervorbringt. Somit kann der Wille des Volkes, der aus seinem Wesensgesetz notwendig hervorgeht, nicht durch zufällige Einzelne, auch nicht durch eine zufällige Summe von Einzelnen bekundet und erkundet werden.

Denn eine solche Summe — etwa von „abstimmungsberechtigten Personen" — ergibt leichtlich nur einen zufälligen „Mehrheitswillen", nicht den notwendigen „Volkswillen". Der zufällige Mehrheitswille wird von außen bestimmt: durch „Interessen". Der notwendige Volkswille wird von innen bestimmt: durch die Wesensart des Volkes. Dieser Volkswille offenbart sich nicht durch „Wahlen", sondern durch „Prophetie", d. h. durch die Erfühlung und Erkenntnis des schicksalhaft Notwendigen, die genialen Persönlichkeiten zuteil wird. Diese durch die Natur, d. i. durch ihre „Veranlagung" berufenen Führer, nicht die Führer, die durch parteiischen Belug und Betrug einer ahnungslosen und in ihren persönlichen Nöten selbstverständlich befangenen Masse an die „Spitze" gelangen, sind die wahren Führer eines Volkes. Gesund ist ein Volk nur, wenn die wahren Führer, nicht die Interessenten bestimmter partei- und wirtschaftspolitischer Lager den ausschlaggebenden Einfluß haben. Die politische Organisation ist für jedes Volk die beste, welche die Führer, die durch ihre Anlagen „vorbestimmt" sind, zur Geltung bringt. Ein Volk geht zugrunde, sobald in ihm die Interessenten, nicht die „Propheten" herrschen.

Im Volk ist der Einzelne nicht als Einzelner da, sondern nur als Glied in der Kette der Geschlechter. Die Geschlechter wiederum sind nicht zusammenhanglos da, sondern nur im Kreise der Stämme. Die Stämme bilden den Ring des Volkes. So haben wir folgenden Gang der Individuation: Volk, Stamm, Geschlecht, Person. Wie das Einzelleben seine Höhepunkte erreicht, so auch das Leben eines Geschlechtes und das Leben eines Volkes. Unsere Zeit, die den Menschen nur als Individuum, nicht als Glied einer Kette sieht, krankt daran, daß sie glaubt, der Einzelne müsse in seinem kurzen Leben das erreichen, was nur im fortlaufenden Leben der Geschlechter erreichbar ist. Daher die Unruhe des Lebens, die Unfähigkeit, schicksalhaft zu leben, die Überspannung und Zersprengung der Einzelseele. Das Zeichen unsrer Zeit ist die Armseligkeit, die aus Sucht nach unmöglichem Reichtum entsteht.

5.

Die Volkheit wird unmittelbar gelebt, denn sie ist Lebensgesetz. Man kann zwar sagen: Mein Wesen ist so und so, um mein Wesen zu entfalten, muß ich also so und so handeln; aber in demselben Augenblick würde ich nicht mehr unmittelbar handeln, sondern nach einer gedachten Norm. Meine Handlung wäre nicht mehr Äußerung des unmittelbar in mir waltenden Lebens, sondern mittelbares Leben auf Grund einer erkannten Gesetzmäßigkeit. Es wäre nicht mehr unwillkürliches, sondern gewolltes Leben — rationalisierter Irrationalismus, wie er heute in vielen Gestalten umgeht. Meine Volkheit lebe ich ebenso wie meine Persönlichkeit nur, wenn ich den Mut habe, unreflektiert aus mir selbst zu leben. Um diesen Mut zu haben, muß ich Glauben an mein Volk und Glauben an mich haben. Nun aber sind Volk und Ich irdische Erscheinungen und also zerbrechliche Dinge, die nicht in meiner Macht sind und von unberechenbaren Zufällen abhängen. Glauben kann ich nicht an Menschen, also auch nicht an mich, sondern nur an ein niemals Wankendes, an Gott. Nur sofern ich mein Volk und mich als von Gott gesetzte Erscheinungen glaube,

habe ich den Mut zum unmittelbar völkischen wie persönlichen Leben. Es gibt nun eine seelische Pest, die dem Volke den Glauben an sich raubt, indem sie den Glauben an den von Gott gewollten Selbstzweck des Volkes zerstört und Völker nur als zufällige, unwesentliche Formen wertet. Diese Pest muß bekämpft werden. Hier geht es auf Tod und Leben. Diese Seelenpest verbirgt sich unter der Maske der Menschenliebe und wandelt am liebsten in den Kleidern des Pazifismus einher.

Indem ich meine Volkheit unwillkürlich lebe, betätige ich mein völkisches Leben in etwas und an etwas: ich bilde, gestalte, forme, präge etwas, das, zwar von mir geprägt, doch unabhängig von mir „ist". So „objektiviert" ein Volk sein Leben. Das objektivierte Leben zeigt das Lebensgesetz als „Struktur". So reden wir von der „Struktur" eines Baumes, einer Muschel. Das Gegenständliche, das vom Volke geprägt, aber dann in gewisser Unabhängigkeit für sich da ist, nennen wir mit Jahns Wort „Volkstum". Das Volkstum ist der gegenständliche Ausdruck der Volkheit. An der Struktur des Volkstums kann ich, als an einem realen Objekt, das Wesensgesetz eines Volkes untersuchen, um es begrifflich zu bezeichnen. Damit habe ich den Maßstab, nach dem ich unterscheiden kann, was zum Wesen eines Volkes gehört und was nicht. Mit diesem Maßstab kann ich die Art des deutschen Rechtes von der des römischen, die Art der deutschen Kunst von der der italienischen, den deutschen Schicksalsglauben vom griechischen unterscheiden usw.

Die unmittelbarste Objektivierung ist die Sprache. In ihr findet die unwillkürliche Formung der Seele zum Klang statt, sie ist das Lautwerden der Seele. Darum ist die Sprache für ein Volk von so einzigartiger Bedeutung, sowohl für das Leben, wie für die Erkenntnis. Weitere Formungen des Volkslebens gibt die Phantasie in Märchen, Sage, Dichtung, das Denken in Welt- und Gottesdenken, die bildende Kunst in der Gestaltung ihres Materials; das Gesellschaftsleben der Menschen eines Volkes bezeugt die Volksart in allen sozialen Einrichtungen, in Staatsverfassung, Heereswesen, Recht, Wirtschaftsordnung usw. All das ist nicht bloß Schöpfung einzelner, obwohl es irgendwie von einzelnen geformt wird: es ist durch die Volkheit im Einzelnen, durch das Hin und Wieder des Lebens und durch die Arbeit vieler Geschlechter geworden, wie es ist, und wird weiter. Es ist nicht nur Personentum, sondern Volkstum. Wo ein Volk eine Sprache, eine Kunst, eine Staatsverfassung, eine Wirtschaftsform von andern Völkern übernimmt, ohne sie seinem Wesen anpassen und sie sich zu etwas Eigenem machen zu können, wo es dafür die eigene Veranlagung auf dem betreffenden Gebiet unentwickelt läßt, müssen schwere Schäden entstehen. Man denke an die Übernahme des römischen Rechtes am Ausgang des Mittelalters, an die Übernahme des Manchestertums im vorigen Jahrhundert, an die Übernahme der westlichen Demokratie in der Gegenwart.

Das Gestalten und Formen des Lebens pflegt man „Kultur", das gegenständlich Gestaltete und Geformte „Kulturgut" zu nennen: Sprache, Sitte, Recht, Kunst sind Kulturgüter. Dieser Ausdruck ist rein formal und läßt die volkliche Bedingtheit außer Acht. So konnte man zu dem Begriff einer „Menschheitskultur" als einer Einheitskultur kommen, zu deren Gunsten man das Volkstum herabsetzte als ein

Gut minderen Ranges. Aber wie die Menschheit nur eine Vereinigung von Völkern und außer dem nichts ist, so ist Menschheitskultur nur ein Neben- und Miteinander von Volkstümern. Darum läßt man besser das irreführende Wort Kultur beiseite und sagt statt dessen Volkstum.

Jedes Volkstum ist einzigartig und einmalig, eben weil es aus lebendiger Subjektivität entsprießt. Mit der Aufgabe, Ausrottung oder Verderbnis eines Volkstums ist eine unwiederholbare Lebensmöglichkeit vernichtet.

6.

Wie überall Leben aus Leben, Wesen aus Wesen entsteht, so Volk aus Völkern. Jedes Volk entsteht und vergeht irgendwann. Zwischen Entstehen und Vergehen liegt seine Entwicklung. Bei vielen heutigen „Kulturvölkern" läßt sich ihre Entstehung aus älteren Völkern geschichtlich verfolgen. Aus den verschiedenen Komponenten eines Volkes schließt man auf letzte, nicht mehr zerlegbare Typen oder Einheiten, die gleichsam Urvölker darstellen, aus denen sich die Art der (gemischten) Völker zusammensetzt: Rassen.

Jedes Wesen lebt durch Aneignung von Lebendigem und Abstoßung von Totem. Jedes Wesen hat „Instinkt" für das, was es sich „aneignen" und assimilieren kann, was nicht. So assimiliert sich jedes Volk Einzelne oder auch größere Mengen fremden Volkes und stößt Teile seines Volkes ab. Das ist der völkische Lebensprozeß. Nicht jedes beliebige Glied irgendeines fremden Volkes ist assimilierbar. Es kommt darauf an, wie Assimilant und Assimilierender aufeinander „gestimmt" sind. Die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Aufgehens in einem Volk wird durch den Volksinstinkt bestimmt. Werden unassimilierbare Mengen aufgenommen, so tritt nicht nur organische Veränderung, sondern organische Zerstörung und Auflösung ein. Ein gesundes Volk hat einen regen Instinkt für das, was assimilierbar ist und was nicht. Es ist wichtig, daß dieser Instinkt wach bleibt.

Nicht jede Mischung von Völkern ergibt ein neues Volk. Wäre es anders und könnte jede beliebige Menschenmenge unter dem ausgleichenden Einfluß von Klima, geographischen Bedingungen und geschichtlichen Erlebnissen zu einem Volke werden, so wäre Volk nicht eine wesenhafte Lebenseinheit, nicht ein „Wesen", sondern nur eine zufällig durch äußere Ursachen entstandene Gleichmäßigkeit von zufälligen Menschengruppen. Ein Volk wäre dann nur gleichmäßig, nicht gleichartig. Die Geschichte zeigt aber, daß nicht jede Völkermischung „gelingt", und daß es Mischungen von sehr zweifelhaftem Wert gibt. Die Abgestimmtheit einer Volkheit auf die andre nennen wir „Verwandtschaft". Es gibt nah verwandte, entfernt verwandte und unverwandte Völker. Diese Tatsache zeigt, daß Völker eben Wesen sind und Art haben, d. h. daß sie nach einer innern Gesetzmäßigkeit leben und nicht bloß Menschengruppen sind, die durch äußere „Einflüsse" gewisse Gesetzmäßigkeiten angenommen haben.

7.

Alles Leben ist ichhaft. Die Ichhaftigkeit des Einzelnen ist durch seine Persönlichkeit gegeben. Unsre Erkenntnis vom Wesen des Volkes zeigt uns eine übergeordnete Ichhaftigkeit, ein „Wir". Die Persönlichkeit ordnet sich der Volkheit ein. Da die Person Glied eines Volkes ist, ist die Persönlichkeit immer auch Ausdruck einer Volkheit.

Aus dieser Erweiterung der Subjektivität folgt eine Erweiterung der Verantwortlichkeit. Ich bin nicht mehr nur für mich selbst verantwortlich, sondern immer auch für mein Volk. So hängen meine Entscheidungen nicht mehr nur von meinem persönlichen Belieben ab, sondern sie sind gebunden durch mein Volk. Was ich tue, tue ich als ein „Wir". Alle meine Handlungen geschehen vor dem Angesicht meines Volkes. Ich lebe nicht nur mir allein, sondern in der Kette der Geschlechter und im Ringe des Volkes. Ich bin sittlich gebunden durch die Treue gegen unsere Vorfahren und durch die Sorge für unsere Nachkommen. Diese Sittlichkeit gilt für alle politischen und wirtschaftlichen Handlungen.

Religiöse Grundeinstellung der Jugend

Von

Karl Bernhard Ritter

Sie erkennen einander, die jungen Menschen dieser wunderlichen Zeit. Sie grüßen sich mit dem Glanz der Augen und dem festen verstehenden Druck der Hand. Sie wissen voneinander, auch wenn sie sich nie vor diesem Gruße sahen. Denn sie leiden alle an der gleichen Not. Sie warten alle in der gleichen Sehnsucht. Sie finden sich in der gleichen Glut des Willens. Was bindet sie? Das gleiche Schicksal, das gleiche innere Schicksal. Daß sie aus einer sterbenden Zeit kommen, und daß in ihnen eine neue Zeit sich gebären will. Was Hegel einmal vom großen geschichtlichen Menschen sagt, es gilt in irgendeinem Sinne von den jungen Deutschen dieser Tage, von einem ganzen Geschlecht, und wenn es nur die ihm beschiedene Aufgabe umschriebe: „Sie sind insofern Heroen zu nennen, als sie ihre Zwecke und ihren Beruf nicht bloß aus dem ruhigen, durch das bestehende System geheiligten Lauf der Dinge geschöpft haben, sondern aus einer Quelle, deren Inhalt verborgen und nicht zu einem gegenwärtigen Dasein gediehen ist, aus dem inneren Geist, der noch unterirdisch ist, der an die Außenwelt wie an die Schale pocht und sie sprengt, weil er ein anderer Kern als der Kern dieser Schale ist." Denn darum handelt es sich, daß der Geist eine alte, starr und kalt gewordene Hülle abwirft und zu neuen Gestaltungen drängt, in denen er sich und seine ewige Jugend bewährt, daß eine Zeit zu Ende gekommen ist und ihre Möglichkeiten vollbrachte, ihre Mittel erschöpft hat und nun die Jungen als die Boten eines neuen Tages aufgebrochen sind.

Wieder einmal erlebt das deutsche Volk in seiner Jugend sein Parsifal-Schicksal. Da es aufstieg zu strahlender Höhe und ihm der Kranz der Vollendung bestimmt war, vergaß es über betörendem Glanz die Frage nach dem Geheimnis wahrer Freiheit. Und muß nun wieder vom Berg hinab ins dunkle Tal, aufs neue bittere und harte Straßen wandern, um durch Leiden wissend zu werden. Auf daß die echte Sehnsucht und der Schrei nach Erlösung in ihm aufwache und ihm eines Tages das Wort gesagt werde und das Geheimnis sich enthülle und es heimfinde zu sich selbst.

Noch nie ist ein Geschlecht so eindringlich vor die Frage gestellt worden: Aufstehen zu einem neuen Leben oder Sterben, Sichfinden in neuer Gemeinschaft oder Auflösung? Dröhnend hämmert es ihm der Hammer Gottes ein: Ihr seid ein Volk. Untrennbar ist euer Leben zu Einem verbunden. Wer sich vom Ganzen löst, versinkt unrettbar in der grauen Flut. Brecht die engen Käfige eurer Eigensucht. Sprengt die Fessel, die euch bindet, und findet euch selbst in dem brüderlichen Du

eurer Weggenossen, eurer Leidensbrüder, im deutschen Volk. Was im August 1914 Rausch und Ahnung war, es muß jetzt Wirklichkeit werden, wachsen aus dunklen Tiefen nach unendlicher Tränensaat.

Noch nie war ein Geschlecht so unmittelbar verflochten in das Werden der Geschichte, so untrennbar verbunden mit dem Schicksal des Volksganzen. Oder ist es nur, daß uns jetzt erst die Augen aufgegangen sind für den Zusammenhang und die Bindung unseres Seins? Und wenn einmal das leidenschaftliche Sehnen nach der Erfüllung solcher Erkenntnis einschläft, wenn wir eine Weile nur mit uns selbst beschäftigt auf den eigenen Weg schauen — dann kommt irgendein Ungeheuerliches, das uns faßt und uns hineinstößt in die erschütternde Empfindung unseres Anteils an der Volksnot und in unsere Verantwortung.

Wer dies erlebt, der weiß: es geht um viel mehr als um wirtschaftliche oder politische Fragen. Der hofft auch nicht mehr von heute auf morgen, um immer aufs neue enttäuscht zu werden. Der kann nicht mehr an irgendwelche Hilfe von außen glauben, durch eine Veränderung der Verhältnisse, durch günstig-glückliche Ereignisse. Er sieht das Übel nicht im Zustand, sondern im Sein. Und weiß: es wird nicht anders mit uns, wenn Wir nicht andere werden. Hilfe kommt nur aus einer Erneuerung dieses unseres Seins, durch Aufquellen der Urgründe des Lebens, durch Rückkehr zum Wesen. Nicht Reformen, neue Methoden, Ideologien, irgendein Systemwechsel birgt das Heil. Nichts, was man „machen" kann, bringt uns Zukunft. Nur wer sich wandeln kann, hat an ihr Teil. Wir warten auf eine neue Schöpfung.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie wenige die ganze Größe und die tödliche Gefahr der Krankheit erkennen, die uns heute durchfiebert. Deutschland und mit ihm die ganze europäische Welt steht am entscheidenden Wendepunkt seiner Geschichte. Das wird ja oft genug in einem trivialen Sinne ausgesprochen. Daß wir eine politische Umwälzung erlebten, daß wir eine andere Staatsform bekommen haben, oder daß wir aus glänzendem wirtschaftlichen Wohlstand in größte Armut und Not, aus Macht in Ohnmacht sanken, ja, der unerhörte grausenvollste aller Kriege, die je auf diesem Erdball tobten, das alles sind nur Zeichen der Zeit, die äußere Erscheinung, Anzeichen eines inneren Geschehens. Das alles sind nur Auswirkungen einer Krisis der ganzen abendländischen Kultur, die nun freilich von keinem Volk so stark erlebt wird als von unserem Volk. Scheint doch Deutschland als Herz und Mitte Europas dazu bestimmt zu sein, alles, was die anderen erleben, in sich zur vollen Reife des Guten und Bösen zu bringen, es in der höchsten und endgültigen Steigerung sich vollenden zu lassen.

In unseren Tagen kommt eine Entwicklung zum Abschluß und zur vollen Auswirkung, die innerlich schon seit Jahrzehnten, ja eigentlich schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eingesetzt hat. Eine Entwicklung des abendländischen Geistes, in der allmählich immer mehr alle seelischen Bindungen, alles, was als Ertrag der Geschichte unmittelbar die Seelen füllte und formte, die ganze Fülle der Glaubensinhalte, alle die innersten Grundlagen des Gemeinschaftslebens entschwanden. Fichte hat schon in seiner Zeit die Kennzeichen des Zeitalters „der vollendeten Sündhaftig-

keit" feststellen zu müssen geglaubt, dieses Zeitalter der Auflösung, der Isolierung der Individuen und der damit notwendig verbundenen Entleerung. Aber wir erfahren, daß erst heute, ein Jahrhundert nach Fichtes Prophetie, diese Sündhaftigkeit sich vollendete. Alles, was in gehaltvollen Zeiten, ohne dem einzelnen je ganz zum Bewußtsein zu kommen, den organischen Unterbau des Kulturlebens gebildet hatte, alle die selbstverständlichen Gegebenheiten, die Autoritäten, der feste Grund alles Wachstums, sie schwinden unter der rastlosen, ehrfurchtslosen Analyse des Verstandes, der als einzige Autorität, als oberster Richter alles Lebens übrig bleibt. Ein skeptischer Richter, weil ihm die wesentlichen Quellen des Lebens unzugänglich bleiben, weil er gerade da, wo die schöpferische Tat geboren wird, völlig hilflos ist und alle fromme Ahnung des Wesens verwirft. Was hat schließlich dieser so selbstbewußte und naive Feldzug des auflösenden Verstandes erreicht? Indem er eine immer mehr mechanisierte Gesellschaft und Wirtschaft schuf, hat er schließlich auch die letzten religiösen und sittlichen Gemeinsamkeiten „entbehrlich" gemacht und so das furchtbare Chaos einer entseelten Masse gebracht.

Und nun erleben wir heute das Schauspiel, wie derselbe Verstand, der so die seelischen Voraussetzungen alles menschlichen Gemeinschaftslebens zerstört hat, der so gründlich mit allen Vorurteilen aufgeräumt hat, versucht, auf dieser von ihm selbst geschaffenen tabula rasa eine neue, schönere, „idealere" Welt aufzubauen. Pläne über Pläne einer Neugestaltung des gesamten Kulturlebens tauchen auf. Doch alle solche Bemühungen bleiben unfruchtbar und müssen unfruchtbar bleiben. Ja, diese scheinbar so idealen Bestrebungen schlagen notwendig zum Verderben aus. Das Leben läßt sich durch Verstandeskonstruktionen niemals meistern. Der Verstand haftet immer an der Außenseite und bleibt den tieferen Kräften gegenüber blind. In seinem Streben, der Menschheit die Freiheit zu bringen, hat er übersehen, daß alle Freiheit nur möglich ist auf Grund von entsprechenden Bindungen. Dem Maß jeglicher Freiheit entspricht stets ein gleiches Maß von innerer Gebundenheit. Höchste Freiheit bedeutet zugleich unbedingte und innerste Bindung. In Mißachtung dieses polaren Verhältnisses hat diese „Aufklärung", diese „unvernünftige" Rationalisierung aller Lebensbeziehungen den sittlichen Organismus zerstört, auf dem allein Kultur und damit auch alle Freiheit beruht. So hat sie nichts anderes getan, als die Menschheit wieder einmal ihren niedersten Trieben und Instinkten zu überliefern, ihrer Herrschaft den Boden zu bereiten, die in langer und mühsamer Arbeit der Geschichte bezwungen wurde. (Wir schelten die Barbarei des Mittelalters mit ihren Methoden der Herrschaft und bedenken nicht, ob nicht solche Grausamkeit notwendig war, um die angestammte Wildheit für eine schönere Freiheit zu bändigen.) Krasser und greifbarer als in unseren Tagen kann es sich doch nicht gut zeigen, wie der leere Intellektualismus sich in seinem eitlen Spiel zum Wegbereiter verderblicher Zügellosigkeit macht. Durch die „Aufklärung" sinkt die Menschheit aus dem Kosmos, den religiöse und sittliche Erziehung aus ihr formte, ins Chaos zurück.

Luther hat einmal mit seinem genialen Blick für die wesentlichen Wirklichkeiten und Urtatsachen des Lebens das Bild geprägt, der Mensch gleiche einem Roß, das entweder von Gott oder vom Teufel geritten werde. Die menschliche Seele lebt nicht voraussetzungslos, ohne Bindung, ohne religio. Entweder sie dient dem Geist oder dem Widergeist, entweder sie ist geformtes und gefügtes Glied in einem Bau und Organismus menschlicher Gemeinschaft, oder aber sie zerstört in triebhafter widergeistiger Ungebundenheit. Die Seele ist wie ein Musikinstrument, das Leben gewinnt erst durch die Weisen, die auf ihm gespielt werden, ist eine Harfe Gottes oder des Satans Saitenspiel. Diese Einsicht vernichtet gründlich den Wahn, daß der Mensch von Natur gut sei, und alle die individualistischen Folgerungen, die ihm entnommen werden. Nein, der Mensch hat die höchsten und größten Möglichkeiten in sich, er ist berufen zur Gottessohnschaft. Aber so, wie er sich den Göttern gesellen kann, so kann er auch unter das Tier sinken. Derselbe Luther, der das hohe Lied von der Freiheit eines Christenmenschen gesungen hat, hat in grimmiger Erkenntnis des tatsächlichen Zustandes die Welt des Teufels Wirtshaus genannt. Da entspringt ihm der unbestechliche Sinn für die Notwendigkeit der geschichtlichen Ordnungen des Lebens. Ihm war Religion nicht das abstrakte Verhalten eines abstrakten Ich, sondern das Sinnerlebnis des in die konkrete geschichtliche Wirklichkeit eingefügten Menschen und Gott das Innere d i e s e s Äußeren. Nie hat für ihn die Lehre von der Fleischwerdung des Wortes einen anderen Sinn gehabt, und kein Schwarmgeist auch unserer Zeit sollte sich auf ihn berufen.

Es wird heute so viel von Politikastern, Dichtern und Demagogen von der allgemeinen Menschenbrüderlichkeit gesprochen. Aber es wird dabei übersehen, was vom Christentum, das sich am Kreuz seines Meisters die Blicke schärft, immer gewußt wurde, daß solche Brüderlichkeit niemals etwas natürlich Gegebenes ist, daß sie immer nur durch Leiden, durch Selbstüberwindung, durch Erneuerung, durch Wiedergeburt, durch Geistestat herbeigeführt wird: daß es der immer neuen Zucht und Arbeit der Geschichte bedarf, um durch die sittlichen Lebensformen der Familie, des Berufs oder Standes, des Rechtsstaates hindurch, mit einem Worte, durch die Schule des Gesetzes, den Boden zu bereiten, auf dem die Brüderlichkeit der von der Liebe erfüllten, der geistigen, frommen Menschen erwächst. Sozialer Sinn lebt nie am Anfang, immer am Ende der geschichtlichen Bildung. In der Verkennung dieser Tatsache wurzelt das große Mißverständnis der Religion, der religiöse Anarchismus, der es immer nur mit dem abstrakten Ich zu tun hat, der darum alles Vergangene negiert und nicht begreift, daß absolute Religion und d. h. höchste und innerste Bindung als Pol unbedingter Freiheit ihre Vorstufen nicht leugnet, sondern erfüllt. Die letzte Erkenntnis ist nicht der Tod der vorhergehenden, sondern ihre Wahrheit. Darum ist es auch ein Mißverständnis ihrer selbst, wenn in einem Teil der Jugendbewegung die Ablehnung des Staates, so wie er ist, skeptisch und nicht als Sehnsucht nach dem wahren Staat verstanden wird, der seine Aufgabe darin erfüllt, Möglichkeit und Verwirklichung zugleich der Freiheit zu sein.

Zwei Erscheinungsformen der „Aufklärung" drängen sich uns im besonderen auf: der Demokratismus und ein Sozialismus, der in Marx seine theoretische Grundlage findet. Der Demokratismus geht aus von dem „Normalmenschen", vom beziehungslosen Einzelich. Er glaubt, Gemeinschaft herstellen zu können, Gesellschaft, Wirtschaft, Staat aufbauen zu können, durch Feststellung und Steigerung der Rechte des Einzelnen. Die Gleichheit der Individuen ist sein Grundsatz. Damit geht er aus von dem absolut Leeren und Bedeutungslosen, dem Besonderen in seiner Besonderung. Er betont so das Negative, die bloße Möglichkeit, die erst durch die Beziehung auf den anderen, die Bindung an das Ganze Wirklichkeit wird. Nicht das Recht des Einzelnen, sondern das Recht des Ganzen schafft Gemeinschaft. Indem der Einzelne an einem überindividuellen Wert Teil hat, ihm verpflichtet wird, wird er selbst erst zur werterfüllten, bedeutenden Persönlichkeit. Die Forderung der Gleichheit aller ist die Forderung, daß alle gleich wert- und würdelos seien, alle Proletarier. So gilt das Paradox, daß durch Aufhebung des Rechts des Einzelnen erst der Einzelne zu seinem Rechte kommt.

Der „Sozialismus" hat zu seinem Grundsatz die allgemeine Brüderlichkeit der Menschen, aber indem er diese Brüderlichkeit voraussetzt, fälscht er die Gemeinschaft der Tätigen um in die Solidarität einer Klasse, die nichts anderes ist, als der zusammengefaßte Egoismus der Klassengenossen. Klassensolidarität ist Mittel des Individuums zur Durchsetzung seiner individuellen Interessen. Kein Wunder, daß so die Praxis eines Sozialismus aussieht, der unter Verzicht auf Religion (Bindung an den gemeinsamen Wert) sich rationalistisch begründet, denn für den Verstand ist der letzte erkennbare Wert das Wohl des Einzelichs.

So werden Demokratismus und Sozialismus notwendig zur Vorbereitung einer anarchischen Willkürherrschaft, sie sind der Boden, auf dem das Chaos entsteht, eine Behauptung, die durch die Tatsächlichkeiten unserer Gegenwart erhärtet wird. Nur nebenbei sei bemerkt, daß der Kampf dieser „Sozialdemokratie" gegen den Liberalismus (Manchestertum) nichts anderes sein kann, als ein Scheinkampf, stehen doch die Gegner im Grunde auf dem gleichen materialistischen Boden.

Es mag als eine Abschweifung erscheinen, wenn in diesem Zusammenhang von Fragen der Jugenderziehung die Rede sein soll, aber die Jugend, die heute beginnt, in Politik und Wirtschaft nach Neugestaltung zu suchen und diese Aufgaben von ihrem Erlebnis von Sinn und Wesen aller Gemeinschaft her zu begreifen unternimmt, ist zunächst an den Fragen der Erziehung zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Not gekommen. Selbstverständlich, da hier zuerst der Widerstand der „Welt" ihr entgegentrat und der Kampf entbrannte. Zwei Meinungen stehen sich heute in Erziehungsfragen gegenüber. Die eine, die zähe das Recht der Autorität verteidigt und der Erziehung Bildung des werdenden Menschen zur Gestalt und zur Überzeugung des Erziehenden bedeutet, und die andere, die von dem Recht des Kindes auf eigenes Wachstum ausgeht und da, wo sie folgerichtig auftritt, in Verzicht auf Erziehung, im „Wachsenlassen" des Kindes endet. Beide Meinungen danken die Unversöhnlichkeit ihres Gegensatzes und ihr Unrecht dem Boden, auf dem sie erwachsen

sind. Der Standpunkt der Autorität gerät ins Unrecht, weil er auf diesem Boden zur Praxis der Übermittlung erstarrter Formen und toten Wissens wird, der Standpunkt der „Freiheit“ des Kindes, weil er auf demselben Boden die kindliche Willkür nicht von Freiheit zu unterscheiden vermag und in der Feigheit eigener Überzeugungslosigkeit auf Erziehung verzichtet. Die wahre Erziehung ist Herstellung des lebendigen kulturellen Zusammenhanges von Geschlecht zu Geschlecht, die voll Ehrfurcht vor den Offenbarungen des Geistes in der Geschichte dazu anleitet, sich ihren Gehalt anzueignen, um in ihm zu sich selbst zu finden und ihn so zugleich schöpferisch weiterzubilden. Die Auflehnung der Jugendbewegung gegen die Autorität ist — ganz sicher bei ihren Besten — niemals Mangel an Ehrfurcht, sondern Kampf gegen einen Traditionalismus, der nichts anderes als das „Draußen“ der Erkenntnis weiterzugeben hat. Echte Erziehung bringt dagegen den objektiven Gehalt durch Verlebendigung der Subjektivität des Kindes zum Erlebnis, weil sie weiß, daß alle Wahrheit transzendental ist, d. h. stets in der Einigung von Subjekt und Objekt geboren wird. Eine Zeit, die diesen Zusammenhang der Geschlechter in der Entfaltung der gemeinsamen Idee nicht mehr herzustellen vermag, ist damit allein schon zum Tode verurteilt.

So steht in diesem Erziehungsproblem die Frage unserer Zeit, die Not und damit die Aufgabe der Jungen in ihrer ganzen Größe vor uns. Wird es gelingen, die zerrissene Verbindung zwischen dem Heute und dem echten und wahren Gestern unserer Geschichte wiederherzustellen? Mit anderen Worten: Wird es gelingen, unser Volk in seinem bildungsfähigen Teil zu sich selbst zurückfinden zu lassen und damit zu den Quellen neuen Lebens, zu den Kräften seiner Zukunft? Wird es möglich sein, der ausgeplünderten Seele dieses Volkes, das doch eben darum, weil es so leer ist, weil es den Zusammenhang mit sich selber verlor, kein Volk mehr ist, den geistigen Gehalt wieder zu schenken, die innere Einheit, die es zu neuer Gemeinschaft befähigt?

Verstehe man uns nicht falsch. Wir wissen, es gibt kein Zurück, keine Wiederbelebung abgestorbener Zeiten. Nicht dadurch, daß wir zurückgehen vor die Probleme, an denen die vorige Generation scheiterte, bauen wir die Zukunft. Es gilt, diese Welt, die uns die Aufklärung in dem Fortschritt der Verhältnisse, der Mittel, der Zivilisation schuf, ohne sie seelisch zu bewältigen, zu neuer Einheit zu zwingen, die widerstrebenden Elemente zu überwinden, sie in unser Inneres aufzunehmen, sie zu Organen wesentlich deutschen Lebens werden zu lassen. Das aber ist eine Frage schöpferischer Kraft, ist eine Frage religiöser Erneuerung, in der alles zerklüftet und tot sich Entgegenstarrende durch neuen Hauch sich in Liebe findet und bindet. Wird es durch ein Aufbrechen lebendiger Quellen religiösen Lebens einem jungen Geschlecht gelingen, dem drohenden Chaos eine geistige Ordnung entgegenzustellen? Gelingt das nicht, so ist es mit der deutschen und damit der europäischen Kultur unrettbar zu Ende, und andere jüngere Völker, die ihre Geschichte noch vor sich haben, treten an unsere Stelle. Ganz gegenwärtig ausgesprochen: Wird der

Sehnsucht der Jugendbewegung Erfüllung werden? Wird sie Gestalter hervorbringen?

Die Antwort ist Sache des Glaubens. So bleibt uns nur die Warnung vor Gefahren, die diesem religiösen Leben drohen, das da aufgegangen ist. Es sind Gefahren, die nachwirkend von der Welt drohen, die diese Jugend verlassen will. Die eine, sichtbarste ist, daß die Reaktion gegen eine nicht mehr erlebte, nicht mehr wahre Form religiösen Lebens zu einer Scheu vor Gestaltung überhaupt, vor der entfalteten Wirklichkeit der Religion wird, die das Leben in einem bloß subjektiven Fühlen und Ahnen, in der bloßen Bewegung, in Sehnsucht und Genuß der Sehnsucht verkümmern läßt. In der Zeit des Individualismus sprach man davon, daß jeder „seine eigene" Religion habe, anderen nicht mitteilbar. Eine solche Religion als „Privatsache" ist Täuschung und Selbstbetrug. Religion ist ihrem Wesen nach notwendig Sache der Gemeinschaft, oder sie ist nicht. Denn sie hebt an mit dem Erlebnis des Du, mit der Überwindung des Ich, seiner Befreiung im Wert. Mit dieser Scheu vor Gestaltung hängt zusammen die Angst vor der Geschichte, die Sucht der Originalität, die Ablehnung der Kirche als der geschichtlichen Wirklichkeit, in der das religiöse Leben sich weiterleitet.

Religion ist Sache der Gemeinschaft und darum in erster Linie Sache der konkreten geschichtlichen Gemeinschaft, Sache des Volkes. Jede wahrhaft lebendige Religion ist Volksreligion, als der Ort, wo die Elemente des Volkstums sich zum Ganzen fügen und im Kultus erlebt werden in feiernder Einheit des Geistes. Gott offenbart sich nicht in irgendeinem Ding an sich, als abstrakte Wahrheit, sondern immer im besonderen Leben. Darum könnte man nie in Esperanto predigen, die Sprache des Herzens reden. Jeder unwillkürliche Mensch hat in seinem Volk Schicksal und Aufgabe, betet zu seinem Gott in der Sprache seines Volkes. Darum empfindet die Jugendbewegung mit Recht, daß über dem konfessionellen Gegensatz die Einheit eines deutschen Christentums lebendig ist, denn das Christentum geht nicht von Volk zu Volk als eine Lehre, eine Ideologie, sondern als ein Leben und eine Gesinnung, die von Herz zu Herzen zündet und in immer neuen Zungen redet.

Hier in den letzten Tiefen der Gesinnung, des Glaubens sucht die Jugend die Volksgemeinschaft. Scheltet es unpolitisch, scheltet es unpraktisch. Doch ist es deutsch, und nur aus letzter Besinnung tiefster Erneuerung ist von jeher dem Deutschen weltüberwindende Kraft geboren worden. Die Jugend weiß: Erst wenn Bürger und Arbeiter wieder vor demselben Altar knien, ist deutsches Volk. „Ein Volk ist tot, wenn seine Götter tot sind." Wir glauben und heißen euch hoffen!

Politik vom Menschen aus gesehen

Von

Kurt Zieschè

Bonum gentis bonum divinum.

1. Wir mögen Politik mit Aristoteles im weitesten Sinne als menschliche Gemeinschaftslehre nehmen, wir entgehen der Frage nicht, ob nicht der Jurist, der Lehrer des staatlichen Rechtes, zunächst seine Ansprüche auf die Soziologie anmelden darf. Davon redet niemand, daß es keine Staatsrechtslehrer gäbe, die Soziologen von Fach und oberster Bedeutung sind. Weizmann ist Chemiker und doch der praktische Soziologe des neu werdenden jüdischen Volkes. Wer wird nicht zum Ganzen gelockt, dessen Teil er untersucht oder gar selber ist, wenn er überhaupt noch Mensch geblieben war? Deutschland ist noch immer das Land, wo diese Erscheinung reichlich auftritt: daß nämlich die strengen Wissenschaftler in ein größeres Ganzes hinaufstreben; gerade weil die mühsame Teilforschung dort zu Hause ist, die das Menschliche keineswegs zu erdrücken braucht, sondern es auch als stürmische Gegenwirkung hervorrufen kann. Die eigentlichen und besten Juristen sind aber als solche bestimmt keine Soziologen. Sie leben und denken in dem Grundbegriff ihrer eigenen Wissenschaft. Sie können den Blick von dem rechtlichen Aufbau des Staates und der staatsähnlichen Gebilde nicht abwenden. Weil das ihr Bestes ist, können sie sich nicht genug daran tun. Gewiß dienen sie damit in entscheidender Weise der Soziologie, vielleicht am meisten dann, wenn sie gar nicht daran denken, selber Soziologen zu sein. Denn die Erkenntnispflege und praktische Kultur des Rechtsbegriffes sind allerdings Angeln der Soziologie.

Aber dieser Begriff selbst, und zwar schon der allgemeinste Rechtsbegriff, das sogenannte ideale Recht, scheint doch keineswegs der Wurzelbegriff der Gemeinschaftslehre zu sein, von dem aus sich ihre Grundlinien vollständig, sachgemäß und nach ihrer eigenen Methode entwerfen ließen. Das Recht an sich ist überhaupt kein sozialer Begriff. Der Mensch hat mit Gott keine eigentliche Gemeinschaft, weil das Absolute überhaupt keine eigentlichen Relationen zu sich duldet, sondern in sich ganz unbezogen bleibt. Nur seinerseits ist der Mensch ganz und gar bezogen von Gott her, nämlich Geschöpf. Und doch hat er Gott gegenüber eine Art Recht, nämlich: gemäß seiner ihm angewiesenen Natur und Lage in der ihr entsprechenden Kraft, Ordnung und Würde erhalten zu werden. Daraus geht sogar alles überhaupt denkbare Recht hervor. Der Mensch hätte auch wahres Recht und sogar Rechte, wenn er der einzige Mensch auf Erden wäre. Das ist ein Körnchen Wahr-

heit in dem verschollenen Stirnerschen Buche. Man sollte es nicht abschätzig, sondern ehrfürchtig „ideales" Recht nennen; denn es ist zugleich das realste. Es ist der Anspruch des Lebensfähigen und Lebenswilligen auf Leben. Noch schärfer gefaßt ist es die Pflicht des Lebensfähigen zum Leben. Leben im weitesten Sinne ist die selbsttätige Verwirklichung von Werten im eigenen Seinsbereich. Es gibt keine andere letzte Erkenntnis strengen menschlichen Anspruches, als von der ebenso strengen Pflicht her, seinen Teil am Leben getreulich zu vollziehen, weil man ihn offenbar zu Lehen hat, weil er einfach gegeben ist und hingenommen werden muß. Die näheren Beziehungen des Lebens zu dem Absoluten und die Art ihrer Sanktion denken sich die Menschen verschieden. Der Christ z. B. glaubt, daß der gesamte irdische Seins- und Lebensablauf eine von Gott frei gewirkte, abbildliche Teilnahme an seinem eigenen göttlichen Leben ist und daraus seine verpflichtende Kraft für alle seine Lehensträger schöpfe, eine sachliche, weil das Urbild heilig ist, eine formale, weil das Abbild geheimen Zwecken des Urbildes dient. Andere anders. Für tatsächlich und heilig aber halten diese Zusammenhänge alle, die die Begriffe Leben und Dasein verstehen.

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott . . . .
Wir haben gedient der Mutter Erde
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
Unwissend, der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepfleget werde
Der feste Buchstab', und Bestehendes gut
Gedeutet . . .

Nun ist das Leben freilich kein Pedant, nicht einmal den untergeistigen Wesen gegenüber. Je höher hinauf, um so mehr wird es den einzelnen Wesen überlassen, ein quantitativ Mittleres und qualitativ Besonderes aus den reichen und heldisch starken Anlagen ihres Einzellebens herauszuheben und in der Tat zu verwirklichen. Die natürlichen Erkenntniswege dieses Mittleren und Besonderen, aus unserer Pflicht zu leben, sind noch nicht methodisch erforscht. Selbst die größten Ethiker arbeiten an dieser Stelle mit intuitiven Hilfsbegriffen. „Wie der Vernünftige das begrenzen möchte", sagt darüber Aristoteles. Der Rechtsphilosoph wird dadurch genötigt, seine Begriffsbestimmung des idealen Rechts unbequem zu erweitern. Ich vermute allen Ernstes, daß außerhalb dieses Umkreises einer tieferen biologischen Betrachtung kein streng verpflichtender Rechtsbegriff gefunden werden kann, der nämlich menschlichem Denken und Handeln einen festen letzten Halt gibt. Recht ist Pflichtenwaltung gegen das in sich erfahrene Leben.

Schon dieser letzte, für den Gebrauch erste Begriff des Rechtes ist also kein sozialer, sondern ein biologischer. Aber die Juristen wollen nicht einmal mit ihm etwas zu tun haben, weil sie für ihre Zwecke intuitive Methoden nicht gebrauchen können. Sie nehmen also noch einmal ein mittleres Quantum davon, das sich mit

juristischen, d. h. eigentlich mathematischen Methoden ausmitteln und mit anderen juristischen, d. h. eigentlich physikalischen Methoden durchsetzen läßt. Denn das sogenannte „reale" Recht ist ein Ergebnis der Mathematik und Physik, der vernünftig abgemessenen Zuteilung und der Exekutive. Als „Recht" ist es, wie Bischof Ketteler sagt, eine Fiktion, als Tatsache höchst respektabel, hat aber mit den Quellen des Lebens selbst nur noch in ganz abgeleiteter Weise zu tun, und der Mensch muß trotz der ungeheueren Achtbarkeit und Notwendigkeit des staatlich gesetzten Rechtes oft beide Augen zudrücken, um auch nur einen vollmenschlichen Eindruck davon zu erhalten. Das kann nicht anders sein. Die juristische Skepsis, die in der Verlängerung der formal-juristischen Linien einen Schnittpunkt von Recht und Unrecht klar zu erkennen glaubt, und der juristische Optimismus, der dem schließlich durch den unjuristischen Begriff der Billigkeit noch abzuhelfen hofft, sie müssen beide zugeben, daß hier im Wesen nichts zu ändern ist. Die gewollte und wohl überlegte, durch die geschichtliche Erfahrung durchaus erprobte Abmessung des formalen staatlichen Rechtes, das ein erhabener Teil der menschlichen Gemeinschaftskultur ist, besteht darin, unter bestimmten Verhältnissen zu dem relativen gemeinen Besten sozial durchsetzbar zu sein. Es ist dies eben nur möglich auf Grund einer ziemlich groben physikalisch-mathematischen Ausgleichung der Ansprüche, die nämlich auch noch den Blicken der Menge zugänglich ist, deren kollektive Kräfte zu seiner Durchsetzung herangezogen werden müssen. Das formale Recht ist daher nur einer historischen, keiner wesentlichen Verbesserung fähig. Sein wirklicher Aufbau führt den Menschen auch im besten Falle zu einem der von Pascal bemerkten eigentümlichen Grenzpunkte menschlichen Wesens, das nur in seinen Ansprüchen absolut, in ihrer Verwirklichung aber groben und zahlreichen Fehlern zwangsläufig, nämlich durchschnittlich, ausgeliefert scheint. Man kann eine bessere Gesetzestechnik erfinden und die Exekutive verfeinern. Das sind die kulturellen Wege des neuzeitlichen staatlichen Rechtes. Aber sie machen es, wie es scheint, keineswegs überflüssig, daß sich schon der praktische Jurist den höheren Ansprüchen der Gesellschaft gegenüber nach Hilfe umschaut. Jene kulturellen Verfeinerungsmethoden sind vielleicht selbst schon Anleihen aus einem fremden Gebiet, die beweisen, daß die Rechtsgelehrtheit sehr ernstliche Ansprüche auf die Gemeinschaftslehre wird neben sich dulden müssen. Der theoretische und praktische Wert des staatlichen Rechtes für die Gemeinschaft kann durch Erkenntnisse und Kräfte aus anderen Bezirken menschlichen Lebens erhöht werden, überhaupt aus dem Leben selbst mit seinem Exponenten der Menschlichkeit. Also ist rein juristische Rechtskultur unmöglich das genügende Formalprinzip menschlicher Gemeinschaftsbildung, sondern selbst erst eine Folgeerscheinung tieferer und allgemeinerer Ursachen. Somit ist Jurisprudenz nicht das Wesen der Soziologie, obwohl jenes höhere und vollere Recht durchaus Quelle, Inhalt und Ziel auch des staatlichen Rechtes bleiben muß, wenn nicht ein reißender Verfall der Rechtslehre und der Rechtsübung eintreten soll. Das staatliche Recht erschöpft aber nicht einmal das eigentliche Staatsleben, geschweige die Politik als Lehre vom menschlichen Gemeinschaftsleben. Wenn Recht auch im tiefsten Sinne immer nur Anspruch auf Leben ist, so gibt es eben noch viele

andere offene und begangene Wege zum Leben, als den tatsächlichen oder gar durchsetzbaren Anspruch darauf, z. B. die Wirtschaft oder die Religion. Vor allem aber ist es selbst ein durchaus Eigenes und Inhaltsschweres, so daß es nicht etwa erst vom Rechte bestimmt oder gewertet wird, sondern diesen und alle anderen Grundbegriffe der Soziologie seinerseits bestimmt und wertet. Nicht das Recht bevollmächtigt zum Leben, sondern umgekehrt.

2. Da tritt nun solchen Plänen die große und vielfache Verwicklung der Aufgabe entmutigend entgegen. Für so etwas, sagt man, könnte es niemals Fachmänner geben. So müssen eben synthetische Methoden entwickelt werden, um die Unzulänglichkeit des Einzelnen zu mildern. Solche Methoden werden auch in den anderen Wissenschaften jeden Tag mehr als Bedürfnis empfunden. Das Unternehmen ist verwickelt und groß, die volle Reihe der menschlichen Werte organisch im Begriff der Menschlichkeit zu fassen und einen so verwickelten Begriff zum Ausgangspunkte einer einheitlichen Wissenschaft zu machen, die nämlich unter diesem Gesichtspunkte die inneren Bedingtheiten und die äußere Anordnung des menschlichen Gemeinschaftslebens zu untersuchen hätte. Es ermutigt doch aber, daß Aristoteles sofort klar und deutlich von diesem Gesichtspunkt ausgegangen ist, als er die ersten Grundlinien der Soziologie ziehen wollte. Dieser Mann hatte freilich Eulenaugen, groß wie Pallas Athene, hat sie aber vor der Fülle des von dort einströmenden Lichtes nicht geschlossen, so blendend es dem ersten Anblicke war. Er sah in diesem Lichte sofort die überzeitlichen und übervölkischen Grundfragen der Soziologie, er schaute die demokratische Frage, er erblickte auch die ökonomische Frage, und daß sie mit der Soziologie nicht zusammenfalle. Wie konnte seine klare Erkenntnis, daß auch die Ökonomik nicht die eigentliche Soziologie ist, jemals wieder den Menschen entschwinden? Noch dazu in einer Zeit, in der christliche Grundkräfte doch immerhin vorhanden, wenn nicht führend waren? Diese ökonomische Verwirrung Englands hat der Welt mehr gekostet, als die politischen Irrtümer Frankreichs. Es war diese Verwechslung von Ökonomik und Soziologie wohl der verhängnisvollste Irrtum der neueren Zeit. Er übertrifft weithin die schädlichen Folgen der soziologischen Irrtümer des gesamten Mittelalters und der europäischen Antike. Er hat sämtliche kulturellen Begriffe ökonomisch verengt, sie verfälscht, nämlich zunächst einmal methodisch entmenschlicht, um dem dann erst nachher verspätet und teilweise abzuhelfen. Arbeit, Besitz, Wert, Tausch, Markt, Profit und Rente, Ehe, Staat, Kapitalismus als rein wirtschaftliche Begriffe gefaßt, sind ebensoviel blutende und schwärende Wunden am Leibe und am Geiste der menschlichen Gemeinschaft und des Menschen selber geworden, und außerdem waren sie Fehlerquellen für die soziologische Erkenntnis. Denn man darf die Voraussetzungslosigkeit in der Wissenschaft niemals so weit treiben, daß man vergißt, wie der Mensch Ausgangspunkt und Zweck aller menschlichen Wissenschaft ist. Wirtschaften ist nur eine äußere Vorbedingung des Lebens. Es soll von uns am wenigsten dabei verkannt werden, daß die menschliche Wirtschaft durchaus nichts rein Materiell-Mechanisches ist. Sie enthält vielmehr in Fülle wahre vitale Reize, die bis in die Wurzel der Lebensregung hinabgreifen, und

wahre soziologische Klammern, die auch die Geister binden. Immerhin bleibt das eigene Wesen der Wirtschaft eine zweckmäßige örtliche Zusammensetzung und Trennung von materiellen Stoffen, nämlich zu den Zwecken des menschlichen Lebens. Darum lassen sich alle jene soeben keineswegs vollständig aufgezählten Begriffe auf dieses höchst einfache wirtschaftliche Skelett zurückpräparieren. Aber das Ergebnis ist dann natürlich ein Totes. Die hinter jenen Begriffen stehenden, wirklich erlebbaren Einzeldinge sind dagegen Lebenserscheinungen am lebendigen wirtschaftenden Menschen und darum selbst Teilbegriffe des Lebens, und zwar seiner eigentümlichen menschlichen Formung. Ihr ökonomischer Aufbau ist im Interesse wissenschaftlicher Methode und Gründlichkeit wünschenswert und notwendig. Er vollzieht sich unter methodischer Absonderung der rein menschlichen, willensmäßigen und darum in einem höheren Sinne zufälligen Merkmale, um die sachlich feststehenden, notwendigen, allgemeingültigen herauszustellen und ihre eigengesetzliche, eben rein wirtschaftliche Bewegung zu erkennen und zu verwerten. Dieser Zweck kommt schließlich dem Menschlichen in der Wirtschaft durchaus zugute. Dann aber nicht, wenn man über der eigentlichen Wirtschaftsforschung vergißt, daß sie nur eine Vorarbeit und Anbahnung einer vollständigeren und schwierigeren Begriffsbildung im Umfange derselben Begriffswelt sein sollte. Die Ökonomik konnte das selbst keineswegs übersehen. Sie muß sich ja ständig ins wirkliche Leben einbauen. Sie nimmt aus ihm als einem Ganzen ihre wirtschaftlichen Tatsachen. Sie achtet sogar eigens, eben um sie methodisch auszuschalten, wo dies für ihre eigentümliche wissenschaftliche Aufgabe notwendig erscheint, auf jene eigentümlichen biologisch-humanitären Exponenten ihrer Forschungsstoffe. Sie kommt sogar auf ihrem eigenen ökonomischen Gebiete mit ihren sauber abgeklaubten, rein ökonomischen Begriffen immer weniger zu Rande, nämlich auch dort nicht, wo sie theoretisch rein wirtschaftliche Ergebnisse erstrebt. Erst recht darf sie daran nicht denken, diese Begriffe und aus ihnen allein gewonnene Ergebnisse der volleren Wissenschaft, der Soziologie oder gar der Lehre vom Menschen so unbesehen zu überliefern. Es ist eben methodologisch durchaus unrichtig, daß eine Teilwissenschaft wirklich ohne die Voraussetzungen der Gesamtwissenschaft, der sie erst dient, arbeiten könnte. Solange die Gesamtwissenschaft ihren Teilwissenschaften ihre eigenen Methoden läßt, werden deren Arbeiten trotz des beständigen Aufblickens und Willens zur Synthese durchaus selbständig und mit den reichsten Waffen autonomer Selbstkontrolle versehen bleiben. Das praktische Einstellungsverhältnis von Teil- und Gesamtwissenschaft in dem einzelnen Forscher bleibt allerdings ein rätselhaftes persönliches Weben, Begabung, Griff und Takt, und einer der Schlüssel zu dem sogenannten Finderglück, das manche Gelehrte ihr Lebtag haben und nie verlieren. Man muß, wie es scheint, beiderseits mitunter den Mut haben, zunächst einmal kühnlich von Ergebnissen auszugehen, die eigentlich noch nicht da sind, ohne doch den Boden unter den Füßen zu verlieren. Es ist aber hier noch etwas mehr. Nicht nur die Gotteserkenntnis strebt nach neueren und reicheren Methoden, die auch formal erkenntnistheoretisch auf das Ganze im Menschen zurückgreifen. Da sie selbst sich so zögernd und furchtsam darin erzeigt,

weil sie ihr Objekt nicht verlieren mag, werden vielleicht die anderen Wissenschaften mit der Arbeit wiederum vorangehen müssen, wie sie es mit anderen Methoden taten. Aber sie brauchen auch allesamt die gleiche Erweiterung und Erneuerung. Das Leben ist kein Syllogismus barbara oder celarent, sondern ein wundersames tausendfaches Ineins. Teilmethode ist darum eigentlich unmethodisch und muß sich selbst überwinden. Es gibt zwar keine realen Allgemeinbegriffe, sondern das Einzelding ist zu untersuchen, aber dieses selbst ist immer die Verwirklichung — nicht einer allgemeinen — sondern einer Gesamtidee, die nach allen Richtungen ausgreift, an allen Fäden hängt und im Einzeldinge ein Allgemeines an Beziehungen und Gegenwerten verwirklicht. Der Streit zwischen Nominalismus und Realismus, der unter vielen Namen auch die Jetztzeit bewegt und der Kern aller methodologischen Untersuchungen ist, liegt in der mittelalterlichen Formung in einer künstlichen und nicht in seiner natürlichen Ebene. Er ist vom Einzeldinge aus zu lösen. Es fragt sich, inwiefern die Einzeldinge selber ein reales Allgemeines sind.

Diese scheinbare Abschweifung bietet uns die tiefste Begründung dafür, daß die Ökonomik sich immer mehr darein fügen wird, ihre noch so sauber geklärten wirtschaftlichen Begriffe mit einer feinen und schmiegsamen Ätherhülle der volleren und durchgeformten Begriffe der biologischen Soziologie umgeben zu denken, und erst so zum Ausgangspunkte ihrer eigenen methodisch selbständigen weiteren Untersuchungen zu machen. Fast alle als denkwürdig und neu aufgetauchten ökonomischen Formulierungen, wie etwa der Begriff des Grenzwertes, sind in Wahrheit solche plötzliche Einfühlungen in das vollere Menschliche und ihre geistreiche, wirtschaftlich ausgedrückte Einführung in das trockene Reich der wirtschaftlichen Sachlichkeiten. Das wird sich vielleicht methodisch verallgemeinern lassen. Gelänge es, ohne dabei aus der Erforschung der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaftsbewegung herauszuirren, so würde man, nach jenen einzelnen Beispielen zu urteilen, daraus eine neue und völlig eigenartige Blütezeit der Volkswirtschaftslehre voraussehen dürfen. Daraus ergibt sich aber auch, daß Volkswirtschaftslehre, die sich ihrer Grenzen bewußt ist und in diesem verengten Sinne Soziologie sein will, diese und zugleich sich selbst stark gefährden könnte.

3. Das könnte der Theologie nicht so leicht begegnen. Sie ist wie das Absolute selbst mit allem irgendwie verknüpft und berufen, überall mitzusprechen. Die Wissenschaft ist ein einziger großer liber de causis. Wie könnte sie irgendwo den überhören wollen, der von der prima causa wirklich etwas wüßte. Es scheint also gewiß nicht gottlos zu sein, wenn Jurisprudenz und Ökonomik sich als Teile einer höheren wissenschaftlichen Einheit bestreben, aus dem bloß Sachlichen ins Menschliche hinaufzublicken, ohne dabei ihren zuständigen Arbeitsplatz inmitten der Sachen zu verlassen. Dasselbe gute Gesetz gilt dann aber auch für die volle Soziologie selbst. Es ist nicht gottlos, wenn sie Soziologie bleibt und nicht selber Theologie wird. Merkwürdig, daß dieser Kampf um sich selbst, den die christliche Philosophie vor etwa tausend Jahren führen mußte, auch heutzutage einer jungen Wissenschaft nicht erspart bleiben soll. Der sie zum Sieg und zur Freiheit führende Grund ist natürlich der-

selbe, den die Philosophie vor tausend Jahren für sich geltend machte. Die Soziologie hat ihr eigenes Objekt und ihre eigenartige Behandlungsweise aufzuweisen, der sie es zu unterziehen gedenkt. Der Mensch ist ein Ganzes und Letztes in sich. Er hat eine durchaus eigentümliche und vollständige seinerseitige Relation zum Absoluten. Diese seine eigene volle Weise zu sein nennen wir Menschlichkeit oder Humanität und bauen auf sie in voller methodischer Freiheit die sämtlichen Wissenschaften vom Menschen auf. Theologische Begriffsbildung ist immer köstlich. Sie braucht aber nicht fromm oder richtig zu sein, wo sie nicht berufen ist. Unter Theologie verstehen wir hier nicht das nachträglich errichtete Lehrgebäude einer religiösen Offenbarung, vielmehr das, was die meisten Menschen immer noch Philosophie nennen. Sie verstehen darunter die Versuche, sich über die letzten Grundlagen ihrer Anschauung von dem Ganzen, in dem sie irgendwie stecken, klar zu werden, also ihre bewußten positiven oder negativen Auseinandersetzungen mit dem Absoluten. So gefaßt, ist sogenannte Philosophie nichts anderes als eine Art natürlicher Theologie, was immer ihr Ausgangspunkt und was ihre Ergebnisse sein mögen. Als wirkliche Philosophie bliebe dann die Gesamtheit aller anderen Wissenschaften. Aber ohne um Namen zu streiten, sicherlich ist es eine sachlich und methodisch von der Theologie im obigen Sinne verschiedene Aufgabe, das Menschliche in sich zu untersuchen. Diese Anthropologie wäre ein Teil der Biologie. Sie untersucht wie andere Naturwissenschaften die phänomenologischen Gegebenheiten eines bestimmten und in sich abgeschlossenen Gebietes. Da wir das Leben intuitiv aus uns selber viel besser kennen, als durch Beobachtung an anderen Lebewesen und gewisse, nur in uns erfahrene Tatsachen als Vorbedingungen dazu mitbringen, ist die Biologie vielleicht als eine Art Folgewissenschaft der Anthropologie aufzufassen. Sicherlich ist die Soziologie, als die Lehre von der Not und Art des Menschen, mit seinesgleichen in Gemeinschaft zu leben, ein Teil der Lehre vom Menschen selber, eine Wissenschaft mit eigenem Gegenstand und eigener Betrachtungsweise und darum der Theologie im obigen Sinne methodisch nicht unterworfen. Denn die Lebenszusammenhänge zwischen den Dingen und dem Absoluten sind nicht in derselben Art mit den Lebenszusammenhängen der Dinge in sich oder untereinander. Das war bereits gesagt. Die Wissenschaften davon erfordern beide ihre völlig eigenen Methoden. Gerade wer jene höheren Lebenszusammenhänge mit dem Absoluten für wirklich hält, müßte nicht nur aus Rücksicht auf wissenschaftliche Klarheit, sondern auch aus religiöser Ehrfurcht zu dem gleichen Ergebnisse kommen. Die Gemeinschaftslehre hat lediglich danach zu sehen, wie sich aus dem Menschenwesen und seinen gesamten natürlichen Erscheinungen, also aus dem Geistwesen und der psychischen Wirksamkeit seiner einen Seele im Zusammenwirken mit seinem Leibe, die menschliche Gemeinschaft ermöglicht, erschwert, wirklich aufbaut. Sie verfährt dabei zunächst phänomenologisch. Denn die Gemeinschaft selbst ist Phänomen. Ihre Erforschung stützt sich auf Experimente und geschichtliche Erfahrung und die daraus gezogenen Schlüsse. Übrigens läßt auch die natürliche und selbst die übernatürliche Theologie in ihrer anthropologischen These den Menschen auf sich selbst zurückfallen und bestreitet es entschieden, daß er unvoll-

ständig sei und nur durch Vermischung mit dem Absoluten zu seinem Grundwesen gelange. Darin sind Maimonides und Thomas von Aquin, Judentum und Christentum, nach wiederholtem harten Kampf mit der gegensätzlichen Behauptung, durchaus einig geblieben. Cohen ist kein Jude mehr. Der Mensch erkennt mit seinem eigenen Licht und will mit eigener Kraft, hat sein eigenes Gewissen und erhält sich mit diesen in ihm beschlossenen Kräften in seinen eigenen Wesensbeziehungen. Aber sein Gesamtwesen ist derart von ganz innen her in das Absolute eingebettet, daß es von ihm nach seinem eigenen Bilde fortfließend bewirkt und durch seine Werte bewegt wird. Die übernatürliche Religion glaubt diese Verknüpfungen in ihrer Funktion zu sichern und darüber hinaus gewaltig zu bereichern, aber keineswegs in sich zu verändern. Ihre eigenen soziologischen Kräfte behält sie zudem zu eigener übernatürlicher Gesellschaftsbildung; ihre Lehren aber von dem durch die Individuen vermittelten übernatürlichen Einwirken des Absoluten auf die Gesellschaft sind in ihr nicht soziologisch geeint, sondern in ganz anderen Zusammenhängen einzeln auf das theologische System zerstreut und dortselbst unentbehrlich. Sie werden aber in der soziologischen Praxis mühelos ihren Ort finden, wenn diese nur eben vollmenschlich bleibt und sich weder juristisch und ökonomisch materialisiert, noch monistisch verträumt. Daher wünscht und fördert die Theologie die Selbständigkeit der Gemeinschaftslehre gegen Jurisprudenz, Ökonomie und auch gegen sich selbst.

4. So könnte man also die Lehre von der menschlichen Gemeinschaft, als Politik im aristotelischen Sinne, nicht mehr vom Recht oder von der Wirtschaft aus betrachten, auch nicht vom Standpunkt der überweltlichen Beziehungen des Menschen, sondern wie sie ist oder in sich selber, d. h. vom Standpunkte des Menschen selbst. Es steigt mir dabei der Verdacht auf, dies könnte die vielbeschrieene Soziologie selber sein, um deren Existenzberechtigung man sich vergeblich streitet. Denn auch als reintheoretische Wissenschaft entwickelt sie sich im gleichen Schritt mit einer besseren geschichtlichen Erkenntnis der Anfänge der Gesellschaft und drängt mit Gewalt ans Licht. Sie sei allzu verwickelt, sagten lange Zeit viele mit Recht. Jene Einzelwissenschaften mußten erst einmal einer greulichen Verwirrung des Menschen über sich selbst abhelfen, aus der die wunderlichsten juristischen und wirtschaftlichen sowie auch religiösen Irrtümer hervorgewachsen waren. Darum machten sie sich in strenger methodischer Scheidung erst einmal eine jede von ihrem eigenen Standpunkte aus ans Aufklären des Geländes. Sie lehnten sich dabei zunächst getreulich an den Begriff der Humanität an. Erst die überscharfe Erkenntnis ihrer eigenen Methoden, die ihnen von ihrem besonderen Gegenstand und Blickpunkt aufgedrängt wurde, sowie ihre eigene, aufquellende unübersehbare Stoffülle entfremdeten sie schließlich jener notwendigen Voraussetzung und Grundeinstellung vom Menschen her, und zwar leider in zunehmendem Maße. Das geschah aber, wenn wir gerecht sein wollen, in allen Wissenschaften so. Es geht ein Klagen und Seufzen durch die Welt, daß gerade die strengen und guten Wissenschaften und noch vielmehr die exakte Technik unserer Tage den Menschen im Grunde nicht mehr fördere, sondern ablenke, ihn mit nichten in sich selbst versammle, sondern im Innersten gewaltsam auseinanderreiße.

Wir leben bereits in der Abwehr dagegen und in einer so sehr synthetischen Zeit, daß man in der ganzen Welt auf deutsche Gründlichkeit und Ehrlichkeit angewiesen sein wird, wenn dieser neu einsetzende und ungeheuere hegelianische Schwung nicht wiederum zur Verachtung der gründlichen Einzelforschung und Methode führen soll. Erfreulicherweise wird uns diese ganze Gefahr, leider auch in Deutschland, gleich in einem Manne vor Augen gestellt, der mit dem Schritt zum Lächerlichen sofort begonnen hat. Der Schritt ins leere Nichts wird nachfolgen und viele Abergläubigen neuem, verzweifeltem Materialismus ausliefern. Die Gesamtheit in Deutschland kann nur Nutzen davon haben. Diesmal liegt zuviel sicheres, wirklich erarbeitetes Einzelmaterial vor und ein ganzes Jahrhundert wohlüberlegter geschichtlicher und technischer Einstellung hinter uns. Die lassen sich mit einer Handbewegung sicherlich nicht beiseite schieben, und wenn es ein wirklicher Hegel wäre, der sie machte. Will man aber diesem greulichen Aberglauben und Verfall, der gar an die Pforten unserer Hochschulen pocht, von innen heraus vorbeugen, so ist es allerdings erforderlich, daß eine synthetische Zeit auch den Mut zu synthetischer Wissenschaft schöpfe, auf dem Wege der Schaffung strenger synthetischer Methoden, und zwar wie auf allen Gebieten, auch auf dem der Gemeinschaftsforschung. Dilthey und Tröltsch sind so allein geblieben. Nun kamen gleich Spengler und Keyserling und Steiner. Der moderne Mensch ist so verwickelt, zerstreut und beladen. So gönne man ihm Last und Frucht verwickelter, aber wahrer wissenschaftlicher Aufgaben, um sich selbst in ihnen darzustellen und zunächst sich selbst daran vom Überschwang und der Zerstreuung zu befreien, ohne bei Aberglauben und Verzweiflung einkehren zu müssen. Dann aber auch deshalb, weil dieser neuzeitliche Mensch doch wirklich da ist. Er sieht mit Grauen sein Spiegelbild, die vielfachen Krankheiten der menschlichen Gemeinschaftsbildung. Er vermutet bereits, daß sie zum Teil aus fehlerhaften Teileinstellungen in ihrer wissenschaftlichen Erfassung hervorgegangen sein könnten. Sicher leidet er darunter. Er muß darum wohl oder übel den Versuch einer Besserung auch von seiten der theoretischen Gemeinschaftserkenntnis unternehmen. Sonst wird er verzweifeln an der Unerquicklichkeit der meist vergeblichen praktischen Versuche zu ihrer Verbesserung, die auf gut Glück oder auf ein Wort hin gemacht werden Nur großherzige, gläubige, soziologische Synthese der Tat, wie sie zu spät in der russischen Agrarreform versucht und böswillig hintertrieben wurde, hätte das arme Land vor der Revolution bewahren können. Kriege — auch im besten Falle — können das nicht, sondern beseitigen unnatürliche Verlagerungen und lösen kulturelle Anstöße aus; sie befriedigen oder retten so wenig wie die wissenschaftlichen Einzellösungen. Als Vorarbeiten waren auch diese notwendig. Als letztes Wort sind sie unerträglich und ihre Ansprüche an das Ganze anmaßend. Das empfinden wir jeden Tag klarer.

Sie halfen uns gerade in ihrer Hilflosigkeit. Sie konnten ihre eigenen letzten Worte stets nur vom ganzen Menschen her wirklich begründen. Dieser aber ist doch eben einer, wenn auch vielfach. Darum liefen jene Einzelwissenschaften, ich möchte sagen, in den geistreichen Vorreden ihrer Bücher, in eingestreuten Bemerkungen

ihrer Lehrer, in den berühmten drei letzten Zeilen ihrer so trockenen Kapitel, in Wahrheit in eines zusammen. Sie zeigten allesamt mit vervielfachter Gewalt und Beweiskraft wie von selbst den Gesichtspunkt einer kommenden wahren Wissenschaft, der synthetischen Soziologie, die es sich zur Aufgabe macht, von der Gesamtheit des menschlichen Wertes aus, die Natur des menschlichen Gemeinschaftslebens zu erforschen. Diese neue Wissenschaft soll beileibe nicht spekulativ sein, sondern phänomenologisch, d. h. exakt, also streng juristisch, ökonomisch, theologisch, aber in einem und höherem. Sie soll es nicht nur in der Tiefe, sondern auch in aller Breite sein. Also darf sie nicht nur naturwissenschaftlich, sondern muß auch historisch unterbaut werden. Wir wollen nicht das 17. und 18. Jahrhundert nachahmen, das schon einmal auf der Suche nach einer solchen Wissenschaft war, sondern wir wollen das 20. Jahrhundert weiterbauen. Wir wollen auch jene Teilwissenschaften nicht etwa aufheben, sondern ihre Ergebnisse selbständig nützen, so wenig wie der Fluß seine Quellen und Zuströme zu verlieren wünscht, ob er gleich keineswegs nur diesen, sondern mehr seiner eigenen hydrographischen Lagerung die Art und Richtung seines eigenen Laufes und seines schließlichen Zieles verdankt. Jene Wissenschaften behalten neben der Soziologie ganz von selbst ihr Dasein, da ihnen niemand ihren eigenen Gegenstand und ihre Verfahrungsweisen nehmen und niemand ihre Ergebnisse entbehren kann.

5. Daraus ergibt sich die erste Bedingung, zu solcher neuen Wissenschaft zu kommen und sie zu erzwingen: die klare Erkenntnis ihres eigenen und unbestreitbaren Gesamtgegenstandes, menschliche Gemeinschaft. Denn dieser Gegenstand ist so verwickelt, daß er in der wissenschaftlichen Behandlung selbst sofort wieder zu Einzeluntersuchungen drängen muß. Das könnte ihrem kaum gewonnenen Dasein rasch ein Ende bereiten. Denn ihre Teilarbeiten werden mit Spezialarbeiten ihrer vorgenannten Teilwissenschaften verwechselt werden. Sie werden also von deren berufenen Vertretern als ärgerliche, unzuständige und methodisch verfehlte Eingriffe empfunden und behandelt werden. Es muß ihr also erst gelingen, der klaren Erkenntnis ihres eigenen Gegenstandes gemäß auch eine eigene Methode zu entwickeln. Diese Methode muß sie auch in ihre Einzeluntersuchungen hineinbegleiten und sie dort deutlich von den methodisch andersartigen Teilwissenschaften abheben. Sie muß geeignet sein, den Geist der soziologischen Synthese, den Ausgang vom gesamten Menschen her, noch in den feinsten Einzeluntersuchungen festzuhalten, um daraus den Gesamtaufbau aus einem Zuge vorzubereiten und schließlich zu erzwingen. Darum darf man die Gemeinschaftswissenschaft in diesem Sinne keineswegs allgemeine Soziologie nennen, sondern eine eigentliche oder synthetische. Sie wird keineswegs eine Prinzipienwissenschaft werden, sondern eine bis ins Einzelnste verästelte Sachwissenschaft sein müssen. Die Methode der eigentlichen Soziologie muß also irgendwie vom gesamten Menschenwerte ausgehen. Ihr Ausbau wird von der klaren Erkenntnis des Inhaltes und der Beziehungen dieses Wertes abhängen. Da nun die Soziologie an sich eine Beziehungswissenschaft, weil Gemeinschaftslehre ist, wird ihre Methode ganz vorzüglich durch die Erforschung dieser Beziehungen des ge-

samten Menschenwertes geklärt und vorbereitet werden. Denn die Erkenntnis des Inhaltes dieses Wertes hat sie mit einer großen Anzahl anderer Wissenschaften zur gemeinschaftlichen Voraussetzung.

Der Mensch ist imstande und seiner Natur nach sogar genötigt, ob es ihm lieb ist oder nicht, seinen eigenen Wert als irgendwie rückbezogenen Selbstzweck zu erfassen. Irgendwo las ich: „Glauben an den Menschen heißt: glauben, daß im Menschen — in jedem Menschen — etwas lebt und wirkt, das imstande sei, ihn über sich selbst, aus seiner Armseligkeit, Häßlichkeit, gegenwärtigen Wirklichkeit zu erheben." Gemeint ist offenbar nicht mehr, als daß der Mensch eine „ihm eigene Wurzel der wirklichen Lebensregung und Bewegung" habe, nämlich Geist, und daß es „das ewige und ohne alle Ausnahme waltende Grundgesetz der geistigen Natur des Menschen sei, daß er geistige Tätigkeit anstrebe". Diese ist ihrem Wesen nach „von innen heraus, und doch in sich" und erhebt den Menschen über das bloß Gegebene, das als solches „armselig, häßlich, gegenwärtig, wirklich" genannt wird. Ich las dann weiter: „An ein solches Innerlichstes, im Menschen Wirkendes — sein inwendig Göttliches — glauben, heißt: jede vom Himmel fallende Gnade ablehnen." Hier liegt das alte Mißverständnis Fichtes über die Gnade vor, dessen geschichtliche Quellen nicht zu verkennen sind, so wenig wie bei Lessing. Das Absolute und der persönliche Geist müssen und dürfen in Wahrheit weder getrennt, noch in eins gesetzt werden; beides sind Irrtümer. Die wahre und eigene geistige Natur des Menschen kann sich aus dem Verhältnis innerlichster, kausal setzender, wertender und durch Werte bewegender Wesensumfassung und Wesensberührung durch das Absolute ergeben. Nur dafür sprechen die phänomenologischen Tatsachen des menschlichen Geistes, die sich zusammenfassen als: Freiheit im Gegebenen. Der menschliche Geist ist mit Sicherheit ein Selbständiges und Anfängliches, oder gar nichts; aber mit gleicher Sicherheit kein uranfängliches Prinzip, sondern ein Gegebenes, oder wieder gar nichts. „In Freiheit gläubig zu sein", ist kein neuer Weg, sondern der alte, den Plato und Aristoteles gingen. Der Geisteswert wurde später sowohl durch den Neuplatonismus nach oben hin, wie durch eine niedere heteronome Religionsauffassung nach unten hin in seinen Grenzen verwirrt, nicht durch das Christentum. Beides, nicht nur das eine von beiden, gab Anlaß zu dem Irrtum, wir brauchten eine neue Frömmigkeit und hätten in der Neuzeit wesentlich Neues über den Geist gelernt. Über so klare Tatsachen und die höchsten erreichbaren Wonnen des Herzens gibt es keine Kolumbustaten. Menschenwert hieß seit jeher und immerdar: Selbständigkeit im innerlichst zu eigen Gegebenen, oder wie oben gesagt: sich selbst als irgendwie, aber vom Innerlichsten her, rückbezogenen Selbstzweck zu fassen und zu halten. Die Rückbeziehung ist phänomenologisch ebenso sicher, wie die Freiheit, obwohl für den bloßen Verstand eine große Schwierigkeit in ihrer rechten Vereinigung zu liegen scheint. Wer aber diesen scheinbaren Widerspruch nicht annehmen und nicht ertragen will, den die Tatsachen vor uns hinstellen, die sich nun einmal in den letzten und ersten Dingen um das nicht kümmern, was der Verstand Widerspruch zu nennen beliebt, und ihm überhaupt nur das Gebiet der logischen Verknüpfung des

Ersten und Letzten zu eigen überlassen haben; und wer sich über diese unausweichliche Demütigung, wenn Tatsachen demütigen könnten, nicht an ihren reichen Früchten trösten will, muß auf jede Erklärung und Wertung des menschlichen Erkenntnis- und Willenlebens überhaupt Verzicht tun und Skeptiker werden. Skepsis ist etwas. Nur fragt es sich dann sehr rasch und einfach, ob diese zweite noch mögliche Einstellung wirklich so prometheisch wirkt, wie sie sich gibt, ob sie die Menschenkräfte zum Leben aktiviert oder nicht. Was auf das Leben nicht wirkt, ist keine Wirklichkeit. Gegen diesen Satz kommt die Verlegenheit meines Verstandes gar nicht in Betracht, die ursprünglich vermieden werden wollte: nun haben wir dafür eine Unmöglichkeit des Lebens selbst. Zudem scheinen diese Verlegenheiten unserem bloßen Verstande konnatural zu sein. Sie wiederholen sich zwar nicht in kontradiktorischer, aber in versagender Form jeden Tag, und zwar bei der Übernahme der phänomenalen absoluten Werte in mich selber hinein. Darum sind sie keine wahre Gegeninstanz gegen die wagnisfrohe Annahme eines furchtbaren, aber fruchtbaren scheinbaren Widerspruches des separiert arbeitenden Verstandes; dessen beide Hörner zudem beide als wahre Hörner, nämlich als Kraft- und Würdepunkte unseres ethischen Seins erscheinen. Es bleibt uns also beim Menschenwert als: irgendwie innerlich rückbezogenem Selbstzweck, nämlich als wohlerlebte und vollzogene Selbständigkeit im innerlichst als Wert Gegebenen. Der Mensch ist ganz darauf aus, sein geistiges Selbst zu verwirklichen und zu halten. Fruchtbare Lebensmöglichkeiten bietet ihm das aber nur, wenn er sich dabei in innerlich vorfindlichen festen Wertbeziehungen erhält, von denen er zunächst einmal rein phänomenologisch, hoffnungs- und erklärungslos abhängt, weswegen er selbst unmöglich das uranfängliche Prinzip genannt werden darf, mit dem er doch innerlichst in einer rätselhaften Weise verknüpft erscheint.

Aus dieser festen Grundauffassung ergeben sich verschiedene Beziehungskreise, in denen sich die großen Aufgaben der Menschlichkeit oder Humanität bewegen. Nur aus ihrer Klärung lassen sich die Methoden aller Wissenschaften vom Menschen richtig ablesen. Da ist zunächst die Aufgabe der Frömmigkeit. In ihr überwindet der Mensch in einem heroischen Anlauf auch noch jene letzten Gegebenheiten, die er absolute Werte nennt, und denen er schon verfallen schien, weil er sie zunächst einfach in sich findet. Er bezieht sie nämlich — und das tut auch Fichte — auf etwas selbst Freieres, Höheres und Einfacheres zurück, was die Menschen Gott nennen, das nämlich auch noch jene letzten Dinge nicht in ihnen, sondern in Sich Selbst begründet, und nicht etwa gar vorfindet. Darum muß es auch Ursprung und Ziel des Menschenwertes sein. In Ihm findet der Mensch die Rettung aus jenem scheinbaren Widerspruch, aber nicht etwa wieder im Verstande, sondern in der Wirklichkeit, und also: nicht nur Verständnis, sondern die volle Gewähr seiner Würde. Denn das Höchste kann sich selbst nicht in einer seiner unwürdigen Form, nämlich als bloße Gegebenheit, mitteilen. Sondern es läßt es in wunderbarer Geberfülle frei und willentlich zu, daß der Menschengeist auch zu dem eigentlichen Kerne des Höchsten, zu seiner anbetungswürdigen und alleineigenen Selbstmacht einen geheimnisvollen

abbildlichen Zutritt findet, den wir klar und deutlich in der Selbstmacht unseres Geistes erleben. Und darum ist dem frommen Menschen Gott das gerade Gegenteil von einem Hindernis zum Selbst. Gott ist nicht nur unser Ursprung und Ziel, sondern auch unsere einzige Liebe, denn nur in ihm sind wir so, daß wir zu innerst in uns selber bleiben dürfen. Sich Gott enger anzuschließen, das heißt hoffen dürfen, noch mehr dergleichen zu erleben und seiner dadurch würdiger zu werden.

„Seid nur fromm, wie der Grieche war!
Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch wie den Frost . . ."

Die Theologie als funktionelle Lehre von der Frömmigkeit, nicht als bloße Weltanschauung des Verstandes, ist also eine Würdewissenschaft, die uns die letzte Quelle lehrt, Menschliches zu erlangen, zu bewahren und zu erhöhen, und aus diesem Titel, nicht aber aus der Methode der Soziologie selber hat sie wichtigste Einflußgebiete in ihr. Sie hat aber auch ihren eigenen, methodischen Beweis zu liefern, daß der Menschenwert in diesem vollen Sinne etwas Eingebettetes wirklich ist, daß solche innerlich, d. h. im Wesen selber, erfassende und umschließende Kontaktwirkungen mit dem Absoluten für den persönlichen Geist aufbauend und sichernd sind. Sie allein, nicht die Anthropologie oder ihre Folgewissenschaften, erhebt die phänomenologische Geisteslehre zur theoretischen. Damit ist sie getreue Deuterin und Hüterin des Menschenantlitzes selbst und Helferin aller Wissenschaften vom Menschen. Auch die Festsetzung irgendwelcher Beziehungen des Menschen kann nur von seinem geistigen Antlitze ausgehen. Der fromme Mensch kann keinen Augenblick seiner selbst vergessen, wenn ihm nicht seine rechte Hand verdorren soll. Er kennt keine rein-sachliche, sondern immer nur eine voll-menschliche Kultur, so sehr auch die Kulturwissenschaften ihre eigenen selbständigen, mannigfaltigen Methoden ausbilden und annehmen.

Von Kulturbeziehungen, einem zweiten Kreise von Beziehungen menschlichen Wesens sprechen wir, wenn wir uns daran machen, unsere im Höchsten begründete Eigenart an unsere Umwelt weiterzugeben, um sie uns und dem Höheren in uns dadurch untertan, d. h. dienstbar zu machen. Die Menschenwerte stehen also mit der Frömmigkeit und mit der Naturbeherrschung oder Kultur in diesem Zusammenhange, daß sie in dem einen ihre von innerst sprudelnde Quelle suchen, in dem anderen aber den Wert jener höheren geistigen Dinge weithin in das nicht-geistige Gebiet der Natur zu eigenem Frommen vorzuschieben trachten. Damit sollen die Worte Humanität, Religion und Kultur nun aber auch methodisch geschieden bleiben. Das ist eine Grundforderung, wenn man auf eine brauchbare Methode der verschiedenen Geisteswissenschaften, die sich auf alle drei Gebiete verteilen, und damit auch der eigentlichen Soziologie, als der Politik vom Menschen aus gesehen, hinarbeiten möchte. Diese drei Begriffe dürfen fortan nicht mehr durcheinander gemischt werden. So sehr sie in dem vielfach verwickelten, aber genau bezeichneten Zusammenhange stehen und verbleiben müssen, so sehr sind sie doch gegeneinander selbständig und völlig unvergleichbar. Ihre eigene Verwirrung hat die Grenzüber-

schreitungen vieler Teilwissenschaften gegen die Gesamtwissenschaften mit verschuldet. Versucht man es allerdings, ihre gegenseitigen Werteverhältnisse genau aufzudecken, so ergibt sich erst die ganze Verwicklung ihres Zusammenhanges. Von ihm als Ganzen dürfen wir nicht ausgehen, um der Methode der Soziologie nachzuspüren. Wir müssen behutsam bleiben.

6. Die im unmittelbaren Blickpunkte der Kultur stehende Wertgruppe ist offenbar nur die Menschlichkeit selber. Diese selbst greift mächtig zurück in das Gebiet der absoluten Werte, von denen her sie sich in sich selbst aufbaut. Sie versteht sich also nicht selber ohne Frömmigkeit. Aber die Menschlichkeit selber ist keineswegs in derselben Weise abhängig von der eigentlichen Kultur. Hier ergab sich aus der Verwirrung jener drei Begriffe ein folgenschwerer Grundirrtum unserer ganzen Zeit. Wir sollten endlich einmal unter Kultur nur die Sachkultur verstehen, die Persönlichkeitsentfaltung aber rundweg dem Gebiete der Humanität zuweisen. Denn die Naturbeherrschung ist nicht die Voraussetzung und nicht einmal immer die Schützerin wahrer Menschlichkeit. Ferner: Umstände, in denen die Menschlichkeit die Grund- und Notbedürfnisse ihrer eigenen Natur von ihrer eigenen Umgebung nicht vorenthalten bekommt, sind nicht notwendig das Ergebnis angreifender und wohlberechneter Naturbeherrschung, für die wir das Wort Kultur gebrauchen wollen. Sonst wäre die Erde vormals ein sinnloses Chaos gewesen, aus dem sich nie Kultur hätte ergeben können, oder aber im anderen Falle: wir müßten auch den Tieren Kultur zuschreiben. Wo die Menschen um die Notdurft erst künstlich ringen müssen, haben sie selber zuvor sich in eine künstliche Lage gebracht im Vertrauen auf ihre Kulturkraft. Man sieht, daß man das richtige Verhältnis von Humanität und Kultur kennen muß, um letztere auch nur zu definieren und abzugrenzen. Wie sollten wir also methodisch auch nur einen einzigen Schritt weiter kommen, wenn wir nicht von dem Brauche endlich abgehen, die Worte Humanität und Kultur gar durcheinander zu gebrauchen. Wir werden auch zur Verwertung des bisher selbst in Deutschland kaum noch beachteten Begriffes der Humanität bei Herder und Goethe sonst kaum gelangen. Wir werden dann ebensowenig in der methodischen Soziologie vorwärtsdringen. Humanität ist Bleiben und Weben in der eigenen Menschlichkeit, die vom ersten Augenblicke an im Geiste gegeben war in all ihrem Wesentlichen und all ihrer Würde. Geist kann nicht einmal in sich werden, sondern nur da sein, geschweige daß er erst das Ergebnis der Kultur als einer tiefgreifenden Naturbeherrschung wäre. Menschlichkeit ist schon gegenwärtig und bleibt ganz und unverletzt, auch wenn sie nicht zu einem herrschaftserweiternden Angriff auf die Naturumgebung ausholt oder übergeht, um ihr das Gesetz der Menschlichkeit aufzuerlegen und sie der Menschlichkeit dienstbar zu machen. Daß man nirgend Spuren von kulturlosen Menschen fand, beweist eben, daß sie immer Menschen waren. Die Kultur ist selbst nur ein scheinbarer Angriff, in Wirklichkeit vielmehr eine vorbeugende Defensive, um Menschlichkeit in sich zu bewahren. Menschlichkeit erobert in ihr keinesfalls erst sich selbst. Die Gestalten Adam und Christus brauchten nicht Menschen höchster Kultur zu sein, um als Menschen die Größten zu sein.

Lägen die Dinge anders, wir sagten es schon: so wäre ein Anfang und Fortschritt der Kultur nicht denkbar, oder auch die ungeistigen Lebewesen müßten Kultur schaffen. Kultur gibt nicht, sondern geht vom Gegebenen aus, nämlich vom Geist. Wer wollte nachher Wechselwirkungen bestreiten? Aber Wechselschöpfungen gibt es nicht. Schöpferisch ist allein die Menschlichkeit. Kultur ist ihr schöpferischer Angriff auf die Naturumgebung zu sehr ängstlichen Zwecken des geistigen Selbstschutzes, in dieser Zweckbeschränkung übrigens der Religion durchaus ähnlich. Darauf kommt aber der Unterschied hinaus, daß aus der Religion der Menschlichkeit sichernde Werte zuwachsen, aus der Kultur nur schützende Werkzeuge. Auch die Begriffe Wert und Werkzeug müssen ein für allemal geschieden bleiben. Darum ist alle Kultur ihrer Form nach: zweckmäßiger Ausdruck oder Technik und insoweit etwas Niedriges. Nur die ungeistige Natur selber, wenn sie zur Kultur Stellung zu nehmen vermöchte, dürfte ihr orphische Hymnen singen, die Menschlichkeit keineswegs, denn sie gewinnt aus ihr weder Werte noch Ziele. Die Kultur bleibt auch in ihren höchsten Formen dingliche Veranstaltung und ist insofern immer Sachkultur. Freilich erstreckt sie sich in dieser ihrer rein sachlichen Art mitunter auch auf den Menschen. Sie wagt es bisweilen, die Menschen vorübergehend als reine Objekte, als Mittel zu weiteren menschlichen Zwecken zu gebrauchen. In jedem Kulturzusammenhange müssen Menschen vorübergehend wie als Sachen und nicht in ihrer eigenen freien Menschlichkeit auftreten. Das ist wieder einer jener bitteren Grenzpunkte, die die Menschen so gern vergessen und die Lügner so oft leugnen. Um lauter zu bleiben, dürften sie nur so viel sagen, daß es sich dabei nie um mehr als gleitende Übergänge handeln darf, wenn von wahrer Kultur die Rede sein soll. Die Maschine erniedrigt den Menschen vorübergehend zum Handlanger, aber nur um ihn in höherem Maße vom Handlangern zu befreien; sonst ist sie nichts Kulturelles. Wo aber dies im gesunden Fortschritt glücklich erreicht wird, dürfen wir nicht dem Augenschein folgen und der Kultur menschenförderndes Wirken danken wollen. Verschüttete, bislang ungeschützte Werte der Menschlichkeit, die ihr selber eigen waren und nur aus ihrem eigenen Bewußtsein auf ihre eigene Befreiung ausgehen konnten, erfanden sich oder benutzten nachher die Maschine, um sich zu schützen. Die Maschine und sämtliche Kultur kultiviert nichts am Menschen, sondern an den Dingen für den Menschen, wie er schon vorher aus sich war. Die Kultur schafft keine Menschenwerte, sondern nur der Geist des Menschen selber aus seiner eigenen Hinterlage vom Höheren her. So wenig der Mensch seinem Schöpfer etwas geben kann, so wenig kann die Kultur dem Menschen etwas geben. Der Mensch kann niemals eigentliches Objekt der Kultur sein — bei Todesstrafe — sondern nur ihr Schöpfer und Schutznießer. Aus den Dingen selbst, und wären sie noch so wohlgeordnet und beherrscht, ist noch nie ein Tröpfchen wahre Menschlichkeit gequollen, wohl aber wieder zum Schmecken gebracht worden aus vorheriger dumpfer Verwicklung und Übertönung durch die Sachen. Nießbrauch der Kultur ist keine Erhöhung der Menschlichkeit. Die ist in jeder Höhe aus sich selbst. Kultur ist nur Schutz und Möglichkeit ihrer Entfaltung und Erhaltung von innen heraus. Denn sonst dürfte sie den Menschen ja aus den

Sachen her irgendwohin entwickeln, und man hätte keine Definition der Kultur mehr, könnte Zivilisation von Kultur, Kultur sogar von Unkultur nicht mehr unterscheiden.

Wirkliche Kultur ist wahre, eingreifende Naturbeherrschung, die in jedem Falle und in jedem Teilchen menschenbezogen, und zwar schützend ist für ihn selbst. Jede Form der Naturbeherrschung, die nicht Menschendienst ist, ist nicht Kultur. Sie wird dann zum zweck- und sinnlosen Naturdienst oder auch zum Teufelsdienste werden, in dem Sinne, daß sie für den Menschen gleichgültig ist oder ihn gar beschädigt. Man wird das nicht wohl erfassen, ehe man die Kulturmittel selbst scharf genug betrachtet hat. Es gibt nur einen einzigen Komplex von Kulturmitteln. Immer handelt es sich dabei um die Aufdeckung fester und ergiebiger Zusammenhänge in der Umwelt und um die Ausfindigmachung von sicheren und möglichst leicht erreichbaren Hebelpunkten, um jene Zusammenhänge zum Spielen zu bringen. Wie sollte das Geist schaffen? Was könnte es für einen Sinn haben, wenn es nicht nützlich wäre für den Menschen? Die kurze Sachbeschreibung der Kultur ergibt ihre gesamte Wertelehre. Jene Zusammenhänge und Hebelpunkte in der Umgebung des Menschen sind tausendfach vorhanden. Wäre die Natur wirklich ein einziger großer Zusammenhang, gäbe es in ihr so etwas, wie die feste Vererbung aller erworbener Eigenschaften, und nicht im geraden Gegenteile die drängende Zurückbildung des Verdorbenen ins Normale, also den Beweis der Gegensätze in der Natur, hätte der Mensch nicht das phänomenologische Bewußtsein der Wesentlichkeit des Eigengeistes, und stünde dieser nach aller Erfahrung nicht so einsam in der Natur der Dinge — nur dann könnte man es einmal vermuten und versuchen, schon jene bloßen Mittel der Kultur, und zwar sie alle, als menschenfördernd oder gar als menschenschöpferisch anzusprechen. Eine einzige Beobachtung aber zerstört alle jene sowieso nicht gegebenen Voraussetzungen: dann wäre Kultur niemals als eine Leistung und als ein Wagnis empfunden worden. Mörikes Hymne über die Elemente mit ihrem kurzen Pauluswort darüber wiegen in dieser Erkenntnis eine ganze Kulturphilosophie auf. In Wirklichkeit sind eben jene Zusammenhänge und Hebelpunkte nur Möglichkeiten, die ebenso störend wie schützend für den Menschen sein können, an sich also gleichgültig sind, ja zunächst feindlich erscheinen, weil der Mensch etwas Eigenes und der Monismus eine Poesie ist. Das Wesen der Kultur besteht gar nicht in der sachlichen Ergiebigkeit und Handlichkeit ihrer Mittel, sondern in ihrer vom Menschenwerte aus getroffenen Wahl und Verwendung. Die rohe und lediglich materialartige Aufdeckung jener Zusammenhänge und Hebelpunkte nennen wir Zivilisation und nicht Kultur. Zivilisation hat mit Kultur innerlich nichts zu schaffen. Sie ist überhaupt nichts Menschliches, sondern etwas Physikalisches, das höchstens als Intellektualismus oder Spiel ins Menschliche eben hineinragt. Nicht jene Zusammenhänge überhaupt zum Spielen zu bringen, ist schon Kultur, sondern sie nach Aufdeckung so zu organisieren, daß sie dem Menschenwerte leicht und dienlich entgegenspielen. Es gibt viel mehr solcher Zusammenhänge und Hebelpunkte in der Umwelt, als in einem gegebenen geschichtlichen Zeitpunkte in Menschendienste gezwungen werden können. Denn die Schutz-

bedürftigkeit und Aufnahmefähigkeit des menschlichen Wertes ist in jedem geschichtlichen Augenblicke durchaus abhängig von seinem Erhaltungs- und Entfaltungszustand und von dem Willen dazu. Menschlichkeit ruht eben in irdischem Umkreis auch ohne alles dies immer auf sich selbst. Sicherlich hat der Mensch infolge seiner geistigen Hinterlage und den beileibe nicht damit zu verwechselnden höchst realen Bewegungen des individuellen und kollektiven Unterbewußtseins, ganz abgesehen von seinen Lebensnöten, allezeit eine dumpfe Ahnung gehabt, daß in solchen beherrschten Zusammenhängen sich ihm Möglichkeiten bieten würden. Diese Ahnung erscheint vorgeschichtlich und geschichtlich, ebenso wie die Furcht vor diesen Zusammenhängen, in allerlei verdeckten Formen, besonders gern in pseudo-religiösen Vorgängen. Denn eigentliche Religion ist nach historischen Ergebnissen auch in ihrem Ursprunge schon die Zurückwendung zu innerlichen geistigen Zusammenhängen. Es ist ein — nur durch Mißverständnisse in die Religionsgeschichte geratener — völlig eigenartiger Reiz, in der Naturumgebung eine feste Ordnung zu vermuten, die man zum Spielen bringen könnte. Es lockt den Menschen allezeit, wenigstens zu wissen und zu merken, was noch nicht nützen kann. Es liegt dem eine verborgene Hilfe für den Fortschritt der Kultur, aber auch eine Hybris des Menschen zugrunde. Gäbe es also rein technische oder zivilisatorische Werte, so müssen sie wohl behütet und dürfen nicht überschätzt werden. Es kann sonst aus ihrem Besitze eine Krankheit und Beschädigung des Menschenwertes entstehen, an Stelle einer stillen und vorläufigen Anbahnung späterer Kultur. Naturerkenntnis um ihrer selbst willen ist zu überwinden durch reinen Willen zur Kultur. Das ist der Inhalt und die Weltthese des Faust. Sonst droht der süchtige Mammonismus der bloßen Zivilisation, eine wahre Teufelsgabe. Bloße Zivilisation schwächt, weil sie die Menschenkräfte den bereits erreichbaren Menschenzwecken entzieht. Die europäische Welt seufzt und blutet unter dieser Sünde, und mit ihr ihre Schülerin, die gesamte Welt. Europa ist das feile Weib, das mit dem Gluthauche dieser ihrer Sünde die ganze Welt vergiftet hat. Deutschland aber war nicht der Ausgangspunkt dieser europäischen Krankheit. Ein kleines Beispiel bietet die europäische Wissenschaft, die noch heute keine volle kulturelle Organisation ihrer Forschungsarbeit duldet und anerkennt. So sucht und weiß sie tausend Dinge, die nichts nützen, muß sie aber bedienen und bewachen, da sie nun einmal da sind, und schleppt sich keuchend an totem Plunder lahm. Und das ist noch die harmloseste Form der großen Sünde. Denn der Mensch hat auch die kindische oder frevelhafte Neigung, da diese bereits erschauten Zusammenhänge und Hebelkräfte ihm noch nicht dienen mögen, seinerseits mit ihnen zu spielen, und wird leicht selbst ihr Spielball. Er erprobt es zunächst, neue und seltsame Eindrücke seitens dieser tiefen und noch nicht in ihrem wahren Nutzen durchschauten oder von solchem Nutzen vielleicht ganz entblößten Zusammenhänge zu erfahren. Da rollt sich vor unseren Augen ein grauenhafter Film nach dem anderen ab, etwa die Geschichte der Narkotika, der Medizin, der Zauberei, des Geldes. Der Mensch will Unerhörtes erleben, aber es ist kein Leben mehr aus eigenem Gesetz und zu eigenen Zielen. Es quillt dunkel aus menschenfremden kosmischen Zusammen-

hängen, die der Geist noch nicht nach sich veredeln und formen konnte, und es wird untermenschlich. Rapide und ausgedehnte Zivilisation wird immer zu solchen Erscheinungen führen. Nur Erkenntnis des Wesens der Kultur und der Wille dazu kann davor behüten und daraus befreien. Nur fromme Selbstbesinnung des Menschen sagt ihm, daß Menschlichkeit nicht nur ein Adel, sondern auch ein Maß ist. Das war eine gute Zeitlang die Größe der Griechen.

7. Kultur ist also eine zweckmäßige Beziehung, welche die im irdischen Lebenskreise wie in sich selbst ruhende Menschlichkeit von sich aus zu den Dingen der Naturumgebung herstellt. Der Beziehungsglieder sind zwei: die Menschlichkeit, in ihrem Kerne: sich selbst bestimmender Geist, und darum in der Natur als solcher ganz allein zum Herrschen geboren; auf der anderen Seite: Natur, als solche ungeistig, und darum völlig zum Gehorchen geschaffen. Somit kann der Beziehungszweck nur vom Menschen aus gesehen und bestimmt werden und kennt nur Bindung durch das eigene Ziel des Menschen und die festen Möglichkeiten der Natur. Jenes Ziel ist: Schutz zu gewinnen für die Erhaltung und Entfaltung des Menschenwertes. Das fühlende Tier und das unlebendige Schöne, die keine eigene Kultur besitzen, sind durch die Selbstachtung des Menschen in ihm mitgeschützt. Im übrigen wird der Natur der Kultur gegenüber nur jener Schutz zugebilligt, der sich aus der phänomenalen Solidarität der Menschen in Raum und Zeit ergibt. Wäre nur ein Mensch, so dürfte er zu Kulturzwecken nach Maßgabe seiner Kulturempfänglichkeit die gesamte Natur restlos verbrauchen. Es läge nichts Widersinniges darin. Die Natur kann gegen das Geistige keine Rechte haben, denn sie ist ihm gegenüber weder lebensfähig noch willig. Wenn also Kultur eine Wohlordnung natürlicher Verhältnisse ist, wenn Politik oder Soziologie die bewußte und gewollte Stellungnahme zur Gemeinschaft vom Menschenwerte aus ist, um ihn dadurch zu schützen, so ist sie damit methodologisch als eine Sparte der Kultur erkannt und erfordert die Anwendung aller selbst methodisch erarbeiteten Sätze über Kultur. Hier gilt es daher, wo es sich auch im Objekte zum größeren Teile um Menschen handelt, aus dem Begriffe der Kultur heraus sofort den verführerischen Irrtum abzuwehren, der in Wahrheit bald alles wieder ins Dunkle werfen würde, als sei die Kultur oder irgendeiner ihrer Zweige in sich selbst etwas Humanitäres, vielleicht Sittliches oder Ästhetisches, oder etwas Religiöses. Das sind ja zwei eigene Lebenskreise des Menschen, die seine Beziehungen in sich selbst oder aus sich selbst hinauf umschreiben. Kultur ist Beziehung des Menschlichen zur Naturumgebung, zu der auch die Menschen selbst gehören, also etwas methodisch Eigenes und Selbständiges, wenn auch keineswegs von jenen anderen Kreisen tatsächlich Unabhängiges. Gemeinschaftskultur oder Politik ist dann die Aufdeckung fester Zusammenhänge und sie beherrschender ergiebiger und handlicher Hebelpunkte im Gemeinschaftsleben der Menschen, um dieses der Erhaltung und Entfaltung des Menschenantlitzes aus eigenen Kräften her ihrerseits schützend dienstbar zu machen. Es handelt sich dabei in einem viel größeren Umfange, als die — methodisch falsch, sachlich richtig — humanitär oder religiös eingestellten Politiker gewöhnlich anerkennen mögen, auch im Menschenbereiche um

die Aufdeckung und Beherrschung von festen sachlichen Zusammenhängen. Das hat Marx um so deutlicher gesehen, aber er ist aus einem methodischen versehentlich ein gottloser Soziologe geworden. Nicht weil er wirklich den Geist vergessen hätte, was er als Jude niemals wirklich konnte. Sondern weil der uralte jüdische ethische Fehler in ihm saß, den Primat der Gerechtigkeit vor der Liebe zu übertreiben, sowie auch die beiden anderen Erbfehler jüdischer Humanität und Religion, die aus dem Fleische der Juden und nicht aus dem Geiste ihrer reinen Gottesbücher stammen, und die sie sich selbst zur Last und den anderen Völkern zu einer Geißel durch die Jahrtausende tragen. Marx ist, wie jeder Jude, seinem Blute nach, niemals ein Materialist gewesen. Seiner fehlerhaften ethischen Neigung kam die scharfe analytische Beobachtung der festen soziologischen Zusammenhänge entgegen, und so verfiel er dem mechanistischen Monismus und wurde der Schöpfer des doktrinären Sozialismus. Wahr bleibt daran, daß die Ökonomie aus der Tatsache jener festen eigengesetzlichen Sachzusammenhänge einen starken Einfluß auf die soziologische Führung beanspruchen muß. Sie versagt aber auch sofort, wo die ebenso starken willentlichen, wenn auch in ihrer Art gesetzmäßigen Zusammenhänge eigentlich menschlicher Art an Leib und Geist zur Aufdeckung und Untersuchung kommen sollen. Zum Beispiel: den eigentlichen Soziologen als synthetischen Kulturphilosophen interessiert die menschliche Verwertung der gegebenen und gewollten Geschlechtsbeziehungen der Menschen zueinander. Gegen diesen wunderbaren leiblich-geistigen Reichtum aus Zusammenhang ist das, was Engels Ehe nennt, wie ein Stäubchen, und es ist auch geschichtlich nie so gewesen und geworden. In diesem einfachsten Beispiel ist klar und erschöpfend gesagt, in welcher ihnen eigentümlichen Art die soziologischen immer auch kulturelle Begriffe sein müssen.

Zugleich führt uns diese richtige methodologische Stellungnahme zur Soziologie gleich bei Beginn der Vorarbeiten in den innersten Kern ihrer Schwierigkeiten. Sie stellt sich als eine Sparte der Kulturphilosophie heraus, bei der im größten Umfange, wenn auch nur vorübergehend, Menschen selbst Sachobjekte der Kultur sein dürfen und müssen, als Sachen untersucht und angeordnet werden. Nun dürfen und müssen allerdings trotz Kant Menschen überall Werkzeuge sein, aber nur für Menschen und nur so — und das meint auch Kant — daß sie selbst zum Ende Nutznießer ihres werkzeuglichen Dienstes werden können. Keine Kultur und auch keine Art Politik ist ohne diese bitteren Übergänge und toten Punkte möglich, wenn man bei der Wahrheit bleiben will. Es ergibt sich aber auch im ersten Augenblick besserer methodologischer Einstellung der Soziologie ein lichter und hehrer Ausblick auf das wahre Ziel jeglicher Gemeinschaftskultur, auf die wahre Demokratie, die schon Aristoteles, klar erkannt, wie eine dunkle Mahnung vor Augen schwebte. Unter ihr versteht man diejenige kulturelle Gemeinschaftsführung, die es allen an der Gemeinschaft beteiligten Menschen ermöglichen soll, was das eigentlich Menschliche betrifft, in der Gemeinschaft kulturelles Werkzeug und Ziel zugleich zu sein, nicht sofort im gleichen Maße, sondern im Maße der historischen Möglichkeit des gegebenen Augenblickes, aber mit der Zielstrebigkeit zum Ausgleich, und nicht zur Differenzierung hin.

Dieser kulturelle Begriff der Demokratie ist so maßgebend, daß ohne seine Verwirklichung von Gemeinschaftskultur nicht gesprochen werden kann. Das ist es, was der an der Gemeinschaft verzweifelnde Anarchismus ganz richtig gesehen hat, der sich auf soziologischem Gebiete einfach aus dem Scheinkulturellen ins Reinmenschliche zurückflüchten will. Er ist mit dem Sozialismus verglichen der edlere und wahrere, wenn auch praktisch ebenso unmögliche Gegenstoß gegen das bloß Zivilisatorische und Untermenschliche der neuzeitlichen Gemeinschaftsformen. Ein untermenschlicher Sklavenstaat, der den Menschen freventlich im Zustande des bloßen kulturellen Werkzeuges zurückhält, in welchem Umfange das immer sei, ist eben nur zivilisatorisch. Darum ruft er wie jede bloße Zivilisation unnatürliche Reize in den bevorzugten Klassen hervor, während er die anderen Klassen der soziologischen Anreize beraubt. Den letzteren gibt er zu geringe kulturelle Aussichten, als daß sie beim Durchschnitt noch bis zur Lebensregung durchgreifen könnten, den ersteren dagegen derartige Möglichkeiten, daß ihnen der Durchschnitt nicht mehr menschlich gewachsen ist, wenn nicht gar sachlich unheimliche und völlig unausnützbare. Der ethische Begriff — um einmal hier ein klares methodologisches Beispiel einzuschalten — verletzter Liebe oder Gerechtigkeit verbietet das ja auch, und er mag unentbehrliche Antriebe liefern, sagt aber nichts über die Sache selbst, was eigentlich soziologisch dabei vorgeht, und er ist deswegen für die Soziologie nicht unmittelbar methodisch zu verwenden. Sowohl die angerichteten Schäden, als die verursachenden Unordnungen müssen von der methodischen Soziologie kultur-philosophisch erfaßt werden, wie geschehen; sie sind durchaus soziologische Folgen bloßer Zivilisation, nämlich einer rein äußerlich oder technisch, mit Werkzeugen, aber nicht nach Werten und darum falsch geordneten Gemeinschaftslage in den Menschenseelen. Die Ethik und Religion mögen sagen: tue das nicht, das ist unmenschlich. Nur die Soziologie selbst aber zeigt, was eigentlich geschieht, und was daraus folgt: seelische Krankheit für alle Beteiligten. Zwischen den über den Arbeitsmann gerümpften Lippen des Bauers und den entsetzlichen Wagenfahrten eines der römischen Zäsaren, von denen Sueton erzählt, ist nur ein gradweiser Unterschied.

Durch diese scharfmahnende Introduktion wird die Soziologie als Kulturlehre mit dem Menschenwert in genaue Verbindung gesetzt, der das innere unüberschreitbare Gesetz auch jeder Gemeinschaftskultur sein muß. Bloße Sachfortschritte, und wären sie so ungeheuerlich, wie etwa ein wirklich durchgeführter kommunistischer Staat oder die Umwandlung der mechanischen Kraft in ein freies Gut, wie Wasser und Luft es sind, lassen uns damit verglichen völlig gleichgültig. Der Mensch braucht aus und für sich weder großartige Einrichtungen, noch großartige Kraftäußerungen. Er braucht aber unabweisbar sich selbst. Denn seine Seele, die zitternd in das Naturding Leib wie in einen goldenen Bauer eingezwängt ist, will immerdar durch Nacht und Schauer der dumpfen, ungeistigen Naturdinge hindurch ihr Lied zu Gottes Thron hinaufsingen: ihre Geistigkeit. Ohne die neue, phänomenologische Philosophie des Geistes, die deutlich um uns wird, und die alles entscheiden wird, ist

an einen synthetischen Aufbau der Soziologie nicht zu denken; sie kann sonst überhaupt keine Kulturwissenschaft werden.

Sie darf aber darüber keine abstrakte und träumerische Wissenschaft werden, sondern muß eine wirklichkeitstreue und realistische bleiben. Nicht die abstrakten, sondern die jeweils wirklichen Menschenwerte haben sich in der Gemeinschaftsbildung so zu spiegeln und auszuwirken, daß sie von ihr, also eigentlich von sich selbst, rückwirkende schützende Einflüsse aufzunehmen imstande sind.

„Zwar sie fühlet sich beschränket.
Doch wenn man es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.“

Die geistige Art des Menschen kehrt alsdann auch in seiner Gemeinschaft, die sie aus sich selbst herauszuführen drohte, zu sich zurück und wirkt auch in der Gemeinschaft aus sich auf sich, d. h. geistig. Und doch bleibt das fern von aller Utopie. Die politischen Utopien sind antikulturell und menschenfeindlich. Das gilt bereits von den schriftstellerischen Utopien; sie führen zur Revolution, wie Rathenaus Buch „Von kommenden Dingen“ dazu mitgewirkt hat. Die ausschlaggebenden Menschenwerte sollen, wenn man sie schon abstrakt und vollendet darstellen will, was sie in den Menschen nicht sind, geschweige denn in der Mehrzahl von ihnen, als ein in sich Seinsollendes unmittelbar aus ihren Prinzipien hergeleitet werden — das ist Sache der Ethik — nicht aber als ein sich aus staatlicher Wunderordnung Ergebendes: das ist das schädliche Wesen der soziologischen Utopie. Liberalismus, Sozialismus und Anarchismus, aber auch die reine, politikfreie Ständeordnung sind solche soziologische Utopien und literarische Nachklänge des 17. und 18. Jahrhunderts. Utopische Staatskünsteleien sind noch viel stärker antikulturell. Was ein Erhalten und Entfalten schützen soll, was mehr nicht kann, wie es von der Kultur eben gilt, also auch von der Soziologie, hat ganz streng an das jeweils Vorhandene anzuknüpfen. Nicht fromme Wünsche, sondern tatkräftige Wirklichkeitsformung ist kulturelle Grundlage. Alles andere als diese trockene und realistische Auffassung der Kultur überlassen wir der Jugend, dem Alter und der Unlauterkeit. Wir sagen das deshalb von vornherein mit aller Schroffheit, weil diejenigen Ethiker, Juristen und Ökonomen sonst sicher Recht bekommen werden, die da sagen, synthetische Soziologie sei eine träumerische Wissenschaft. Sie ist aber, wenn sie als Kulturwissenschaft bestimmt und die Begriffe der Kultur und des Menschenwertes zuvor methodisch erarbeitet werden, eine höchst realistische Wissenschaft, deren Begriffe und Arbeitsinstrumente für ihren eigenen Bezirk die juristischen, wirtschaftlichen und ethisch-religiösen an Wirklichkeitswert weit überragen werden.

8. Diese Abwehr aber muß selbst methodisch ausgestaltet werden. Das geschieht, wenn man schon in den grundlegenden Untersuchungen auf die vielberufene Unterscheidung von Gesellschaft und Staat, d. h. eigentlich von Ethos und Natur eingeht. Sie hängen mit sämtlichem bisher Gesagten so genau zusammen, daß auch eine anspruchslose Skizze des später zu Erhoffenden nicht ganz darüber hinweggehen kann. Es gibt kein bloßes Ethos in der Politik, so wenig es rein staatliche Bildungen in

der Wirklichkeit gibt. Manchmal ist die gegnerische Ansicht ein wahrhaft edler Irrtum. Wäre sie es immer, so lägen alle diese Fragen schon lange nicht mehr so verwirrt. In diesen Zustand haben sie gleisnerische Betrugsversuche von Menschen gegen Menschen gebracht. Es sind sehr grobe und materielle Interessen, die es nahelegen, die Ansicht zu verbreiten, daß es weder einen Staat, noch eine Gesellschaft gäbe, die naturgesetzlich sind. Sie verstecken sich hinter dem Edelsten und Geheimnisreichsten, das in dem innersten Kern des geheiligten Menschenkreises gefunden wird, hinter dem Ethos, das sie, wie sie sagen, zum Vorwiegen, zur Alleinherrschaft bringen wollen. Sie treten im Namen der Menschenrechte und des Willens zum soziologischen Ethos auf.

Das Ethos ist klar erlebbar eine Tätigkeitsart des Geistigen im Menschen. Nicht immer ruht oder spielt das Geistige wohlig in sich selbst, nicht immer findet es sich zu mächtigen Wirkungen aus sich heraus aufgelegt. Dadurch umschreibt es und erfüllt es in sich selbst die heiligen Kreise der Schönheit und der Wahrheit. Sondern es werden ihm in den besten Augenblicken auch unabweisbare innere Bindungen bewußt, sich in den Gelenken gewisser Werte zu bewegen, die unabhängig von ihm in ihm selbst gegeben scheinen. Wo die Quelle und wo der Spiegel ist bei der Erfassung dieser Gegebenheiten, in ihm selbst oder in der Umgebung, darauf kommt es in diesem Zusammenhange nicht an. Sondern auf die Gegebenheit dieser Gelenke und auf das freie Wohlgefallen an ihren Werten, aus dem die geistig geschmeidige Bewegung in ihnen sich ergibt. Erst diese Art Selbstbewegung des Geistes heißt Sittlichkeit. Sie ist nicht autonom, wie der Geist selber, sondern ennom; keineswegs eigengesetzlich, sondern innergesetzlich. Denn unter Sittlichkeit versteht man die freie Selbsteinfügung des Geistes in die jeweils größten, ihm erreichbaren tatsächlichen Zusammenhänge. Damit ist zugleich jede denkbare Fremdgesetzlichkeit des Ethos innerlich überwunden; denn ein wahrer Zusammenhang ist der volle Gegensatz zur Heteronomie. Das Einfügungsgesetz ist hierbei das Absolute. Denn die Erscheinung des Absoluten besteht darin, als das schlechthin und fraglos Größte aufzutreten. Das Ethos achtet also den Menschenwert nicht nur um seiner selbst willen. Er ist ihm in jenen heiligen Augenblicken ethischer Selbstentscheidung nur noch der freiwillige Verflößer jener absoluten Werte von innen heraus und in sich hinein und die Vollzugskraft der Sittlichkeit. Es treten also zwei methodische Fragen auf, wenn es ein soziologisches Ethos überhaupt geben soll. Kommt der wesentlich individuelle und in sich vollendete persönliche Geist des Menschen von sich selbst aus zu derartigen ethischen Bindungen gegen die Gemeinschaft? Sind andererseits in dem Wesen der menschlichen Gemeinschaft selbst Wirklichkeiten und Absolutheiten gegeben, oder ist sie nur ein System von Setzungen? Kämen sich etwa diese beiden Dinge phänomenologisch entgegen und ließen sich daraus Gesetze kulturellen, menschlichen, ethischen Gemeinschaftslebens ableiten? Um an diesem entscheidenden Ausgangspunkt nicht sogleich einem folgenschweren Irrtum zu verfallen, sind vor allem die beiden Vorfragen scharf festzuhalten. Sonst wird aus der dritten Frage ein Postulat. Dabei muß man aber beständig auf der ursprünglichen Grundlage beharren: es fragt sich, ob das soziologische Ethos sich aus

innerem Zusammenhange heraus an bestimmte Ausgestaltungen des Gemeinschaftslebens innerlich verpflichtet weiß. Das Wirkliche ist allerdings zunächst als bloß Gegebenes formal unter dem Geistigen, das sich selbst im Akte gestaltet und niemals ein bloß Gegebenes werden kann. Als Gegebenes ist es aber auch Ausdruck und Erscheinungsform des Wahren oder Wirkenden, also eines Absoluten. Insofern steht es als innerlich Aufforderndes und umfassend Auffangendes über dem bloß Geistigen und sogar dem Ethos als formgebend gegenüber. Eben die freie Einfügung in jeweils größte erkannte Zusammenhänge macht ja das Geistige erst zum Ethischen. Die Ennomie, d. h. die von innen her erfolgende Selbstergreifung der Natur und in unserem Falle der Gemeinschaft seitens des soziologischen Willens könnte darum das Ethos oder gar den Geist unmöglich aufheben. Das soziologische Ethos ist nicht heteronom, auch wenn es in Zusammenhänge gebunden ist.

Die methodische Soziologie kann also — gerade vom Menschen aus aufgebaut — unmöglich in das Gebiet humanitärer Träumereien und Utopien geraten, sondern läßt sich tatsächlich wie alle anderen normierenden Wissenschaften auf einer festen Grundlage errichten, die einerseits geschichtlicher, andererseits naturwissenschaftlicher Art bleibt und genauen messenden und zählenden Methoden ebenso zugänglich ist, wie dem urkundlichen Nachweis des wirklich einmal Vorhandenen und seiner inneren Fortentwicklung.

Uns interessiert hier zunächst nur die erkannte Gleichwertigkeit jener beiden obersten Sätze, weil etwas sehr Wichtiges daraus folgt. Gemeinschaftsbildung ist kulturell — ihrem Beziehungswert zum Menschlichen nach — durchaus gleichwertig, ob sie mehr auf Natur beruht und zur gesellschaftlichen Form hinführt, wie etwa der Geschlechterunterschied und die Vermenschlichung der Fortpflanzung zur Ehe und Familie sich gestaltet; oder ob sie mehr aus dem Freigewollten hervorgeht und zu staatlichen Gebilden führt, wie etwa die Vereinigung von Gemeinden, die noch naturhaft andrängende Aufgaben haben, zu größeren staatsähnlichen Verbänden, die im hohen Grade wahlfreie kulturelle Aufgaben sich selber stellen. Das Wesentliche ist in beiden Fällen gleich und unentbehrlich: ethischer Kulturwille. Daraus ergibt sich der weitere methodische Wink, daß eine strenge Trennung der Begriffe von Staatlichem und Gesellschaftlichem zu Irrtümern führen muß. Ihr Unterschied in den Gemeinschaftskörpern und ihr gemeinschaftliches Auftreten in ihnen muß viel feiner, nämlich gewissermaßen anteilsweise bestimmt werden. Staat und Gesellschaft ergeben sich uns an dieser Stelle als nur juristisch erarbeitete Begriffe. Soziologisch würden ihnen die Begriffe der absoluten und der relativen Gemeinschaftsbildungen entsprechen, mit dem Zusatze, daß sich beide niemals voneinander trennen lassen, so wenig wie Ethos und Natur im Menschen. Ihr Anteil aber kann dem äußeren meßbaren Anschein nach verschieden sein, ohne daß ihre Komposition an gesamter innerer Bindekraft durch die wechselnden Anteilsgrößen beider jemals verlieren oder gewinnen kann; denn sie beruht auf dem Kulturwillen selbst, der in beiden Arten Gemeinschaft hervorbringt. Das soziologische Ethos hat offenbar eine viel breitere Stätte in der absoluten (staatlichen) Gemeinschaftsbildung, sofern diese

dem Natürlichen zwar treu angepaßt, im übrigen aber auswählend und willentlich gestaltet werden muß. Es fehlt aber niemals in der relativen (gesellschaftlichen) Gemeinschaftsart, denn die Natur ist ja formell nicht einmal Geist, und trotz ihrer harten Tatsächlichkeit fließt sie vor der harten und heißen Hand des Menschen wie Butter und läßt sich wenigstens kneten und gestalten, freilich wieder im Rahmen ihrer Tatsächlichkeit und deren ganz bestimmten Exponenten und Funktionen. Die Natur läßt sich verderben; es läßt sich aber keineswegs alles aus ihr machen. Hier wird sich dann der Grundriß des eigentlich Soziologischen, das werden soll, aus sich selbst rasch und leicht entfalten. Man darf nur den Unterschied und die jeweilige Eigenart des wesentlich Gegebenen und des willentlich daraus Entwickelten nicht übersehen, ebensowenig aber ihr ineinandergreifendes Zusammentreten zu einer ganz gleichwertigen sittlichen Verpflichtung, solange nämlich Kultur selber etwas sittlich Verpflichtendes ist, und solange die Gemeinschaft besteht und kulturell normal ist. Dieser Normalbau aber wird demnächst nicht mehr unmethodisch nach Gutdünken und Vorliebe bestimmt werden, sondern nach methodischer Auswahl und Ausmaß von Ethos und Natur gemäß Ziel und Sachverhalt. Genau an diesem Punkte wollte Rousseau einsetzen. Viel exakter war der arg verschrieene Voltaire. Aber ihr gemeinsamer Schüler Goethe hat noch viel schlichter und treuer gesehen, als sie beide. Man begreift nicht, wie der ein Jahrhundert des Liberalismus und Sozialismus einleiten konnte, der so wunderbar gesagt hat:

„Was machst du an der Welt, sie ist schon gemacht;
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise.
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht."

Wir müssen uns auch in der Soziologie ernstlich daran machen, von Goethe deutsches Wesen, Ehrfurcht vor der Wirklichkeit zu lernen. Nur das ist Weisheit: sich dem Wirklichen einzufügen mit der formenden Tat, nicht aber in einem tieferen Sinne des Wirklichen das allein Wertvolle und gewissermaßen Überwirkliche zu verehren, d. h. süß darin zu ruhen und seine nur gleichnisartige, an sich gleichgültige Formung dem leichten Wellenspiel der Zeiten ohnmächtig zu überlassen. Das ist Verzweiflung und Todesweihe eines Volkes.

9. Aus solcher fernöstlichen Einstellung wird man an eine Soziologie, vom Menschen aus gesehen, nicht herantreten können. Wenn dabei das Geistige und schließlich das Ethische, und zwar in ihrer kulturellen Betätigung, als menschliche Ausgangspunkte methodisch gewonnen wurden, so scheint das zunächst für eine genauere Erkenntnis gerade der Soziologie wenig zu bieten, selbst wenn man eine phänomenologische Geistes- und Sittenwissenschaft dafür voraussetzt. Das Antlitz des Menschen, nach dem das Angesicht der Erde geformt werden soll, scheint trotz seiner innerlich überragenden Gewalt soziologisch ohnmächtig, weil er ein Einzelner ist. Erst dadurch würde es für unsere Zwecke methodisch brauchbar, wenn es als

in Wahrheit allen Menschen gemeinsam und als solches klar erscheinend nachgewiesen werden könnte. Schon deshalb muß die neu aufzubauende Lehre vom menschlichen Geiste für unsere soziologischen Zwecke zunächst phänomenologisch sein, um diese Gemeinsamkeit klar herauszustellen. Die Tatsachen des Menschen sind sämtlich so klar erlebbar wie die logischen Phänomene. Nur auf die Tatsachen kommt es hier an. Ihre metaphysische Ausdeutung wird immer ins Schwanken geraten, weil in ihr auch die aktiven und sich selbst bewahrenden Seelenkräfte ihr Spiel treiben, nicht nur die streng gesetzmäßig reagierenden. Darum kann es zwar sehr verschiedene Weltauffassungen, aber in den wesentlichen Dingen auch nicht zwei verschiedene „Anschauungen" vom Menschen geben. Über ihre wirklichen eigenen geistigen Grundtatsachen sind die Menschen auch heute noch völlig einig. In den Einzelheiten aber und Ausdrucksweisen dieser Selbstbeobachtung waren sie, der gewöhnlichen Meinung zuwider, auch in den Zeiten formaler weltanschaulicher Einheit sehr geschieden. Sie verwechselten ständig die an sich nebensächliche Quantität des Geistes mit seinem Wesen selbst. Denn die Quantität des Geistes ist allerdings in jedem Menschen ebenso verschieden, wie seine wesentlichen Qualitäten bei allen Menschen dieselben sind. Erst aus diesen beiden beziehungschaffenden, relativen Tatsachen des Menschenwertes ergibt sich die Möglichkeit der Gemeinschaft. Sie sind nie wirklich übersehen worden; denn es gab stets Gemeinschaft oder Strebungen zur Gemeinschaft hin. Sie sind aber oft in Einzelheiten verkannt worden; denn es gab stets gesellschaftliche Reibungen und Kämpfe. Die tiefere und systematische Ausdeutung dieser Tatsachen durch den menschlichen Verstand geht den Soziologen nicht unmittelbar an. Führt sie aber zur verstandesmäßigen Verkennung und Leugnung dieser grundlegenden und in der Wirklichkeit klar erscheinenden Tatsachen selbst, so gibt es damit in der Soziologie weder ein Kompromiß, noch eine Mitte; denn sie lebt allein davon. Zu allen Zeiten gehören alle die fest zusammen, die allen Irrgängen des Verstandes zum Trotz noch den gleichen vitalen Trieb zu den geistig-sittlichen Grundwerten der Menschlichkeit in sich bemerken und ihn pflegen. Nicht Feuer und Schwert sind ihre Waffen, sondern ihr innerer Zusammenhalt. Dieser beruht auf geistiger Freiheit, die darin großzügig ist, daß sie selbst ihre eigenen Grenzen genau erkennt und furchtlos absteckt. Sie kennt das tatsächliche Geschick der unglückseligen Gemeinschaften, die von einem Gegensatz in diesen Dingen befallen wurden, aus der Geschichte.

Darum wird sich die Soziologie nicht der Aufgabe entziehen dürfen, zunächst eine soziologisch gerichtete Naturbeschreibung des menschlichen Ethos und dann eine den Zwecken der Soziologie angepaßte Geschichte und Beschreibung seiner Irrungen zu versuchen. Die erste Untersuchung wird darin gipfeln, ob es ein radikal Gutes oder ein radikal Böses im Menschen gibt, oder vielleicht beides. Denn sollen sich die wesentlichen Bestimmungen der menschlichen Gemeinschaft danach formen, die geistig-ethischen Menschenwerte in ihrer Entfaltung und Erhaltung zu schützen, so wird man aus jener Antwort viel zu entnehmen haben. Um dem radikal Bösen näher nachzuspüren, möchte ich hier auf zwei eigentümliche Erscheinungen in der geistigen Urgeschichte des Christentums hinweisen dürfen. Es bildete in harten Kämpfen eine

streng metaphysische Trinitätslehre durch und hielt gleichzeitig auf das Strengste den Gedanken des Monotheismus fest. Dadurch bahnte es sich einen innerlichen Weg zu einem vertieften Begriffe des Geistes, der denkgeschichtlich etwas völlig Neues darstellt. Zugleich aber lehnte es rundweg den Spiritualismus Platons, seines größten Freundes ab, indem es seine ethische Auffassung des Unterschiedes zwischen Geist und Leib verwarf. Der gesamte deutsche Idealismus, mit Goethe an der Spitze, ist in diesem Punkte vom Griechentum ganz unberührt und völlig christlich geblieben. Die europäischen Völker, die ausnahmslos aus den Jahrzehnten des deutschen Idealismus ihr höheres Leben aufgebaut haben, sind daher in diesem wichtigsten Punkte des Menschenwertes eine völlig unerschütterte Kultureinheit und ohne Widerspruch mit den Daten des Christentums, die auch durch die europäische Kirchenspaltung nicht zerschnitten wurden. Der Geist wird als Eigenwert klar erkannt und in allem Wesentlichen übereinstimmend beschrieben. Sein Unterschied zum Körper wird nicht als ein Gegensatz von gut und bös erfaßt. Daraus lassen sich ungemein wichtige Übereinstimmungen in der Fassung des radikal Guten und Bösen erwarten, die für die neue sittlich-kulturelle Grundlegung menschlichen Gemeinschaftslebens entscheidend sein werden. Der entscheidende Kampf gegen Asien, den das Judentum in Asien selbst und dann in der Zerstreuung mit unerschütterlicher Sieghaftigkeit geführt hat, in dem aber selbst ein Vorkämpfer Europas wie Platon zum edelsten Opfer gefallen war, darf also heutzutage nicht etwa aufgegeben, sondern muß in dem anbrechenden Kulturabschnitt auf dieser völlig unerschütterten Grundlage zum entscheidenden Siege geführt werden. Asien hat uns weltanschaulich nichts zu geben als Abgifte seines unheilbaren Alterns. Für unsere gesamte abendländische Auffassung vom Menschenwerte wird das radikal Gute niemals der Gegensatz zum Leibe sein. Das radikal Böse ist keineswegs das Leibliche. Vielmehr hat der Leib auch aus sich Teil am Guten, der Geist auch aus sich Teil am Bösen, weil im Menschen beide, sowohl in sich als aufeinander bezogen, Teile einer Ordnung sind, die bewahrt oder gebrochen werden kann. Dadurch werden in völlig klarer und aller asiatischen Mystik abholder Weise die beiden biologischen Begriffe des Rechttuns und der Sittlichkeit, nämlich des Lebensvollzuges durch das Lebensfähige und Lebenswillige und der freien Einfügung in die größten jeweils erkannten Zusammenhänge, für beide Teile des Menschen, sein Leibliches und sein Geistiges, sowie für ihr gegenseitiges Verhältnis streng methodisch anwendbar, und eine allen gemeinsame und erkenntliche menschliche Sittlichkeit diesseits aller Mystik, aber nicht außerhalb des Absoluten, sondern in ihm wie in Gelenken sich bewegend, ist erwiesen. Zugleich ist, was Platon zum Irrtum wurde, der Sitz, aber nicht der Geltungsbereich des Ethischen im Geiste aufgedeckt, der allein willentlich vollziehen und sich willentlich einordnen kann.

Nun kennen wir in der Natur keinerlei Kräfte, die auf Selbstzerstörung ausgehen. Zersetzung von Verbundenem, die man nach neueren Ergebnissen als einen Grundtrieb der Natur vermuten könnte, ist nicht Zerstörung, sondern Herstellung und ebenso Kraftquelle wie die Zusammensetzung selbst. Überdies findet sie auf den

Geist keine Anwendung; denn sich selbst zu haben, ist Einheit. Dagegen finden wir in der Natur, und zwar weithin über alle ihre Gebiete zerstreut, verhängnisvolle Zusammenlagerungen, die an sich keine organischen oder anorganischen Zusammensetzungen sind, in denen vielmehr ein Naturding die Funktion des anderen bis zur Wesensaufhebung stört. Das geschieht wohl auch zu neuer Wesensschaffung, die aber für den in sich selbst seinem Wesen nach beharrenden Geist wiederum keine Anwendung findet, sondern ihm schlechthin feindlich ist, und zwar schon in Versuchen, seine aktuelle Selbsthaltung im einzelnen Falle in Frage zu stellen. Nicht die Naturanalyse, sondern nur die Synthese mit Fremdem kann für ihn das Bedrohliche sein. Nun beweist der Augenschein, daß er allerdings beziehungsstarke Nachbarschaften von anderweiten Naturdingen erleidet, die seine aktuelle Selbstbestimmung im einzelnen in so hohem Grade gefährden, daß man statistisch, also für den Durchschnitt, wenn auch nicht für den Einzelfall, von einer Notwendigkeit des Versagens in seiner Selbstbestimmung wird sprechen dürfen. Hier wird ein Sitz des radikalen Bösen in methodischer Weise vermutet und gesucht werden können. Der menschliche Geist ist nicht schlechthin stärker, als jeder ihn treffende Reiz, aus seiner Selbstbestimmung in einem einzelnen Akte herauszufallen. Denn nur wenn diese nach seinem eigenen Wesensgesetz, nämlich seinem eigenen Gesamtwerte gemäß erfolgt, bleibt sie freie Selbstbestimmung. Der Fichtesche Freiheitsbegriff ist offensichtlich unvollständig; er umschreibt nur die Form der Freiheit. Wesentlich frei ist, was seinem eigenen Werte nachzugehen in der Lage, was dadurch seiner selbst mächtig ist. Der Reiz könnte sich empirisch als stärker als die menschliche Freiheit erweisen. Summierte Reizwirkung seitlich angreifender Teilwerte kann der wirklich freien menschlichen Selbstbestimmung im einzelnen Falle verhängnisvoll werden. Als Geist ist er zwar Selbstmacht, als quantifizierte geistige Kraft aber der Erfahrung gemäß in der Ausübung dieser Selbstmacht sehr hinfällig. Das gilt zunächst von der Vorstufe seiner Geistigkeit, seiner Sinnestätigkeit, also von der Aufnahme durch den Körper vermittelter Reize, von der zunächst elementaren, empfindungsmäßigen Wertung so empfangener Eindrücke und von der Reaktion darauf. Es gibt nun eben wahre Sinnestäuschungen, Parästhesien, Exaltationen und Lähmungen; also gibt es schon von daher auch Irrtümer und Willensstörungen. In diesem und allen darauf gebauten höheren Gebieten des Geisteslebens ist das tatsächliche Ergebnis des Zusammentreffens des Geistes mit anderen Dingen erfahrungsgemäß leider nicht immer der Harmonie seines eigenen Wesens gemäß, die nicht fest geschützt erscheint. Es gibt Überquantifizierung und Umqualifizierungen der empfangenen Reize, die den Geist veranlassen, wenn auch im Rahmen dessen, was normal genannt wird, nicht zwingen, seine eigene Wohlordnung nach dem eigenen Gesamtwerte zu gefährden oder aufzuheben. Hierin liegt dann wohl die Ursache für das erfahrungsgemäß bekannte seltsame Zittern und Schwanken des Geistes selbst in der Ausübung der höchsten, ihm naturgemäßen, sich selbst haltenden geistigen Kraft und Macht. Es kommt nicht aus seinem Wesen, sondern aus seiner Quantität. Hier liegt sogar alle Wurzel des Bösen.

Man könnte sich freilich den Geist des Menschen durch eine klare und feste Hinordnung seiner Grundkraft auf das Absolute hin in seiner Selbstbestimmung, deshalb dann aber auch schon in der Aufnahme von Reizen und dem Gegenstoß darauf derart gesteigert denken, daß er seiner eigenen Gebrechlichkeit entzogen und jeglicher Nachbarschaft anderer Naturdinge, seien es Geister oder Körper, oder auch sein eigener Körper, durchaus gewachsen wäre. Dann könnte er, was auch für Reize ihn träfen, nur dadurch in sich selbst irre werden, daß er aus sich heraus, gewissermaßen in einer wahnwitzigen Probe, eine durch Geistestat vollzogene Umwertung wohlbewußter letzter Werte anstrebte. Im übrigen aber wäre er sicher und schwebte leicht dahin. Ein solcher Zustand aber kann das wirkliche radikale Gute, das für die Soziologie untersucht werden müßte, unmöglich sein; denn er ist der Erfahrung gemäß nicht vorhanden. Es gibt leider keine solche „schöne Seele“ im Umkreise unserer Erfahrung. Es gibt in diesem Sinne kein radikales Gute.

Wir können nur feststellen, daß der Mensch sich der wechselnden Einlagerung in die Naturumstände als Geisteswesen nicht immer gewachsen zeigt. Es ist dies böse, aber damit noch kein „radikales“ Böse; denn es ist nicht als derart erkannt, daß es die positiven natürlichen Anlagen des menschlichen Geistes zerstörte und die natürlichen Kräfte und Neigungen zum eigenen Wertvollzuge in sich selbst verminderte, und noch viel weniger derart, daß der Mensch dadurch positiv, d. h. in der Wurzel seiner Lebensregung oder gar ausschließlich für das Böse disponiert würde. Er ist nur der empirischen Schwäche seiner ganz bestimmten begrenzten Natur offensichtlich überlassen, die mit den eigentümlichen und ihm wohlbewußten Würdeansprüchen des Geistes in einem, wie Pascal sagt, höchst auffälligen Gegensatze steht und darum von Kant mit großer Übertreibung als ein radikales Böses gefaßt wurde. Der Mensch ist vielmehr „radikal gut“ in diesem bestimmten Sinne, daß trotz aller quantitativen Schwäche die mit seiner geistigen Natur selbst gegebene, also wesenseigene Neigung des Geistes zu seinem eigenen wohlgeordneten Wertvollzuge als unzerstörbarer Kern in ihm verbleibt. Das ist das einzige, was von der „schönen Seele“ der Erfahrung gemäß übrig bleibt, aber es ist viel mehr, als jene Konzeption aus der Zeit des Idealismus, denn es ist dafür allen Menschen eigen. Radikal kann man es nennen, weil es sein Wesen selber ist; denn jedes Wesen und Sein ist ein radikales Gut.

Ich glaube, daß dies zwar ein an sich bescheidenes, aber ein soziologisches Ergebnis von hoher Bedeutung ist. Die Aufgabe der sittlichen Gemeinschaftskultur wird dadurch vom Menschen her methodisch als möglich erwiesen und ihr Wesen wiederum methodisch um einen Schritt genauer bestimmt. Das Gute ist dem Menschen natürlich, das Böse dagegen ein Zoll an seine natürliche Begrenztheit, die zu dieser Art Gebrechlichkeit wird infolge seiner Lage unter der weit ausgedehnten großen Menge der übrigen Naturdinge, die scharf in ihn eingreifen, wegen ihrer relativen Übermacht mit der Tendenz zur relativen Vergewaltigung. Daraus bestimmt sich nunmehr tiefer das Wesen der Kultur. Kultur ist weder Menschenschöpfung von Sachen her, noch ein fehlloser, durchgreifender Sieg des Menschen über die Natur, der einer

jubilierenden Schöpfung seinerseits nahe käme. Es sind Geburtswehen. Ihr Wesen ist mühsamer geistig-ethischer Schutz des Menschen in sich selbst durch eine bewußt und gewollt in diesen Dienst gezogene Aufdeckung fester und ergiebiger Zusammenhänge in der Natur und sicherer handlicher Hebelpunkte, sie auszulösen. Der innerste Sinn auch der Gemeinschaftskultur, der Soziologie, kann also nur der sein, jene für seine Menschlichkeit im höchsten Teile bedrohliche Übermacht und Anlagerung der sachlichen Verhältnisse des Gemeinschaftslebens wohltätig zu beeinflussen. Daraus fließen wieder sofort ganze Reihen methodischer Gesichtspunkte, welche die Umwertung und Einordnung der juristischen, ökonomischen und ethischen Gemeinschaftsforschung für die Zwecke der synthetischen Soziologie sehr wohl ermöglichen. Wir können die Gefahrpunkte für das Menschliche in uns, die im Zusammenspiel des Gemeinschaftslebens, wie überall, der Sache nach und unabweislich gegeben sind, erheben, in Gruppen einteilen und auf ihre gegenseitigen Beziehungen genau untersuchen, sobald wir nur erst die phänomenologische Geistes- und Sittenlehre genauer aufgebaut haben. Wir treten damit in ein kulturelles Verständnis der Geschichte der menschlichen Gemeinschaft ein und schreiten zur praktischen kulturellen Gemeinschaftsformung fort. Wir tun dies mit einer methodisch errungenen überwältigenden Hoffnungsfreudigkeit: Natur läßt sich ein wenig meistern, denn sie stört auch ein wenig durch falsche Lagerungen. Es müssen zweckmäßigere Lagerungen auch auf dem Gebiete des Gemeinschaftslebens sich ausfindig machen lassen; denn es gibt überhaupt feste Zusammenhänge und Hebelpunkte in ihr. Beides ist in zweckvollen Zusammenhang zu bringen.

Dabei ist eines zu beachten. Würde es sich beim Untermenschlichen oder Bösen nur um jenes rätselhafte Versagen des Menschen von innen heraus handeln, in dem er in frevler Probe die letzten Werte umzuwerten sich vermißt, so wäre die umschriebene Aufgabe freilich soziologisch hoffnungslos, weil für äußere Werkzeuge völlig unangreifbar. Hier könnte nur stärkere Wahrnehmung des höchsten Wertes selber etwas helfen. Insofern bleibt auch in den annähernd lösbaren Aufgaben sittlicher Gemeinschaftskultur durchaus „ein Erdenrest, zu tragen peinlich". Denn jenes erste und eigentlich Böse, in dem eine andere Terminologie das „radikal Böse" erblickt, scheint auch jedem minderen sittlichen Versagen, das infolge mächtiger und geistfeindlicher Naturanlagerung eintritt, in verschiedenem Maße beigemischt. Denn wo kein solcher Rest mehr darin vorhanden ist, freie und frevle Umwertung von Werten überhaupt nicht erfolgt, sprechen wir nur noch von Erkrankung, von zwangsläufigem, physischem Versagen der geistigen Erscheinungen infolge real übermäßigen Naturandranges. Somit gibt es keine ideale Soziologie, die den Menschen vom sittlich Bösen befreien könnte; in jene innerste Sphäre greift Natur nicht ein. Gäbe es anderswoher eine dort noch eingreifende Kraft, so ist sie Hilfskraft, aber wie sich klar ergibt, vom Inneren des Menschen selber ausgehend, also nicht mehr kulturell und nicht soziologisch. Nur die kulturelle Behandlung jener für das Menschliche bedrohlichen äußeren Gefahrpunkte des Gemeinschaftslebens ist in der Gemeinschaftslehre selbst zu untersuchen und ihr eigen und zuständig. Sie ist sicherlich eine mit

historischen, statistischen und naturwissenschaftlichen Werkzeugen arbeitende Tatsachenwissenschaft trotz ihrer geistig-ethischen Spannweite und Grundlage.

Die Erkenntnis jener Sätze vom radikalen Guten und Bösen ist für diese Ergebnisse grundlegend und darum nach Kräften zu sichern. Denn sie ist uns zwar gemein, aber in den einzelnen Menschen keineswegs immer klar und fest oder gar gegen voreilige und dann teilweise falsche Formulierungen geschützt. Das ergibt sich aus den eben dargelegten Tatsachen, die hier gewissermaßen auf sich selbst zurückwirken. Wir erkennen jene Grundsätze oft gar nicht mehr wieder, so verbogen, verwirrt oder gar wirklich entstellt erscheinen sie in den Beschreibungen des Menschenwesens, sogar in unserem in der Wahrheit heimischen Kulturkreise. Darum hat man sich wohl auch hier am sichersten an die phänomenalen Tatsachen festzuhalten, die allen gemeinsam und klarer als die letzten Prinzipien sind. Die christliche Terminologie konstatiert diese Tatsachen kurz als: das allen geistig gesunden Menschen gemeinsame und zugängliche natürliche Sittengesetz. Man kann dieselbe Sache auch anders ausdrücken. Das aber bleibt der Kern: Regel und Maß der menschlichen Handlungen ist seine Vernunft, also zunächst er selbst, insofern in ihr seine konnaturale Neigung zu seiner eigenen Erhaltung, also zu seinen eigenen Werten und Tätigkeiten zum Ausdruck kommt. Die christliche Terminologie fügt daran die ebenso zunächst rein phänomenale Einbettung ins Absolute: jene konnaturale Neigung ist in sich eine Einstrahlung des ewigen Gesetzes, d. h. sie gibt sich unmittelbar als letzter und heiliger Zusammenhang zu erkennen. Man wird es bei dieser Terminologie um so mehr belassen dürfen, als die empirischen Verkennungen des natürlichen Sittengesetzes aus dieser Formulierung des Tatbestandes sich auf ihre ebenso empirischen Quellen zurückführen lassen. Sie zu überwinden, ist an dem äußeren Teile eben die Aufgabe jeder Kultur.

Das natürliche Sittengesetz ist mit dem christlichen nicht dasselbe, sondern dieses letztere erhebt sittliche Forderungen auf Grund von höheren und völlig andersartigen Erkenntnissen, Kräften und Berührungen des Absoluten, die das Christentum zu vermitteln glaubt. Unter einer christlichen Gesellschaft versteht die christliche Schule selbst keinen Begriff der natürlichen Soziologie, sondern übernatürliche ethische Sicherungen und Überhöhungen des Gemeinschaftslebens, die nur aus dem Teilhaben vieler seiner Glieder an den genannten übernatürlichen Gaben des Christentums, niemals aber aus den best angewendeten Normen natürlicher Gemeinschaftskultur sich ergeben können. Unter christlicher Gemeinschaft versteht sie etwas anderes: die Auswirkung der übernatürlichen soziologischen Kräfte und Werte des Christen im eigenen Lebensbereiche der Religion. Es ist für alle Teile nicht wenig daran gelegen, daß bei dem Neubau der Soziologie auch die verwandten Begriffe der natürlichen Gesellschaft, der christlichen Gesellschaft und der christlichen Gemeinschaft richtig bestimmt und unterschieden werden. Aus den methodisch entwickelten obersten Wesenszügen sittlich-kultureller Gemeinschaft unter Menschen ergibt sich — auf soziologischem Gebiete — als ihr letzter Satz: die sittliche Bindung des Einzelnen gegen die Gemeinschaft und die sittliche Begrenzung der Gemeinschaft gegenüber dem Einzelnen. Weiter

kann sie auch ihre Einbettung in die Lehre vom Menschen selbst und in die Zusammenhänge der natürlichen Theologie nicht führen.

10. Es liegt uns noch ob, gewisse soziologische Strömungen, die in Wirklichkeit Maskierungen sind und die Methoden der Gemeinschaftsforschung selbst verrücken, auf Grund unserer eigenen Ergebnisse und Methoden auf ihren Kern zurückzuführen. Als Gegner der jungidealistischen Auffassung vom Menschengeiste und seiner sittlichen Gemeinschaftskultur, die, wie gezeigt, mit der christlichen so wenig dieselbe ist, wie das natürliche mit dem christlichen Sittengesetz, wird gewöhnlich nur die materialistische und mechanistische Anschauung betrachtet, die geradeheraus die Eigenart und Selbständigkeit des Geistes leugnet, seine Phänomene als idealisierte Selbsttäuschungen auffaßt und sie anderweit zu erklären sucht. Der soziologische Materialismus, der in Wirklichkeit gar keinen Unterschied zum Mechanismus ausmacht, denn der Geist ist ein ebenso schroffer Gegensatz gegen das Nebeneinanderliegen, wie gegen zwingendes Aufeinanderwirken, ist nichts anderes, als eine falsche Auffassung von dem radikalen Bösen selbst. Er versteht darunter in seiner Weise, nämlich ohne daß er ein ethisches Werturteil darüber fällt, das wehrlose Hingegebensein des Geistes an die Gesetze der Gesamtnatur. Dadurch ist das geleugnet, was wir gewissermaßen mit Händen greifen: der Geist selber. Hier liegt der Grundirrtum des Sozialismus. Darunter verstehen wir den geistwidrigen Irrtum, der die zur kulturellen Gemeinschaft erforderlichen sittlichen Kräfte des Menschen durch soziologische Formkräfte ersetzen oder hervorbringen will. Da sein Name nach den Gesetzen deutscher Sprachbildung dem zugrunde liegenden Irrtum durchaus angepaßt und geschichtlich so stark belastet ist, darf er wohl nicht mehr mit anderem Begriffsinhalt angefüllt werden. Der Reiche zieht nicht das zerschlissene Gewand des Armen an, sondern der Arme mag es ablegen und ein neues erhalten.

Es wäre merkwürdig, wenn nicht auch die entgegenstehende Lehre von der „schönen Seele“ ihre exzessive Aussprache in soziologischen Theoremen finden würde, die dann ebenso verführerisch und großartig erscheinen müßten, wie der mechanistische Materialismus etwas Kleines und Niederdrückendes hat. Da ist jene eigentümliche Hypothese vom „Übergeiste“, dem großen Pan in allen seinen Gestalten, die sich immer wieder auf die abstrakten metaphysischen Definitionen des Geistes überhaupt aufzubauen sucht, während sie an seiner nüchternen phänomenologischen Beschreibung ein deutlicheres Hindernis findet. Sie hebt in der Tat für jedermann die bloße Möglichkeit gerade des eigentlichen Bösen, der bewußten und willentlichen, gewissermaßen probeweisen Ummertung der Werte, auf und kennt nur Irrtum und Schwäche aus natürlicher Fehlformung. Denn ist kein Gegensatz mehr zwischen dem Ich und dem Anderen, so ist die Einordnung selbstwirkend, deren Verweigerung immer das Böse begleitet. Böses gibt es dann nicht mehr, und nur der tatsächliche Verlauf des Lebens erweist dann den Umfang und die Kraft des Lebenswillens und entscheidet über Recht und Unrecht. Daraus zuletzt schreibt sich das blinde und so arg getäuschte soziologische Vertrauen des Liberalismus auf den Einzelmenschen. Lassen wir auch dieses Wort vergangen und in sich begraben sein. Sowohl der soziologische Materialis-

mus wie der Monismus auf diesem Gebiete scheinen geruhsame Poesien des Eins, des einen und restlos durchgreifenden Zusammenhanges, Träume, um aus der harten Wirklichkeit des mühsamen sittlichen Zusammenspieles der Zwei, nämlich des vorhandenen Einen und des ebenso vorhandenen Anderen, möglichst leichten Kaufes herauszukommen. Sie sind unfromm gegen das Absolute, dem sie sich eindrängen, statt es anzubeten. Sie leugnen und übersehen, ob sie wollen oder nicht, die Tatsache des in sich selbst bleibenden Geistes, der ganz allein, was wir überhaupt von Geist erfahren, Geist ist. Sie sind mörderisch für alles, heben die Kultur langsam auf und zerstören alles, was in der Gemeinschaft der Menschen geistig-ethisch lebt und wirkt. Denn das „Ich bin du" zerstört das Leben, wie es wirklich ist, und flüchtet in Träume. Nur aus dem „Ich und nicht du", z. B.: ich sterbe an deiner Statt, quillt die Gesellschaft und die Gemeinschaft, das Leben und die Liebe. Das Reich der Selbstsucht soll nicht zum Tode des Ausgleiches überwunden werden, wie manche es voreilig für die Weltkörper angenommen hatten, sondern durch die Kraft der freiwilligen Einfügung des Verschiedenen ineinander, die neues Leben zeugt. Daher genügt es zu wissen, daß sich eine ökonomische, juristische oder politische Auffassung auf jenes vielgestaltige Theorem doch letztlich zurückführt, um den Mißerfolg ihrer letzten Folgerungen vorauszusehen, noch ehe ihn die Geschichte bestätigt hat. Es scheint da kein gedeihliches Zusammenwirken zu erhoffen. Allerdings sind viele nur theoretische Monisten, und viele sind in der Praxis weder Liberale noch Sozialisten. In ihren Reihen finden sich ergebnisreiche Soziologen. Sie gehen eben in Wirklichkeit doch von der Tatsache des in sich bleibenden und fehlbaren Einzelgeistes aus, die sie anschaulich in ihrem Bewußtsein tragen.

Unter diesen und unter denen, die es außerdem bewußt und grundsätzlich bekennen, bestehen aber noch weiterhin weltanschauliche und soziologische Gruppierungen, von denen nicht abzusehen ist, warum sie sich auf unserem Gebiet nicht mit methodischem Wohlwollen gegenseitig betrachten sollten. Ihre soziologischen Ergebnisse können sich im wesentlichen niemals widersprechen, in anderem vielleicht berichtigen und ergänzen. Für die methodischen Zwecke der soziologischen Wissenschaft dürfte es ihnen gegenüber darauf ankommen, welche praktischen soziologischen Vorteile oder Nachteile im Sinne der ethischen Gemeinschaftskultur mit der historischen Formulierung oder tatsächlichen Handhabung ihrer Sonderanschauungen verknüpft sein mögen. Der Wahrheitsgehalt dieser verschiedenen Auffassungen kann keinesfalls gleich sein. Immerhin mögen sie die von ihnen ausgehende menschliche Vertretung ihrer Sache auch menschlich und darum fehlbar nennen lassen, zuvörderst die Christen, die über die Fehlbarkeit menschlicher Natur und die Pflicht der Selbsterkenntnis feste Glaubenssätze bekennen. Als fehlbare Menschen bestimmter Zeiten, Örtlichkeiten und Leidenschaften sind sie allesamt nicht in der Lage, selbst ihre wahren Anschauungen in jedem Augenblick nach Wunsch und ohne starken Rest soziologisch auszumünzen. Schon deshalb nicht, weil dazu auch die restlose Erkenntnis der zu beeinflussenden, jeweils vorhandenen gesellschaftlichen Zustände und der eigentümlichen soziologischen Gesetze erforderlich wäre. Diese schreibt sich auch die christliche

Offenbarung nicht zu, so wenig wie vollendete naturwissenschaftliche oder anthropologische Erkenntnis. Vielmehr kann hier sogar das Traurige eintreten, daß aus der Liebe Gift und aus dem Licht Dunkel hervorgeht. Goethe hat die schlimmen, aber wahren Worte geprägt, daß „Wortbilder entzünden, Liebe zuschnüren kann". Andersmo sagt er:

„Schlimm ist es, wie doch wohl geschieht,
Daß Wahrheit sich nach dem Irrtum zieht.
Das ist auch manchmal ihr Behagen."

Wird dieser wahre Sachverhalt erkannt, so läßt er sich nützen. Er darf nur nicht zu dem Irrtum führen, als könne man ihm durch eine Normalisierung religiöser oder ethischer Sonderauffassungen für soziologische Zwecke entgehen oder ihn unschädlich machen. Sonst müßte man ja dem Normalisierten zuliebe auch die besonderen und nach Eigenaussage übernatürlichen Erkenntnisse und Kräfte des Christentums an ihrer soziologischen Auswirkung hindern, was in Deutschland gegen alle politische Möglichkeit verstieße. Denn in diesem schmaleren Sinne ist Deutschland allerdings noch ein christlicher Staat, daß man Freiheit und Schutz für die christlichen Lebenswerte will und sie selbst für eine Minderheit durchsetzen würde. — Eine solche Normalisierung wäre aber außerdem eine versteckte Anleihe bei jenen Grundirrtümern, die die Werte des Einzelgeistes in Frage stellen. Eine Normalisierung der unendlich mannigfachen Anschauungen, z. B. der Deutschen über die einzelnen Züge des persönlichen Geistes und seine genauere Einbettung in absolute Zusammenhänge, würde auf die farblose Anerkennung der empirischen Sätze über das daran Erfahrene zurückführen. Die ist zwar notwendig, um zunächst einmal zu einer allgemeinen Methode der Soziologie zu gelangen. Für die soziologische Erkenntnis der Lebensbedingungen einer konkreten, geschichtlich bestimmten Gesellschaft — also für Politik im engeren Sinne — wäre eine solche Normalisierung tödlich. Diese muß gerade darauf ausgehen, jene unabstellbaren Sonderanschauungen genau zu betrachten, die soziologischen Fehlerquellen der in ihnen zutage tretenden kulturellen Grundauffassungen zu erwägen und ihnen vorzubeugen, ihre soziologischen Stärken aber auszunützen. Sonst würde sie auch reiche wissenschaftliche Gaben für ihre Zwecke verlieren. Man darf sich nicht künstlich farbenblind machen, um starken Farbwirkungen zu entgehen; sie spielen schließlich doch im Lichte. Jene verschiedenen Anschauungen stehen — ganz abgesehen von dem erreichten subjektiven und objektiven Wahrheitsgehalte, über den die Soziologie auf ihrem Gebiete nicht unmittelbar zu urteilen vermag — doch in irgendeiner Bewegung zur Wahrheit, d. h. unter der Wirkung von Wirklichem und nicht in freiwilliger und bewußter Bewegung zum Irrtum hin und bieten darum auch eine Menge eigentümlicher und verschiedener menschlicher Blick- und Erfahrungswerte für die tatsächlichen soziologischen Dinge und Möglichkeiten, freilich vom strebenden und irrenden Menschen aus gesehen. Sie führen den Soziologen theoretisch und praktisch weit über jene allgemeinsten farblosen Grundsätze hinaus und sind die einzige Schule der letzten und wirklichsten Politik des Alltages.

Darum müssen auch diese verschiedenen Anschauungen trotz der Schwierigkeiten für die Gemeinschaft Propaganda machen und sich bekämpfen dürfen. Wo jene obersten Grundlagen durch das Zusammenwirken derer, die sie anerkennen, gesichert bleiben, wird das keine Not haben. Wenn nur drei leichte Bedingungen ein wenig erfüllt werden:

„Enweri sagt's, ein herrlichster der Männer,
Des tiefsten Herzens, höchsten Hauptes Kenner.
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit:
Geradheit, Urteil und Verträglichkeit."

Schlimmes tritt erst ein, wenn jene Richtungen und Anschauungen hinterrücks mit den Mitteln der Gesamtheit ihr Besonderes erstreben, seien ihre Anschauungen selbst die wahren; wo sie urteilslos, d. h. wie blind für das göttliche Licht sind, das auch den anderen nicht vorenthalten blieb, und sich dadurch selbst völlig unfähig zur Verträglichkeit machen.

Erziehung und Entwicklung

Von

Ernst Krieck

Weltanschauung, Lebensgefühl und Schicksalsglauben der letzten Generationen unterstanden der Herrschaft des Entwicklungsgedankens, und gewöhnlich wurde Entwicklung kurzerhand dem Fortschritt gleichgesetzt. Der Entwicklungsglauben ist zum Entwicklungsfatalismus entartet; mit dem Gedanken der freien Schöpferkraft ist zugleich die einst hohe Idee von Wesen und Möglichkeit der Erziehung auf eine verhältnismäßig tiefe Stufe herabgedrückt worden. Nun ist mit der inneren und äußeren Krise in diesen Jahren der Fortschrittsgedanken zusammengebrochen, und er droht den Entwicklungsbegriff mit sich in den Verfall zu ziehen. Damit ist ein Grundpfeiler der ganzen, die abendländische Kulturmenschheit beherrschenden Weltanschauung ins Wanken geraten, und das heraufkommende Geschlecht ist genötigt, eine neue Einstellung zu den Mächten des Lebens und des Geschehens zu suchen: ein neuer Mythos ist als Exponent eines neuen Glaubens und Lebensgefühls in der Geburt. In dieser Lage ist es wohl angebracht, auf die Elemente und Grundideen der untergehenden Geisteswelt zurückzugreifen, um zu prüfen, wie weit sie beim Neuaufbau unseres geistigen Lebens als Material tauglich sind.

I

Am Anfang unserer Weltanschauung und der Entwicklungslehre insbesondere steht die Idee der Vollkommenheit und der Vervollkommnung. Sie ist nach Art und Herkunft — sofern man absieht von ihrer allgemein technischen Bedeutung — eine religiöse Idee: sie verlangt ein inneres Wachstum des Menschen, damit er ein geoffenbartes Vorbild in seinem Wesen und Werk rein zur Darstellung bringe. Das positive Ziel dieser Vervollkommnung des inneren Menschen hängt also ab von der letzten Glaubensüberzeugung, der Offenbarung. Es ist ohne Beweis klar, daß auf diese Idee der Vervollkommnung jede höhere Auffassung der Erziehung gegründet ist und notwendig gegründet werden muß, denn mit seiner letzten Glaubensüberzeugung hat der Gläubige Sinn und Ziel seines Lebens gefunden.

Die christliche Welt setzt dem Menschen ein ganz eindeutiges Ziel, mit dem er seine Vollkommenheit erreicht: das Nacherleben der in Christus geoffenbarten Gnade Gottes in Glauben und sakramentaler Einigung mit der Gemeinde und ihrem Haupt. Es handelt sich also um einen einmaligen Akt der Wiedergeburt, wobei der psychische Mensch, der Adam, auf magische Weise in den neuen oder pneumatischen Menschen

verwandelt wird. Was danach übrig bleibt, die Heiligung des Lebens und der Werktätigkeit, ist dann nur noch Sache der Expansion.

Es ist immer und überall so: Wenn der Mensch seinem Leben einen Sinn gefunden hat, so hat auch die ganze Welt für ihn einen Sinn gewonnen. Die entscheidenden Lebenswerte spiegeln sich in die kosmischen Verhältnisse hinein und werden mythisch angeschaut. Des Christen Weltanschauung ist eingespannt zwischen Adam und Christus, zwischen erste Schöpfung und zweite Schöpfung: mit der Gottesoffenbarung in Christus erreicht die Menschheitsentwicklung vom Paradies über Sündenfall, Heidentum, Gesetz und Judentum ihr Ende. Das Vollkommene ist in die Welt eingetreten; es gibt dann keine innere Wandlung mehr, nur noch die Expansion des einmal Erreichten über die ganze Menschheit hinweg. Von Paulus bis zu Augustinus wird eine sogenannte historische Weltanschauung aufgebaut, die in Wahrheit nur wieder eine mythische Welt ist, aber eine solche, die das vorgefundene Nebeneinander der Religionen und Kulturen als eine Stufenreihe des zeitlichen Ablaufs bis zur vollendeten Offenbarung erfaßt. Die Dreistufigkeit dieses Offenbarungs- und Geschichtsaufbaus schon kennzeichnet seinen mythischen Charakter, und dem entspricht dann bei den Kirchenvätern auch ein dreistufiger Werdegang des natürlichen Menschen, bis er zum vollendeten und wiedergeborenen Menschen geworden ist. Der ganze Ablauf dieser geschichtlichen Welt wird gedeutet als eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts durch die drei verschiedenen Stufen der Offenbarung.

Nach Christus, dem Sohn und Ebenbild, dem Pleroma Gottes, gibt es für den Christen fürderhin keine Offenbarung und keine Schöpfung mehr. Seit dem vierzehnten Jahrhundert etwa tritt aber eine Wandlung des Christentums ein: Gemeinde, Sakrament und Priestertum werden ihres Charakters als notwendigen Mittlers, als Verkörperung Christi, entkleidet: die magische Religion verwandelt sich in eine rein geistige Religion. Der Mensch gewinnt ein unmittelbares Verhältnis zu Gott, der als Christus jederzeit in jeder Seele und in der ganzen Menschheit geboren wird oder doch geboren werden kann. Die Offenbarung hört auf, als einmaliges historisches Geschehnis zu gelten: sie schreitet fort als stets neue Schöpfung durch den Geschichtsverlauf. Die Lösung der Offenbarung und der Schöpfung vom biblischen Kanon, von der Einmaligkeit in Adam und Christus ist ein entscheidender Schritt für die Begründung der neuen Weltanschauung: sie führt ein völlig verändertes Weltbild herauf. Die Wandlung selbst aber braucht etwa fünf Jahrhunderte; sie zieht sich von Eckhart über den jungen Luther, über Täufer, Quäker und frühe Pietisten zu Lessing, der ihre abschließende Dogmatisierung beginnt. An dem Prozeß dieser Dogmatisierung, dem sogenannten deutschen Idealismus, beteiligen sich Kant, Schelling, Fichte in seiner zweiten Periode, Hegel und seine Schule. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber gerät das Ganze mit einer kaum zu begreifenden Plötzlichkeit in Verfall und gänzliche Vergessenheit.

Der deutsche Idealismus hat zwei Wurzeln: die aus Griechentum und Renaissance stammende Naturanschauung und Naturwissenschaft einmal, dann die aus dem Christentum stammende Lehre vom autonomen schöpferischen Geist.

In der dem Naturbild zugekehrten Seite bewegt sich Kants Kritizismus, und er hat seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beherrschend im Vordergrund der philosophischen Forschung gestanden. Für die andere Seite aber, welche die Grundlagen für die Philosophie des Geistes und der Geisteswissenschaften geschaffen hat, gebührt Lessing und Herder das Verdienst der entscheidenden Tat. Hätte Lessing aus seinen hundert knappen Paragraphen der „Erziehung des Menschengeschlechts" zwei bis drei Bücher im Umfang von je 500 Seiten gemacht, so wäre vielleicht auch er von unsern Theologen, Philologen und philologisierenden Philosophen ähnlich wie Kant gewürdigt worden. In der Tat aber wurde sein Werk, dessen Bedeutung schwerlich zu überschätzen ist, nach 1850 kaum mehr verstanden.

Eines ist von vornherein bezeichnend für Lessings Wirken: das Wort von der Geschichte als einer Erziehung des Menschengeschlechts hat von 1780 bis in die Reden Dahlmanns in der Paulskirche hinein das Denken der Deutschen mehr beherrscht als irgend ein anderes; es findet sich bei Philosophen, Sprachforschern, Geschichtsschreibern, Publizisten, Dichtern und den am Aufbau Preußens beteiligten Staatsmännern als führendes Symbol. Von allem andern aber abgesehen hat Lessing mit seiner Schrift das Zeitalter der johanneischen Religionsphilosophie und in Wechselwirkung mit Herder und Kant das Zeitalter der Geschichtsphilosophie eröffnet, deren Grundgedanken die stetig wirkende Schöpfung und Offenbarung, die beständig fortschreitende Vervollkommnung der Menschheit im Geschichtsablauf war.

Lessings Entwurf ist eine Religionsphilosophie in geschichtlicher Einkleidung oder eine Geschichtsphilosophie am Leitfaden der Religion: die drei Stufen der Offenbarung bei den Kirchenvätern erlangen ihre Auferstehung in neuem Geist. Zugleich aber sind die drei Stufen der Entwicklung bei Lessing eine Projektion des dreieinigen Gottesbegriffs in die Zeitenabfolge. Die Offenbarung gibt der Entwicklung jeweils einen neuen Anstoß und Auftrieb; jedes neue Evangelium ist eine neue Schöpfung, und die Vernunft verwandelt das Geoffenbarte jeweils in rationalen, von Stufe zu Stufe gesteigerten und übertragbaren Stammbesitz der Menschheit. Das Ganze der Menschheitsentwicklung wird so zu einem Vervollkommnungsgang, der nach Analogie der Wachstumsstufen jedes Einzelmenschen als eine zusammenhängende Einheit begriffen wird. Der Entwurf ist aufgebaut aus Begriffen, Stichworten und Motiven, die großenteils der Bibel und den Kirchenvätern entnommen sind; aber das Ganze untersteht einem neuen Geist: das dritte, zur letzten Vollkommenheit führende Evangelium steht als Endziel der Entwicklung am Ende der Tage. Lessings eigentliche Lehrer sind die Ketzer des Mittelalters und die Sekten der neueren Zeit.

Man sieht dem Aufbau dieser Philosophie den Mythos auf jede Entfernung an. Entscheidend dafür ist nicht etwa eine wissenschaftliche Betrachtung des Geschichtsverlaufs, sondern ein pädagogisches Grundmotiv, nämlich das ethische und religiöse Postulat ständiger Vervollkommnung, das in die Geschichte hineinprojiziert wird.

Alle Fortschrittslehren bis auf Hegels Geschichtsphilosophie sind Varianten oder Neuanwendungen des Lessingschen Schemas. Von Kant ab wird der Staat als

Rückgrat in diesen geschichtsphilosophischen Aufbau aufgenommen. Diejenigen, die nicht von ethischen oder pädagogischen Postulaten aus an die Betrachtung der Geschichte hintraten, haben von früh auf diese Fortschrittslehren, deren krasseste Folgerungen Kant tapfer zog, indem er lehrte, die früheren Geschlechter seien nur um der späteren und spätesten willen vorhanden als Vorstufen, scharf bekämpft und ihre Schwächen aufgedeckt. Wilhelm von Humboldt schreibt: „Die teleologische Geschichte erreicht darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen toten Einrichtungen und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft oder in irgendeiner Idee dieser Art. Von allem dem hängt zwar unmittelbar die Tätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, nicht einmal immer gleich bildender Übungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft und Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer wieder von neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird." Mit andern Worten, was nicht stets neu produziert wird, hat kein Leben und keinen Wert, und mit wahrhafter Produktion kann der Mensch nicht dort weiterfahren, wo ein anderer, ein Vorgänger aufgehört hat, sondern er muß stets von vorn beginnen und seine eigene Welt aufbauen. Was aber überliefert wird, hat nur Materialwert. Man kann sich in geistigen Besitz nicht hineinsetzen wie in ein ererbtes Haus.

Ranke äußert sich zum Fortschrittsgedanken also: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint." Den Fortschritt aber schränkt er auf das folgende ein: „Ein unbedingter Fortschritt, eine höchst entschiedene Steigerung ist anzunehmen, soweit wir die Geschichte verfolgen können, im Bereich der materiellen Interessen . . .; in moralischer Hinsicht aber läßt sich der Fortschritt nicht verfolgen. Die moralischen Ideen können freilich extensiv fortschreiten; und so kann man auch in geistiger Hinsicht behaupten, daß z. B. die Werke der Kunst und Literatur heute von einer größeren Menge genossen werden; aber es wäre lächerlich, ein größerer Epiker sein zu wollen als Homer oder ein größerer Tragiker als Sophokles." In der Tat, es läßt sich noch heute auf der großen Tendenz der Geschichte, die Menschheit in eine große Wirtschafts-, Verkehrs- und Rechtseinheit zu verwandeln, eine Geschichtsphilosophie nach Art der Fortschrittslehre begründen, vorausgesetzt, daß der seit vier Jahrhunderten

von der abendländischen Menschheit errichtete babylonische Turmbau nicht mit der Weltkrise vor dem Einsturz steht. Aber gerade das Wesentliche im geschichtlichen Leben, die jeweiligen Schöpfungen und geistigen Höchstwerte werden von einer solchen Lehre nicht erfaßt: sie unterstehen nicht dem Fortschritt, so wenig als der innere Mensch selbst. Und gerade jetzt erhebt sich mit Macht die alte Frage: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Dafür bürgt zuletzt auch die beste Zivilisation, Technik oder soziale Verfassung nicht, denn niemals liegt der letzte Wert des Menschentums in seinen äußeren Einrichtungen.

Als einziger aber hat Lessing mit Folgerichtigkeit den großen Versuch gewagt, den inneren Aufstieg der Menschheit nicht sowohl aus der Geschichte zu erweisen, als ihn metaphysisch zu begründen mit Hilfe seiner wenig verstandenen Seelenwanderungslehre. Danach bringt jede Seele am Ende des Lebens den inneren Erwerb an Vollkommenheit und Fähigkeit der Allseele als Steigerung zu, und sie geht in stetiger Wiederverkörperung von da wieder aus zu neuer Geburt und erhöhtem Erwerb für sich selbst und die ganze Menschheit. So bringt jedes kleine Rad der seelischen Wiederverkörperung des Einzelnen das große Rad der inneren Menschheitsentwicklung zum Anstieg. Zwar können die Seelen auf ihrem Werdegang durch die Sünde gehemmt und zurückgebracht werden; am Ende der Tage aber werden alle doch vermöge des ihnen einwohnenden Dranges zum Guten in die Vollkommenheit einmünden. Die Geschichte endet wie im parsischen Mythos mit der Wiederbringung des Bösen. Man mag von seiten der Geschichtsbetrachtung dagegen einwenden, was man will: die Idee verdient Ehrfurcht; sie ist das größte erzieherische Postulat, das jemals aufgestellt wurde.

Eine solche Konzeption war nur einem Geschlecht möglich, das im Gefühl eines gewaltigen geistigen Auftriebs und Aufstrebens lebte, und dieses Gefühl wirkt um so drastischer, als just in jenen Jahren aus dem Frankreich Rousseaus die Abwendung von einer überalteten Kultur in der Anschauung, daß der Geschichts- und Kulturprozeß überhaupt einen Abfall von der vollkommenen und guten Schöpfung am Anfang der Tage darstelle, herüberdrang.

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ist der Fortschrittsglauben durchaus veräußerlicht und verflacht worden: man beruhigte sich bei der wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen Expansion und sah in dieser Bewegung der Zivilisation einen letzten Sinn der geschichtlichen Bewegung und eine Vollendung des Menschentums überhaupt, während die höchste geistige Produktivität durchaus bergab lief, was man gar nicht empfand.

II

Die Geschichte, der lebendige Ablauf des Geschehens, ist bestimmt durch drei große Komponenten: 1. durch die natürlichen Gegebenheiten, 2. durch die Tradition als Inbegriff der vorhandenen Lebensformen und als Niederschlag früheren Geschehens und 3. endlich durch den Geist als Inbegriff der dem Ewigen entspringenden schöpferischen Ideen und Antriebe des Geschehens.

Die natürlichen Gegebenheiten bilden ein zwar nicht ruhendes, doch in einem Kreislauf von Gezeiten, von Keim, Entfaltung, neuem Keim und Tod stetiges Fundament der Geschichte. Im allgemeinen dürfen die Grundfesten, wie Menschentum und natürliche Art, als im Wesen stetig und unveränderlich angenommen werden. Langsam veränderlich — oft durch den Geschichtsprozeß selbst gewandelt — sind klimatische und geographische Bedingungen sowie Rasseverhältnisse. Die Natur besitzt treibende Kräfte, die sich auf Entstehen und Vergehen der Geschlechter im Rahmen der konstanten Art erstrecken. Aber schon mit der Bevölkerungsbewegung steht jener Teil der geschichtlichen Bewegung, den man als technischen, auf Anbau, Zivilisation, Raumbewältigung bezüglichen Fortschritt ansehen kann, in unauflöslichem Zusammenhang. Hier schon greift entscheidend der dritte Faktor ein: der erfinderische, schaffende Geist. Dieser überwindet Hindernisse, schafft die technischen Methoden der Ausweitung und die Garantien für eine verhältnismäßig erhöhte und gesicherte Lebenshaltung. Eine naturgesetzliche Selbstentwicklung der Zivilisation oder der Wirtschaft aber, wie sie der Marxismus lehrte, existiert nicht: alle Geschichte geht letzten Endes aus dem Willen und Geist des Menschen hervor. Den Sinn der Zivilisationsbewegung kann man in die Beherrschung der Natur setzen. Aus der Natur selbst aber ist ein Trieb zur Bewältigung und Beherrschung der Natur nicht herzuleiten. Und die Tierwelt hat deswegen keine Geschichte und keine Kultur, weil sie nicht den geistigen Grundtrieb besitzt, ständig über sich selbst und ihren dermaligen Zustand hinauszuschaffen und hinauszuwachsen. Dieser geistige Trieb aber ist der eigentliche Schöpfer in der Geschichte.

In den Augenblicken großer Krisen in ganzen Volksschichten, besonders aber in den dem Genius oder Dämon unterstellten Persönlichkeiten bricht aus den geistigen Untergründen ein vorher nie Dagewesenes mit urplötzlicher, alles mitreißender Gewalt in die bestehenden Verhältnisse und Zusammenhänge ein. Alte Werte und Ziele verlieren ihre Geltung; ganze Positionen werden verlassen; neue Götter stehen auf; neue Werte treten an die erste Stelle und lenken den Lauf der Geschichte in neue Bahnen. Alle Leidenschaften der Zerstörung und des Aufbaues werden wach. Die Geschichte lebt und zehrt von den stets wiederkehrenden Schöpfungsakten; die Entwicklung setzt nur den Gehalt der Schöpfungen in die Expansion um und stellt die vielfältigen Verknüpfungen mit der Tradition wieder her. Aus diesen zwei Komponenten, der kontinuierlichen Entwicklung und der die Kontinuität stets unterbrechenden Schöpfung, ergibt sich die geschichtliche Bewegung. Bestände Entwicklung allein, so wäre das geistige Leben der Menschheit längst verbraucht und sie selbst auf die Stufe der Tierheit zurückgesunken.

Das Geistige steht seinem Ursprung und Wesen nach, auch wenn es sich durch die Entwicklung den Zeitbedingungen einreiht, nicht innerhalb des Rades von Geburt und Tod. Ranke sagt gelegentlich: „Nicht mit der Länge der Zeit pflegen sich die Dinge neu zu gestalten; alles entspringt in den Momenten großer Krisen." Die echten Offenbarungen des Geistes sind einmalig, unwiederholbar, ohne Äquivalente und Umkehrbarkeit. Wie von ihnen die Antriebe der Entwicklung

ausgehen, so sind sie auch die Erzieher der Zeitalter und Völker, und Erziehung und Entwicklung sind in diesem Fall dasselbe, wie schon Lessing festgestellt hat.

Die wissenschaftliche Erkenntnis der natürlichen Lebensgrundlagen entstammt dem Griechentum und seiner Nachkommenschaft vom 16. bis zum 18. Jahrhundert; die Erkenntnis der autonomen Geisteswelt entstammt dem Christentum und seinen Wandlungen im Norden. Aus ihrer wechselseitigen Durchdringung ist dann seit dem 18. Jahrhundert, insbesondere durch die Arbeit der deutschen Denker, die Entwicklungslehre und die historische Weltanschauung hervorgegangen. Die Entwicklung hat ihre volle Berechtigung als die dritte große Komponente des Geschehens, sie ist also den beiden andern notwendig beigeordnet. Die Entwicklung aber hat sich etwa seit der Hegelschen Philosophie und dem Marxismus zur einzigen und wesentlichen Macht in der Geschichte proklamiert; aus der Entwicklungslehre wurden Entwicklungsfatalismus und Entwicklungsaberglauben. Das Bewußtsein der schaffenden Freiheit wurde entthront und die Erziehung in die Stellung einer Magd, einer Hilfsfunktion der naturgesetzlich sich von selbst vollziehenden Entwicklung herabgewürdigt. Die Macht der Entwicklung aber erstreckt sich niemals auf Hervorbringen eines vorher nicht Dagewesenen, und es ist nur eine hinterher erfolgende Scheinableitung, wenn alles Neue und Werdende, zuletzt selbst die höchsten Offenbarungen des religiösen oder künstlerischen Genius oder auch die Werke großer Kriegsleute und Staatsschöpfer aus vorhandenen Keimen oder Naturverhältnissen — wie in der Geschichtsphilosophie Taines — deduziert werden. Die Werke des Phidias sind keine Funktion und Entwicklung des attischen Bodens, und die niederländische Landschaftsmalerei keine solche der Luftverhältnisse an der Rheinmündung: sie sind allesamt Hervorbringungen des freien menschlichen Genius, der sich der vorgefundenen Naturverhältnisse als seines Mediums und Darstellungsobjekts bedient.

Allerdings wirken aus der Vergangenheit stets lebendige, unverbrauchte Kräfte, Werte und Formen in der Gegenwart und Zukunft als bildende Mächte weiter: alles Neue muß sich im Boden des Gegebenen einwurzeln, muß sich bewähren im Kampf mit dem Bestehenden oder aus gegenseitiger Durchdringung eine vermittelnde Form schaffen. Hier, in der Herstellung kontinuierlicher Zusammenhänge und Verknüpfungen zwischen dem traditionell Gegebenen und dem Neuen oder auch zwischen der Vielheit des Nebeneinander, aus der eine Gesamtform, ein einheitlicher Stil der Lebensformen in Staat, Recht und Wirtschaft, in Denkweisen, künstlerischer Darstellung geschaffen wird — hier hat der Entwicklungsbegriff seine Heimat und Berechtigung.

Entwicklung besagt, daß alles einzelne Geschehen und Werden sich gesetzmäßig dem Gewordenen und Überlieferten anreiht und einreiht, nicht aber, daß alles Werden aus der Kausalität des zeitlichen Ablaufs selbst stammt. Eine Volksgemeinschaft ist z. B. nicht bloß eine räumliche und organische Einheit aus den zusammenlebenden Gliedern: sie ist auch eine Einheit im geschichtlichen Ablauf, in allem Wechsel des Geschehens, der Glieder und der Zustände. Ein fester Grundcharakter im Wechsel der Zeiten und in der Vielheit des Nebeneinander: das ist der

Sinn der geschichtlichen Entwicklung. Sie bringt aus den Untergründen Idee um Idee, Gebilde um Gebilde herauf: sie ist unerschöpflich in stets neuer Gestaltung des Urwesens. Aber alle Gestaltungen reihen sich gesetzmäßig dem Vorhandenen an; es entstehen Beziehungen, Brücken und Wirkungen von Gebilde zu Gebilde, und so wird durch die Entwicklung die Einheit des Menschlichen, des humanen Urgrundes oder auch eines Volkscharakters in allem Wechsel der Zeiten und Gebilde gewahrt.

Entwicklung bedeutet somit die dynamische Wechselwirkung aller Faktoren des Geschehens. Man denke sich nun durch irgendeinen Zeitpunkt der Geschichte einen Querschnitt gelegt und nehme an, es wäre eines Tages möglich, die Gesamtheit der wirkenden Faktoren, der Keime wie der entfalteten Kräfte, zu messen. Dann, folgern die konsequenten Anhänger des absoluten Entwicklungsbegriffs, wird es möglich sein, alle künftigen Ereignisse, Schicksale und Zustände der Menschheit zu berechnen, ein Ideal, das schon Leibniz vorgeschwebt hat. Man kann aber leicht sehen, daß hier ein wissenschaftlicher Aberglauben vorliegt. Mit jeder Generation kommen auch neue Werte und Kräfte aus den Urgründen herauf; andere verschwinden vom Schauplatz. Und gar in den Zeiten großer Eruptionen kommen Einstürze des Bestehenden und Einbrüche aus dem Unbewußten, welche die stärksten formenden und geschichtsbildenden Mächte ausmachen, ohne daß sich Ansätze dazu vorher kundgegeben hätten.

Es mag nun aber eine Revolution bei der Geburt einer geschichtlichen Idee noch so tiefgreifend sein: ein Teil des Bestehenden wirkt trotzdem weiter, und das Neue gleicht sich mit der Zeit dem kontinuierlichen Strom ein. Niemals ist eine revolutionäre Generation gewissermaßen wieder an einen absoluten Anfang der Geschichte gestellt worden; niemals zerreißt der geschichtliche Zusammenhang, die Entwicklung völlig. So wenig als aus der Entwicklung alles Geschehen abzuleiten ist, so wenig ist sie aus der Geschichte wegzudenken, wenn nicht das ganze Menschengeschlecht in einen wüsten Trümmerhaufen und auf die Stufe der Tierheit versinken soll.

In der Tat zwar ist jede neu heraufkommende Generation, jedes neugeborene Kind an einen solchen absoluten Anfang der Geschichte gestellt. Es gab eine Zeit, da man mit Hilfe der Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften meinte, nun doch eine Art natürlichen Fortschritts in der Geschichte behaupten zu können, so nämlich, daß jedes Kind in seinen Anlagen den Erwerb der Väter und Vorväter dem Wesen nach in seine eigene Zeit als Morgengabe mitbringe. Man darf, nachdem die Vererbungslehre selbst in die schwerste Krise geraten ist, diesen Gedanken wohl heute als abgetan betrachten. Von seiten der Geschichte aus ließe sich genau dasselbe einwenden, was Humboldt und Ranke gegen die philosophische Fortschrittslehre geltend gemacht haben. Jedes Kind und jedes neue Geschlecht bedeutet einen wirklichen Anfang. Zu geschichtlicher Bedeutung aber kommt der Mensch ja auch nicht mit der Geburt, sondern erst im Augenblick seiner bürgerlichen und Wachstumsreife: bis dahin aber ist er auf die Höhe seiner Zeit herangewachsen, ist er vollwertiges Glied der Lebensgemeinschaft mit allen ihren Formen, Werten, Zielen,

Kenntnissen und Fertigkeiten geworden. Damit also wird er Träger und Fortsetzer der geschichtlichen Entwicklung, und die Erziehung hat ihn zu dieser Aufgabe befähigt. So ist die Erziehung als Fortbildnerin der Tradition, als Übermittlerin der Kulturhöhe von Geschlecht zu Geschlecht ein ganz wesentliches Mittelglied, wesentliche Trägerin der Entwicklung. Hier drängt sich der Fortschrittsgedanke von neuem heran: die Jugend übernimmt an Kulturgütern, was die Alten ihr überliefern, und mehrt sie im Verlauf ihres Lebens um ihren eigenen Erwerb. Man kann diese Behauptung nicht in Bausch und Bogen ablehnen, aber ebensowenig voll bejahen. Die Erziehung, die Übertragung der Tradition auf die Jugend bedeutet stets eine Auswahl unter den vorhandenen Werten und Gütern: vieles wird übermittelt und weitergebildet, anderes wird vernachlässigt und gerät in Vergessenheit. So gibt es in gewissen Dingen solange eine Steigerung, als sie im Vordergrund der Lebens- und Bildungswerte stehen, bis auch sie von andern verdrängt in Abgang geraten. Die Jugend setzt nicht nur fort, was die Alten begannen; sie wendet sich oftmals neuen Werten und Zielen zu, und so tut sich innerhalb der Erziehung zwischen Jungen und Alten derselbe Riß, derselbe Gegensatz auf, den Revolutionen zwischen zwei Zeitaltern aufreißen. Und in mehr oder weniger tiefdringender Weise bedeutet jede Jugendgeneration eine Revolution, wie sie zugleich eine Fortsetzung und Steigerung gewisser Schichten der Überlieferung bringt.

Bevor ich nun aber das Verhältnis von Erziehung und Entwicklung in seiner ganzen Weite und Tiefe aufrolle, möchte ich noch kurz zwei Dinge berühren: eine hochbedeutsame Vorstufe der hier vorgetragenen Entwicklungslehre und den Entwicklungsbegriff in der Naturlehre.

Das beschauliche Versenken in den geschichtlichen Entwicklungsgang der Menschheit hat gleichzeitig mit dem ethisch und pädagogisch bedingten Typus der Geschichtsphilosophie ein Menschheitsbild erzeugt, das von entscheidender Einwirkung auf die Geschichts- oder Geisteswissenschaften war, das aber meines Wissens noch nie in seiner Eigenart erfaßt und als Ganzes gewürdigt worden ist. Dieser Typus ist mit vier Namen umrissen, deren zwei dem 18. und zwei dem 19. Jahrhundert angehören: Hamann und Jacobi, W. von Humboldt und Ranke. Dazu gehört dann noch die eigenartige Natur- und Entwicklungslehre Goethes. Und wesentlich für Humboldts wie für Rankes Entwicklungsphilosophie ist die Ausbildung der Lehre von der geschichtlichen Idee, wie sie unter Einflüssen von Hamann und Jacobi durch Schelling und Fichte um die Jahrhundertwende begonnen wurde. Die geschichtliche Idee hat mit Kants Ideenlehre wenig zu tun: sie nimmt ihre Anknüpfung vielmehr an Plato. Aber die platonische Idee wohnt den Dingen, der Natur als ihr Wesen ein: die geschichtliche Idee tritt uns als antreibendes und formgebendes Grundgebilde aus dem Geschichtsverlauf entgegen; sie ist ein dynamisches, nicht ein statisches Prinzip wie die platonische Idee. Sie ist mit einem Wort das, was ich hier die fortgehende Schöpfung in der Geschichte bezeichne, was Ranke die große Tendenz der Zeitalter nennt.

Dann noch ein Wort zur Entwicklungslehre der Natur. Man kann oft die Ansicht vertreten hören, der Entwicklungsbegriff sei in der Naturlehre ursprünglich und allein heimatberechtigt; die geschichtliche Entwicklung sei eine Verlängerung oder eine Übertragung der Naturentwicklung auf die Geschichte. Diese Auffassung scheint durch das Werk Herders gerechtfertigt, der die geschichtliche Entwicklung als Fortsetzung der natürlichen, der organischen Artbildung lehrte und somit seiner Geschichtsphilosophie die ganze Naturentwicklung von den wallenden Schöpfungsnebeln über Sonnensysteme, Erdrindenbildung, organische Artbildung zugrunde legte, um dann die geschichtliche Entwicklung dem Endziel der vollendeten Humanität entgegenzuführen. Nun ist gar nicht zu leugnen, daß das Urphänomen aller Entwicklungslehre vorliegt im Werdegang der natürlichen Individuen vom Keim über die verschiedenen Wachstumsstufen zum neuen Keim und zum Tod. Aber der Keim beginnt immer nur denselben Kreislauf von vorn; die Individualentwicklung ist von der konstanten Art scharf umgrenzt. In diesem Sinne ist Entwicklung stets nur Auswicklung des in Keim oder Knospe Eingewickelten.

Der Entwicklungsbegriff ist aber schon in der Anwendung auf die großen teleologischen Natursysteme völlig verändert: sie lehren ja alle ein beständiges Fortschreiten zum gegenwärtigen Zustand, welcher als der vollkommenste und darum als Ziel der Vorstufen angesetzt wird. So wird in den Systemen des Tierreiches der Mensch als die vollkommenste Gestalt in den Mittelpunkt oder auf einen Gipfel gestellt, und die Entwicklung wird begriffen nach dem Grade der Ähnlichkeit, der Annäherung und Verwandtschaft mit diesem vollkommensten Geschöpf. Die Grundlage dieser Systeme also ist eine Wertung, eine Selbstwertung des Menschen, ein Begreifen der gesamten Natur nach Analogie seiner selbst: wir haben es mit einem Anthropomorphismus, einem ausgesprochenen Mythos zu tun: das Nebeneinander wird als Stufenfolge eines zeitlichen Ablaufs angeschaut. Die Natur als solche aber kennt keine Wertungen und Normierungen, darum auch keine Abstufungen der Werte und Vollkommenheiten, also auch keinen Stufengang der Vervollkommnung.

Man beginnt mehr und mehr zu begreifen, daß Philosophie und Wissenschaft der Menschheit auf einer gewissen Kulturstufe dasselbe bedeuten, denselben Dienst leisten, was der Mythos andern Völkern und Kulturen. In Mythos, Philosophie und Wissenschaft sucht der Mensch des Universums durch Anschauen und Denken Herr zu werden, das All geistig zu bemeistern und zu umfassen. Der Mensch sucht sich über seine Stellung im All und damit zugleich über Wesen seines Selbst und Sinn seines Lebens Rechenschaft zu geben: ändern sich Lebensgefühl und Schicksalsglauben, so verändert sich die Perspektive auf das All: das ist der tiefste Grund für die innere Entwicklung sowohl des Mythos, wie auch der Philosophie und der Wissenschaft. Von der Kunst ist es ohnehin selbstverständlich.

Dabei geht aber die wissenschaftliche Darstellung meist den umgekehrten Weg wie die praktische Ausbildung. Diese schreitet kreisförmig vom Nahen zum Fernen, vom Konkreten und Alltäglichen zum Fernen, Abstrakten und Elementaren. Die theoretische Darstellung des Weltbildes aber geht stets den umgekehrten Weg: so

beginnt die Geometrie mit den abstrakten Elementen, die Mechanik bei der Bewegung der Himmelskörper, die Chemie bei den seltenen Edelmetallen, die systematische Organik bei den einzelligen Wesen, um von da bis zum Menschen aufzusteigen. Darum ist der Anthropomorphismus, der mythische Charakter aller Theorie meist schwer zu erkennen. Unsere Entwicklungslehre beginnt nach dem Vorbild Herders oft schon mit der Entstehung der Sternensysteme. Aber alle diese Versuche entspringen aus der gemeinsamen Grundtendenz der modernen Mythik, das Nebeneinander des Bestehenden in ein Nacheinander, einen zeitlichen Ablauf auseinander zu legen. Für den mythischen Ursprung dieser Gebilde ist ein sehr bedeutender Erstling, Kants „Naturgeschichte und Theorie des Himmels" in ihrer seltsamen Verquickung der Kosmogonie mit einer Seelenwanderungslehre, ganz besonders beachtenswert. Geschichtliche und natürliche Entwicklungslehre erwachsen nicht auseinander: sie wachsen vielmehr beide aus einer gemeinsamen Wurzel: aus mythischen Grundvorstellungen und Bedürfnissen, aus dem Anthropomorphismus. Die Entwicklungslehren der Natur, wie sie von Leibniz bis zu Darwin und seinen Nachfolgern ausgebaut wurden, entsprechen dabei ganz den Fortschrittslehren in der Geschichtsphilosophie. Ihr spekulativer Charakter konnte aber durch Erfahrung nicht so leicht widerlegt werden, weil man eben aus früheren Jahrtausenden und Jahrhunderttausenden nicht eben unmittelbare Erfahrungen hat wie aus der Geschichte der letzten Generationen und Jahrhunderte, von denen wir historische Selbstzeugnisse, nicht bloß Ablagerungen besitzen. Es sei aber bemerkt, daß sich Goethes Lehre von der Naturentwicklung zu den teleologischen Systemen genau so verhält wie die Lehren Humboldts und Rankes zur Fortschrittslehre in der Geschichte.

Seitdem die Prinzipe Darwins, die das stufenförmige Hervorgehen der Arten auseinander begreiflich machen sollen, als gescheitert und abgetan gelten dürfen, hat man diese Möglichkeit auf etwas eingeschränkt, das vorerst noch die große Unbekannte X darzustellen scheint: die sogenannte Mutation, die in der Naturentwicklung etwa das bedeuten würde, was ich hier die fortgehende Schöpfung genannt habe.

III

Das Verhältnis von Erziehung und Entwicklung zueinander ist ein recht vielseitiges und wechselndes; es kann durch keine Formel erschöpft werden. Man kann jedoch zwei Arten dieser Beziehungen unterscheiden: in der einen ist die Erziehung bloße Hilfsfunktion einer sonst von selbst sich vollziehenden Entwicklung; im andern Fall aber ist die Erziehung für die Entwicklung grundlegende Voraussetzung.

Von der bestehenden Pädagogik haben wir über dieses Problem keinerlei befriedigenden Aufschluß zu erwarten. Sie hat ihren Ausgang einst von einem recht engen Teilproblem genommen, und es ist ihr später nie gelungen, die Enge und Einseitigkeit ihrer Herkunft zu überwinden. Sie ist vielmehr verkümmert. Bis auf den heutigen Tag ist es ihr noch nicht gelungen, ihren eigensten Grundbegriff, die Erziehung, in seiner ursprünglichen Wesenhaftigkeit und Weite zu erfassen. Wie

das kam, müßte einer eingehenden Analyse und Kritik ihrer Geschichte vorbehalten bleiben.

Es genügt festzustellen: die moderne Pädagogik ist von der Grundfrage ausgegangen: wie kann die Wissenschaft dem Schüler am besten vermittelt werden? Sie ist also ihrem Ursprung nach Unterrichtslehre. Als sie sich später zur allgemeinen Erziehungslehre erweiterte, ist sie von ihren intellektualistischen Voraussetzungen nicht mehr losgekommen. Daher kam es, daß Herbart, von dem man den Anfang der wissenschaftlichen Pädagogik zu datieren pflegt, der Erziehung das Ziel durch Ethik, also eine Wissenschaft, und den Weg durch Psychologie, also eine andere Wissenschaft vorschreiben konnte. Als ob es nicht zu allen Zeiten und in allen Völkern Erziehung als eine der ursprünglichen und notwendigen Grundfunktionen gegeben hätte, auch wenn sie noch keinerlei Wissenschaft, keinerlei Unterricht und planmäßige Schulung kannten! Erziehung ist so wenig auf Wissenschaft zu begründen, als das Essen, das Gehen oder die Liebe auf Wissenschaft begründet ist. Und so wenig sich das Recht auf die Rechtswissenschaft, die Religion auf die Religionswissenschaft, die Wirtschaft auf die Wirtschaftswissenschaft aufbauen, so wenig ist Erziehung auf Ethik und Psychologie zu begründen. Diese verkehrte Anschauung findet ihren grotesken Ausdruck, wenn Fr. Th. Vischer gelegentlich meint, man solle niemand heiraten lassen, der nicht zuvor ein pädagogisches Examen abgelegt habe.

Es ist nun an der Zeit, einmal Erziehung und Unterricht als zwar ineinander greifende, aber nach Wesen und Ursprung völlig verschiedene Dinge auch als solche zu erkennen. Die enge und falsche Grundeinstellung der Pädagogik brachte es mit sich, daß man Erziehung stets der beabsichtigten, planmäßigen Schulung des Einzelmenschen bis zum Grad seiner geschlechtlichen und bürgerlichen Reife gleichsetzte; sie brachte es ferner mit sich, daß diese Pädagogik nach Herbart mehr und mehr der Oberherrschaft der intellektualistischen Psychologie, und nach Hegel der Zwangsherrschaft des Entwicklungsfatalismus verfallen konnte. Das Natürliche, Selbstverständliche aber wäre doch, mit der einfachen Frage zu beginnen: Wie hat sich Erziehung notwendig überall und jederzeit vollzogen, wie vollzieht sie sich und wird sie sich notwendig in aller Zukunft vollziehen? Dazu braucht man zunächst weder Ethik noch Psychologie, sondern allein die Einsicht in eine notwendige urmenschliche Funktion. Man darf die Erziehungswissenschaft auch nicht einleiten mit der Frage: Wie *soll* erzogen werden? Sondern: Wie *wird* notwendig überall erzogen?

Kant sagt in seinen Vorlesungen über Pädagogik gelegentlich: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht!" Ähnlich Herder: „Der Mensch ist alles durch Erziehung." Solchen Aussprüchen begegnet man in jener Zeit noch oft. Entweder müssen wir von den heutigen Voraussetzungen einer aus den seelischen Anlagen von selbst sich vollziehenden Entwicklung aus annehmen, daß jene Männer unsinnig übertrieben haben, oder man wird bei näherem Zusehen finden, daß sie einem ganz andern Begriff der Erziehung zustrebten, als wir ihn heute kennen. Wo nämlich eine wesentlich von selbst sich vollziehende Entwicklung zurecht angenommen wird, da kann die Erziehung

allerdings bloß eine untergeordnete Hilfsfunktion sein. In jedem andern Fall ist Erziehung der Entwicklung notwendig beigeordnet; in einigen Fällen ist sie ihr entschieden übergeordnet.

Hilfsfunktion der Entwicklung ist die Erziehung eigentlich nur in einem einzigen Fall: gegenüber dem leiblichen Wachstum. Wir kennen die Erziehung hier als rationale Körperpflege, Turnen und Sport. Aber schon die leibliche Entwicklung ist jederzeit beeinflußt von der Gesamterziehung, von den Anforderungen, Übungen, Fähigkeiten, welche die Gemeinschaft ihren nachwachsenden Gliedern zum Ziel setzt. Hier greift also die geistige Entwicklung oder Erziehung sehr stark in das natürliche Wachstum ein.

Die gesamte Jugenderziehung ist zunächst Übermittlung der Tradition, der geschichtlich gewordenen Kulturformen und geistigen Werte an die nachwachsenden Geschlechter. Damit wird die Stetigkeit, die Selbsterhaltung des geschichtlichen Charakters in den Fluß des geschichtlichen Werdens und in den Wechsel seiner Träger gebracht. Ist darum die Erziehung aber eine bloße Hilfsfunktion der Entwicklung? Wir haben die Entwicklung erkannt, als die Stetigkeit im Wechsel und den Wandel in der Dauer; wir haben ihr dabei jede Neuschöpfung abgesprochen und für diese ein besonderes Prinzip aufgestellt. Was unterscheidet dann überhaupt noch die Erziehung von der Entwicklung? Im wesentlichen nichts: die Entwicklung ist die Gesamtlinie, die sich ergibt aus der Erhaltung der Tradition im Wechsel des geschichtlichen Lebens und seiner Träger; die Erziehung aber ist die Herstellung der Entwicklung, in dem sie die nachwachsenden Geschlechter der Tradition und damit dem geschichtlichen Werdegang einreiht. Erziehung und Entwicklung sind dann nur noch verschiedene Perspektiven, verschiedene Arten, unter denen man den Geschichtsverlauf anschaut.

Ich stelle hier mit aller Schroffheit den Satz hin: es gibt keine geistige Entwicklung ohne Erziehung. Weder beim Einzelmenschen, noch in den Gemeinschaftsarten und ihrem geschichtlichen Leben. Die geistige Anlage und Selbsttätigkeit ist beim Kinde zunächst nur ein Postulat, ein unbekanntes X. Zur Entfaltung kommt die Anlage nie von allein, sondern stets durch die erzieherischen Einwirkungen von außen, durch die Lebensgemeinschaft. Genau besehen handelt es sich hier um eine glatte Selbstverständlichkeit. Denn man zeige mir einen Menschen, der vom Mutterleib an Selfmademan wäre. Die ganz wenigen der Wissenschaft bekannten Beispiele von Menschen, die in früher Jugend — aber doch nicht völlig ohne vorhergehende erzieherische Einwirkung — verwildert sind, zeigen, daß die Menschen geistig durchaus verkümmerten und auf die Stufe der Tierheit sanken. Nicht nur besaßen sie keine Sprache, sondern sie lernten dann in der Lebensgemeinschaft teilweise auch keine Sprache mehr. Was aber ist der Mensch ohne Sprache? Psychische Veranlagung besonderer Art ist zwar eine Komponente in der Entwicklung ihres Trägers; aber ohne ständige erzieherische Einwirkung der Gemeinschaft kommt sie überhaupt nicht zur Entfaltung. Die kindliche Entwicklung oder Erziehung geht gar nicht auf die Individualität, sondern auf den Typ, den die Gemeinschaft dar-

stellt: es soll Glied der Volksgemeinschaft werden, genau so, wie alle andern Glieder typische Vertreter der ganzen Gemeinschaft sind. Die Erziehung beginnt damit und hat den Sinn, daß die Erzieher das Kind zu dem machen, was sie selbst sind und was es ohne Erziehung, rein aus spontaner Entwicklung niemals würde. Gibt es keine spontane, von selbst sich vollziehende geistige Entwicklung des Einzelmenschen, dann fallen aber die Grundsäulen der Geisteswelt des 17. und 18. Jahrhunderts, insbesondere das Naturrecht mit seinen Menschen im Stande der Natur und im Krieg aller gegen alle, mit seinem Gesellschaftsvertrag und seiner Rousseauschen Erziehungsrobinsonade dahin.

Der Mensch im Stande der Natur ist mitten unter uns und in uns; in seiner Reinheit ist er das neugeborene Kind in aller seiner Hilflosigkeit. Zur bürgerlichen Reife erwachsen, wird das Kind zum geschichtlichen Menschen: das Kind chinesischer Eltern ist reifes Kind der chinesischen Volksgemeinde, das Kind des Bakairidorfes zum vollwertigen Glied seines Stammes, das Kind deutscher Herkunft zum deutschen Staatsbürger geworden. Das ist alles von so elementarer Tatsächlichkeit und Selbstverständlichkeit, daß man über die Wunderlichkeit und Geschraubtheit unserer wissenschaftlichen Pädagogik nicht genug staunen kann, die diesen elementaren Begriff der Erziehung gar nicht kennt.

Am neugeborenen Kind ist keinerlei individuelle Veranlagung zu entdecken: da hilft auch keine wissenschaftliche Psychologie. Und wenn solche Anlage zu entdecken wäre, so käme sie für die Erziehung nicht in Betracht; denn die Erziehung soll nicht die individuelle Eigenart des Kindes entfalten, sondern sie soll das Kind zum Typ, zum vollwertigen Glied seiner Lebensgemeinschaft machen. Instinktiv umgibt eine Mutter ihr Kind mit der warmen Hülle ihrer Liebe, die eine befruchtende und anregende geistige Atmosphäre für das Kind darstellt. Die Mutter spricht an das Kind hin, auch wenn es sie noch nicht versteht: sie weiß instinktiv, daß sie damit Macht gewinnt über das Innere des Kindes, und eines Tages wird ein höherer Grad von Gemeinschaft und Verständigung zwischen Mutter und Kind vorhanden sein auf der Grundlage der Muttersprache. Niemand fragt aber vorher, ob das Kind nicht am Ende für diese oder jene Fremdsprache besser veranlagt wäre, damit das Kind demgemäß erzogen würde nach Grundsätzen der intellektualistischen Psychologie, Ethik, Soziologie, Anthropologie. Man braucht solchen pädagogischen Lehren nur genau ins Antlitz zu sehen, um ihre Herkunft aus dem Unterrichtsbetrieb zu erkennen. Gegenüber dem sechsjährigen Schüler haben sie ein gutes Maß von Berechtigung; in der Übertragung auf die erzieherische Grundfunktion aber werden sie zum blanken Unsinn. Mit der Muttersprache ist ja schon die Grundlage eines ganz bestimmten geistigen Typs und einer ganz bestimmten erzieherischen Entwicklung zum Gemeinschaftsglied gelegt. Es gehört schon die ganze Entartung wissenschaftlichen Denkens dazu, wenn man in der Sprache nur ein zufälliges, äußerliches Hilfsmittel und nicht einen höchsten geistigen Selbstwert sieht.

So wie Eltern und engere Gemeinschaft die Sprache und die übrigen Grundlagen und Ansätze der geistigen Entwicklung im Kind formen, so setzt sich sein Werde-

gang fort, indem immer neue, weitere Kreise der Lebensgemeinschaft bildend, formend, entwickelnd eingreifen. Mit der Reife zwar hört die Lenkung durch besonders bestellte Erziehungsfunktionäre auf, und an ihre Stelle tritt der eigene Wille und Entschluß des Menschen. Damit aber hört seine Entwicklung nicht auf; sie setzt sich vielmehr fort bis ans Grab, und diese Entwicklung ist, wenn jetzt auch die selbsttätige Kraft weit stärker eingreift als beim Kinde, doch stets weiter bedingt durch die erzieherische Einwirkung aus der Gemeinschaft, aus Familie, Beruf, Religionsgemeinschaft, Staatsbürgertum, freien Vereinigungen aller Art. Diese Grundlage der Erziehung und Entwicklung ist allgemein menschlich, darum notwendig geltend.

Es gibt aber noch eine wesentlich höhere und für die Entwicklung grundlegende Art der Erziehung, nach deren Erkenntnis man in der überlieferten Pädagogik vergeblich Ausschau hält. Das Leben jeder bahnbrechenden, schaffenden Persönlichkeit ist ein Werk der Selbsterziehung, und es wird zu einem erzieherischen Vorbild für den Lebensgang und die geistige Entwicklung ihrer Lebensgemeinschaft. Überall, wo die Idee ein neues Ziel, einen neuen Sinn des Lebens setzt, da klafft zunächst ein Riß auf zwischen der vorhandenen Wirklichkeit und dem Ideal, zwischen dem Sein und Sollen. Auch im Schaffenden selbst. Denn noch ist kein vorbildliches Werk und kein führender Mensch an den Tag gesprungen, gewappnet und gerüstet wie Athena aus dem Haupt des Zeus. Soll die Idee Wirklichkeit erlangen, so muß sie das Leben durchdringen und gestalten; zu allem vorbildlichen Leben und Werk gehört unablässiges Mühen, aufopfernde Selbstformung und Selbsterziehung. Und jede solche Bemühung wirkt ihrer Natur nach erziehend, antreibend, zielgebend auf die Lebensgemeinschaft zurück. Entwicklung der Gemeinschaft ist nur das erzieherische Nachleben und Nachbilden dessen, was schöpferische Menschen vorgelebt und vorgebildet haben. Darum ist der Schaffende Erzieher obersten Ranges für Mitwelt und Gemeinschaft: durch diese Erziehung setzt sich die Idee um in eine expansive Wirklichkeit, in Stil und Form des öffentlichen und privaten Lebens. Gesinnung und geistige Haltung, allgemein gültige Kulturwerte und Bildungsweisen, Sittlichkeit und Sitte, Anschauung und Denken, Lebensformen und Entwicklungsgang eines Volkes sind durch Erziehung verwirklichte Ideen. Es gibt dabei allerdings so wenig schöpferische Erziehung, als es schöpferische Entwicklung gibt: schaffend ist stets nur die Schöpfung selbst, nämlich die Idee. Aber es gibt eine Erziehung ganzer Völker und Kulturkreise und aller ihrer Glieder gemäß der Idee. In diesem Falle ist die Erziehung grundlegend für die Entwicklung. Propheten, Künstler, Staatsschöpfer, Schaffende aller Art besorgen die Erziehung der Erzieher.

Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, und er schafft ihn fort und fort durch den Lauf der Geschichte neu, indem er ihm stets neue Vorbilder, neue Lebensaufgaben und neuen Lebenssinn ins Herz legt. Das ist das Wesen der Offenbarung, und durch sie wird die Geschichte wahrhaft zur göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts.

Endlich erfolgt aus dem Wirken der Idee auch eine unmittelbare Selbsterziehung der Gemeinschaft. Tritt in einem Volk eine sieghafte Idee hervor, so

richten sich auf sie alle Blicke, sammeln sich in ihr alle Willensrichtungen und Einzelwillen: das ganze Gemeinbewußtsein wird von ihr beherrscht und gelenkt. Alle Gestaltung, die durch den allgemeinen Willen vorwiegend bestimmt sind: Verfassungen, Gesetze, Wirtschaftssysteme, Schulwesen, öffentliche Ordnungen jeder Art, werden, wenn sie im Hinblick auf die Idee erfaßt und durchgeführt werden, in erhöhtem Maße zu Akten einer großen völkischen Selbsterziehung. Gesetze, Staatsformen, Wirtschaftssysteme, öffentliche Ordnungen haben ohnehin ihre tiefsten Wurzeln in der Gemeinschaftsgesinnung; sie sind auf alle Fälle ihrer Natur und Wirkung nach bedeutsamste Faktoren der Erziehung, gehören somit in eine umfassende Pädagogik mit hinein. Praktisch wird eine solche Pädagogik, wenn es ihr gelingt, auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens Einfluß zu gewinnen und somit den erzieherischen Charakter solcher Maßnahmen zu stärken. Ich will nur etwa auf ein Beispiel aus der jüngeren Zeit hinweisen: Wenn Gesetze nach Art des Betriebsrätegesetzes von erzieherischen Gesichtspunkten aus konzipiert und durchgeführt werden, so werden sie naturgemäß zu starkwirkenden Faktoren der Volkserziehung und damit der ganzen künftigen Entwicklung. Wieviel mehr noch gilt das für Verfassungen und allgemeine Gesetze! Produktive Selbsterziehung eines Volkes aber führt immer zur letzten geschichtlichen Höhe, nämlich zur Mission an der ganzen Menschheit. Die geschichtliche Entwicklung der Menschheit ist eine große Fuge, in der die Stimmen und Ideen der einzelnen großen Nationen nacheinander führend auftreten: aus ihrer Wechselwirkung ergeben sich die höheren Kulturgemeinschaften, und das Ganze bewegt sich auf dem Wege zu einer einheitlichen, vielgliedrigen Kulturgemeinschaft der gesamten Menschheit.

Eine Pädagogik der Art, wie ich sie hier kurz umrissen habe, würde hinstreben nach einer Totalität, einem philosophischen Gesamtbild des menschlichen Daseins, erfaßt unter der Grundidee der Erziehung als einer notwendig, überall und jederzeit sich vollziehenden Urfunktion des Geistes im Gemeinschaftsleben.

* * *

Aus der Krisis, in welche der Fortschrittsglauben und der Entwicklungsfatalismus unverkennbar geraten sind, erhebt sich das Bedürfnis nach einer neuen inneren Freiheit und Menschenwürde; und wie in der nationalen Not zur Zeit Napoleons richten sich alle Blicke auf die Erziehung als eine Macht, die berufen und befähigt ist, die sittliche und geistige Not des Volkes von innen her zu bewältigen. Wir dürfen nur das eine nicht vergessen: wir haben kein ursprüngliches, unverbraucht aufstrebendes und zeugungskräftiges Geistesleben, wie es das damalige Deutschland besaß. Darum besteht für uns die Gefahr großer Mißverständnisse und Abwege. Ist ein großer Gehalt und Auftrieb des geistigen Lebens gegeben, so macht die Frage nach geeigneten Methoden, Organisationen und Besserungen des Schulwesens wenig Schwierigkeit: alles das fließt mit Notwendigkeit aus dem inneren Drang, aus der allgemeinen Grundüberzeugung. Volkserziehung zumal ist leicht, wenn ein Stand hochgebildeter, führender Persönlichkeiten, die alle unter sich in

Gemeinschaft der Idee stehen, vorhanden ist. Wir dürfen uns darüber aber nicht täuschen, daß für uns diese Voraussetzung nicht gegeben ist. Wir meinen jetzt, aus pädagogischen Maßnahmen aller Art, aus neuer Organisation des Schulwesens und Änderung der Methoden die Wiedergeburt der Volksgemeinde heraufführen zu können. Wir meinen, mit einer pädagogischen Verbesserung des Religionsunterrichts die schnell schwindende Religion im Volkstum wiederherstellen zu können. Wir meinen endlich gar, eine neue Sittlichkeit und Gemeinschaftsbindung erzeugen zu können durch moralpädagogische Kongresse und Einführung eines wissenschaftlichen Moralunterrichts in die Schule. Das alles ruht auf derselben Täuschung: es gibt im besten Fall Methoden ohne Antrieb, Formen ohne Inhalt.

Eine wirksame Volkserziehung kann nicht ausgehen von einer Verbesserung der Methoden und der Organisationen oder von neuer Lehrplan- und Stoffgestaltung im Unterricht; Voraussetzung für alles das ist ein ursprünglicher, alle Gesinnung unmittelbar durchdringender Auftrieb, eine Idee, welche die Willen der Einzelnen zum Gesamtwillen organisch und innerlich bindet, die alle Blicke auf ein gemeinsames Ziel hinlenkt. Religion wird nicht erzeugt durch Pädagogik, sondern nur durch Religion. Feuer entzündet sich unmittelbar an Feuer, Geist an Geist, Glauben an Glauben, ein Nachbild an einem Vorbild. Ein Volk gründet sich auf eine Idee, auf eine Aufgabe an sich selbst, an der Zukunft und an der Menschheit.

Es gibt nun unter uns zwar so etwas wie eine Idee, die sich sieghaft im ganzen Volk durchgesetzt hat. Es ist die Forderung des Sozialismus. Sozialismus in diesem Sinn ist nicht Angelegenheit einer Partei, erst recht nicht Sache einer Doktrin oder Formel. Eine Idee wird ihren Weg niemals von außen nach innen, sondern stets von innen nach außen nehmen: so wenig Volkserziehung aus einer verbesserten Methode hervorgeht, so wenig wird etwa Sozialismus von einer Änderung des Wirtschafts- und Rechtssystems aus verwirklicht werden können. Die Aufgabe besteht darin, daß sich Menschen finden, welche sich im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für das Ganze dem Ganzen hingeben in Tun und Denken. Das Ziel ist, alle Glieder der Volksgemeinde zu durchdringen mit einem wahrhaften Bewußtsein von der Tatsache, daß sie ihr ganzes Sein der Gemeinschaft verdanken und dafür mit ihrem ganzen Sein und Werden der Gemeinschaft pflichtmäßig schulden. Nur so wird die Einsicht, daß unsere Zukunft in erster Linie eine Aufgabe der Erziehung und Selbsterziehung ist, nicht aber einer äußeren naturgesetzlichen Entwicklung entspringt, zu voller Wirksamkeit und Tiefe gelangen. Und nur so werden wir den Weg finden, durch Selbsterziehung ein Vorbild unter den Völkern aufzustellen.

Vorerst scheint es indessen, als sei dieses Bewußtsein noch wenig über die Peripherie vorgedrungen; es fehlt noch der Funken, der den hochgeschichteten Holzstoß zum Opferbrand entflammt. Nun, der Geist weht, wo er will; wir können ihm nicht mit Netzen nachstellen und ihm nicht gebieten. Wir können nur des Tages harren in Glauben und Hoffen. Mit dem Tage des Geistes aber wird auch kommen die große innere Notwendigkeit für all unser Denken und Tun, die Notwendigkeit, die zugleich das Maß einer neugewonnenen inneren Freiheit ist.

Wissenschaftskrisis

Von

Albert Dietrich

> Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme tun sich hervor.
> Goethe.

Unter allen Erscheinungsformen des gegenwärtigen Chaos gehört die Wissenschaftskrisis zu derjenigen Art, die sich am ehesten, wenn auch immerhin schwer genug, aus der Verwirrung des Ganzen herauszeichnen läßt. Freilich gelten wie für jede so auch für diese Abscheidung alle jene Vorbehalte, die mit einer notgedrungen isolierenden und durchgehend abkürzenden Betrachtung sich von selber verstehen sollten. Daß dieses Problem der Wissenschaftskrisis überdies einen Ehrenplatz in der gegenwärtigen Modeordnung einnimmt, dieser Umstand, den zu verhüten kein Einzelner und keine Körperschaft mehr imstande ist, hat uns nicht einen Augenblick zum Anlasse der Erörterung gedient, wohl aber hier und da bewogen, mit gebotener Strenge dem leichtfertigen Geschwätz der Fortschrittler und einigen sogenannten Folgerungen zu begegnen, in denen sich ein immer sorgloser werdender Wissenschaftshaß in steigendem Maße gefällt.

Will man mehr als einige reizvolle, aber vielleicht ganz überflüssige Bemerkungen zu diesem Fragezusammenhang machen, will man auch nur in andeutendsten Umrissen eine Lageskizze und ein Zielbild in Händen halten, so handelt es sich in der Tat zunächst um die Abwehr einer Reihe von Mißverständnissen, deren Eigentümlichkeit einem überaus merkwürdigen Gemisch von Gefühlseinschlägen und offenbarer Unkunde verdankt wird. Ein solcher Gefühlseinschlag gepaart mit Unkunde ist jenes Verhältnis von Erwartung und Enttäuschung, welches das Denken derer bestimmt, die mit Recht als enthusiastische Wissenschaftsgläubige — richtiger: Wissenschaftsabergläubige — bezeichnet werden. Wenn solche Menschen auch nur den Begriffsklang: Wissenschaftskrisis von ferne vernehmen, dann raunen sie sich selber oder einander zu: „Was nun? Die Macht des Fortschrittes und der exakten Wegsicherung der Menschheit ist erschüttert. Das Grundgebäude der Moderne, die Wissenschaft, droht einzustürzen. Dann war vielleicht die Moderne nur eine Episode, ein geträumtes Zwischenreich menschlicher Eigenkraft." Es liegt am Tage, daß eine solche Enttäuschung nicht durch irgendwelche Sachkrisis einer nüchternen Einzelwissenschaft verursacht werden kann, obzwar sie gelegentlich an der Häufung von Sachkrisen ausgelöst wird. Die eigentliche Ursache beruht in dem überschwenglichen

Erwartungsgefühl, die Wissenschaft sei die ausschlaggebende Macht unseres vielseitigen Lebens, ja sie sei geradezu eine Wundermacht so, wie Mephisto sie anpreist — übrigens mit jenem satanischen Hintergedanken, welchen die unermüdlichen Wiederholer dieses Wortes von der allerhöchsten Kraft des Menschen, vornehmlich die Weggenossen Hermann Cohens, nicht zu durchschauen vermögen. Dieser Wissenschaftsoptimismus, der zweifellos auch noch die beweglichste Haltung der Vorsicht zu bestimmen vermag, ist eine Vorwegentscheidung des Gefühls; sie rächt sich immer wieder in den Gegenentscheidungen eines düsteren Enttäuschungszustandes, insoweit er freilich bloßes Gefühl bleibt und nicht zur Anzeige einer riesigen Selbsttäuschung erhoben wird. Ist aber nun einmal eine solche Enttäuschungseinstellung rege und allwirksam geworden, dann folgt diesem ersten Rückschlag auf jene äußerliche Wertauszeichnung nicht selten eine zweite Verkehrung einer noch verwirrteren „Ordnung", einer noch hoffnungsloseren Verblendetheit; denn da für die betrogenen Selbstbetrüger die Wissenschaft ihr Ein und Alles war, so wird die Flucht aus der Wissenschaft auf eine betrügliche Art in sie selbst — freilich als Zerrgebild — zurückführen.

Es bleiben nämlich für die Opfer solcher Verwicklungen nur drei Auswege in der Regel übrig: „die" Wissenschaft wird als bloßes Abbild, helleres Bewußtseinsbild der materiellen Lebensbedingungen (1) oder der psychischen Erlebnisbedingungen (2) gerettet, oder sie wird als verschmutzter und verbogener Spiegel höherer geistiger Welten in Acht und Bann getan (3). Welche ungeheure Rolle diese drei Auswege für alle diejenigen spielen, denen es nicht vergönnt ist, im Nachglanze großer, autoritativer, gebietender Lebenskreise sich noch zur Genüge oder vergleichsweise geborgen zu fühlen, denen es vor allem nicht vergönnt ist, vom Vorwollen wahrer Gebundenheiten und unverbrüchlicher Eidgemeinschaften erfüllt, getröstet, wundersam verwandelt zu sein — welche Rolle also diese drei Auswege für die großen Massen des Proletariats und die kleine Masse der Gebildeten, der Verbildeten spielen, mögen für alles andere stellvertretend drei Namen dartun: Karl Marx, Oswald Spengler, Rudolf Steiner. Daß diese drei Männer in ebenso buntem Durcheinander verhimmelt wie verketzert werden konnten, beweist für die Zuschauenden und Abwartenden, daß sie einen erschreckend trotzigen Blick in die Leibes- und Seelenbehausungen menschlicher Not, menschlicher Verzweiflung getan haben. So sind ihre Zielsetzungen gemessen und zu messen an der Art der Auswege, die sie aus dem Dunkel weisen, nicht aber Art und Weise der Wege aus einem hinreißenden und mächtigen Zielanblick gewonnen und zu gewinnen. Weltbild und Lebensrichtschnur dieser drei Auswegdenker, in der Tat bloßer Wegausdenker, ist nicht nur immer wieder neue Lockung der jeweils so und so Enttäuschten geworden, sondern kraft wunderbarer Wirksamkeit ewiger Gesetze selbst auf dem Boden der Enttäuschung vorgezeichnet und errichtet. Nicht der Anblick eines überströmenden Füllleganzen, dessen Durchdringung und Aussprechung ein volles Leben ausmacht, wie es Goethe und Herder gegangen, Kant und Hegel, J. Grimm, Ranke und in seltsamer Doppelläufigkeit den beiden Humboldts zuteil geworden, ist Anfang und Ausgangspunkt dieser drei Männer, sondern eine allerdings verblüffend ausgebeutete Ratlosigkeit,

ein fundamentales Irregewordensein. Erst die vollkommene Enttäuschung am Junghegelianismus stieß Karl Marx in eine Wirklichkeit hinaus, deren Gefüge ihm bis zuletzt in der bloßen Anordnungsform des Antithetischen erscheinen mußte; nur die Enttäuschung gegenüber exakt scheinenden Einheitsbildern und zusammenhanglosen Eindrucksschimmern, das Irrewerden an straffen Plattheiten und fortschwimmenden Schau- und Denkinseln, erst der Verdruß über dieses epigonenhafte Hin-und-Her gab Oswald Spengler den Mut und die Kraft zur Komposition jener imposanten Denkphantasie, deren Grundthema Nietzsche angeschlagen, deren mögliche Behandlungsweisen Dilthey fast bis zum Nichts zergrübelt, und deren Durchführung endlich Oswald Spengler weder im strengen, noch in eigentlich zulässigem Stil gelungen ist. Erst die unvollkommene Enttäuschung an Haeckelschem Materialismus, erst die halbseelische Ratlosigkeit gegenüber den Herrschaftsansprüchen der Naturwissenschaft des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts trieben Rudolf Steiner in die Theosophie und in den Okkultismus hinein, aus deren sämtlichen Himmeln und Höllen er auf die Erde zurückgekehrt zu sein behauptet, nunmehr dazu geschickt, die Anthroposophie oder „Geisteswissenschaft“ als einzigen Ausweg zu verkünden.

Es ist durchaus kein Zufall, sondern dem Walten eines übergreifenden Zusammenhanges zu danken, daß alle diese drei großen Nutznießer der Enttäuschung für drei Klassen von Enttäuschten eine Wissenschaftskrisis behaupten, aus der ihre Lehren einzig und allein heraushelfen. Seit Marx und erst seit Marx gibt es jenes Wort, das selbst die intelligible Welt zu vergiften droht, von der „Bourgeois-Ökonomik“, von der „bürgerlichen Wissenschaft“, und obwohl die Verantwortlichsten und feinsten Epigonen des Marxismus gegen die selbstmörderische Hetze, die sich in solchem Wahnwitz enthüllt, bedenklich geworden sind, obwohl für den Bereich der exakten Wissenschaften diese Verfemung a priori als sinnlos erscheint, beziehen sich auch noch gegenwärtig ungezählte Verurteilungen geisteswissenschaftlicher Befunde und Deutungen, sobald diese dem historischen Materialismus (oder wie man zwar ausweichend, aber ohne eine Spur von Umwälzungswillen gesagt hat: der ökonomischen Geschichtsauffassung) weder entspringen noch entsprechen, auf jene Behauptung, erst die marxistische Gesellschafts- und Geschichtslehre habe den Grundstein zu einer Auffassung vom Wesen und Werden des Menschen gelegt, die einzig und allein den Namen einer Wissenschaft von der Gesellschaft verdiene. Spenglers entscheidender Denkwille bildete sich am Problem einer systematischen Weltgeschichte, deren einzige Vorform der mächtig zurückschauende Hegel in der Übergestalt dialektischer, unabschließbarer und doch abgeschlossener Stufung erdacht und erzwungen hat; er wäre auf dem Grunde einer vorgefundenen infinitesimalen oder sonstwie exakten Universalhistorie hinfällig. Die unleugbare, indessen sehr vieldeutige, weil schichtreiche Tatsache einer ungeheuren Sachbuntheit und Betrachtungsverschiedenheit in den Geisteswissenschaften liefert für den unbefriedigten Bildsystematiker Spengler den Anblick einer hoffnungslosen Krisis, die sich vom Standorte wahrhaft architektonischer Gelassenheit inzwischen ganz anders ausnehmen mag, nämlich als dichter, unhemmbarer Aufwuchs einer Füllewelt einzelner Bauansätze und Bau-

gestalten, namentlich aber unübersehbarer Baustoffe. Solches Wuchern bedeutet durchaus Krisis, jedoch in einem Sinne, der Fruchtbarkeit nicht ausschließt, weil er Zeugungskraft voraussetzt. Diejenigen nun, denen Wissenschaft schlechthin Glaube und Weisheit, Schau und Ziel, eben alles sein soll, die nicht bei den zärtlichen und oft jahrhundertelang vergeblichen Bemühungen zu verweilen vermögen, so daß ihnen der Kern der Wissenschaften unauffindbar, ja schon ihr Duft unbemerklich ist, fühlen sich um jeden Ertrag betrogen, um jede Hoffnung getäuscht, wenn sie nicht nur im riesigen Gebäude der Wissenschaften keinen Bescheid mehr wissen, sondern selbst Einzelstockwerk und Einzelraum von einem Ding- und Seelenwerk bevölkert finden, das ihre Fassungskraft übersteigt, ihren Fassungswillen demütigt. Der Ausweg, den Spengler zeigt, ist ein gleichsam bloß optischer, außerordentlich lehrreicher, ungemein bestrickender: freudlos gebannt in jene dumpfe Gebäudewelt erblicken wir durch Fensterglas vielerlei Wasserspiele, Feuerwerke und Heckenkünste, die die Requisiten seiner Seelenlandschaften darstellen. So zieht Geschichte wohl eingeübt und trefflich maskiert an müde gewordenen Augen vorbei, denen eine bewegte Schaubühne kurze Erquickung deucht gegen die unzähligen Blick- und Denkübungen, ohne welche es niemand auch nur zum Laienbruder in der Aszetik der Wissenschaften bringt. Aber der Zug rauscht vorüber, und im gemeinen Alltage verfliegt der Zauber, den der größte (überdies nur theoretisierende) Improvisator seit Nietzsche, dem großen Improvisator, heraufbeschworen hat. Rudolf Steiner hätte nichts zu wirken, wenn es die von ihm projektierte „Geisteswissenschaft" bereits geben würde. Rudolf Steiner steht und fällt mit dieser seiner Gründung, die als Gründung nur möglich ist, weil die „Wissenschaften" versagen. Hätten sie nicht „versagt", wäre Anthroposophie überflüssig. Aber was Steiner von ihnen verlangt, können die Wissenschaften, wenn sie nur Zweck und Umkreis ihres Tuns recht verstehen, nicht von sich verlangen. Also ist die von Steiner behauptete Wissenschaftskrisis erkünstelt. Und doch entsteht der Anschein einer solchen Krisis, so bald und so lange von der Wissenschaft das ganze Leben erschöpfende, allbeherrschende Machtentfaltung stillschweigend erwartet oder laut gefordert wird. Diese Überspannung und zugleich Verdünnung des wissenschaftlichen Wirkungsbereiches tritt uns — abgesehen vom Marxismus — im Vulgärmaterialismus und sogenannten Monismus des 19. Jahrhunderts entgegen. Aber man muß schon ein Narr sein und zu unschädlicher Torheit erblinden, wollte man nicht erkennen, wie lächerlich sich diese Denkfaulheiten zum ruhmredigen Anspruch uneingeschränkter Machtgeltung verhalten. Also aus der Krisis dieser letzten, sichtbarsten Niederlage eines platten Hurra-Materialismus, aus dieser und keiner anderen Krisis gebiert sich jenes Sterbewesen der Anthroposophie, das weder Fisch noch Vogel ist, weil die dunklen, magischen Grundabsichten weder bejaht wurden noch geleugnet werden können, kurz: — verdeckt werden, die beanspruchten wissenschaftlichen „Hauptabsichten" dagegen dergestalt verkannt und verharmlost sind, daß ein Vergleich mit der großen überlieferten europäischen Wissenschaft Gehalt und Träger solcher primitiven Anmaßung richtet, zugrunde richtet. Auch dieses Geräusch

wird sich verlieren; denn die Stille ist den Wissenschaften gut, ihrem Gedeihen ganz unerläßlich.

Nur im Umkreise eines solchen Schaukelverhältnisses von Erwartung und Enttäuschung, von wissenschaftlichem Optimismus und wissenschaftlichem Pessimismus ist Anklage und Ansatz, Vorwurf und Entwurf dieser und ähnlicher Zwittergebilde möglich und wirksam. Deshalb ist es auch ganz vergeblich, den eben gezeichneten Gestalten und ihren Lockungen auf eine gleichsam treuherzige, von jeher geheiligte Art des Waffenganges zu begegnen; Lasso und Hinterhalt, Gasangriff und Umnebelung sind Kampfarten, gegen die man sich in ihrer buchstäblichen Erscheinung erregen und empören kann, während wir ihren geistigen Gegenbildern als bloßen Irrtümern, Fehlschlüssen, Unvollständigkeiten und Übertreibungen schulmeisterlich oder schülerhaft ohne ein Gefühl für geistige Schuld und geistiges Abenteuer, wirkliche Verruchtheit und verhängnisvolle Verblendung mit gespitztem Bleistifte und federnden Antithesen entgegenzutreten gewohnt sind. Ohne daß wir uns dazu herbeilassen, die gerade Kämpfergestalt gegen die wendige Duldergestalt abzuwerten und auszuspielen, wollen wir erst recht angesichts des Triumphes gemeiner Schläue und einer gegenwärtigen Verlogenheit, die zu einer zweiten sich harmlos gebenden Natur wurde, in ernstem Staunen gestehen, daß der hellenische Geist, ja noch mehr die hellenische Seele in der Doppelzeichnung des achilleischen und odysseischen Menschen eine ungeheure Tiefe unmittelbarer Anschauung offenbart hat. Der Trojanische Krieg ist zu Ende, und die Irrfahrten haben begonnen. Erleben wir es nicht alle, wie man uns in Schweine oder Boches verwandeln will? Der Gesang der Sirenen ist nicht ohne Eigenfesselung zu ertragen. Weises und rettendes, reifes und segenbringendes Heldentum, das die idealisierenden Menschheitsbeglücker niemals verstehen werden, weil in ihm kein Deut von Tugendkraft erlogen und kein Deut ewiger Schwäche verleugnet wurde! Gegen die Kriegsopfer demonstriert die Straße in unglaubwürdigen Aufzügen. Wer aber ereifert sich über die Einzel- und Massenopfer der groben, der süßen und der verheißenden Verführung? Darum geschehen auch alle Attentate gegen die großen Verführer auf bloßen Verlust, so wenn gutmeinende Männer in ganzen Buchindustrien der Abwehr ihre Warnungs- und Widerlegungstafeln aufrichten, ohne daß sie den Betroffenen helfen könnten und die Gefährdeten zu retten vermöchten. Denn diese gutmeinenden Männer haben das Schaukelspiel von Erwartung und Enttäuschung nicht begriffen und vergessen, daß nur auf dem Grunde einer wirklichen Not und fortwährenden Bedrängnis die breiten Heerstraßen solcher Ausweglabyrinthe geschaffen und gangbar werden konnten. Vor allem sehen sie nicht den aus der Not entspringenden Fernzusammenhang der heraufbeschworenen Krisen und lassen sich an der Aufknüpfung des Schuhbandes genügen, wo die Seele verstrickt ist. Denn es gibt in der Tat keine sogenannte geistige Hochkonjunktur, die nicht irgendwo einen ganz schweren und auf das Absolute beziehbaren Hintergrund hat, weil jenes Mode gewordene in immer kürzeren Umschwüngen sich ereignende Ermüdungsspiel von lächerlicher Erwartung und verstörender Enttäuschung, von erzwungener tieferer Erwartung und nunmehr

erst recht vernichtender Enttäuschung nie aus dem Nichts entspringen geschweige denn durch sich selbst begriffen werden kann, sondern vielmehr einer Krisis entstammt, die weder im Wissenschaftlichen beginnt noch im Wissenschaftlichen endet, wohl aber auf ihrem Entladungswege auch das Reich der Wissenschaft durchschüttert und nicht selten verwüstet.

Die gewaltige Unterströmung dieser umgreifenden Unruhe verstehen wir erst, wenn wir den Blick auf die mannigfaltige Zerstörung des allgemeinen Strombettes der gesamten Lebensbewegung richten. Freilich ist es unbedingt unzulässig, an Traumbildern eines nicht darstellbaren Einklanges und Deutungsbildern einer nicht verwirklichten Einhelligkeit die gegenwärtige Spaltung messen zu wollen. Allein weder der Erweis dieser Traumbilder als bloßer Phantastik noch die Entlarvung dieser Deutungsbilder als willentlicher oder ahnungsloser Schönfärberei vermag uns von dem tieferen Bewußtsein zu befreien, daß das Chaos, in dem wir umgetrieben werden, von uns zu verantworten sein wird, wie es von uns — in welchem Umfange immer — gemeistert werden soll. Aber es gehört zu dem Doppelantlitz jedes echten Chaos, daß es uns nie von außen verrät, was es gleichsam von sich aus an neuem Lebensstoffe und neuer Lebensgestalt für die Zukunft birgt. Die einen deuten das als Fäulnis, was die andern als Keimboden preisen, die einen nennen das Zersetzung der Seelen, was die anderen als Scheidung der Geister beurteilen; jene mutet eine allgemeine Sprachverwirrung wie greisenhafte Zerstreuung an, diese glauben in solcher Ungestalt den Beginn einer neuen Formart vorgezeichnet zu sehen. Während also die Fanatiker das Alte nicht sterben und das Junge nicht wachsen lassen wollen, beides mißverstehend und den Tiefsinn der Umordnung in Nichtmehrordnung und Nochnichtordnung auseinanderreißend, eben weil sie ihre Ordnungswelten in ängstlicher Starrnis erhalten, vermögen nur diejenigen, die sich ihre natürliche Scheu vor aller Verhärtung bewahrt und eine wohlbehütete Strenge gegen bloße Vermischung und Verweichlichung errungen haben, jenes Doppelantlitz kaum als ein Sowohl-als-auch, immer als ein Weder-noch, niemals aber als das „Entweder-oder" der Beschränktheit zu deuten. An der unzulänglichen Abwandlung dieser Entscheidungen haben sich nicht die schlechtesten Kreise der deutschen Jugendbewegung bisher fast aufgerieben und werden es weiter tun, ganz abgesehen davon, daß die Jugend erst dann Jugend ist, wenn sie ihre Grenzen mit Bestimmtheit ahnt, welche ihr sonst zu Eigenschranken werden, an denen sie sich verblutet: — dann auch ein Opfer und gewiß das beklagenswerteste im Erschöpfungskreis reinster Erwartung und heillosester Enttäuschung.

Es liegt nun nichts näher, als der stillschweigende oder laut herausfahrende Einwand, man dürfe keinesfalls so schwere und breite Dinge nebeneinander und sogar durcheinander behandeln: das wäre unverantwortlich und erhöbe den Anschein von Sicherheiten und wirklich gelungenen Durchklärungen, deren Dasein man erst auf Grund einer bis ins Einzelne kontrollierbaren Tatsachen- und Gedankenausbreitung auch nur annehmen, noch lange nicht aber für wahr halten müsse. Das, wovon der Einwand spricht, stimmt indessen mit dem überein, was wir zur unerläß-

lichen Rahmenbedingung unseres Durchblickes selber erhoben haben. Jedoch das, was der Einwand erreichen will, nämlich ein bestimmtes und einziges Verhältnis von Gegenstand und Behandlungsbreite: dieses Verlangen entspringt einer verhängnisvollen Irrung und kann im Falle der Befolgung zumeist in die leidige Gepflogenheit trostloser Darstellungsarmut ausarten. Denn ganz irrtümlich wird der einzig notwendige, aber auch hinreichende Durchdringungsbezug von Gegenstand und dessen Durchdenkung in das zwar durchaus wesentliche, aber von diesem Durchdringungsbezug abhängig veränderbare Verhältnis von Gegenstand und Darbietungsweise verrückt. Freilich haben die formalen Ansprüche jeweiliger Darbietungsart ihren unbegrenzten erziehlichen Wert, ihren unabsehbaren sachlichen Nutzen: so bleiben Gründlichkeit und unnachläßliche Strenge des umsichtigen und beherrschten Denkers und Forschers stete Voraussetzungen seiner Zuständigkeit. Was aber nützen alle Produktionsmittel ohne Produktionsquellen? Was soll uns das Pochen auf bloße Disziplinierung, die immer nur wieder sich selbst, ihre Vollkommenheit zeigt in — wie es bezeichnenderweise heißt — der Bewältigung, der Beherrschung, der Verarbeitung von deshalb gleichgültigen Gegenständen, weil auf Intensität und gleichsam Geschwindigkeit der Gegenstandserledigung aller Nachdruck liegt und jener Zweifel auf taube Ohren trifft, ob es nicht ein gestuftes Gegenstandsreich gibt, in welchem Erledigungsart und Erledigungsmittel innere und äußere Grenzen finden, weil Gegenstandsverschiedenheit die entscheidende Behandlungsverschiedenheit im Gefolge hat. Nun besteht aber die eigentümliche Tatsache, daß alle nur erdenklichen Darbietungsweisen nichts bedeuten gegen die inneren Maßstäbe des einwohnenden Anspruches und der einwohnenden Erfüllung oder Nichterfüllung dessen, was in der großen Überlieferung unserer klassischen Philologie prägnant Darstellung heißt. Mag die Darstellung welchem Darbietungssektor auch immer angehören, ihr Wert wird dadurch entscheidend nicht bezeichnet. Wenn Kant in der Vorrede der 1. Auflage der Kritik der reinen Vernunft zur Entschuldigung seiner eigenen Weitläufigkeit und zugleich zu ihrer Kritik bemerkt, daß die umständliche Ausbreitung und helle, klare Ausmalung der einzelnen Systemteile der Deutlichkeit des Ganzen schade; wenn andererseits hin und wieder Aufsätze wie dichteste Buchwerke anmuten, dagegen in ganzen Wälzern buchstäblich ausgewalzte, in der Tat gestreckte Aufsatzthemen uns bis zum Einnicken langweilen, dann ist es auch für den Blödesten gewiß, daß Art und Maß darbietender Zurichtung keinen Aufschluß über echte Gegenstandseingeweihtheit von sich aus zu geben vermag.

Daher werden wir uns über unseren verwickelten Gegenstand, der in Wahrheit eine Gegenstandshäufungsstelle ist, nicht mit jener Scheinklarheit verbreiten, die zumeist ihren Anfang in der ganz unzureichenden Selbstverständigung des Autors und ihr Ende in der beliebten Täuschung des Lesers findet, mit einem Gefühlsschwang und Bewertungsrausch eingebildeter Klarheiten einen ganzen Anschauungs- und Gedankenknäuel von Uneinsichtigem und Undurchdachtem zu behaften. So werden wir oft dunkel erscheinen müssen, wo Hinweis und Andeutung die besondere Selbsttätigkeit des Empfangenden aufruft; unklar da, wo vielleicht in einem Satze

an sich fernliegende Gegenstandsbereiche im Wechselbezuge kommunizieren und asymmetrische Gedankenverhältnisse aufleuchten; endlich unverständlich dort, wo Gebiete gestreift werden, die nicht zufällig fast unbekannt und dennoch von eigentümlicher, unwiderstehlicher Wirksamkeit sind. Jedenfalls muß dieser dreifache Anschein in Kauf genommen und überhaupt die Undankbarkeit der gedrängten Abwandelung einer an sich überreichen Denkaufgabe uneingeschränkt anerkannt werden. Denn die Tiefsinnigkeit des alten deutschen Denkens ist auch heute noch nicht unsere eigentliche Erprobungsgefahr, sondern das widerwärtige Gemisch ekstatischer Gedankenlosigkeiten mit Gefühls- und Denkplattheiten, von denen die Massen wie die Intellektuellen im Grunde gleich stark bewegt werden.

Die Wissenschaftskrisis, die bisher gezeigt wurde, entspringt ebensosehr der Wissenschaftsüberschätzung, wie sie darein in noch verhängnisvollerem Laufe wieder einmündet. Diese Krisis entspringt also nicht aus der inneren Sachlage der Wissenschaft selber. Sie entspringt vielmehr aus dem Verhältnis des szientifischen Kulturteilbereiches zu den nichtszientifischen Kulturbereichen. Der Hintergrund dieser Wissenschaftskrisis also ist jene Kulturkrisis, die seit der Renaissance mit jeder neuen Wendung an Schärfe und innerer Gegensätzlichkeit zugenommen hat: Reformation — Gegenreformation; Aufklärung — Romantik; Revolution — Restauration; Idealismus — Realismus; Mystizismus — Ökonomismus; Mechanik — Historik. Angesichts dieses riesigen Themas war strengste Selbstbescheidung trotz aller Hinweise und Andeutungen nötig; mithin mußte die Umreißung dreier bezeichnender Ausprägungen (Marx, Spengler, Steiner), deren Gehalt übrigens nicht minder verschiedenartig als verschiedenwertig ist, bei solcher Rahmung vollauf genügen. Mit allem Ernst ist hier noch einmal darauf hinzuweisen, daß jegliche bloß taktische Einzelstellung beispielsweise zu diesen drei Ausprägungen zu nichts anderem führen kann, als zu bloß taktischen Folgen. Und wenn auch an allen Einzelpositionen mit Recht oder Unrecht Sieg gerufen wird, so kann das Ganze nur eine um so trostlosere Niederlage bedeuten. Die neue Front wird erst sichtbar, wo ein strategisches Grundgesetz das Einzelne unerbittlich umgreift; denn diese Schlacht zwischen den Andersdenkenden und Anderswollenden ist durch diesen Krieg und durch diesen Frieden mit erneuter Heftigkeit ausgebrochen: sie tobt ohnehin weiter, selbst wenn ein paar Tausend Intellektuelle den Rücken krumm machen und von einer Duldung schwatzen, die sie in ihrem eigenen Zirkel weder üben noch genießen. Indem wir also auf der großen Karte bestehen, bezeichnen wir diesen Abschnitt als Schätzungskrisis der Wissenschaft vom Standorte der Wissenschaft aus, als extraszientifische Wissenschaftskrisis vom Kulturganzen aus gesehen. Gerade weil der moderne Mensch eine fürchterliche Leere gegenüber seiner religiösen Berufung zu ahnen beginnt, Besorgnis und Ekel seiner künstlerischen Zulänglichkeit gegenüber fühlt, geradezu helle oder dumpfe Verzweiflung endlich angesichts der staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen Aufgaben, — gerade weil der moderne Mensch sich in diesen Lebenskreisen so bedroht und ohnmächtig weiß, überträgt er all deren Heil- und Wunderkräfte auf jenen stillen Dienstbereich der Wissenschaften, die er mit solcher zugedachten Belastung sinnlos

bedrückt und erfolglos bedrängt. In Gemäßheit zu der oben vorgetragenen Grundmeinung über die innere Wesensproblematik des geistigen Chaos stellt sich sonach die extraszientifische Wissenschaftskrisis von der Wissenschaft her gesehen als Täuschungskrisis, vom Kulturganzen her gesehen als typische Verdrängungskrisis heraus. Wenn optische und seelische Illusionen — und illusio heißt wörtlich zunächst Verspottung — eben Täuschungen bedeuten, denen man sich nicht entziehen kann, Lockungen, denen man nicht widerstehen kann, so greifen wir mit Händen, daß die Täuschungskrisis dem Schaukelspiel von Erwartung und Enttäuschung zugrunde liegt und sie sich selbst in diesem gleitenden Auf und Nieder als Verdrängungskrisis bewährt. Wie tief die Narrungskünste dieser Schätzungskrisis selbst die wachesten und härtesten Köpfe verstricken, dafür ist Max Weber ein erschütterndes Beispiel, und wir hätten keinen Grund, bei diesem Fragezusammenhange noch zu verweilen, wenn nicht Max Webers „Wissenschaft als Beruf" eine Aussprache eröffnet hätte, welche für die allgemeine Schwebelage der Schätzungskrisis ungemein bezeichnend ist. Und wir hätten darüber hinaus scheinbar unsere Lageskizze von diesem Krisenabschnitt vollendet, soweit von Vollendung gesprochen werden kann; aber doch auch nur scheinbar. Denn sowohl die Bildungskrisis seit dem Sturm und Drang nach der Verästelung in allgemeine und wissenschaftliche Bildung hin, wie die Ausbildungskrisis des Fachmenschen, diese letzte ein spezifisches Lieblingsproblem Max Webers, sind ersichtlich so sehr in den Wirbel des Schätzungschaos hineingerissen, daß das seinen Grund in der Sache haben muß. Gar nicht paradox schließlich, aber nirgend eigentlich durchschaut ist das eigentümliche Umfassungsverhältnis der extraszientifischen Wissenschaftskrisis zu jener Dauerkrisis der Philosophie seit den Tagen ihrer offiziellen Absage an die autochthone Metaphysik. Daß die Dauerkrisis der Philosophie noch eine andere Seite hat, geht allein schon aus der Tatsache jener Kleinrenaissancen hervor, die zu mindest eine Wiederbelebung, Wiederaufgrabung der großen Überlieferung von Leibniz bis Lotze darstellen. Aber diese Seite hängt mit einem Krisenabschnitt zusammen, der zum Teile gerade die zentrale Wissenschaftskrisis, soweit von dieser gesprochen werden kann, mitbetrifft.

Wir werden nunmehr unter Bevorzugung einer eigentümlichen Reihenfolge die Bildungskrisis an einem typischen Beispiel durchanalysieren, um uns dann mit Max Weber auseinanderzusetzen, dessen grundlegende Denkwelt uns zugleich auf die erste Abwandlung der Dauerkrisis der Philosophie wie von selber verweist.

Wer in unseren Tagen noch soviel robur besitzt, bei allem Verständnis für Georg Simmels Feinheit und Geist einmal kräftig über dieses Funkelwerk und gedankliche Geglitzer zu lachen, nicht aus Verachtung, sondern mit jener humorigen Wärme, mit der ordentliche Hauseltern mancherlei törichtes Spielzeug auf dem Weihnachtstische so unnütz wie vergänglich finden, der vermag einzusehen, daß dieser Mann und sein Kreis typische Träger und typische Opfer der allgemeinen Bildungskrisis geworden sind. In den ungemein feinen Kriegsaufsätzen Georg Simmels über den Krieg und die geistigen Entscheidungen und den Konflikt der modernen Kultur setzt er für die Eingeweihten das im Grunde tief melancholische Spiel jener vollkommen unfrucht-

baren Selbstzergliederungen fort, das er in der Philosophie des Geldes begonnen, in seiner Philosophie der Kultur zu blendender Antithetik emporgeführt, in den vier metaphysischen Kapiteln seines nachgelassenen Werkes aber mit erschütternder Ratlosigkeit abgeschlossen hat. Das Kernstück seiner Philosophie der Kultur ist die Wesensbestimmung der Kultur als Weg der Seele zu sich selber oder, wie er auch sagt, der Weg der Selbstvollendung der Seele. Diese individualistischste und müdeste Bestimmung der Kultur würde zutreffen sogar als exakteste Bestimmung für das, was man Kultiviertheit nennt: — ein anderes Wort für die eigentlichste Form, Unform unserer Bildung. Nichts anderes erfahren wir aus den Merksprüchen der „Blätter für die Kunst", in denen „Bildungseinheit" und „Bildungsgrad" dem eingeklammerten Worte Kultur als gemäße Verdeutschung und unzweideutige Wesensbestimmung vorgesetzt wurden. Aber es gibt keinen tieferen Unterschied und verhängnisvolleren Gegensatz als den von Kultur und Kultiviertheit. Alle Erwartungen, die an den Weg der Seele zu sich selber geknüpft wurden, müssen scheitern, weil der Weg der Seele zu Unseelischem und Überseelischem führt und die Vollendung der einzelnen Seele als Ergebnis des Weges zu sich selbst weder im Seinsreich möglich noch von dem höchsten Wertgesichtspunkt aus Ziel des Strebens und Zweck des Lebens ist. Also hat Georg Simmel die erst nach der Romantik mögliche, der Wesensunruhe Nietzsches entsprechende, seiner Werdensunruhe gemäße Bildungserscheinung bloß gespiegelt, aber nicht eigentlich betrachtet, geschweige denn durchschaut. Diese ganz subjektivistische, ganz psychologistische Bildungsdeutung der Kultur als bloßer Subjektkultivierung wird nur zum Scheine verdeckt durch den von Simmel eingeführten „Fetischcharakter" der Geistesgehalte, „dieses allgemeine Schicksal unserer Kulturinhalte". Denn daß sich die „Zwischenform der Objektivität" der von Subjekten geschaffenen und für Subjekte bestimmten Kulturinhalte immer wieder zur Selbstform verhärten kann, daß also die Kulturinhalte nicht ihrem eigentlichen Zwecke, sondern ihrer immanenten Logik folgen, daß diese verselbständigten Inhalte den Weg der Seele von sich als der unvollendeten zu sich selbst als der vollendeten abzulenken und überhaupt zu bedrohen imstande sind — diese „tragische Situation", die Simmel in seinen die europäische Krisis behandelnden Schriften dann später an Beispielen erleuchtet hat, ist so doch nur aus psychologistischem und individualistischem Gesichtswinkel her zu behaupten.

So ist Simmels „Tragödie der Kultur" unabtrennbar von seinem individualzentrischen Begriff der Kultur. Folgerichtig gehört in dieses Bild jene Genielehre und Epochentheorie hinein, mit Hilfe deren das Genie und die begnadete Epoche aus dem tragischen Verlaufe herausgehoben erscheinen. Ohne diesen Hintergrund vermag man nicht das rätselhafte Gedankengefüge in Simmels Monographien, etwa über Goethe und Rembrandt, zu durchschauen. Solche in bloße Bildungsrätsel zerstäubte Kulturbetrachtung gipfelt ersichtlich in der gedanklichen Glorifizierung großer Einzelindividuen und kleiner Gruppenindividuen. Weder Volk noch Staat, weder Überlieferung noch Disziplin werden erwogen; die mittelalterliche Kultur weder gesehen noch als Problem anerkannt. Das Insichselbstverschlossensein des

großen Menschen ist Simmel so ausschließliche Gewißheit, wie sie dem Edelmann im „Tor und Tod“ zur eigentlichen Lebenswirklichkeit wurde. Es schließt sich das müde Bildungsweltbild zur Attitüdenlehre, welche die einzelnen Systeme etwa der großen Denker sich selbst überläßt und nicht in der mindesten schicksalsmäßigen Verbundenheit sucht, sondern ihnen jeweils geltende Grundhaltungen der Welt gegenüber unterlegt, so daß diese selbstgenugsamen Geniegebilde jenseits jedes Gegensatzes von Wahr und Falsch ihrer unauflöslichen Dignität gewiß sind. So endet diese vollkommen bauunfähige Bildungsphilosophie mit dem tödlichen Bescheid, daß man sich nicht einmal zu entscheiden brauche, obwohl das Zugeständnis genügt hätte, daß man sich nicht mehr entscheiden könne. Den Vorwurf der Unverantwortlichkeit des Denkens dürfen wir Georg Simmel nicht ersparen, auch wenn wir mit tiefer Erschütterung gestehen, daß er im Kriege fühlte, in welche Welt er gebannt war, in dem Augenblicke nämlich, als er das Wort von der „absoluten Situation“ aufgriff, ohne daß es zur eigentlichen Wandlung den Anstoß geben konnte. Georg Simmel ist nur ein Beispiel für Tatsache und Ausmaß der modernen Bildungskrisis. Mühelos könnten wir eine ganze Reihe solcher Beispiele vorzeigen; hier müssen wir uns mit dem Versuche eines veranschaulichten Wesenszusammenhanges begnügen. Auch da wieder sind gewisse Gefühlsfärbungen und unausgesprochene Werthaltungen entscheidender als die jeweiligen mehr oder minder entsprechenden theoretischen Erzeugnisse, ein Verhältnis, das keineswegs auf die Zeit und Mode überdauernden Werke der Meister irgendwie zutrifft, weil hier die personalen Polaritäten nicht mehr auf der Werkbühne agieren, sondern in einer wunderbaren Verwandlung vor dem Werke verstummen oder ihm untertan geworden sind. Das, was in der Bildungskrisis die entscheidenden Wirbelpunkte bildet, ist ganz deutlich nach dem Gesagten einmal die uneingeschränkte Wertschätzung der im Entfaltungsprozeß und nur in diesem vollendbaren und vollendeten Seele und sodann die gefühlsmäßige Überzeugung, daß die Kraft, diesen Weg zu gehen, wesentlich individuelle Eigenkraft sei. Wie, wenn das Bewußtsein der Vollkommenheit aus eigener Kraft sich als oberflächlich, die uneingeschränkte Anerkennung aber unserer kreatürlichen Unvollkommenheit sich als eigentliche Gestaltungskraft erweist? Mit solcher Frage stoßen wir in der Tat auf eine grenzenlose, individualistische Selbstüberschätzung, deren Erwartungen grausam zerstört werden müssen. Wenn irgendwo, so ist in dieser Desillusionierung der Schlüssel dafür zu finden, daß in ungezählten Freundschafts- und Bildungsbünden Erwartung, Verehrung und Nachfolge sich in ihr Gegenteil verkehren, da die große Hilflosigkeit des Einzelnen, ja geradezu seine Hilfsbedürftigkeit nicht ernst genug genommen wurden. Dann aber wundere man sich nicht, daß der Bildneranspruch kleiner und zersetzter Bildungsgruppen den Massen wie dem Volke als ein wahrer Hohn auf die zerbildete Wirklichkeit erscheint. Der Grundbefund, um dessen Bestandsaufnahme wir uns hier lediglich mühen, stimmt mit dem der wissenschaftlichen Schätzungskrisis merkwürdig überein: wurden da durchaus überwissenschaftliche Kulturaufgaben den Wissenschaften übertragen, so werden hier durchaus überpersönliche Vollkommenheiten, Führungsaufgaben und Erziehungsmächte dem Quell- und Zweckbereich des

rein Persönlichen überantwortet. So wenig die Schätzungskrisis der geschichtlich geistigen Welt als einem Fundamentalbereiche gerecht wird, in welchem Wissenschaft ewig einen zwar in sich unendlichen, aber unübersteiglich umschränkten Teilbereich ausmacht, so wenig enthüllt die Bildungskrisis im Kreislauf ihrer eigenen Irrungen das unumkehrbare Verhältnis von Person und Werk, das den Träger des Werkes dadurch nicht Lügen straft, daß er in den einzelnen großen Fällen des Schöpfers, Meisters und Staatsmannes als Erzeuger, Vollender und Erfüller des Werkes auftritt.

So ist es uns denn ganz unmöglich, an der epigonenhaften Fortspinnung eines Zielbildes vom „harmonischen Menschen" teilzunehmen. Dieses ewig wiederkäuende Ungeheuer des wie immer organisierten „Vollmenschen" ist deshalb eine Abstraktion, weil an die Stelle des durch seine Zweck- und Gotteswelt gestalteten Menschen unvermerkt der bloß gebildete Mensch getreten ist, dessen traurige Lage Georg Simmel zwar als Tragödie der Kultur ohne Not ausgerufen, aber doch da vollkommen richtig aufgehellt hat, wo er von der wesensmäßigen Schranke der Aufnahmefähigkeit des Menschen „sehr reicher und überladener Kulturen" spricht. Der tiefste Zusammenhang von Schätzungskrisis und Bildungskrisis tut sich aber in der geistigen Besitzeinstellung beider auf. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir dabei nicht an sublimierte wirtschaftliche und rechtliche Klassenvorstellungen denken, schon deswegen nicht, weil eher umgekehrt die geistige Besitzeinstellung in bestimmten Formen und nur in diesen eine bestimmte Wirtschaftseinstellung umgreift. Gemeint ist mit dieser durchaus vergleichbaren Haltung die Zurückweisung jeglicher Lehensauffassung, jeglichen bescheidenen Teilnahmeverhältnisses: so besitzt man die Wahrheit wie eine ungeheure Macht, und die anderen sind die Ohnmächtigen, weil sie sie nicht besitzen; so besitzt man höchste Bildung, und die anderen sind mindergebildet, halbgebildet oder gar ungebildet. Wo nun Wunderdinge verrichtet werden sollen, da werden Wissensgüter und Bildungsschätze „übermittelt", und es verschlägt nichts, daß der Arbeiter sich seinen Fortbildungskursus mit dem Gedanken: „Wissen ist Macht" rechtfertigt, der Gebildete jedoch etwa einem kunsthistorischen Zirkel beiwohnt mit der ernsthaften Selbstbeschwichtigung: „Bildung ist innerer Reichtum." Alle Gegensätze sind hier vorgespiegelt und die Unterschiede belanglos: der Arbeiter wie der Gebildete wollen jeder etwas für sich haben, um dann jeder für sich mehr zu sein, mehr zu haben, als sie vorher hatten, als sie vorher waren. Sie wollen beide nicht in eine unser armseliges Dasein heiligende geistige Welt eingeweiht werden, sie wünschen oder fordern mit einer unaussagbaren, wohl aber erkennbaren seelischen Gier Bereicherung und, wenn sie einmal erschüttert und dem Ahnungsgefühl einer sich ankündigenden Einweihung für den Augenblick anheimgefallen sind, dann ist das für ihre überraschte Seele ein schöner oder schreckender Zufall — und weiter nichts. Da nun diesem bleibenden Heißhunger des bildungssüchtigen Menschen eine tiefe, durch Augenblicksbeschwichtigung nicht aufzuhebende Unrast zugrunde liegt, verraten Bildungskrisis und Schätzungskrisis der Wissenschaft ein ähnliches Gegenverhältnis zur gegebenen Wirklichkeit: beide Krisen gründen sich auf ein funda-

mentales Ungenügen, indem diese gegenüber dem sachlichen Ungenügen, jene gegenüber dem menschlichen Ungenügen erst ihre eigentliche Daseins- und Soseinsberechtigung erlangt. So bildet sich innerhalb der Schätzungskrisis eine oft bis in die härtesten Denkübungen hinaufreichende Gefühlswertung gegen bestimmte „überlebte" Wissenschaften, Wissenschaftsgruppen und Wissenschaftsstufen, so daß tief verwurzelte Abneigungen sogenannter wissenschaftlicher Neugründer ganze Generationen gegen alte Wahrheiten und neue Irrtümer vollkommen blind machen. Was nun die formale Natur solcher Schwenkungen, Abwendungen und Wiederanknüpfungen betrifft — auch in der Bildungskrisis ist fast jedes Einzelproblem durch oft ganz überraschende Linienzüge und deren rückläufige Abwandlungen bestimmt. Überdies werden sich jeweils freilich meist vermittelte materiale Entsprechungen zwischen Schätzungskrisis und Bildungskrisis allerdings nicht ohne Mühe erweisen lassen, die wir kaum nirgends bisher aufgewendet sehen. Denn obwohl allgemeine und wissenschaftliche Bildung in Zielsetzung und Stoffbereich sehr verschieden sind, nehmen Benachbarung ja teilweise Deckung de facto einen ganz erstaunlichen Raum ein. Wie schwierig derartige Grenzuntersuchungen, zu denen übrigens unserem fronenden Volke seit Versailles jede auslangende Muße geraubt wurde, im einzelnen sein mögen, kann allein schon aus diesen drei hingeworfenen Beispielen erhellen: Verhältnis der Goethe-Forschung zum Goethe-Kultus, Verhältnis der historischen Bildung zu den historischen Wissenschaften, Verhältnis unserer Aufnahme des Ostens zur Erkenntnis, ja schon bloßen Kenntnis des Ostens. Innerhalb der Bildungskrisis wollen uns immer wieder drei Grundformen sowohl in reinster Vereinsamung wie nicht minder in merkwürdigster Paarung begegnen: die hymnische, die dogmatische, die skeptische Bildung. In Georg Simmels Grundbegriffen und Endgedanken trat uns eine eigentümliche Verschlingungsform dogmatischer und skeptischer Artung entgegen. Eine Betrachtung der Gruppe, die zumeist vorschnell schlechtweg Stefan-George-Kreis genannt wird, würde unzweideutig ein höchst sonderbares Ineinander und Gegeneinander hymnischen und dogmatischen Strebens erweisen. Einer anschmiegenden Durchforschung dieser krausen Bildungsproblematik werden sich zwanglos noch eine ganze Reihe anderer Einteilungsgründe eröffnen, und der hier angebotene bleibt ein Hinweis ohne angemaßte Ausschöpfung des Gegenstandes.

Da die Kontroverse: Max Weber-Erich von Kahler-Arthur Salz immerhin an einer wenn auch äußerst bedeutsamen Gelegenheitsrede Max Webers entzündet wurde, muß man sich hüten, an sie Hoffnungen dauernder Klärung zu knüpfen, um so mehr, als in diesen Augenblicksauseinandersetzungen die werbende und abstoßende Sprache der Leidenschaft und augenblicklicher Zuspitzungen vorwaltet, nicht selten alles einzelne Sachwerk verdunkelnd und so dem Ganzen ein falsches Gewicht verleihend. Denn Max Weber hat von vornherein aus einem ganz bestimmten — venia sit verbo — politischen Zweckzusammenhang heraus vor einer ganz bestimmt gerichteten akademischen Jugend über Wissenschaft als Beruf gesprochen. Er hat mit ebenso wundervoller als paradoxer Leidenschaft die ausschließliche Sachlichkeit gepriesen und in einer vollkommen zutreffenden Abschätzung des immer stärker durch-

einander gärenden Mischmasches von Halbwissenschaftlichkeit und Demagogentum eine entschlossene und freilich verhängnisvolle Abscheidung der „reinen" Wissenschaft von der Politik und den anderen nichtszientifischen Lebenskreisen vorgenommen: einen schärferen Feind können sich also die Marx, Spengler, Steiner gar nicht denken. Und doch ist er nur ein konträrer, nicht kontradiktorischer Gegner dieser Leute. Denn was sie an Erwartung in diese ihre „neue" Wissenschaft hineinlegen, das breitet Max Weber an enttäuschender Ernüchterung über die „alte" Wissenschaft aus, das heißt soweit sie und solange sie Weltanschauungsansprüche erhebt. So wird ihm die Schätzungskrisis zur Scheidungskrisis, und an die Stelle der Verdrängung von Mächten tritt als Hintergrundsbild die Verteilung von Aufgaben, welche den einzelnen Wirkungsarten der Kultur zugeschrieben und zugewiesen werden. Aber die meisterhafte Max Webersche Begriffsschemie gerät sofort in Widerstreit mit der Wirklichkeit, wenn das bloße Sichten des Verschiedenen sich alsbald wenn auch fast unmerklich in ein Schichten des Geschiedenen wandelt. So recht Max Weber darin hat, daß der unabbrechbare Werdegang der Versachlichung einen Rationalisierungsprozeß ohnegleichen darstellt, so wenig ist damit erwiesen, daß die Versachlichung nur Rationalisierung darstelle; so wenig ferner bestritten werden kann, daß die fortschreitende Wissenschaft fortschreitende Spezialisierung ist, so wenig erhellt daraus, daß sie nur Spezialisierung sei und nicht in „gleichem" Maße den großen Gegenhalt eines neuen Universalismus herausarbeite, den übrigens niemand mehr in Hirn und Blut besessen hat als Max Weber selber; so wenig endlich geleugnet werden kann, daß die Rationalisierung der gesamten europäischen Kultur unaufhörlich fortschreitet, so wenig folgt daraus, daß sie das Irrationale in Winkel des Lebens verjage, daß sie die Welt „entzaubere".

Denn zunächst verzaubert sich die Rationalisierung selber. Der entwerfende und ausführende Tatgeist etwa des europäischen Wirtschaftslebens und — wir wählen absichtlich dieses „Gegenbeispiel" — der europäischen Philosophie entfaltet ebensowohl eine unabsehbare Schar wohlverschiedener Individualitäten, wie darüber hinaus eine immer dichter werdende Gefügewelt unabreißbarer Zusammenhänge und unverlierbarer Überlieferungen dergestalt, daß nunmehr nichts dringlicher erscheint, als die dunkle, aber unentrinnbare Frage nach dem Sinn des Kampf und Geschichte, Staat und Wissenschaft schaffenden Geistes. Der schaffende Geist ist dem bloß erkennenden Geist um eine völlig unbekannte Beschaffenheit überlegen, und wie es scheint, um erste Gestaltung und wahre Fortwirkung voraus. Dem einmal vor sich selbst staunenden Geiste, der gegenwärtig ebensowenig weiß, was „Kapital" ist, wie er auszubeuten vermag, was „Philosophie" bei allem Wandel ihrer Gestalten sei — diesem gedemütigten, aber wieder bewundernden Geiste genügen nicht mehr die an sich auch für ihn unentbehrlichen Denkkünste unablässiger Zergliederung, da es noch etwas anderes geben muß — gerade für den denkenden Geist, als das müßige Spiel vervielfachender Analyse und vereinfachender, vereinheitlichender Synthese. Begegnet nicht gerade Max Weber selber in seinem schwermütigen Vortrage über Wissenschaft als Beruf (und Beruf der Wissenschaft, Seite 17!) die düstere Spiegelung von diesem

neckenden und schreckenden Bilde eines Geistes, der sich selber nicht mehr begreifen, geschweige denn als einige Gestalt bilden will, überall da, wo er in sehr bezeichnender Symbolik die Auseinandersetzung der einzelnen Kulturgebiete miteinander als den unerbittlichen Kampf ewig geltender „Götter" so heidnisch wie polytheistisch bezeichnet?

Und das soll Entzauberung der Welt sein? Zur Selbstverzauberung des Geistes aber gesellt sich nicht nur ein perspektivisches, sondern ein substanzielles Heraufwachsen des Irrationalen. Der Krisenanblick einer bloßen Verdrängung von Rationalem und Irrationalem ist selbst ein Nachbild der Verdrängungskrisis der Wissenschaft, eine mechanistische Selbsttäuschung, welcher unter anderem der gesamte Positivismus mit seiner Stufengipfelung der Weltgeschichte in „die" Wissenschaft zum Opfer gefallen ist. Trotz des unerhörten Scharfblickes also, den Max Weber in einem Maße — wie vielleicht nur Wilhelm von Humboldt vor ihm — besessen hat (obzwar dem Tiefsinn des Sprache und Philosophie meisternden Denkers in der Natur Max Webers kaum etwas entspricht) — oder vielleicht gerade wegen dieses unvergleichlich vorherrschenden Scharfblickes stimmt weder der dem Phänomen „Wissenschaft" geltende Befund noch die Deutung dieses Befundes durch eine pluralistische Kulturmächtelehre. Die verhängnisvollste Irrung freilich begegnet uns in der apolitischen Konsequenz dieser Befunddeutung, in der praktischen Folgerung. Der alte Lieblings- und Kampfgedanke Max Webers, die Wertfreiheit des wissenschaftlichen Denkens, wird auf den Wissenschaftler selbst übertragen, indem unvermerkt das Gebiet der Axiologie zugunsten der Soziologie verlassen wird, drastisch und webersch gesprochen: die Politik gehört dem Demagogen, die Prophetie dem Heiligen, die Wissenschaft dem wissenschaftlichen Fachmann. Also ist der akademische Lehrer nicht Führer, sondern eben bloß Lehrer, beamteter Wissenschaftsverkäufer für die akademische Jugend. Die Scheidung vom erkennenden und wertenden Menschen soll unmittelbar bindend sein, maßgebend sein für eine praktische Entscheidung. Die Wissenschaft kann nie in Politik verwandelt werden, weil sie sich der Werturteile enthält, die der Politiker zur unerläßlichen Bedingung seines Wirkens macht. Verzichtet aber nun Wissenschaft auf diese Beeinflussung des öffentlichen Lebens, so folgt daraus, daß sie oder eine bestimmte Theorie einer ihrer Fachwissenschaften, etwa Max Webers Theorie einer Scheidung von Wissenschaft und Politik, ebenfalls keinen Einfluß auf die politische Sphäre haben darf.

Hier enthüllt sich nun der offenbare Selbstwiderspruch Max Webers. Denn ganz naiv folgert Max Weber aus der doch diskutierbaren Theorie von den Sonderaufgaben der Wissenschaft und Politik die Beschränkung des politischen Wirkens auf nichtwissenschaftliche Tätigkeit. Das aber heißt, daß die Wissenschaft entscheidend den politischen Menschen bestimmt und ihm die Grenze seines Tätigkeitsfeldes vorzeichnet. Andererseits stelle man sich einmal vor: die Demagogen nutzten Max Webers Theorie von der Apolitie des Wissenschaft vortragenden Menschen gegen jede Wertäußerung eines vielleicht gerade unparteiischen Menschen aus der akademischen Welt aus. Endlich — und das ist der schwerwiegendste Einwand, weil er Realitäten

ins Feld führt, behauptet der Marxismus von sich, daß seine einzigartige Leistung gerade darin bestände, zum erstenmal in der Weltgeschichte wissenschaftliche Politik zu treiben. Der Marxist an der Universität würde sich selbst untreu, ja würde überhaupt kein Wort sagen können, wenn Max Weber recht hätte; und auf der anderen Seite würde er triumphierend darauf hinweisen können, daß Max Weber aus seiner wissenschaftlichen Erkenntnis heraus den apolitischen Professor im Hörsaal folgere, der Marxismus aber den überall politischen Professor fordere, beide Parteien folglich die Bedeutung der Wissenschaft für die Politik anerkennten, Max Weber also gar nicht gegen den grundsätzlichen, sondern nur gegen den materialen Sinn des wissenschaftlichen Sozialismus in diesem Punkte verstoße. Wenn nun Max Weber dagegen bemerkt haben würde, die soziologische Situation eines Hörsaales schließe die politische Debatte, also auch den erklärten Widerspruch des politischen Gegners aus, so könnte der Marxist mit Recht darauf hinweisen, daß es erstens Parteischulen gibt, wo weder der Widerspruch wie im Versammlungssaale geduldet noch gezüchtet werden könne, zweitens niemand im Hörsaale Max Webers Werttheorie widersprechen könne, die doch die verhängnisvolle und demagogische Aufforderung zur Apolitie der Hörsäle in sich enthalte, drittens, daß die Tatsache des diskussionslosen Vortrages nicht die Tatsache einer unwidersprochenen Hinnahme der vorgetragenen Behauptungen in sich schließe, da das Schweigen der Hörer nicht das Schweigen der Bejahung ohne weiteres bedeute. — Was soll uns also jene Enthaltungsanweisung, die nur den Demagogen entfesselt, und gegen die Max Weber bereits als erster und geradezu klassischer Fall verstößt? Denn indem Max Weber jeden Wertbezug von Wissenschaft und Politik zerreißt, sprengt er sich selbst mit jener Brücke in die Luft, die ihn aus wissenschaftlicher Erkenntnis zu politischem Verhalten oder auch politischer Enthaltung (von der Politik aus gesehen ist Enthaltung eine so und so politisch wirksame Handlung) führen sollte. So sehr wir aller Grenzverwischung abhold sind und „wissenschaftliche Politik" schon unsere Ohren beleidigt, so sehr sind wir einer Überbrückung der Politik und Wissenschaft durch die Philosophie sicher. In diesem Punkte aber nehmen wir den letzten und entscheidendsten Anstoß an den Grundanschauungen Max Webers, weil seine Behauptung, die Philosophie sei eine Fachdisziplin der Wissenschaft, jenen hohen und ewigen Sinn der Philosophie ausschließt, den auch die Dauerkrisis der Philosophie seit Hegels Tode vergeblich zu umgehen trachtet.

Obwohl zunächst unsere Behauptung mit Recht Befremden erregen mußte, die Dauerkrisis der Philosophie sei ihrem eigenen Zielgefüge nach eine bezeichnende Teilerscheinung der extraszientifischen Wissenschaftskrisis, wird vielleicht unsere Bestreitung einer bloß rationalistischen Deutung aller Versachlichung einerseits und unser ernsthafter Hinweis auf einen neuen Universalismus dieses Befremden gemildert haben. Allein, da die drei großen Vorspieler der Schätzungskrisis der Wissenschaften, Marx, Spengler, Steiner, auf die Festigkeit ihrer philosophischen Grundlagen pochen, die Mitspieler der zünftigen Philosophie aber immer wieder „Philosophie als strenge Wissenschaft" ein Halbjahrhundert lang zu erweisen

bemüht sind, da endlich so hervorragend philosophisch geschulte und eingeweihte Gelehrte, wie etwa Max Weber, ihr wissenschaftliches und politisches Verhalten in mindestens mitentscheidendem Sinne durch philosophische Voraussetzungen bestimmt sein lassen, so enthüllt sich hier vor unseren Augen ein vielfältiger, reicher, tiefgegründeter Verflechtungszusammenhang, dem man weder durch Buchstabieren noch Photographieren, sondern allenfalls nur durch jahrelanges Nachdenken beikommen kann, weil in ihm als einer echten Problemhäufungsstelle das ganze Unglück unserer verwirrten und verwirrenden Lage hell und geradezu kraß zutage tritt.

Seit den Tagen, da die deutsche klassische Philosophie trotz aller geheimnisvollen Fortwirkung in das offizielle Dunkel des Unverständnisses, der Belächelung und Verachtung sank, wurde die Frage nach Wesen und Werden der Wissenschaften und der Philosophie als Wissenschaft die eigentliche Hauptfrage der Philosophie und zwar aus dem unendlich einfachen Grunde, weil Philosophie den Glauben an sich selbst als ein autochthones Gebiet neben Religion, Staat, Kunst, Wissenschaft verloren hatte und nunmehr in Mühen, die wie gesagt ein halbes Jahrhundert ausgefüllt haben, sich wissenschaftsreif zu machen suchte — mit dem deutlichen Anschlußgedanken an die alleinseligmachende Wissenschaft. Mit einem bösen Gewissen also, zu dem sie übrigens berechtigten Anlaß gehabt, ist die Philosophie an die Frage vom Wesen und der Krisis der Wissenschaften, wie ihrer selbst, herangetreten; dieses Urteil klingt außerordentlich hart, aber es kommt nicht aus dem Munde eines Verächters der Philosophie oder gar der Wissenschaft, sondern dessen, der die Akten dieser gegenseitigen Auseinandersetzung, des Mißtrauens gegeneinander und jeweiliger Vertrauenskundgebungen bis in die Verzerrungen des persönlichen Lebens hinein zu kennen glaubt. Bei allem hin- und hergehenden Streite liegen die wahren Gründe unaufhörlicher Mißverständnisse wesentlich auf seiten einer Philosophie, die in einem einäugigen Starren auf die sogenannten Voraussetzungen, Verfahrungsweisen und formalen Gliederungen der Wissenschaften um jeden Preis eine Wissenschaftswissenschaft — dies warnende Wort stammt von Kant — zu erzwingen gesucht hat. Nun läßt sich alles eher erzwingen, als eine angebliche Wissenschaft über die angeblich einheitliche Wissenschaft, wenn freilich es auch ebenso die Grillen sophistischen Gegentrotzes waren, mit deren Hilfe Leonhard Nelson die apriorische Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie zu beweisen suchte. Jedenfalls kam es zu einer gründlichen Trennung und nicht selten Verfeindung aller Marschierenden, und das Ergebnis lautet, daß wir gegenwärtig mit dem Namen der Erkenntnistheorie und Wissenschaftslehre, Logik und Psychologie die gegensinnigsten Denkgebilde zu meinen uns gewöhnt haben, mithin gegenwärtig von jener als möglich behaupteten und geforderten wissenschaftlichen Einstimmigkeit der Philosophie mehr als je entfernt sind.

Die Folge davon ist, daß der Erkenntniseifer noch nicht festgelegter Menschen und Generationen in heftigem Gegensatze zu dieser notwendig in Parteiungen zerspaltenen Philosophie und zu einem Reich von Wissenschaften, in das einzugehen wahrscheinlich den Anfang eines Darinaufgehens bedeutet, unter dem Schutzschilde

einer „Lebensphilosophie" sich ins Dunkel pseudomystischer und scheinwissenschaftlicher Mischerkenntnisse verirrt und vernarrt hat. Diese Gegenphilosophie der Schulphilosophie, man mag sehr mit Recht über sie lächeln, ist gleichwohl erst als Gegenerscheinung zu jener Schulerscheinung das geworden, was sie ist und also geheimnisvoller mit der Gesamtentfaltung verbunden, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Wie sehr dieser neue negative Irrationalismus oder auch Antirationalismus nur die Vorform eines neuen Schulrationalismus ist, das zeigen in belangreicher Verschiedenheit die Schulveranstaltungen Rudolf Steiners und des Grafen Hermann Keyserling. Der geradezu dämonische Scharfblick Max Webers hat diesen „paradoxen", doch eigentlich ganz natürlichen Werdegang in einer genialen Nebenbemerkung (a. a. O., S. 20) angedeutet, wiewohl man sich dennoch hüten muß, überall Rationalisierung ausspüren zu wollen; so ist, beiläufig bemerkt, die Webersche Behauptung: „Alle Theologie ist intellektuelle Rationalisierung religiösen Heilsbesitzes" (Seite 34) ganz einseitig und darum irreführend! — Mißverstehen wir uns nicht: wem es ernst um Philosophie ist, der verkennt nicht die außerordentlichen Einzelverdienste auf diesem und jenem Einzelgebiete der Philosophie. Aber — und darin offenbart sich eine eigentümliche Rückläufigkeit von Ziel und Mittel — diese teilweise ganz sorglos ausgebreitete Vielheit von Einzeldisziplinen, die gleichsam nur summenhaft Philosophie genannt wird, ist wegen der dauernden Richtungsverschiebung und Freigabe subjektiver Willkür weder umfassende Philosophie noch unbeirrt eindringende Wissenschaft, wenngleich in eigentümlichem Gegensatz dazu dieses Nebeneinander von Fächern und das damit zusammenhängende betriebstechnische und leistungsteilige Gebaren den strengen wissenschaftlichen Typus vortäuscht. Man verhoffe sich auch nicht über den endgültig umschränkten Wert der uns allen als vornehmstes Werkzeug verehrungswürdig gewordenen phänomenologischen Methode: der Glaube an ein Verfahren als solches ist ganz betrüglich, und die Erfahrung lehrte, daß alle aus der Phänomenologie hervorgehenden Systeme trotz gewisser Gemeinsamkeiten eine übrigens erfreuliche, aber weder durch Phänomenologie verschuldete noch durch sie verursachte Divergenz an den Tag legen. Phänomenologie ist also Durchgangspunkt, nicht Standpunkt; als gleichsam systematische Austreibung eines alten idealistischen Denkteufels und Ausübung einer vorsichtnutzenden Umsicht die streng neutrale Vorbereitung, die aber darum nicht positive Gewähr leisten kann, zu wahrhafter philosophischer Einsicht. Aber abgesehen von dieser unvergleichlichen Instrumentierung — man müßte sich heute geradezu eine Philosophie der Philosophie erbitten, mit der übrigens vor allem Emil Lask bereits vor dem Kriege begonnen hat; so sehr verlangt dieser unarchitektonische Baukomplex sinngebende Linie und die erbarmungslose Kraft und Besonnenheit des echten Baumeisters. Was aber vorliegt oder vielmehr zumeist in bloßen Plänen vor uns ausgebreitet liegt, das zeichnet entweder ein unvollständiges oder verwirrendes Bild — und ist der gewöhnliche „Empirismus" oder „Apriorismus" schließlich etwas anderes? — von Wesen, Geschichte und Aufgaben der Wissenschaften mit programmatischen Andeutungen natur- und kulturphilosophischer Blickerweiterung,

oder es verliert sich ganz unstreng und im tiefsten Widersinn zum Grundanspruche der Philosophie in bloße Gelegenheits- oder Durchgangsarbeit, als ob wir erst — wer weiß wann, wer weiß wie — später einmal das Recht hätten, nach solcher Mosaikarbeit im Einzelnen ein Weltbild zum Ganzen (Kompositum, nicht Totum) zusammenzustücken. Dieses Bild also, welches die Philosophie als Erkenntnis von der Wissenschaft und Philosophie als einen neuen wissenschaftlichen Betriebstypus zeichnet, enthält jene doppelte Verzeichnung, die weder der Philosophie noch der Wissenschaft gerecht wird.

Als die späthegelsche Philosophie zusammenbrach oder vielleicht besser auseinanderbrach, bequemte sich die Philosophie dazu, als ein Gast der Wissenschaft an ihrem Erwartungsrausche teilzunehmen. Die Enttäuschung der Philosophie mußte nach solcher Bestrebung eine um so tiefere sein, als sie aus einer großen und, wie es schien, endlosen Enttäuschung herkam. Die moderne Gegenphilosophie der Schulphilosophie ist wiederum auf dem Boden dieser zweiten Enttäuschung erwachsen, und Anthroposophen und Weisheitsschulmeister zeigen mit Fingern auf jenes falsche Doppelbild von der Wissenschaft, wie die Philosophie sie auffaßt, und von der Philosophie als angemaßter, aber vergeblicher Wissenschaft. Die Schätzungskrisis der Wissenschaft und der durch sie beherrschten Lebensgebiete wird in eine Erschöpfungskrisis umgedeutet und der Blick über die europäische Kultur hinaus gerichtet: der asiatische Osten dämmert als letzte Rettung auf. Gewiß hat der Osten seine unendliche Tiefe, wir aber unsere ganz eigentümliche europäische Not und obwohl in sich unbegrenzte, doch umschränkte europäische Eigenform: es ist der letzte, wenn auch der modischste Schritt in der extraszientifischen Krisis, daß wir mit dem Feuer der eigentümlichen östlichen Wissenschaften zu spielen beginnen. Es ist ein anmahnender Höhepunkt der Verdrängungskrisis, weil nunmehr Jahrtausend-Kulturen einander (wenn auch nur im Bewußtsein und da auch nur weniger) begegnen. Wird es der Umkehrpunkt der Verdrängungskrisis sein? Wir wissen es nicht und sollen es nicht wissen wollen, weil der gestaltende Geist niemals vom bloß zuschauenden Verstande wird abgelöst werden können. Ebensosehr, wie sich gegen die Rezeption etwa Spenzerscher Gedankenmassen im indischen und chinesischen Osten unsere wohlgegründete Skepsis richtet, ebensosehr begegnen wir allen forschen Nachahmungen des Ostens in Europa mit warnendem Zweifel, weil die von solchen Imitationsübungen ergriffenen Schichten unverkennbare Merkmale des Verfalls dem Kundigen verraten und eine stille, unantastbare Erkenntnis des Ostens mittelbar verdächtigen. Jedenfalls ist es augenblicklich wieder einmal Mode, die Wissenschaften unter Anklage zu stellen und mit barbarischer Unentwegtheit gegen sie die Meditationsübungen einer neuen „Geisteswissenschaft" und die Audienzerfahrungen in einer Schule der Weisheit (solche Worte propagieren von sich aus das Gegenteil) auszuspielen. Von hier aus fällt dann auch zumeist das Wort von der Krisis der Wissenschaften eben in jenem Sinne, der so leicht mißverstanden wird, weil er auf die extraszientifische Krisis bezogen ist und auf die intraszientifische bezogen wird. So wird in manchen gar nicht einflußlosen Kreisen wiederum mit einer Wissenschaftsverach-

tung gespielt, die wir nunmehr ins Auge fassen müssen, nachdem wir der Wissenschaftsüberschätzung und ihrem Wechselrahmen von Erwartung und Enttäuschung bisher vornehmlich unsere Aufmerksamkeit geliehen haben. Wird nun in solcher Gefühlseinstellung von Krisis der Wissenschaften gesprochen, so weiß man nie, ob eine Krisis gegen oder für die Wissenschaften gemeint ist, während man immer feststellen kann, daß der Tonfall, in dem von Krisis der Wissenschaften gesprochen wird, zumeist der der Anklage ist.

Wir unterschreiben diese Anklage in keinem entscheidenden Punkte. Weder die Verwechslung von Wissenschaft und Rationalismus noch das ebenso unerfahrene als neugierige Verlangen nach einer Übersicht der „Ergebnisse“ sind dazu angetan, der eigentlichen Schwere und den ernsthaften Lockungen der Wissenschaften gerecht zu werden. Denn diese Begierde nach Wissenschaft als harmlosem Besitz entspringt einem kurzsichtigen, liberalistischen, törichten und unbescheidenen Konsumentenstandpunkt den Wissenschaften gegenüber, welche ebensowenig irgendeine Marktgängigkeit erlangen werden wie mit dem Boden mächtig verwurzelte Standortindustrien; jener Verwechslung aber von Wissenschaft und Rationalismus gibt die Wissenschaftsgeschichte, die wir im Hinblick auf reiche und überraschende Gefügebeziehungen nur in Ansätzen und Bruchstücken besitzen, eine erste Antwort, während die zweite und endgültige Entgegnung einer bisher kaum versuchten Durchdenkung des paradoxen Gegenverhältnisses von Gegenstand und Denken, von Forschung und Theorie verdankt wird. (Äußerst beachtenswert: die Arbeiten von M. Scheler und N. Hartmann.)

Einen eigentümlichen und fruchtbaren Einblick in den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften verschaffen uns nun zwei mächtige wissenschaftliche Auseinandersetzungen, von denen bezeichnenderweise nur die erste eigentlich überall bekannt und die andere erst aus zweiter Hand und auch dann verzerrt (Spengler) nur bestimmten interessierten Schichten vertraut ist. Beide Diskussionen entziehen sich in ihrer eigentlichen Subtilität und gegenständlichen Gewichtigkeit selbst dem weitesten Umkreise der sogenannten Fachleute und erweisen sich damit als eigentlich äußerst feine Zuspitzungen einer intraszientifischen Wissenschaftskrisis, die im Gegensatze zu den oben gekennzeichneten Täuschungskrisen den stillen Ruhmestitel einer Klärungskrisis verdient.

Im Mittelpunkte der ersten Auseinandersetzung steht nunmehr die allgemeine Relativitätslehre Albert Einsteins, welche die vorahnenden Glückwünsche Max Plancks vom Jahre 1910 dank ihrer umfassenden physikalischen Geltungskraft beinahe beschämt, obwohl gerade von seiten der Quantentheorie Einstein selber wenigstens für die nächste Zukunft „unübersteigbare Grenzen“ für die Feldtheorie vermutet. Es liegt uns nichts ferner, als hier den doch nur unglaubwürdigen Versuch zu Lobeserhebungen oder kritischen Bemerkungen über die Relativitätstheorie zu machen: uns geht einzig und allein die Krisen-Problematik an, angesichts deren der einzelne Geist wenigstens in den Wissenschaften nie mehr als die Bedeutung eines mehr oder minder zureichenden Trägers erlangen kann. So führen etwa

die Betrachtungen H. Weyls in ihrem Systemstreben über Einstein hinaus, wenngleich Einstein die Bewährung dieser Theorie an der Wirklichkeit bezweifelt hat (Leydener Rede 5. Mai 1920). Die grundsätzliche und entscheidende Leistung Einsteins wird immer daran zu messen sein, wie grundlegend und weitreichend es ihm gelungen ist, eine in offenbare Verlegenheiten festgefahrene gegenständliche Problematik durch allgemeine und allgemeinste metrische Überlegungen kinematischer und vor allem geometrischer Art vom Zustande des toten Punktes zu befreien. Dieser nicht nur scheinbar abenteuerliche Umweg über die metrische Problematik läßt den Zusammenhang von Mathematik und Erfahrung, vor allem von nicht-euklidischer Geometrie und Erfahrung in eigentümlichem Lichte erscheinen und wird so selber zum Gegenstand mannigfaltiger und nicht zuletzt philosophischer Fragezusammenhänge, denen sich neuerlich geschichtlich wie systematisch unter anderen Ernst Cassirer, J. Schneider, Moritz Schlick, Moritz Geiger, Ewald Sellien und Hans Reichenbach gewidmet haben. Inzwischen nimmt die engere physikalisch-mathematische Diskussion ihren Fortgang: warten wir ab, was Männer wie Klein, Hilbert, Weyl, Laue, Planck, Nernst, Lenard, Gehrcke, H. Thirring, Friedrich Adler, Otto Wiener und Zehnder zur weiteren Klärung der schwebenden Sachfragen vorbereitend oder ausführend beitragen werden. Das ungemein Fruchtbare an der gesamten Auseinandersetzung offenbart sich in den immer zwingender werdenden Anerkenntnissen von gegenseitigen Durchdringungsverhältnissen, wie sie etwa durch die Wechselbezüge von Experiment, Konstruktion und philosophischer Reduktion sich kundtun. Freilich glaube man nicht, daß mit einer „idealistischen" oder „positivistischen" Ausdeutung mehr als höchstens eine außerordentlich geistvolle Umschreibung gewonnen wird; denn die Durchdenkung dieser Problematik ist eben keine Sache bloßer Anwendung „gegebener" Begriffsordnungen, selbst einmal dann nicht, wenn es sich in der allgemeinen Relativitätstheorie um eine vorübergehende geniale Arbeitshypothese und nicht mehr handeln würde. Strengstens zu verpönen aber ist die bloße Gelegenheitsbetrachtung über eine so weitreichende, vieldeutige Sache, und wir bedauern, daß wir selbst Eugen Rosenstock bei einer solchen Gelegenheitsbemerkung — über Einstein und Spengler in einem Atem — antrafen.

Es war im Jahre 1916, als Einstein nach mehreren (seit 1913) dazu vorbereitenden Abhandlungen „Die Grundlagen der allgemeinen Relativitätstheorie" herausbrachte. Im selben Jahre hielt Ernst Troeltsch seine nur in den engsten Kreisen der Eingeweihten berühmt gewordene Kaisergeburtstagsrede an der Berliner Universität, die den Titel trägt: „Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge" und in Meineckes Historischer Zeitschrift veröffentlicht ist, wiederum eine metrische Problematik — diesmal dem anderen Wissenschaftshalbbereich angehörend — auf Grund einer nicht mehr zu klärenden geschichtlichen Sachchaotik. Und diesmal eine Maßstaberörterung, die allem Anscheine nach nicht nur den betrachtenden, sondern auch den handelnden Menschen angeht. In der Tat ist über diese Grundfrage der Geschichtsphilosophie und Lebensfrage der Geschichtswissenschaften bis dahin eine so freimütige und aufrührende Sprache nicht geführt worden. Ernst

Troeltsch hat es unternommen, den nirgends abgegrenzten, in sich asymmetrischen und überdies nachgerade dringlichen Gesamtfragezusammenhang aufzurollen, um so die innerhistorischen Maßstabschwierigkeiten den Ansprüchen, Verlegenheiten und Auswegen einer rationalistischen oder intuitivistischen Geschichtsphilosophie und endlich den unabweislichen Nöten einer dem eigenen Zeitalter gegenüber standhaltenden und in es hineinwirkenden Idealbildung wechselseitig gegenüberzustellen. Die Fragestellung als solche ist teilweise freilich vielfältig vorbereitet, so vor allem durch den beispiellos ernsten Denkerweg, den Wilhelm Dilthey, der forschende, grübelnde und schauende Begründer der eigentlichen Geistesgeschichte, fernab von den Lockungen voreiliger Denkberuhigung und mit dem fast bedrückenden Mute zu skeptischen Folgerungen, nicht ohne Abwege und Seitenwege gegangen ist. Es handelt sich bei diesen nunmehr ein halbes Jahrzehnt ausfüllenden Denk- und Forschungsarbeiten Ernst Troeltsch um die intime Durchzeichnung der historischen und systematischen Alternativen, damit die Bestimmtheit der eigenen Denklage unbarmherzig erprobt, bestenfalls gesichert oder sonst grundsätzlich oder nebensächlich geändert werde.

Diese beiden metrischen Diskussionen zeigen die ganze Spannweite der intraszientifischen Wissenschaftskrisis, die keinen wesentlichen Zug mit der Verdrängungskrisis teilt und die sich jeder vorschnellen Lösung a priori verschließt. Wir haben wohl kaum nötig, hinzuzufügen, daß diesen beiden metrischen Hauptdiskussionen, deren eine sich um ein exakt-konstruktives, die andere aber um ein exegetisch-historisches Zentrum bewegt, mannigfaltig abgestufte, abhängige und kleinere Maßstaberörterungen in den verschiedensten Wissensbereichen entsprechen. Eine Darstellung dieser Sachverhalte erübrigt sich, denn sie wäre eingehendste Aufrollung der gegenwärtig ringenden Wissenschaften. Aber es muß erlaubt sein, gewisse Eigentümlichkeiten der Gesamtkrisis anzudeuten. Weil bei allen solchen Erörterungen das Verhältnis von Beurteilungsbereich zu den gegebenen oder gebbaren Beurteilungsmitteln immer wieder in Frage steht, ist zunächst der Begriff Maßstabkrisis zu fordern. Die in solchen Verhältnissen gründenden Wissenschaftsbereiche lassen — wie gerade in dem klassischen Falle des Nebeneinanderlaufens von Natur- und Geisteswissenschaften — die Frage nach Vielheit und Einheit nicht mehr ruhen. So gesellt sich zur Maßstabkrisis die Einheitskrisis. Werner Jägers unübertreffliche Bemerkung einer philosophischen Geladenheit der einzelwissenschaftlichen Erkenntnisgehalte beleuchtet die gesamte philosophische Perspektivik, die sich gleichzeitig mit dem einzelwissenschaftlichen Krisenverlauf eröffnet.

Von hier aus erreichbar, aber in weiter Ferne liegen die Entscheidungen über das eigentliche Gegenstandsfeld und Erkenntnisziel jener Wissenschaften, die noch gegenwärtig gleichsam um ihren eigentlichen Ort — vielleicht aber immer — zu ringen haben: Biologie, Soziologie, Ökonomik, Psychologie. Die Philosophie hat — seitdem sie im engeren und ungeprüften Sinne wissenschaftsreif werden will — also seit St. Simon, Comte, Spencer und Marx, Feuerbach, Nietzsche und Dilthey, Wundt und Spengler in jeder dieser Wissenschaften oder deren Vereinigung ihre eigentliche

Heimat gesucht, ohne sie zu finden — eine Tatsache, die als Erweis eben jener Dauerkrisis der Philosophie ernsteste Beachtung heischt.

Allein Philosophie ist nicht nur ein Spiegel innerwissenschaftlicher Schwierigkeiten. Sie ist eine Lebensmacht für sich mit ihrer eigenen Schwere und einem durch die abendländische Überlieferung wundervoll bestätigten Schicksale, das ihr kein Wille zu kleintheoretischer Lösungsdurchsichtigkeit abnehmen kann. Es ist doch so einfach zu sehen, aber bisher unseres Wissens noch niemandem eingefallen, ausdrücklich auszusprechen, daß die Philosophie in mindestens eben dem Maße, als sie jeweils für das Kulturganze problemlösend war und sein wird, immer wieder nach Tiefe und Umfang verschieden problemgebend ist. Gerade diesen Satz werden wir an anderem Orte strengstens zu erhärten haben. Wer etwa glaubt, daß der mittelalterliche Universalienstreit heute gegenstandslos geworden wäre und nicht vielmehr immer noch problemgebend wirkt, der hat noch keinen Hauch von echter philosophischer Demut verspürt. Will ferner jemand leugnen, daß der Entelechiebegriff des Aristoteles, übrigens heute manchem biologischen Forscher mehr als bloß eine fiktive Modellhilfe, selbst den mechanomanen Jahrhunderten leichtfertige biologische Ansätze immer wieder verleidet hat? Kann auch nur einen Augenblick geleugnet werden, daß der Kantische Erfahrungsbegriff, ganz abgesehen davon, ob er eine großartige Lösung ist oder nicht, eine Unsumme von umgreifenden und enthaltenen Problemen selbst dem „epigonenhaften“ Jahrhundert aufgenötigt hat? Wir fragen endlich: Hat Hegels mächtige Konzeption vom Staate die entgegengesetztesten Frage- und Entscheidungsmöglichkeiten nicht erst geradezu herausgefordert? Wie will man sonst das Lebenswerk eines Ranke und Bismarck, die Lebensarbeit Lorenz von Steins, Julius Stahls, Lassalles und Marx'-Engels' verstehen? Ist es in der Tat ein bloßer Zufall, daß derjenige, der am 13. Januar 1878 an der neugegründeten „Ecole libre des Sciences politiques“ die Eröffnungsansprache hielt, daß Hippolyte Taine ein so gründlicher Schüler und Verehrer Hegels war, daß selbst der überwältigende Eindruck, den Comte auf seine Zeitgenossen machte, ihn nicht zur Preisgabe seiner Hegelschen Grundlagen bewegen konnte?

Aber freilich — diese mächtige, erschütternde Gewalt der großen Philosophie, der philosophia perennis, wie die Überlieferung mit ungebrochenem Stolze zu sagen pflegte, droht auf Kosten zweier ganz entgegengesetzter Aspirationen im allgemeinen Chaos entweder eine bloße Erinnerung oder ein schwimmendes Wunschbild zu werden. Die nur behutsam und in ohne Not verengten Grenzen vorgenommenen taktischen Stellungsänderungen, auf gut deutsch bloße Erkenntnistheorie im weitesten Sinne als immer neue Variation gegebener Meisterleistungen und eine Reihe bloß programmatischer Ausblicke ins Land der Geschichte, Politik, Religion und Kunst, erzeugen in der Tat keinen neuen Aufmarsch der Gedanken. Positiv subtil kann gerade nur der universale Denker mit einigem Erfolge sein. Die Verewigung sogenannter philosophischer Fachdisziplinen (was etwas anderes als Teillehren bedeutet) aber ist in der Tat ein ungeprüftes Hinübertragen streng innerwissenschaftlicher Nötigungen ins Gebiet der Philosophie. Dagegen stehen die weisen Worte

Kants: „Philosophie ist eine absolute Einheit. Man kann nicht sagen, daß jemand einen Teil davon gut verstehe und im übrigen schwach sei. Der Geist der Philosophie muß sich in jedem Teile zeigen." Die Folgerung daraus ist unerbittlich: wer nur einen Teil der Philosophie „gut" versteht, ist nicht nur im übrigen schwach, sondern sogar auch in diesem sogenannten gut verstandenen Teile. Philosophie ist in der Tat nie eine Sache des Compositum, sondern immer des Totum, wie Kant sagen würde, nie eine Sache der Zusammensetzung, sondern des Ganzen, wie wir „bestimmt" „meinen". Wer in diesem Zusammenhang auf Überlastung hinweist, den fragen wir erstens, warum er Philosophie treibe. Offenbar ist sie wie kaum eine andere geistige Angelegenheit eine den ganzen Menschen fordernde Berufung ganz Weniger, nicht aber der Deckmantel von Unsicherheit, Unwissenheit und Unzufriedenheit für die Enttäuschten des Bildungspöbels. Man rede auch nicht immer wieder von übermäßiger historischer „Befrachtung". Man gehe zu den Quellen der Überlieferung, die einem gemäß sind. Die Verantwortung liegt nicht bei der Bewältigung der Geschichte, sondern der Sache. Sieht man aber die Sache nicht, so nützt einem die eingehendste Geschichte der Sache gar nichts. Für die Sache allerdings behaupten wir durchgehend größte Gefahren. Philosophie ist nun einmal das verfänglichste Geistwerk, das es geben kann. Und ohne eine keineswegs nur beiläufige überlegene Beherrschung mannigfaltigen Handwerkes will es auch nicht gehen.

Daß es ohne dies alles gehe, das glauben nun die neuen Schwarm- und Schaugeister. Ihre Überstiegenheit versperrt jeden Aufstieg, ihre Überschwänglichkeit den stillen Aufschwung. Es ist richtig, daß für sie im Augenblicke Hochkonjunktur ist. Klingt es nicht gut, Religion mit Wissenschaft vermählen zu wollen? Ein bewiesener Glaube, das muß ein feiner Glaube sein! Ob diese romantischen Aufklärer einmal ernstlich über sich resigniert haben? Auch wenn solche Vermischungskunst anthroposophische Hochschularbeit (Steiner und seine Leute) oder Schule der Weisheit heißt, die offenbar mit Weichheit verwechselt wurde, bleibt sie dennoch betriebsamer Dilettantismus und modischer Narrenfang. Aber selbst jene feineren und sicherlich hungernden Seelen, denen das Wort Metaphysik neuerdings wieder einen ehrfurchtgebietenden Klang hat, vermögen nicht aus einem namenlosen Begriffs-, Haltungs- und Erlebnisdurcheinander zu festem und tiefem Ausblicke zu gelangen. Was aus dem Dunkel solcher Konventikel-, Sekten- und Kreisbildungen als Bücher und Broschüren, Zeitschriften und Aufrufe an die Öffentlichkeit gelangt, verrät beschämende Ahnungslosigkeit. Die wilde Lust des neuen Deutschland, die Kräfte der Tiefe lange vor reifer Gestaltwerdung mit Formeln zu benennen, die an geheiligte Überlieferungen und unbeschmutzte Zielbilder anklingen, und dann in ein paar Jahren das Kommende vor seinem Eintritt zu zerreden, zu zerdenken und nicht zuletzt zu zerlachen, macht es bedachtsamen und langsamen Männern fast unmöglich, in diesem Falle das Wort Metaphysik ohne schwere Besorgnis in den Mund zu nehmen. Denn der Schwarm derer, die alles im Nu erzwingen wollen, ohne durch Vorübung, jahrelange Einweihung und wirkliche Erprobung bewährt zu sein, hat dem stillen Deutschland einen heillosen Schreck in die Glieder gejagt. Angeekelt von

diesen geistigen Überfällen und Augenblicksräuschen sehnen sich die werkfrohen Naturen nach weitausschauender Bauarbeit.

Wer wahrhaft im Gegenstande seiner Wissenschaft lebt, der und nur der ist befähigt, sich über Augenblickskrisis oder Dauerkrisis des von ihm einsehbaren Wissenschaftsbereiches mitzuteilen. Bloße Mutmaßungen aber über die Lebensferne und Lebensfeindlichkeit der Wissenschaften haben nicht den mindesten Wert. Denn es ist noch nicht einmal der Einwand auch nur beschwichtigt worden, daß etwa gerade hierin ihre lebenbeherrschende Kraft bestünde. Es wäre denkbar, daß auf Grund solcher vorgegebenen Krisenbefunde eine umfassende und durchblickende Philosophie ein einsichtiges Wesensbild der Wissenschaften entwirft. Dieses Wesensbild muß zugleich ein Teilbild vom Ganzen der Kultur sein, oder es wird das Zerrbild einer im Vakuum betrachteten Wissenschaft herauskommen. Jedes Krisenbild deutet etwas Wesentliches an. Das echte Wesensbild baut die verschiedenen Krisenbilder ein. Von hier aus und erst von hier aus ist es möglich, alle jene Krisendichtungen, deren anregender und aufrührender Wert nicht verkannt werden soll, auf ihre innere Dauerhaftigkeit hin zu prüfen. Ob es dabei zu richterlichen Entscheidungen wird kommen müssen, ist immerhin fraglich. Diejenigen aber, die sich bei Wissenschaft verachtender oder vergötternder Voreinstellung dennoch ein solches richterliches Urteil anmaßen, müssen kurzerhand als befangen abgelehnt werden. Darüber hinaus kann es auch hier getrost heißen, daß die Wissenschaftsgeschichte das Wissenschaftsgericht ist, und daß Ernst Troeltschs Worte aus jener denkwürdigen Rede zu Recht bestehen: „. . . . . Wer falsch gegriffen hat, hat sich damit aus dem göttlichen Lebensprozeß herausgestellt, und wer ein richtiges Ergreifen gegen die Masse nicht durchsetzen kann, ist der Märtyrer der Idee. Ohne Wagnis, ohne Fehlgriff, ohne Martyrium gibt es kein Ergreifen von Wahrheiten und Werten. Das war immer so, und davon hat kein Fortschritt der Wissenschaft und des Denkens die Menschen befreien können. . . . . .“

Wandlungen der Form

Von

Paul Fechter

Sie erscheinen der äußeren Betrachtung fast unwesentlich, gemessen am Wandel des Lebens und seiner Bedingungen. Was verschlägt es, wenn Reiche versinken, neue Lebensgebilde erstehen, wie die Abseitigen ihre Träume formen; was besagen Probleme der Formen gegenüber denen des Lebens, die sich in ihnen spiegeln? Das Urbild ist wichtiger als sein Wiederschein.

Aber dieser Wiederschein ist nicht nur nachträglicher Abglanz, Nachhall schon verschollener Lebensphasen. Er ist vielmehr ebensosehr auch erster Niederschlag des Kommenden, erste Ankündigung von Wandlungen, die am schwerfälligeren Stoffe der Wirklichkeit erst erheblich später sichtbar werden. Im Wandel der Form, der das Leben aller Kunst ausmacht, wird die Zukunft zuerst fühlbar; wie aus dem Flug der Vögel vermag der Sehende aus ihm das Kommende, wenn auch nicht vorauszusagen, so doch in seinen Richtlinien ahnend zu ergreifen. Das Leben gleitet erst nachträglich in die dort schon ungewiß, aber eindeutig vorgezeichneten Bahnen.

Beispiele lassen sich vielfach heranholen. Am nächsten liegt uns die Gegenwart: es ist nicht schwer, wie man es des öfteren bereits getan hat, in dem Übergang vom Impressionismus ins Futuristische etwa deutlich die Wendung von der zersetzten Sicherheit der naturwissenschaftlich-technischen Zeit zu dem erregten Taumel unsrer Kriegs- und Revolutionsjahre zu erkennen. Die Architektur ist noch einen Schritt weiter gegangen. Die Abkehr der Vorkriegszeit von dem dekorativen Schwulst und barbarischen Reichtum barocken Ornaments und die Wendung zur Schlichtheit und Sparsamkeit der Zeit um 1830 ist wie die klare Vorahnung der jetzt gekommenen Zeit der Armut, in der die Not, der Mangel uns zu noch stärkeren Beschränkungen in derselben Richtung zwingen. Den gleichen Vorgang sehen wir übrigens in der Architektur um 1800: sie baut bereits vor dem Zusammenbruch von 1806 so sparsam, als sähe sie ihn ganz genau voraus. Der Geist der Stein-Hardenberg-Zeit ist in diesen Bauten durchaus vorweggenommen.

Von hier aus gesehen bekommt neben dem Formwandel der letzten beiden Jahrzehnte vor allem der von heute eine erhöhte Bedeutung, weil sich aus ihm am ersten andeutungsweise vielleicht Entwicklungslinien kommender Wandlungen des Lebens selbst ablesen lassen. Man muß sich hüten, in billiges Prophezeien zu verfallen: man muß sich aber ebenso hüten, Material, das sich bietet, aus allzu großer Vorsicht

unbeachtet zu lassen. Man verzichte aufs Voraussagen; man verzichte aber nicht auf Einsichten, die unbewußt fortwirkend an Stellen fruchtbar werden können, zu denen sie ursprünglich keinerlei Beziehung hatten.

* * *

Vor etwa einem Menschenalter trat der Expressionismus, wenn auch noch nicht unter diesem Kennwort, zuerst an die Öffentlichkeit. Unter der Oberfläche hatte er schon zwei Jahrzehnte früher rumort; in dem späten van Gogh war er am frühesten sichtbar geworden; in Edvard Munchs Werk hatte er seine Hauptzüge bereits mehr oder weniger bewußt herausgestellt: jetzt kam er mit dem Anspruch, den abgelebten Impressionismus in aller Form zu ersetzen. Der wehrte sich noch ein Weilchen, wollte sich nicht so ohne weiteres beseitigen lassen, obwohl er eigentlich schon längst tot war und es nur noch nicht bemerkt hatte: schließlich trat er ergeben zurück und überließ, wenn auch nicht ohne bösartige Anmerkungen, dem Gegner das Feld. Der breitete sich nun, da er verhältnismäßig jugendlicher als sein Vorgänger zur Herrschaft gekommen war, mit erstaunlicher Schnelle aus; der Krieg und nachher die Revolution, die beide geistig in eine nahe Beziehung zu ihm gebracht werden konnten, taten ebenfalls das ihrige — und heute ist man eigentlich nirgends mehr, weder im Lunapark, noch in irgendeiner besseren Trinkdiele vor ihm sicher. Es ist, als ob das Bürgertum, erschreckt durch die Unsicherheit der Zeiten und der Zukunft, ihn wie einen unbewußten Rettungsanker ergriffen hat, um durch seine Anerkennung und Verwendung seine (des Bürgertums) Fortschrittlichkeit und innere Lebendigkeit zu beweisen. Der Besitz eines echten Expressionisten oder gar Kubisten erscheint wie der eines Talismans oder Amuletts — für den Fall, daß die Bolschewiki am Ende doch einmal kämen.

Die Reaktion auf diesen Erfolg konnte um so weniger ausbleiben, als fünfzehn Jahre etwa die normale Zeit für die Herrschaft einer Kunst- oder Literaturphase zu sein scheinen. Die Gegenbewegung gegen den Expressionismus hatte schon erheblich früher einmal eingesetzt — ungefähr im Jahre 1912; erst jetzt aber ist die antiexpressionistische Einstellung wirklich zeitgemäß geworden. Was damals vereinzeltes Unternehmen von Einzelnen blieb, das den Gang der Dinge nicht aufhalten konnte, ist heute eine mehr oder weniger allgemeine Einstellung der kritischen Betrachter geworden. Was damals als reaktionäre Erstarrung empfunden wurde, gehört heute fast schon zum guten Ton — wenigstens wenn man Wert darauf legt, noch weiterhin zu den sogenannten Zeitgenossen gezählt zu werden.

Man könnte diese Erscheinung nun mit Gleichmut hinnehmen, als natürliches Anzeichen des Absinkens einer Zeitphase des künstlerischen Prozesses, das etwa den Grabreden entspricht, die man vor fünfzehn Jahren dem Impressionismus, noch etwas früher dem Naturalismus hielt. Sieht man aber näher zu, so bleibt ein Unterschied — und zwar ein ziemlich bedeutsamer. Was damals heraufkam, die alteingesessene Kunstform beiseite schob und etwas anderes verlangte, das waren junge Menschen, Künstler, die etwas Neues zu sagen hatten und es mit den Mitteln

des damals Gewohnten nicht herausbringen konnten. Was sich heute auflehnt, das sind (ich bitte um Entschuldigung, aber es ist so!) größtenteils alte Herren im sogenannten besten Mannesalter, und ferner keine Künstler, sondern Kritiker und Kunsthistoriker. Der Expressionismus wird, bis jetzt wenigstens nicht, wie es ihm recht und billig wäre, von unten her, von einer neuen Jugend erschlagen, die die Pechsteins und Schmidt-Rottluffs und Feiningers und Noldes, von ihrem Standpunkt aus mit Recht, als alte Knaben beiseite schiebt, weil nunmehr ihr die Stunde gehört, sondern er wird sozusagen von oben her intellektuell umgebracht. Kritische Menschen verfügen, er sei fertig und tot und habe abzutreten — obwohl die nachrückende Generation sich nach wie vor expressionistisch, kubistisch, ja sogar futuristisch betätigt. Der tätige und der betrachtende Geist scheinen diesmal nicht ganz aus dem gleichen Strom gespeist zu werden — im Gegenteil.

* * *

Die Folgerungen, die man aus dieser Tatsache ziehen kann, sind sehr verschiedener Art. Man könnte einmal sagen, die abstrakten Köpfe sind es, die diesmal die feinere Witterung haben; sie sehen und spüren bereits die Verfallerscheinungen, die die Künstler, in den ebensosehr verhüllenden wie ausdrückenden Formen des Expressionismus befangen, noch nicht aufzufassen in der Lage sind. Man könnte von einer anderen Seite her feststellen, daß die Wertenden, nachdem sie ein halbes Menschenalter lang Formeln für die Bildersprache der Zeit gesucht haben, der ewig gleichen Aufgabe müde geworden sind und etwas Neues fordern, obwohl die Schaffenden den Umkreis der Möglichkeiten, die hier liegen, noch nicht erschöpft glauben. Den Grund dafür könnte man in der merkwürdigen Verflechtung sehen, in die für viele junge Künstler Expressionismus und Revolution geraten sind. Weil man rückschauend in Bildern der Futuristen, in der Formzertrümmerung des Kubismus mit Recht die ersten Vorahnungen der seelischen Zustände fand, die sich in der russischen und da und dort vielleicht auch in der deutschen Revolution auswirkten, bekam der ganze Expressionismus nachträglich noch einmal den Nimbus des Revolutionären, der für junge Gemüter zuweilen ein Nimbus bleibt, auch wenn man nicht weiß, wogegen man eigentlich revoltieren soll.

Man könnte ferner auf die Vermutung kommen, daß die Wege des Gefühls, das in der nach wie vor expressionistischen Methode der jungen Maler Ausdruck sucht, sich von denen des Geistes, der begrifflichen Betrachtung noch viel mehr getrennt haben, als das schon vorher der Fall war: daß die wirklichen seelischen Wandlungen, die heute innerhalb der Nation vor sich gehen, in so viel tieferen Schichten sich vollziehen, daß sie weder bereits in neuen Formen des Kunstwollens sich darstellen können, noch gar von den betrachtend Wertenden eindeutig klar und ohne Irrtum umschrieben werden könnten. Diese Vermutung wird man der weiteren Betrachtung der Erscheinung sogar als erste Voraussetzung zugrunde legen müssen. Denn eines ist an den Feststellungen der Bekämpfer des Expressionismus sicherlich richtig: daß sich unter der Oberfläche in der Zwischenzeit seelische Prozesse abgespielt haben, für

die die expressionistischen Formen allein nicht mehr das lebendige Kleid abgeben können. Ebenso sicher aber liegt in dem Beharren der Jungen auf dieser expressionistischen Seite ein sehr gesunder Instinkt: sie fühlen, daß das, was sie zu sagen haben, letzten Endes im lebendigen Zusammenhang mit dem Expressionismus seinen Ausdruck finden wird. Oder anders ausgedrückt: die Lage ist zuletzt doch nicht die gleiche, wie damals, als der Expressionismus den Impressionismus ablöste. Damals stellte sich einer erstorbenen Thesis eine sehr lebendige Antithesis entgegen: das Pendel ging vom Westen (dem der Impressionismus im wesentlichen entsprach) mit einem starken Schwung nach Osten hinüber. Es war kein Zufall, daß ein guter Teil der Träger der expressionistischen Bewegung Slawen waren: im Reich der Mitte mußte dieser Umschwung sich auch gewissermaßen geographisch symbolisieren. Heute aber erhebt sich gegen den Expressionismus als Thesis keine neue negierende Antithesis (die würde man sonst von unten, von den Jungen her verspüren), sondern es scheint, als ob die Tendenz der Zeit fast beängstigend richtig im Sinne Hegels auf eine Synthese hinstrebt, in der nun wenigstens die Ergebnisse des Expressionismus in positivem Sinne aufgehoben, bewahrt werden.

Der zweite Komponent freilich ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, nicht wieder der Impressionismus, sondern ein diesseits des Rheins gewachsenes Produkt, nämlich der alte deutsche Naturalismus. Die Überwertung des reinen Gefühls und des sogenannten Geistes, die Expressionismus und Kubismus bis zur Verneinung der Natur mit sich brachten, mußte eines Tages zu dieser Reaktion führen: die suchende Seele, die, auf sich selbst gestellt, jeden Halt und Inhalt zu verlieren drohte und schließlich nicht immer wieder mühselig ihre eigene Leere zum Bildthema machen konnte, mußte von selber wieder nach dem Halt im Anschaulichen greifen. Die Zersetzung des Dinglichen, die das wesentliche Kennzeichen des sogenannten literarischen Expressionismus war, tat hier unterstützend das ihrige: die ungeheure Langeweile, die aus der nicht einmal mehr durch gegenständlich Interessantes verdeckten Inhaltslosigkeit dieser Dichterseelen quoll, mußte das erste beste Stück Gegenständlichkeit bereits wie eine Erlösung erscheinen lassen und so auch ihrerseits wieder zu der verneinten Natur zurückführen.

Als dritter Faktor kam der herbe Naturalismus hinzu, den die als Vorbilder bewunderten gotischen Meister neben allem Expressiven ihrer Mittel gepflegt hatten. Die erste Phase des Expressionismus hatte sich in ihrem jungen Gefühlsrausch an die seelisch-geistigen Ekstasen der Grünewald und Baldung gehalten und an ihre von der Gotik zum Barock hinüberleitenden formalen Mittel: die jetzt beginnende zweite Phase, die die Gefahr des Zerflatterns in ermatteten Gefühlen und Formspielereien wittert, greift nach dem rettenden Halt der Naturnähe der Alten. Ein Maler wie Ludwig Meidner hat schon vor zwei Jahren den Ruf erhoben: „Natur! Natur! Wer faßt am tiefsten deine ungewisse schweigende Macht?! Wer packt deinen Kern und hebt ihn auf im Raum? Wir müssen dich wieder von neuem erschauen lernen, deine schauerliche Urgewalt erkennen und rücksichtslos dein herbes knotiges Gesicht auf unsere Tafel schmeißen! . . . . Worauf es morgen ankommt, was mir und allen

anderen not tut, ist ein fanatischer, inbrünstiger Naturalismus; o, eine glutvoll männliche und unbeirrte Wahrhaftigkeit, wie die der Meister Multscher, Grünewald, Bosch und Breughel. Denn wir wollen ja dem Höchsten dienen mit unserm Geschäft. Wir haben die großen Gesichte zu schaffen — wie können wir das anders, als mit den Formen der äußeren Welt! Unsere Visionen müssen so kräftig und deutlich gefühlt sein, wie die von Multscher und Grünewald."

* * *

Die Totengräber des Expressionismus könnten hier triumphieren: „Nun also — der Expressionismus ist tot, es lebe der Naturalismus! Die Jünger der expressionistischen Lehre, zu denen doch Meidner gehört, bestätigen es hier ja selbst."

Auf den ersten Blick mag es vielleicht so scheinen, aber auch nur auf diesen. Denn das, was Meidner als Naturalismus proklamiert, hat mit dem, was man gemeinhin so bezeichnet, nicht das Mindeste zu tun — im Gegenteil. Was er fordert, ist im Grunde zuletzt nichts anderes als doch wieder Expressionismus, der nicht mehr reiner Selbstzweck, sondern wieder Mittel des Erlebnisausdrucks der Dinge wird. Wie seinerzeit der Impressionismus dadurch seinen schönsten Sinn bekam, daß er der neuen Kunst, die nach Gefühlsfassung suchen ging, die geschliffenen technischen Mittel überlieferte (die diese Jugend dann mit Recht zum großen Teil über Bord warf), so bekommt von hier aus auch der Expressionismus eine tiefere Bedeutung, indem er den Kommenden freilich nicht technische, aber seelische Mittel für die neue Aufgabe überliefert. Die fünfzehn Jahre expressionistischer Malerei, die wir hinter uns haben, haben in Malenden wie Betrachtenden durch die ständige Anspannung in der Richtung auf Seelisch-Geistiges zuletzt doch wie eine Pflugschar gewirkt, Kräfte und Tätigkeiten lebendig gemacht, von denen wir vor dieser Zeit nichts ahnten. Dieses Erbe gibt der Expressionismus jetzt vielleicht dem geforderten Naturalismus weiter: und bringt ihn so dazu, ganz von selbst auch seinerseits — expressionistisch zu sein.

Denn das unterscheidet zuletzt doch den Expressionismus rühmlich von vielen seiner Vorgänger: daß er in seinem Kern eine Besinnung auf das tiefste Wesen der Kunst enthielt, die so bald nicht wieder verloren gehen kann, sondern bei allem Wandel der formalen Moden im Inneren der neuen Strebungen fortwirken wird. Expressionismus: das hieß doch, nach Jahrzehnten technisch naturwissenschaftlicher Sachlichkeit und Relativität Besinnung auf den eigentlichen Sinn künstlerischen Schaffens überhaupt, auf den Gefühlsquell, der alle wirklich lebendige Kunst speist und ihre überpersönliche Gemeinsamkeit bedingt, wie die Allgemeinverbindlichkeit des Begriffs die der Wissenschaft. Die Generation des Impressionismus hatte diesen Unterschied vergessen, wollte Wissenschaftlich-Technisches ins Seelisch-Gefühlte verschleppen. Der Expressionismus brachte die Rückwendung zum eigentlichen Quellpunkt — den wir so bald nicht wieder vergessen können. Selbst wenn ein neuer Naturalismus oder irgend etwas anderes die nächste Phase sein würde: sie würde im Innern immer wieder expressionistisch sein müssen. Hier liegt der letzte Grund,

warum die jungen Künstler immer noch mit gutem Instinkt am Expressionismus festhalten — und warum nur die älteren Herrschaften von der Kritik ihm die Leichenreden halten.

* * *

Die Konsequenzen, die sich von hier aus ergeben, werden je nach den drei Hauptströmen des Expressionismus von sehr verschiedener Art sein. Die reichsten Möglichkeiten verbleiben, so sehr dem auch Ausstellungen der Jungen in letzter Zeit zu widersprechen scheinen, dem eigentlichen Expressionismus, d. h. den Tendenzen, die darauf ausgehen, über das im Gefühl erlebte Bild der Dinge eben diesem Gefühl eine bleibende Verfestigung zu schaffen. Bisher lag hier der Hauptnachdruck im wesentlichen auf dem Gefühl; die Dinge kamen zu kurz, das Gefühl aber, sich selber überlassen, zumeist auch — um so mehr, als der normale Durchschnittsdeutsche, auch wenn er malt oder dichtet, durchaus nicht der Gefühlskrösus ist, als den er sich gerne ausgeben möchte. Wir haben alle schaudernd das Schauspiel erlebt, wie die junge, Dramen schreibende Generation diesem Gefühlsprinzip zuliebe krampfhaft alles, was sie in sich nur auftreiben konnte, in mühsam unterhaltener Ekstase aus sich heraushaspelte und nicht sah, daß sie bei aller Sehnsucht nur ihren Nichtbesitz, ihre Leere dokumentierte. Die Maler, um nichts reicher, als etwa um die mitleidsvoll deckende Farbe, waren auf dem gleichen Holzwege: die Rückwendung zur Natur aber, die sich überall ankündigt, zeigt nur, daß sie mehr gesunden Instinkt besitzen. Sie bedeutet, wie gesagt, keinen Rückfall in den Naturalismus vergangener Stadien: sie ist aber eine Stärkung des Gefühls, insofern dieses wieder einen entsprechenden, das Seelische ebenso auswirkenden wie tragenden Rückhalt an der Welt bekommt. Sie ist keine Rückwendung zur Darstellung im alten Sinne: sie ist aber eine Erfüllung der Vision nicht mehr mit dem eigenen kargen Blute des Malers, sondern zugleich mit dem Blut der Welt, das zuletzt von derselben Art ist. Das Gefühl, zuerst mit Recht auf sich allein gestellt, kehrt jetzt in die Welt zurück: es sondert sich nicht mehr ihr gegenüber ab, wozu bei einem großen Teil auch der jungen expressionistischen Generation eine starke Neigung vorhanden war. Es zieht sie vielmehr, sich und sie bereichernd, in den Kreis seines Lebens hinein. Die gefühlte Vision bezieht ein vertieftes Leben aus dem wieder näheren Verhältnis zur Welt: die Welt wird von der erlebten Vision aus in ihrer wirklichen „Natur“ erfaßt, in einem vertieften visionären Naturalismus im Sinne der Alten wie im Sinne der Anfänge des Expressionismus zu stärkstem Aussprechen ihrer gefühlten Wesenheit gebracht. Aus Arbeiten der die erste Generation der Expressionisten ablösenden Maler ist diese Tendenz schon sehr deutlich abzulesen.

* * *

Etwas schwieriger aufzudecken ist der Wandel in der heute vor allem bei der Jugend vorherrschenden, vom Abstrakten aus bestimmten kubistischen Phase der expressionistischen Bewegung. Sie beherrscht noch durchaus die Menge der Nach-

rückenden, wunderlich verquickt mit sinnlichen Tendenzen: das geometrische Schema ist vom konsequenten Pergamentton der frühen Kubisten auf die reine Farbe des eigentlichen Expressionismus gesunken. Gerade hier aber enthüllt sich der Wandel, der sich unterirdisch bereits vollzogen hat und noch vollzieht: die Tendenz zum sogenannten Geistigen, die den eigentlichen Kubismus erfüllte, ist von der ständigen Anspannung in dieser anstrengenden Richtung genau so ermattet, wie im reinen Expressionismus das Gefühl, und sucht Anlehnung und Erholung in weniger anspruchsvollen Regionen. Das Gefühl läßt sich langsam wieder auf die Natur als tragende Stütze zurücksinken: der Geist macht es ebenso und greift auf das in der Farbe sich auswirkende Gefühl zurück. Weshalb jetzt das Schema sich mit allem Reichtum des Spektrums erfüllt hat.

Dies ist indessen nur sozusagen die Vorstufe der inneren Umwandlung, die sich hier vollzieht. Die eigentliche Umbildung sitzt tiefer. Sie läßt sich etwa bezeichnen als ein Versuch, über der bloßen Differentialrechnung des Kubismus eine Art von Integralrechnung zu entwickeln, die dem Unternehmen eigentlich erst seinen Sinn gibt. Der abstrakte Kubismus hatte ja zuletzt einen Sinn nur, wenn man in ihm einen verkappten Ausläufer des Impressionismus sah, nämlich einen Versuch zur Reinigung der Mittel, diesmal nach der rein formalen Seite. Seine Tendenz ging auf eine Notwendigkeit der Bildordnung: die Eindeutigkeit geometrischer Konstruktion in das kompositionelle Moment zu bringen, war die Sehnsucht. Daß dies nur bei Ausschaltung aller dinglichen und Gefühlsrücksichten möglich war, ist klar: ebenso aber, daß das Ergebnis zuletzt keinen Zusammenhang mehr hatte mit den Schichten der Seele, in denen das künstlerische Erlebnis zu Hause ist. Das Resultat hing in der Luft, dünn und leer — ein Ebenenschema des Raums, das der Erfüllung harrte. Jetzt, mit dem Einsetzen der zweiten Phase, beginnt der Versuch dieser Erfüllung Thema zu werden. Und zwar wiederum vom Raume her. Die Zerlegung der Objekte in gegliederte Raumpartikel wird abgelöst von Versuchen, vom Schema des Kubismus aus gefühlsmäßig wieder dem Raumganzen beizukommen. Das dreidimensionale Medium unserer Existenz soll nicht mehr unbeteiligt zerlegt und geordnet werden: es soll vielmehr sein Totaldasein in einem Gewebe von gefühlten Einzelraumkomplexen enthüllen. Das Raumskelett des Kubismus wird von gefühltem Raum erfüllt: das Schema gemildert, weniger sichtbar gemacht, dafür aber zusammengeschlossen zu einem In- und Nebeneinanderschwingen gefühlter Einzelräume im Bilde. Über dem Grundriß, den die Geometrie des Kubismus zog, entsteht ein empfundenes Sinnbild kubischen Seins: ebenfalls der Natur näher wie der reine Expressionismus, aber doch auf abstraktem Wege zu ihr heimkehrend, nämlich über das allgemeinste Medium des Daseins, den Raum.

* * *

Bliebe der Wandel in der letzten Phase der expressionistischen Bewegung, im Futurismus. Bei uns hat er mehr oder weniger deutlich die Wendung zum Dadaismus durchgemacht. An dieser jüngsten Phase unterscheidet man sehr sichtbar zwei

Züge: das Talent eines einzelnen, des Zeichners George Groß, der das Ganze trägt und zugleich als Sprungbrett für sich benutzt — und daneben den jungen bürgerlichen Nihilismus, der hier ein Sammelbecken gefunden hat. Der antihistorische Radikalismus der italienischen Futuristen, der folgerichtigerweise kriegerisch, national, technisch gestimmt war, ist hier ohne Folgerichtigkeit ins Antimilitaristische, Anationale, Pazifistische umgebogen und hat sich damit, zumal wenn man das einzige Talent aus diesem Kreise, eben Groß, abzieht, selbst in die Reihe der nur vom Gegensatz zum Bürgerlichen lebenden und damit nur zeitlichen Unternehmungen gestellt. Er sucht durch eine mühsame Bierzeitungskomik über die eigene Ängstlichkeit hinwegzukommen: zu einem wirklichen Nihilismus großen Stils und großer Heiterkeit auch über sich selbst (der eine allerdings nur abschließende, nicht bauende Form einer Erlösung sein könnte) fehlen sowohl die geistigen wie die menschlichen Voraussetzungen. Es ist letzten Endes verkappter Liberalismus, der nach Selbstverhüllung sucht. Darauf verweisen auch die Versuche, eine neue Abart der Malerei durch Verwendung und Anbringung realer Gegenstände auf der Leinwand zu schaffen. Sieht man davon ab, daß schon die Futuristen vor Jahren bei Porträts einen Rockaufschlag im wirklichen Sammet auf dem Bild anbrachten, oder einen Schnurrbart in wirklichen Haaren, so scheint dieses Annähen von Kinderwagenrädern, Trichtern, Brotschnitten auf der Bildfläche bei näherer Betrachtung eine verhüllte Umwandlung längst beliebter musikalischer Tricks ins sogenannte Malerische zu sein. Ein Straußsches Orchester mit seinen naturalistischen Geräuschhilfsmitteln ist der Vorläufer dieser Merzmalerei — und der Motor, den ein Komponist einer Fliegersymphonie in seinem Orchester mitwirken ließ, zeigt die Parallelität der Tendenzen aufs schönste. Allerdings zugleich ihre gänzliche Vergangenheit und Ungeistigkeit, die sie bereits bei ihrem Entstehen abseits von den wirklichen Auseinandersetzungen heutiger Menschen mit dem Dasein stellt. Sie enthüllt sich sozusagen als die ungewollte Parodie des im Geistigen sich Vollziehenden: die dort allmählich fühlbar werdende innere Rückwendung zur Natur, zur Welt der Dinge, wird hier durch eine materialistische Verwendung der Dinge selber wie im Panoptikum dargestellt.

Sehr reizvoll wirkt daneben die Entwicklung, die der Futurismus in seinem Vaterland Italien genommen hat. Aus dem allzu bewußt Revolutionären, das dem Impressionismus nahe blieb, hat sich ein kubistisch gemilderter Neoklassizismus entwickelt. Die starken nationalen Tendenzen, die die Bewegung dort von vornherein trugen, haben hier eine Wendung zum Traditionellen genommen, die nicht allein aus den romanischen Neigungen zum Formalismus erklärbar ist. Man hat das Gefühl, daß hier westliche Jugend schneller gelebt hat, als die gleichzeitige deutsche. Die hält noch bei dem kosmopolitischen Ideal der frühen Sozialdemokratie, ist im Grunde über die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht hinausgekommen. Genau so wie sie noch ihren Pazifismus von vorgestern festhält und nicht sieht, daß heute sogar die kommunistische Internationale eine reine Kriegsorganisation geworden ist. Es bleibt nur die Hoffnung, daß in den nächsten Jahren die Deutschen diese Entwicklung nun produktiv, nicht historisch, wie die Italiener, nachholen

werden: man könnte Meidners oben zitierte Äußerung vielleicht bereits als ein Bekenntnis zur Tradition und damit zum Naturalismus auffassen. Rückkehr zur Natur bedeutet ja ebenfalls immer Rückkehr zum Eigenen, Eingeborenen; und das Bekenntnis zu Multscher und Grünewald darf man wohl ebenfalls so auffassen.

* * *

So liegen die Dinge, oder sagen wir bescheidener: so scheinen sie zu liegen, wenn anders man einen Sinn im Wandel der Formen sehen will. Hinter diesem, in künstlerischen Begriffen sich darstellenden Entwicklungsprozeß, der sozusagen das Zeitgeschehen an einem isolierten besonderen Punkte spiegelt, wird von weitem der größere sichtbar oder wenigstens fühlbar, wenn er auch denen, in denen er sich darstellt, noch keineswegs zum Bewußtsein gekommen ist. In dieser anscheinend rein Formales betreffenden Kunstumwandlung deutet sich ein Allgemeineres, Tieferes an: ein Ansatz der Nation zur Besinnung auf sich. Dieser Prozeß war vor dem Kriege auf dem besten Wege. Er wurde durch dessen Abbruch und die sich daraus ergebenden Mißverständnisse, die die revolutionären Wirren brachten, vorübergehend aufgehalten: er ist jetzt wieder deutlich fühlbar im Gange. Die heute noch dauernde Verkleidung vieler junger Maler und Bildhauer in radikale Pazifisten und Unabhängige besagt nicht das Mindeste dagegen: das Entscheidende ist die Besinnung auf die Besonderheit gegenüber den Andern, vor allem gegen den Westen. Ob sich das Bewußtsein dieses Gegensatzes in die Formel: Kommunismus — Kapitalismus oder Pazifismus — Militarismus kleidet, ist dabei um so belangloser, als es sich hier um Menschen der Kunst handelt, die zumeist nach Sinnbildern statt nach dem Wesentlichen greifen. Die östliche Mystik des vorkriegerischen Rußland ist hinter dem Nebelbild des Bolschewismus zurückgetreten: der Rationalismus westlicher Observanz hat sich in seinen bürgerlichen Propheten in Deutschland, wie Sternheim oder Heinrich Mann, selbst ad absurdum geführt: so bleibt nur die Wendung auf uns selbst. Und auf die dämmernde Ahnung, daß die größte Aufgabe jetzt erst beginnt.

Die Jugendbewegung

Von

Frank Glatzel

Die Jugendbewegung ist in keine Front eingeordnet. Sie ist eine Erscheinung des Volkes überhaupt. Aber sie hat etwas damit zu tun, was man hier eine neue Front nennt.

Soweit die Jugendbewegung in Betracht kommt und wohl auch für die anderen Gedankenkreise, die sich zusammengefunden haben, ist der Ausdruck Front ebenso sehr mißdeutbar, wie das die Bezeichnung Vaterlands partei war. Dort war keine Partei gemeint, sondern ein Zusammenschluß aller Deutschen, für die es keine Partei gab neben dem Vaterlande. Hier sind die gemeint, die nicht mehr wie Parteien und Klassen innerhalb ein und desselben Volkes sich in Fronten gegenüberstehen, die vielmehr eine Einheit bilden, für die es in unserer heutigen politischen Sprache keine Bezeichnung gibt. Wir wollen eben nicht in Fronten uns gegenüberstehen, sondern irgendwo spüren, daß der neue Staat und das werdende Volk Angelegenheiten des Miteinander sind. Die gegeneinander gerichteten Kräfte heben sich auf. Die miteinander gerichteten Kräfte suchen eine Aufgabe.

Ein Volk ist ein Lebewesen mit dem Bewußtsein der Einheit. Ein gewachsener Staat ist die ihm gemäße Form. Ein erfundener Staat beweist das Nichtvorhandensein des lebendigen Zusammenhangs.

Die kulturelle Führung des Volkes liegt in den Händen einer Gesellschaft, die für das ganze Volk Geltung hat und daher nicht als Klasse empfunden wird. Die deutsche Gesellschaft ist ebenso wie überhaupt die Gesellschaft der westlichen Länder seit der Zeit des Materialismus und Rationalismus zersetzt. Mit ihr ist Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Glauben und schließlich auch der Staat aufgehoben worden.

Was um uns herum werden will, ist eine neue Gesellschaft. Heute fehlt unserem Volk der Richtungspunkt, nach dem sich die Kräfte ordnen. Der Kernpunkt, von dem aus der gesammelte Willensimpuls alle Bewegungen regelt. Es fehlt dem Volke das Herz, das für den ganzen Körper schlägt.

Der Ausgangspunkt für die Jugendbewegung war die Entartung und Zersetzung der Gesellschaft, zugleich des natürlichen Volksgefühls. Leere Formen waren an die Stelle getreten, und innerlich leere Einrichtungen traten vor die Jugend mit dem Anspruch der Geltung. Je weniger innerlich ihr Wert Gültigkeit hatte, desto mehr wurde durch äußere Mittel versucht, die Autorität aufrechtzuerhalten. Staat, Schule, Kirche übten Jugendpflege, da die Richtungspunkte der alten Gesellschaft

nicht ohne weiteres von der jungen Generation übernommen wurden. Das Elternhaus, das vielfach selbst zersetzt war, verlor mehr und mehr an Macht.

Die Ideale, an die man selbst nicht mehr glaubte, wurden von der Jugend nicht für voll genommen.

Jugend ist gekennzeichnet durch die Bereitschaft zur Idee. Hier entstand an brüchigen Stellen eine Kluft zwischen den Jungen, die Ideen suchten, und den Alten, die vorgaben, daran zu glauben. An dieser Stelle setzte eine Befreiung von der Autorität ein. Die jugendliche Schicht suchte einen neuen Anfang.

Daß das Suchen vielfach in die Irre ging, verschlägt nichts. Daß überhaupt nach Wahrheit gesucht wurde, daß Einheit in Leben und Denken gefordert wurde, bedeutete ein Finden.

So wurde die Jugendbewegung geistig, für alle, die in diesen Strom tauchten, eine Wiedergeburt. Geistiges Ringen um Grundlagen ließ die Kräfte wachsen. In Wandern und Singen wuchs Gemeinschaft, und in den einfachen Lebensformen der Horden und Heime entstand ein Leben, abseits der Gesellschaft, das Erfüllung brachte, oder eine Ahnung davon entstehen ließ.

Der Wandervogel, der keine Programme auf seine Fahnen geschrieben hatte, ist zum ersten Male wieder Leben gewesen und Erleben. Er erfüllte alle, die in diesem Leben aufgingen, und die einen Blick hineintaten, mit einem Lebensrhythmus, dem sich niemand ganz entziehen konnte. Wie eine Lawine wuchs die Bewegung im Fortschreiten. Die Kinder vor allem spürten hier die werdende Zukunft und hielten es mit den Wandervögeln.

Alle Jugendbünde wurden ergriffen. Die Bewegung war bald mehr als eine Sache der Jugendlichen. Man wuchs nicht hinaus. Die Älteren-Bewegung wuchs hinein in die Gesellschaft und in den Staat.

Der Zusammenstoß mit den politischen Problemen der Revolutionszeit und ihre Vorwirkungen spalteten die Bewegung und rissen sie mitten hinein in die Kämpfe. Radikale Stellungnahme riß uns in Extreme auseinander. Temperament, Herkunft, Tradition und Ideen kämpften gegeneinander. Schwärmer scheiterten, primitive Geister entschieden sich schnell. Für die Masse der Bewegung und ihre Führer waren schwere Kämpfe auszufechten, ehe sich aus dem Chaos neues Land erhob. Nachdem man Jahre hindurch von der Edda bis zu indischen und chinesischen Weisheiten wahllos schwankend oder ernsthaft suchend in der Entwicklungszeit der freideutschen Jugend sich bewegt hatte, entstand gegen Ende des Krieges immer klarer der Volksgedanke als der Richtungspunkt der neuen Jugend.

Der jungdeutsche Gedanke wurde für uns die Erfüllung des Wandervogeltums und damit der Jugendbewegung.

Volk ist geistige und körperliche Einheit in Menschenart und Kultur. Volk ist stärker, als Klassen und Grenzpfähle. Volk braucht keinen Beweis für die Existenz. Es ist ohnehin da. Volksgemeinschaft entstand für uns aus Jugendgemeinschaft. Das war unser Weg.

Volksgemeinschaft geht die Menschen an. Menschlich war für uns die soziale Frage beantwortet, ehe sie politisch an uns herantrat. Wandervogel und Arbeiterjugend kämpfen längst gemeinsam um die neue Sittlichkeit gegen den Materialismus, den der liberale Kapitalist als Praxis, der Sozialdemokrat als Theorie verficht.

Die Bewegung greift über in das Lager der evangelischen und katholischen Jugendpflege. Es beginnen seit einiger Zeit die Auseinandersetzungen mit den Kirchen. Und wenn auch heute noch vielfach evangelische Theologen — die katholischen sind klüger, durch viele Jahrhunderte geschult — sich pharisäerhaft über die neuen angeblichen Heiden erheben, die im Sonnwendfeuer ein Sinnbild fanden: wer tiefer blickt, spürt den Glauben wachsen. — Mysterienspiele ziehen durch das Land. Leise klingen Marienlieder, die alten Kirchen leben, wenn in leuchtend bunter Gemeinde inmitten von Sonnenschein und Fähnlein einer der Unsrigen predigt. — Nun fürchten manche ein neues Mittelalter.

Ist es vielleicht eine Art „Renaissance" statt einer Wiedergeburt? Vielleicht nur ein sentimentaler Rückschlag oder ein Zurücksinken in die Macht des Katholizismus? Nein — die Geister Luthers — Fichtes — Goethes — und Friedrichs sind unter uns. Trotziger Protestantismus ist auch dabei.

Die Bewegung erfaßte den Nationalismus. Illusionen, die aus Reminiszenzen der Vergangenheit zurechtgemacht sind, können keine echte Begeisterung entzünden. Der Glaube an die Dynastie ist ebenso überwunden, wie der an den Parlamentarismus. Burschenschaftergeist gärt.

Freilich beginnt erst allmählich, die Politik von den Menschen der Jugendbewegung als Volkssache begriffen zu werden. Zu lange wehrte sich ein gesundes Gefühl gegen alles Politische überhaupt und suchte gleichsam ein Schutzgift gegen die Ansteckung mit politischem Mächlertum und Schlagwortlügen.

Alle Parteien ohne Ausnahme sind der Jugendbewegung ein Gegenstand des Unbehagens. Die zwischen Zwanzig und Fünfunddreißig glauben nicht mehr, daß die Majorität recht hat. Aber man ist noch unschlüssig, weil das erlösende Wort noch nicht gefunden ist. Nur frühreife Früchte springen heute auf. Es dürften Jahre vergehen, ehe diejenigen als Männer Wege weisen, die heute erst die Fragen begriffen haben, um die es sich handelt.

Soviel ist gewiß. Wir wissen, daß die soziale Frage die Kernfrage der Volksgemeinschaft ist, daß Sozialismus als Idee die notwendige Gegenwirkung gegen den Liberalismus ist. Aber wir wissen auch, daß die Volksgemeinschaft nicht nur eine Frage der richtigen Güterverteilung, der richtig konstruierten Staatsverfassung ist, sondern mindestens ebensosehr eine Frage des Seelenzustandes. Natürlich bestehen Wechselbeziehungen. Aber je stärker die innere Bindung ist, desto entbehrlicher sind äußere Normen. Die Fülle der heutigen Gesetze beweist, wie gering im Kurse sie stehen, und wie schwach ein Deutsches Reich ist, das nur auf sie sich gründet.

Die Fülle der literarischen Erscheinungen über Staat und Gesellschaft beweist, wie unklar uns noch die Richtung ist.

Der werdende Staat, die werdende Gesellschaft wachsen in der Stille. Sie werden nicht in der Retorte geboren.

Die Jugendbewegung ist eine große Umwerterin der alten Werte. Wer kann heute sagen, ob sie eine Auflösung der alten Gesellschaft, des alten Nationalismus, des Christentums, kurz, eine Zersetzungsperiode bedeutet — sie tut es in hohem Maße — oder ob sie den Anfang einer Neuen Welt darstellt, oder einen Anfang.

Wer kann sagen, ob die Arbeiterjugend, die Jungsozialisten, eine Auflösungserscheinung der marxistischen Arbeiterdoktrinen sind — sie sind es gewiß in hohem Maße — oder ob sie nicht in viel höherem Maße der Anfang eines neuen Standes sind, eines neuen Standes, der aus der Negation des alten Staates zur Verantwortlichkeit für den kommenden Staat emporwächst, eines neuen Standes, dessen Geburt in Deutschland anders als 1789 in Frankreich nicht von einem Blutbade der alten Gesellschaft und des alten Adels begleitet wird, sondern der auftritt mit dem Gedanken: „Wir bauen den neuen Staat!"

Vielleicht ist diese Vorstellung von der Arbeiterjugend nur ein trügerisches Spiegelbild unseres eigenen Denkens über uns und des Hoffens, das wir an sie knüpfen. Daß aber einige von uns diese Vorstellung haben können, ist ein Beweis, daß die Zwangsvorstellungen des ewigen Klassenhasses bei uns überwunden sind. Wir glauben nicht mehr daran. Dazu zwingt der äußere Feind unsere Gedanken an die Grenzen. Dort wird ein harter Panzer geschmiedet. Die Jugendbewegung, die nicht die inneren Beschränkungen durch Parteien kennt, weiß die vom Feinde uns aufgezwungenen Grenzen zu überwinden.

Der müßte Deiche von Eisen an allen Grenzen errichten, der hindern wollte, daß wir von denen da draußen erreicht werden. Deutschland war nie so das Land der Sehnsucht. In Rinnsalen oder Strömen flutet Furcht und Hoffnung über nutzlose Sperrungen durch ein Volk.

Die Jugendbewegung war scheinbar Spiel. Das Spiel wurde Leben. Dieses Leben wird Gestalt gewinnen im Volksganzen.

Die wir heute dies schreiben, sind nicht mehr Jugendbewegung. Wir sind eine Kraft zum werdenden Volk. Der Ursprung war die Not der Jugend. Die Werdezeit ist heute die Not des Volkes. Die Erntezeit wird der Kampf um die Freiheit sein.

— — — Und soll es dann wieder kommen wie vor 100 Jahren? Ist alles nur ein Kreislauf? — — —

Oder wird es dann in Deutschland ein Volk geben, das seine Freiheit wahrt?

Und wird sie dann halten — — — die neue Eidgenossenschaft? — — — Die neue „Front"?



Der Wert

Von

Wilhelm von Kries

> Warum treibt sich das Volk und schreit? Es will sich ernähren,
> Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
> Merke dir, Reisender, das und tue zu Hause desgleichen,
> Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.
>
> Goethe.

Das drängendste Problem des besiegten deutschen Volkes ist die Wiedergewinnung des alten „Reichtums". Allenthalben rechnet man mit Milliarden, wie der Astronom mit Lichtjahren. In dieser Flut wesenloser Zahlen, die weit über das Fassungsvermögen menschlichen Verstandes hinausgehen, vergißt man die Wirklichkeit, vergißt man die Erde und das Leben auf ihr; vor allem aber den Menschen. Dessen Tun und Treiben läßt sich keinesfalls auf Zahlen abziehen; selbst dann nicht, wenn wirtschaftliche Dinge in Frage kommen. — Diese Neigung zur „Kalkulation" ist das Vermächtnis unserer bisherigen Art, Wirtschaftswissenschaft zu treiben. Darin lag ein asketisch, römisch-katholisches Element, lag eine Erinnerung an Zeiten, wo es noch ein kanonisches Zinsverbot gab, der Kaufmann unehrlich und die Beschäftigung mit den „Reichen dieser Welt und ihrer Herrlichkeit" als eines Christen unwürdig galt. So hat sich denn insbesondere die deutsche Nationalökonomie das eine und entscheidende wirtschaftliche Problem, das des „Reichtums" und damit des „Wertes" schlechthin, überhaupt nicht gestellt. Mehr noch, man hat diese Fragestellung als gleichsam sündhafte unwissenschaftliche „Zielsetzung" geächtet und verfemt und nur dort etwas geleistet, wo es ein überkommenes, geheiligtes und in den „Rahmen" der Universität und humanistisch-christlichen „Universitas" sich einfügendes Interesse galt, nämlich einmal auf historischem Gebiete, dann auf sozialem. Marx hat nur deshalb Erfolge gehabt, weil er zum Anwalt der, wie er meinte, ausgebeuteten und geschändeten Arbeit, weil er zum Vorkämpfer einer zur Hälfte christlich-kommunistischen und eben deshalb falschen „Idee" abgestempelt wurde.

Die bürgerliche Nationalökonomie wurde ebenfalls zum Anwalt einer Gesellschaftsordnung, wurde zur Sozialökonomik und damit notwendig unfruchtbar. Fast völlig in Vergessenheit geriet in Deutschland das entscheidende Beiwort aller Ökonomik, nämlich der Zusatz **politisch**. **Politische** Ökonomie treibt nur noch der europäische Westen, alles andere ist „moonshine drawn on bottles".

Der grundsätzliche Fehler liegt in der Einführung des Begriffes der Arbeit, der rein mechanisch ist, ferner in der fortwährenden Betonung der Sachgüter, des Produktivkapitals, des Nutzens, der Seltenheit, des Gebrauchswertes und so fort in der schönen Terminologie, zum Schaden der reinen Abstraktion und der philosophischen Begründung eines erkenntniskritischen wirtschaftlichen „Systems". Gerade indem man Reichtum und Wert, indem man das Sinnliche, Materielle absichtlich ausschaltete, um nicht zu werten, hat man den Geist der Ökonomik getötet. Man leugnete um der himmlischen Liebe willen die irdische, obwohl man weiß, daß die eine ohne die andere nicht möglich ist.

Denn alles ökonomische Geschehen, alle ökonomischen Handlungen des Menschen beruhen auf einer höchst banalen Tatsache, nämlich der seiner körperlichen Existenz, welche ihn zur Selbsterhaltung zwingt. Diese gemeinhin als Selbsterhaltungstrieb begriffene Bindung des Menschen ist jedoch nur einer der Faktoren, welche den menschlichen Willen bestimmen. Er stellt lediglich das eine Glied einer gleichsam mathematischen Funktion dar oder, wenn man will, die eine Seite im Parallelogramm der Kräfte, deren Resultante der menschliche Wille ist. Denn tief und unauflöslich verbunden mit dem Selbsterhaltungstriebe ist der dunkle Drang zur Überwindung des Todes, der seinen Niederschlag in den vielgestalten Gebilden religiöser Vorstellungen, religiöser Systeme, religiöser Forderungen und schließlich Willensbindung, hier gleichbedeutend mit innerlicher Befreiung, findet.

Die Regenbogenbrücke unseres Lebens ruht auf dem ewigen Grunde körperlicher Abhängigkeit und führt hinüber in das Land der absoluten Freiheit. Konkret ausgedrückt: Jeder Lebensinhalt wird bedingt durch die beiden Gegensätze der Leugnung des Wertes irdischer oder materieller Dinge und umgekehrt der Bejahung ihres Wertes.

Es ist Aufgabe der Ökonomik, sich nur mit der materiellen Bindung des menschlichen Willens und damit des Menschen zu beschäftigen. Indem wir dies als ihre wesentliche Aufgabe bezeichnen, sprechen wir gleichzeitig aus, daß sie in dieser Beschränkung niemals den Blick für jene andere Hälfte menschlichen Strebens verlieren darf, will sie nicht, wie es heute der Fall ist, nur Handlanger für statistische Landesämter und Syndici für Handelsgesellschaften heranziehen. So verstanden wie hier, ist die Ökonomik das vornehmste Geschwister der Philosophie. Wie sie von Marx und mehr noch von seinen Nachfolgern oder Gegnern verstanden wurde, ist sie lediglich Tätigkeit im Entwässerungsgraben der breiten Heerstraße wissenschaftlicher Forschung.

Die Breite dieser Problemstellung nötigt zur Beschränkung auf die wesentlichsten Tatbestände. Es kann nur die Fluchtlinie abgesteckt werden. Aber gerade in der Universalität, in der anscheinenden Grenzenlosigkeit der Aufgabe liegt die Rechtfertigung, die allein Gehör beanspruchen kann, genau so, wie heute alle deutsche Staatsphilosophie, alle deutsche Metaphysik nur dann einen Anspruch auf Beachtung

erheben können, wenn sie das Unendliche als Maßstab wählen, wenn sie das Unmögliche begehren.

Und so münden wir mit Notwendigkeit in dem ganz Einfachen, in dem durchaus „Selbstverständlichen", weil nur in ihm und nicht im Verwickelten die wirklichen Probleme der Gegenwart zu suchen sind. Es gibt hier keine Fragen von Grenznutzen und Rententheorie, es handelt sich nicht um Formeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung, es handelt sich um Hunger und Durst, um Arbeit und Ertrag, Reichtum und Macht, um Leben und Tod; auf der anderen Seite um die Überwindung des Todes, um die Verneinung des Reichtums, um die Herrschaft des Geistes, um die Macht der Idee. Sie alle sind unlöslich im Menschen als ein inneres Schicksal verknüpft, und wer das „wirtschaftliche Leben" des Menschen und seine Bedingungen erforschen will, der hat sich mit dem Menschen, nicht aber mit den „Sachgütern" zu beschäftigen.

Das innerliche Streben eines jeden Menschen geht hinaus auf die Überwindung von Raum und Zeit; daß in dieser Hinsicht die beiden Geschlechter nicht gleich sind, ja daß sie die bedeutungsvollsten Symbole sind, die sich halb erkannt im Zwielicht unserer Erkenntnis vor uns türmen, sei nur beiläufig bemerkt. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß wir zur Überwindung von Raum und Zeit, zur Befreiung, oder wie man es auch nennen mag, nur dann gelangen können, wenn es gelingt, die durch die körperliche Existenz gegebene Abhängigkeit zu überwinden oder aufzuheben. Daß dieses Ziel nur zeitweilig erreichbar ist, beseitigt nicht die Tatsache, daß diese Augenblicke als solche des menschlichen Glückes empfunden und fortgesetzt unter dem Aufgebot der gesamten Willenskraft erstrebt werden. Das ist ewig menschlich und abhängig von keiner Kulturstufe. Der Menschheit bieten sich zwei Wege zu diesem Ziel, der eine, wir nannten es schon, mündet in der Verneinung irdischer „Werte", der andere in ihrer Bejahung, und von der Geburt bis zum Alter durchläuft jeder Mensch stufenweise mit Notwendigkeit den Weg von der unbedingten Bejahung bis zur unbedingten Verneinung, aber niemals bis zum Augenblicke seines Todes ist die Größe eines der beiden Faktoren gleich Null. Demgemäß, entsprechend dem Charakter des Einzelnen, finden sich alle Formen der Bekenntnisse von der vollen und absoluten Verneinung des Wertes der irdischen Dinge in allen östlich bestimmten Religionen, wie Buddhismus und Christentum bis zur vollen Bejahung in dem in dieser Hinsicht durchaus heidnischen Europa. Es ist aber die Aufgabe der Nationalökonomik, von der unbedingten Bejahung der „irdischen Werte" auszugehen und als ihr vornehmstes Axiom den Satz in Anspruch zu nehmen, daß das menschliche Glück ausschließlich bedingt wird durch wirtschaftliche Werte, daß es auf dem vollkommen sinnlichen Genuß beruht.

Damit ergibt sich die Frage, was denn nun der wirtschaftliche Wert sei, und es erschließt sich schon hier die überraschende Tatsache, daß seine Definition eine Verneinung des soeben niedergeschriebenen Satzes ist. Wirtschaftlicher Wert kommt all den Verhältnissen, Beziehungen und Abhängigkeiten, nicht aber Dingen und Gegenständen (!) zu, welche durch irgendeine Betätigung,

irgendeine Einstellung oder irgendein Verhalten aufgehoben werden können, d. h. die zu Objekten des menschlichen Willens gemacht werden können. Dies bedarf näherer Erläuterung. Jede Abhängigkeit, jede Beziehung, jede Bindung des Menschen, welcher Art sie auch sein möge, löst eine Reaktion aus, bedingt eine Auflehnung. Zunächst und unmittelbar werden die rein physischen Abhängigkeiten des Menschen solche Auflehnung bedingen, sich stufenweis verfeinern in Auflehnung gegen Zwang und Abhängigkeit, gemeinhin begriffen als Unfreiheit jeglicher Art. Der Mensch ist abhängig von Raum und Zeit, von Essen und Trinken, von Wärme und Kälte und sodann, als gesellig lebendes Wesen, abhängig von seinesgleichen; schließlich von sich selbst und den ihm angeborenen Neigungen und Abneigungen; einer hier körperlich gedachten Triebhaftigkeit, deren wichtigstes Element der Fortpflanzungstrieb ist.

In dieser unendlichen Stufenleiter aufwärtssteigend, von dem rein animalischen Trieb der Selbsterhaltung bis zu den kompliziertesten Wünscheleien des überfeinerten Kulturmenschen greifen wir, weil am entscheidendsten, die Abhängigkeit von Essen und Trinken heraus. Es zeigt sich folgender, höchst einfacher, unwiderleglicher Tatbestand: Der Mensch hat von Natur aus das Bedürfnis nach Nahrung. Dieses Bedürfnis erzeugt Abhängigkeit entweder unmittelbar von der umgebenden Natur oder von anderen Menschen. Die Abhängigkeit erzeugt Zwang, der Zwang nötigt zur Arbeit, und die Arbeit, und zwar nur die vernünftig unternommene, zweck- und zielbewußte, d. h. durch den Intellekt und die Erfahrung geleitete Arbeit führt zur Beseitigung dieses Zwanges, dieser Not, dieser Abhängigkeit! Der Hungrige macht sich nicht durch Arbeit satt, Arbeit macht ihn nur noch hungriger, überdies müde. Wenn man ihm den Rat gibt, zu arbeiten, so setzt man unbewußt eine Gesellschaftsordnung voraus, welche jedem die Möglichkeit zu nutzbringender Verwertung seiner Arbeitskraft bietet. Eine solche Gesellschaftsordnung existiert z. B. in Deutschland zurzeit schon um deswillen nicht, weil ja selbst die Gesamtheit unter dem Druck des Friedensvertrages nicht imstande ist, ihre Gesamtarbeitskraft in diesem Sinne zu verwerten.

Dies ist entscheidend! Es ergibt sich schon hier, daß die Stellung der Arbeit innerhalb des Kreislaufes von Bedürfnisentstehung und Bedürfnisbeseitigung nicht etwas Primäres, sondern etwas Sekundäres ist, daß sie nicht ein Agens, sondern ein Reagens, daß sie kein Produktionsfaktor, sondern nur ein Befreiungsmittel ist.

Der wirtschaftliche Wertbegriff ist das periodisch schwankende Urteil, welches durch die Erfahrung begründet ist, über den jeweils bewußt empfundenen Grad der Abhängigkeit von Gegenständen, Beziehungen und Verhältnissen, welche den menschlichen Willen in eine bestimmte Richtung zu drängen geeignet sind.

Wert selbst ist der Inhalt einer wechselseitigen Beziehung zwischen zwei persönlichen Wirtschaftssubjekten, deren Zweck die Aufhebung gegenseitiger Dienstbarkeit, gegenseitiger Abhängigkeit zur Befreiung von den jeweils als Brücken empfundenen Bindungen ist. Je bedeutender die geistigen Fähigkeiten, ja die Fähig-

keiten des Individuums schlechthin sind, um so geringer wird sein Arbeitsaufwand zur Beseitigung des durch die Abhängigkeiten jeglicher Art gegebenen Zwanges sein, während ein Individuum, das jeglicher intellektueller Fähigkeiten ermangelt, als dem physischen Verderben preisgegeben angesehen werden muß. Da jedoch der Mensch nur kollektiv, als Glied einer Gemeinwirtschaft gedacht werden kann, so eng man auch diese Grenzen ziehen mag, isoliert ist er nur eine Abstraktion — da ferner die Fähigkeiten der Menschen nicht gleich sind, so ergibt sich, daß die Erzeugung wirtschaftlicher Werte, gleich planmäßiger Aufhebung physischer Abhängigkeit fortschreitend nur denkbar ist bei *fortdauernder* Entwicklung der *geistigen* Fähigkeiten des Menschen. Zu den geistigen Fähigkeiten des Menschen gehören neben Vernunft und Verstand ebensosehr sittliche und seelische Eigenschaften, wie Willenskraft, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, moralisches Verantwortlichkeitsgefühl. Auf der Gesamtheit dieser beruht die menschliche und die wirtschaftliche Ordnung schlechthin.

Es ergibt sich gleichzeitig, daß der wirtschaftliche Wert seinem innersten Wesen *zunächst* negativ ist. Das Bedürfnis nach gewissen Dingen, das Gefallen an irgendeinem Gegenstande ist nicht etwas durch den Menschen aktiv Hervorgerufenes, sondern eine Bindung, eine seelische oder körperliche „Dienstbarkeit“! Dies gilt sowohl im Verhältnis des Menschen zur Natur, wie im Verhältnis der Menschen zueinander, und die allein durch die Polarität der Geschlechter bedingte Abstoßung und Anziehung bedeutet gleichfalls die Entstehung wirtschaftlicher Abhängigkeiten oder „Dienstbarkeiten“. „Herrscht doch über Gut und Blut dieser Schönheit Übermut!“

Daraus folgern wir: Aus der Dienstbarkeit des Menschen gegenüber seinem Körper und dessen Bedürfnissen entsteht das Verlangen nach *Beherrschung* der Mittel zur Beseitigung dieser Dienstbarkeiten, mithin das Streben nach Besitz und Eigentum oder Verfügungsgewalt über die „Dinge“. Der vernünftig geleitete Wille verwandelt die negative Bindung in ein „*verwertbares Mittel*“. Ebensosehr aber entsteht das Bedürfnis nach Verfügungsgewalt über Menschen, zunächst rein im Sinne des Fortpflanzungstriebes, sodann in höherem Zusammenhange. Es ergibt sich als primitivster, doppelt bedingter „Wirtschaftsverband“ die Ehe und hieraus entspringend die Herrschaft über eine Mehrheit von Menschen, zunächst der Kinder, sodann der Sippschaft und schließlich des Stammes.

Dies ist wesentlich insofern, als sich aus diesem in seiner Methodik historischen Theorem weitere Aufklärungen ergeben. Die Wirtschaft, die Erzeugung von Werten wird damit zu einem geistigen Vorgang, dessen Ablauf vielmehr in der Zone des Intellektes, der Erfahrung und des Willens liegt, als in der rein mechanischen Auslösung von physischer Arbeit, ja von Arbeit schlechthin.

Denn nunmehr handelt es sich um die Sachgüter überhaupt nicht mehr, sondern um die Ausbeutung, um die Nutzbarmachung von vorhandenen und als solchen bewußt *erkannten* und in *Rechnung* gestellten Abhängigkeiten des Menschen von gewissen Dingen. Die Wirtschaft wird zunächst zu einer persönlichen, dann kollektiven *Machtfrage*, deren Grundlage der Besitz, das Eigentum sein muß.

Wenn ich oder eine in meinem Sinn geleitete Vielheit imstande ist, einen anderen oder eine andere Vielheit an der Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu hindern, dann müssen sie in Abhängigkeit von mir geraten, dann kann ich sie zwingen, so zu handeln, wie es meinem Gefallen entspricht. Innerhalb eines Gemeinwesens führt dies zur politischen Ordnung, zwischen Gemeinwesen zu Verträgen oder zum Kriege. Weil alle wirtschaftliche Tätigkeit gegründet ist auf dem Selbsterhaltungstriebe, führt dieser naturgegebene Zwang schließlich zum Einsatz des physischen Lebens, um das physische Leben zu gewinnen!

Nach dieser Abschweifung, die zur Klarstellung gewisser Zusammenhänge notwendig erschien, können wir fortschreiten in der Erörterung der Entwicklung der Produktion von Werten. Es erhellt, daß ich, wenn ich meine eigenen Dienstbarkeiten, meine eigene Abhängigkeit möglichst aufheben will, gezwungen bin, nicht zu „arbeiten", sondern meinerseits Dienstbarkeiten zu schaffen, denn nur indem ich Dienstbarkeiten schaffe, kann ich der eigenen persönlichen Bindung frei werden. Diesen Zusammenhang beleuchtet ein ganz einfaches Beispiel: Wenn ich Besitzer eines Pferdes und eines Stückes Weide bin, dann kann ich erst auf Grund folgender Erfahrung und Kenntnis zum Höchstmaß von Unabhängigkeit durch die Dienste des Pferdes kommen. Was ich brauche, ist Arbeitskraft. Lasse ich das Pferd nach seinem physischen Gefallen seine Nahrung auf der Weide suchen, dann bedarf es fast den ganzen Tag, um sich dort die notwendige Menge Nahrung zu rupfen; ich habe es nur einige Stunden nach meinem Willen zu meiner Verfügung. Wenn ich ihm aber die Nahrungsbeschaffung nicht überlasse, sondern es zweckmäßig mit Kraftfutter versehe, kann es den ganzen Tag mit Ausnahme kurzer Ruhe- und Freßpausen für mich nach meinem Willen arbeiten. Verführe ich anders, würde das Tier verkommen und schließlich eingehen. Die gleiche Erfahrung liegt der Erfindung der Maschine und vorher des Werkzeugs zugrunde. Auf gleichem Boden ruht die soziale Gesetzgebung, die als wirtschaftliches Ziel die Steigerung der physischen Eigenschaften erstrebt. Das Verdienst für dieses Ergebnis liegt aber nicht in der Arbeit, die ich leiste, sondern in meiner intellektuellen Leistung, vielleicht auch in der Überlieferung gewisser Erfahrungen. Das geistige Element wird in diesem Falle deshalb betont, weil es keinen ersichtlichen Grund gibt, die im Einzelfall erprobte Erfahrung auch anderweitig zu „verwerten". Sie sind auf jeden gleichen Fall anwendbar, d. h. universal! Es ist eine Frage der Technik, diese besondere Erfahrung, diese besondere Kenntnis auf der gesamten Welt in Anwendung zu bringen. Gleichzeitig aber eine Frage meiner Bereitwilligkeit, die vorhandene Kenntnis zur Kenntnis der Allgemeinheit zu bringen. Die Weiterführung dieses Gedankenganges erscheint hier nicht notwendig, und wir ziehen den Schluß, daß alle wirtschaftliche Macht auf geistigem Gebiete liegt. Geistige, intellektuelle, seelische Eigenschaften sind angeboren, sie sind durch noch so viel Mühe und Arbeit nicht erlernbar. Sie sind der Gegenpol der Arbeit, welche auf Zwang beruht. Sie bedeuten Befreiung von der Arbeit. Stets, solange es Menschen geben wird, bleibt das

physisch-mechanische dem Intellekt, dem Willen, der Seele untertan. „Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände" (Goethe, Faust II).

In diesem ewigen Gegensatz liegt auch der Ursprung des Kampfes, der heute mit typisch deutscher politischer Oberflächlichkeit als der natürliche Gegensatz, das natürliche Kampfverhältnis zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber dargestellt wird. Denn wie auch immer die geistige Führung im Wirtschaftsleben beschaffen sein mag, sie wird sich stets auf der bewußten Ausnutzung des auf dem menschlichen Bedürfnisse beruhenden „Zwanges zur Arbeit" gründen. Je höher die geistige Leitung der wirtschaftlichen Führung ist, um so weniger wird dieser Zwang als solcher fühlbar werden, je minderwertiger, um so häufiger wird man die Macht durch Gewalt ersetzen müssen. Und weiter: da die wirtschaftspolitische Führung an den nationalpolitischen Grenzen eines Landes nicht haltmachen darf und kann, so muß notwendigerweise die gesamte in wirtschaftlichen Wechselbeziehungen stehende Welt wirtschaftlich als ein untrennbares Ganzes gedacht werden.

Daraus ergeben sich die Konflikte, deren größter, der Weltkrieg, auch heute noch keineswegs überwunden ist, weil die Führung in der Weltverwertungsgesellschaft gleichzeitig die Verfügung über die wichtigsten „Dienstbarkeiten" von Völkern wie Menschen beanspruchen wird und beanspruchen muß! Wem jedoch die Führung zufallen wird, ist durchaus unsicher.

Es handelt sich jedoch erst in zweiter Linie um die durch die Summierung von Einzelhandlungen entstehenden Wirkungen, und so kehren wir zu den „einfachen" Zusammenhängen zurück. Wenn, wie wir sahen, der Besitz das nächstliegende natürliche Streben des Menschen ist, und wenn dieser Besitz letzten Endes nur durch Einsatz des Lebens verteidigt und erhalten werden kann, so liegt gerade in der Tatsache des Besitzes wiederum der Ausschluß anderer von diesem Besitze, d. h. deren Dienstbarmachung durch mich. Alle primitive wirtschaftliche Macht beruht auf dem Besitz. Es wäre aber ein Trugschluß, aus der Tatsache des Besitzes nunmehr die wirtschaftliche Freiheit des Besitzenden zu folgern. Selbst der anscheinend ganz konkreten Tatsache des Besitzes liegt eine geistige Beziehung zugrunde, vor allem eine Abhängigkeit, ein Zwang zur Verwertung und Ausbeutung des Besitzes im — kaufmännischen Sinne. Wird diesem Zwange nicht Rechnung getragen, dann muß der Besitztitel mit Notwendigkeit erlöschen, weil der Besitzer seinerseits in Abhängigkeit von anderen geraten wird, die ihn zwingen können, den Besitz aufzugeben. Dagegen schützt kein Gesetz und keine Macht der Welt.

Diese Elemente der Werterzeugung werden im wirtschaftlichen Leben doppelt bedingt. Einmal sind sie abhängig von dem jeweiligen Stand der politischen Ordnung, sei es innerhalb der Nationalwirtschaft, sei es außerhalb in der Weltwirtschaft. Durch sie wird der Grad der Herrschaft des vernunftgeleiteten Willens über die Summe der physischen Energien der Menschheit bestimmt, sodann aber eine Frage der Wissenschaft und Technik (verwerteten Wissenschaft). Die Rolle der Technik ist von geringerer Bedeutung. Ihre Aufgabe ist die mechanische Über-

windung von Raum und Zeit. Das Streben aller Wirtschaft geht auf möglichst sofortige Erkennung und möglichst gleichzeitige Befriedigung jedes vorhandenen oder möglichen Bedarfes hinaus, oder bei der Schöpfung von neuen Werten auf die möglichst universale gleichzeitige Ausnutzung des neuen Gedankens. Es erhellt, daß jede neue Erfindung, jeder neue Gedanke, der neue Dienstbarkeiten, neue Abhängigkeiten zu schaffen geeignet ist, ein Höchstmaß von Erfolg nur dann bringen wird, wenn er gleichzeitig und nach einheitlichem Plane in der ganzen Welt an die Menschen herangetragen wird. Dies ist Aufgabe der Reklame, der Berichterstattung, des Nachrichtenwesens —, kurz der Presse. Alsdann kann er durchaus unendliche Werte erzeugen, kann unendliche wirtschaftliche Macht in sich tragen, weil er die Dienstbarkeit der ganzen Welt zum Gefolge haben wird. Jede neue kaufmännische Idee enthält den Keim zu Weltmonopolen. Ein solches Weltmonopol bestand beispielsweise vor dem Kriege in Gestalt der deutschen Kalierzeugung. Hier wurde durch die Entdeckung der ungeheuren Wichtigkeit des Kali als Düngemittel mit einem Schlage eine durchaus weltwirtschaftliche deutsche Machtstellung geschaffen, welche erst die Niederlage im Weltkriege zerbrochen hat. Der allgemeinen wirtschaftlichen Macht des ersten Gedankens hat aber selbst der Krieg keinen Abbruch tun können. Die Machtstellung der Kalierzeugung wird erst in dem Augenblicke schwinden, wenn eine andere Düngungsmethode die Kalidüngung ersetzt haben wird. Das Bessere ist der Feind des Guten.

Wäre von der Kalierzeugung Deutschlands die Ernährung der sich vermehrenden Bevölkerung der Welt durchaus abhängig, dann wäre der Fall denkbar, daß Deutschland damit die unbedingte Weltherrschaft erlangen könnte, wenn es imstande wäre, den Besitz der Kalifelder gegen die Welt zu verteidigen. Wenn heute die volle Geltung der Kalierzeugung noch nicht erreicht ist, so liegt das einmal an der relativen Entbehrlichkeit des Kalis, sodann an seiner ungenügenden kaufmännischen Verwertung.

Die Vorgänge, auf die es ankommt, sind diese: Nur dann, wenn die Produktion von irgendwelchen Dingen, geistiger oder körperlicher Art, so geleitet, eingerichtet und gestaltet wird, daß Mittel zur Bedürfnisbefriedigung geschaffen werden, schafft diese Produktion Werte. Dadurch werden alle Menschen, welche die fraglichen Bedürfnisse haben, dem Unternehmen dienstbar gemacht. Da sie Sklaven ihrer Bedürfnisse sind, müssen sie meine Erzeugnisse verwenden und können sie nur dann erwerben, wenn sie irgend etwas hingeben, welches mir gestattet, meine eigenen Abhängigkeiten aufzuheben. Es darf darauf hingewiesen werden, daß hier ein Schlaglicht auf die Richtigkeit des eingangs behaupteten Grundsatzes aller Volkswirtschaftslehre fällt. Wirtschaftswissenschaft muß von dem Satze ausgehen, daß menschliches Glück als auf materiellem Wege, durch den Genuß nämlich, erreichbar gedacht werden muß! Es ist unleugbar, daß gerade die Produktion von reinen Genußmitteln die größten Abhängigkeiten und für den Produzenten oder Verwerter die größten

denkbaren Werte erzeugt. Parallel dazu geht die Erzeugung von — Medikamenten, welche dazu dienen, die körperliche Genußfähigkeit, d. h. die Gesundheit des Menschen wieder herzustellen. Es ist kein Zufall, daß die politische Gewalt zuerst dazu übergegangen ist, die ungeheure wirtschaftliche Macht, die in der Kenntnis und der Möglichkeit der Herstellung von Arzneien liegt, unter behördliche Kontrolle zu stellen, wie man gleichzeitig die Genußmittel besteuert, weil sie die größte Abhängigkeit bedingen.

Wir folgern: Ausschlaggebend für die Produktion von Werten bzw. Dienstbarkeiten ist das „Geistige", zumal Kenntnis der menschlichen Bedürfnisse. Diesen Teil innerhalb der Produktion beherrscht der Kaufmann. Er kennt die Bedürfnisse und die Mittel, um sie zu befriedigen, er kennt die lokale Verteilung von Nachfrage und Angebot, er allein schafft Werte, weil Werte nur entstehen durch die Inbeziehungsetzung von menschlichem Freiheitsdrang und menschlicher Abhängigkeit.

Nun aber findet sich, daß der Mensch von sich aus keines seiner Bedürfnisse rein instinktmäßig befriedigen kann. Ihm fehlt auch jener „Instinkt", welcher die Tiere zu den Mitteln der Bedürfnisbefriedigung hinleitet. Vorhanden ist beim Menschen einzig das „Gefühl des Mangels, gepaart mit dem Wunsche, ihn zu beseitigen". Doch selbst die Kenntnis der Natur dieses Gefühls ist „erworben", noch mehr aber ist die Kenntnis der Mittel der Bedürfnisbefriedigung nicht ursprünglich, sondern erlernt oder „erworben". Es steht einer unendlich langen variablen Reihe von Bedürfnissen eine ebenso lange unendlich variable Reihe von „Bedürfnisbefriedigungsmitteln" gegenüber, deren Pole gebildet werden einmal durch den völligen Verzicht auf die Dinge dieser Welt, andererseits durch die Häufung der unerhörtesten Genüsse auf einen kurzen Augenblick. Beides bedingt den Tod, beide Willensrichtungen suchen, wie durch einen Höllenzwang getrieben, den Rausch, die Besinnungslosigkeit, das Selbstvergessen als Ziel einer ungeheuren Selbstsucht.

Indessen kommen die Extreme hier nicht so sehr in Betracht, wie die Tatsache der unendlichen Mannigfaltigkeit sowohl der menschlichen Bedürfnisse wie der Befriedigungsmittel: überdies die Feststellung, daß keines von beiden von sich aus entsteht. Der Mensch ohne Überlieferung, ohne die Erziehung innerhalb einer Gemeinschaft ist nicht befähigt, z. B. giftige Früchte von ungiftigen zu unterscheiden, ebensowenig wie er gefährliche Tiere von ungefährlichen trennen kann. All unsere Erfahrung, all unser Können, all unser Wissen, selbst von den einfachsten „wirtschaftlichen" Dingen, ist mit Menschenopfern erkauft. Man wird's bezweifeln, aber wir fragen: wie lange wird es noch währen, bis die Erkenntnis der unbedingten Schädlichkeit des Alkohols und tausend anderer Dinge ein selbstverständlicher Wissensbesitz der Menschheit geworden sein wird?

Wir legen Gewicht auf diese Klarstellungen, weil das gesamte ökonomische Leben auf ihnen beruht. Alles, was der erwachsene Mensch in seinem späteren

Leben kennen muß, was vielleicht am besten umschrieben wird mit dem Worte Kenntnis seiner selbst, daneben Kenntnis der Natur und seiner Umgebung, muß er als Kind lernen. In allem, was er nicht lernt, bleibt er auf andere angewiesen. Je ursprünglicher, je natürlicher und damit lebenswichtiger die erlernten Dinge sind, oder je älter das von ihm übernommene Erfahrungsgut ist, um so selbständiger, um so unabhängiger von anderen wird er sein, weil er damit dem Tiere am nächsten kommt. Darin liegt der große Reiz des „Lebens auf der Walze", dem manch hochkultivierter, begabter Mensch zum Opfer gefallen ist. Umgekehrt, je jünger das übernommene Erfahrungsgut ist, um so abhängiger von seiner jeweiligen Umgebung ist der Mensch. Der deutsche Landbewohner ist dem Städter, der Kleinstädter ist dem Großstädter überlegen, sobald seine Freizügigkeit in Frage kommt. Der Landarbeiter, noch mehr der Kleinbauer, hat heute Lebensmöglichkeiten auf der ganzen Erde, soweit sie noch nicht übervölkert ist. Der Dreher, der Schlosser ist angewiesen auf bestimmte Fabriken. Er ist nur halb so freizügig wie jener. Der Landwirt kann jederzeit auswandern, der Großstädter nur unter bestimmten Vorbedingungen.

Wenn aber alle Bedürfnisse „erworben" sind, wenn ferner die Skala der Bedürfnisse selbst des einzelnen Menschen unendlich groß gedacht werden muß, wenn ebenfalls die Mittel zu ihrer Befriedigung unendlich mannigfaltig sind, so ist das Objekt aller bewußten Wirtschaft die Dienstbarmachung der Bedürfnisse anderer zu eigener „Erlösung". Dies geschieht durch die Propagierung von Bedürfnisbefriedigungsmitteln, geschieht durch Suggestion neuer Bedürfnisse, geschieht durch Wort und Schrift, durch Werbetätigkeit. Die Entstehung jedes neuen Produktionszweiges, die Erweiterung jedes Unternehmens beruht auf der ökonomischen Grundlage der Steigerung der Nachfrage, d. h. der Vermehrung der Dienstbarkeit, der Abhängigkeit anderer Menschen in Bezug auf diesen Produktionszweig. Erst wenn diese Dienstbarkeit vorhanden ist, erst wenn diese Abhängigkeit mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann (vgl. Kredit), lohnt ein Unternehmen, lohnt Arbeitsaufwand, weil Arbeit erst dann bezahlt werden kann. Das Urteil über den Markt, vor allem über die psychologischen Grundbedingungen, über die Nachfrage, besitzt der Kaufmann und niemand anders. Es ist dabei gleichgültig, ob der Unternehmer Kaufmann von Geburt oder Begabung ist, ob er sich einen kaufmännischen Berater hält, oder ob bei einem Staatsunternehmen nach kaufmännischen Erfahrungen gearbeitet wird (der letztgenannte Fall gehört wahrscheinlich in das Gebiet der Fabel). Entscheidend dafür, ob ein Unternehmen Werte erzeugt, ist nicht das Quantum der maschinell oder durch Menschen geleiteten Arbeit, sondern nur die Qualität der kaufmännischen Oberleitung, der „Führung", die Zuverlässigkeit des kaufmännischen Urteils.

Wir brauchen auch nur wenige Worte über die Mittel der Erzeugung von Bedürfnissen bei anderen zu sagen. Es gibt zwei Wege: entweder es werden an sich

neue Bedürfnisse geschaffen, durch Bekanntgabe von Erfindungen, durch neue Gedanken oder durch Veränderungen der politischen Verhältnisse, durch Übervölkerung, durch Bevölkerungsabnahme usw. Aus neuerer Zeit gehören hierher fast alle technischen Erfindungen, die Einführung der Kartoffel, deren Geschichte ein Musterstück für „kaufmännische Politik" ist. Das wichtigste und in Deutschland noch wenig verstandene Mittel zur Erzeugung von Bedürfnissen, d. h. Werten, ist die Reklame, über die hier nicht weiter gesprochen werden kann.

Die Grenzen ökonomischer Ausbeutungsmöglichkeiten liegen jedoch nicht so sehr in den jeweils der Technik gesetzten Schranken, nicht nur in der quantitativen Begrenzung der materiellen Vorräte an diesen oder jenen Stoffen oder Dingen, sondern im Politischen. Politik ist der bewußte Ausdruck des jedem Menschen mitgegebenen Bestrebens nach einer seinen Bedürfnissen entsprechenden Ordnung des Zusammenlebens mit seinen Mitmenschen. Der Erfolg dieses Bestrebens ist bedingt durch die größere oder kleinere Machtfülle, die der einzelne auf sich zu vereinigen imstande ist. Wie groß diese Machtfülle sein kann, bewies uns in der Geschichte der Aufstieg der Hohenzollern, beweist heute die weltbeherrschende Stellung Lloyd Georges und der Diktatoren Rußlands. Wie gering sie sein kann, zeigt die Stellung der deutschen Machthaber innerhalb des Deutschtums der Gegenwart. Alle politische Macht ist Ordnung, alle Ordnung ist Richtung und alle Organisation Folgeerscheinung großer schöpferischer Gedanken, die nur innerhalb einer universal befähigten Persönlichkeit entstehen können, deren Wille selbstherrlich die Welt ordnet.

Alle menschliche Ordnung ist Folge der Verkörperung überlieferter oder neuer Erkenntnis, deren Träger ein Wille ist, sie bedeutet daher Macht und Einfluß. Je mehr die Ordnung einer Vielheit sich bewußt jener Ordnung nähert, die dem menschlichen Organismus eignet, um so größer wird ihre wirtschaftliche Leistung, kurz, ihr ökonomischer Wirksamkeitsgrad sein. Gehe ich nun von den Komponenten dieser vielstrebigen Masse aus, so ergibt sich, daß innerhalb dieser Masse ein fortgesetzter Wettlauf, ein fortgesetzter Kampf um wirtschaftliche Macht vor sich gehen wird. Die Regulative, die Förderung dieses Wettstreits erfolgt durch die Gesetzgebung. Ihre Quellen sind Sitte und Gewohnheit und ihr Ergebnis das „Recht", eine Art von rationierter Macht, und zwar wirtschaftlicher wie politischer. Wobei festgestellt werden muß, daß sich politische Macht von wirtschaftlicher nur insofern trennen läßt, als ihre terminologische Scheidung eine Frage des Standpunktes des Betrachters, keineswegs aber des Inhalts der in Frage stehenden Lebensvorgänge ist.

Indem jedoch der Versuch, wirtschaftliche Dienstbarkeiten (Werte) zu erzeugen, unweigerlich begleitet sein muß von seiner Bekämpfung, die so lange fortgesetzt werden wird, bis entweder ein Vertrag oder die Niederringung des Gegners erfolgt ist, ist im Sinne der Weltwirtschaft der ökonomische Erfolg des Strebens eines gemeinwirtschaftlichen Organismus, nämlich einer

Nation, zunächst nicht bedingt durch ihren Reichtum an Bodenschätzen und Sachgütern, sondern nur durch ihre Stellung innerhalb der Weltpolitik, diese ist jedoch eine Machtfrage oder eine Frage des Völkerrechtes. Was darunter zu verstehen ist, ist keineswegs nur oder etwa vorzugsweise militärische Macht, sondern der Inbegriff der Gesamtleistung der nationalen Energie auf der Gesamtheit, gemeinschaftlicher, vor allem aber gesellschaftlicher Betätigungsgebiete. Heute kann der Deutsche keine einzige, und wäre es die fruchtbarste wirtschaftliche Idee ausbeuten, denn er besitzt keinen Anteil an der Leitung der Weltpolitik und besitzt keine Ordnung innerhalb seines Gemeinlebens, wobei das Gemeinleben ausschlaggebend ist. Sowohl innerhalb der Volkswirtschaft sind die Fäden der rechtlichen Verbindung abgerissen, das beweisen die Arbeiterkämpfe, beweist die Korruption des Gemeinwillens. Ebenfalls sind die verknüpfenden Fäden, das Netz der gleichsam magnetischen Wirkung der deutschen intellektuellen Leistungen, des deutschen Willens, auf die Welt gestört oder zerstört worden. Der Deutsche ist weltpolitisch entrechtet und verfehmt worden.

Die Verbindungen mit der Menschheit, die Verbindungen innerhalb der Nation sind aufgehoben. Die Sicherheit dieser Verbindungen, die Möglichkeit, mit Menschen der ganzen Erde unmittelbar in Verbindung zu treten, um ihnen unsere Produkte zu empfehlen, sie in den Bannkreis der Dienstbarkeit zu bringen, das alles ist gegenwärtig unmöglich. Allein aus diesem Grunde können wir heute keine Werte erzeugen, soviel wir auch arbeiten mögen. Wir haben auf die Freiheit des Willens, wir haben auf die Ausbeutung unserer Intelligenz, unserer schöpferischen Kräfte verzichtet, wir sind nicht mehr gleichberechtigte Kontrahenten im Weltverkehr, wir sind nur noch Ausbeutungsobjekte.

Darin liegt beiläufig das Todesurteil für den Vertrag von Versailles. Es verstößt gegen die elementarsten Wahrheiten, mißachtet die ökonomischen Grundgesetze, weil niemand seiner Verfasser sie zu kennen schien. Damit kommen wir zum letzten und entscheidenden Punkt dieser Betrachtung.

Alle Wertvermehrung liegt nicht in der Behinderung der Entfaltung von Bedürfnissen, sondern in deren Vermehrung, Differenzierung und Ausgestaltung. Wenn der schöpferische Gedanke, welcher Art er auch sei, Werte schafft, weil er Abhängigkeiten schafft, so ist er doch wiederum in seiner wirtschaftlichen Ausbeutung bedingt durch die Notwendigkeit der Dauer und der Wechselseitigkeit solcher Beziehungen. Was wir das „Kaufmännische" nannten, unterscheidet sich vom Spekulativen durch seinen Gehalt an Dauerhaftigkeit. Wenn ich Dienstbarkeiten schaffe, so werden sie aufgehoben durch Arbeit, wie sie ihrerseits Arbeit erfordern. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen Abhängigkeit und Freiheit. Jede gewaltsame Beschränkung der Freiheit vernichtet Bedürfnisse und schädigt denjenigen, der sich diese dienstbar machen will. Es ist keinem Menschen gegeben, sich von den Schranken zu lösen, die dem Leben gesetzt sind. Die Steigerung seiner Konsumkraft wird im Sinne einer Eudämonie aufgehoben durch vergrößerte Abhängigkeit, denn je größer die Konsumkraft, die Ver-

fügungsgewalt im Sinne gesteigerter Kultur oder Zivilisation ist, um so mehr wird der Mensch zum Sklaven seiner Bedürfnisse, und indem er sich auf der einen Seite befreit, kettet er sich auf der anderen um so fester. Es ist eine der vielen Fälschungen, daß der Arbeiter oder der Arme einen kleineren Anteil am „Glück" dieser Welt hat, sofern er innerhalb eines bestimmten Bedürfniskreises geboren ist. Es gibt keine schlechthin menschlichen Bedürfnisse, alle sind erworben, sozial und politisch bedingt, abhängig von Abstammung, Fähigkeiten usw. Nur wird der Mensch mit der Anlage für höhere Bedürfnisentwicklungen eben dadurch zu vermehrter und verfeinerter Arbeitsleistung gezwungen, und dieser Zwang, diese innere Not bringt ihn vorwärts und nach oben, nicht die Fürsorge des Staates, nicht der ererbte Reichtum. Hierin findet er die vollste und reinste Befriedigung. Ererbter Reichtum an Verfügungsgewalt ist demjenigen, der ihr seelisch und geistig nicht gewachsen ist, viel eher eine Last als ein Glück. So ist der Sinn des Goetheschen Satzes zu verstehen: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Erst die Dinge, auf deren „Geschmack" man gekommen ist, die man schätzen, würdigen, genießen gelernt hat, besitzt man, erst dann bin ich von den Dingen abhängig, aber erst dann kann ich sie auch verwerten. Ein Kaufmann, der seine Ware nicht kennt, ist kein Kaufmann, er ist ein Spekulant, ein Schieber. Erst wenn er gelernt hat, was seine Ware wert ist, vor allem aber, wenn er die Unendlichkeit der durch sie zu erzielenden sinnlichen oder geistigen Genüsse (die Grenze zwischen beiden ist durchaus fließend, denn auch höchster seelischer Genuß, die erhabenste Ekstase wirkt auf den Körper), der wird über die Suggestivkraft verfügen, auch anderen die Möglichkeit solcher Genüsse glaubhaft zu machen und sie damit in seinen Bann schlagen. In der Wirklichkeit des wirtschaftlichen Lebens sind diese Dinge längst begriffen worden, zumal dort, wo es sich um die feinsten und erlesensten Genüsse handelt, die wir kennen. Nirgends wird denn auch das Wesen des Wertes so deutlich wie hier. Der Preis des Weines, des Kaffees, des Tees wird nicht gemessen nach der vorhandenen Nachfrage, denn die Nachfrage richtet sich nach der jeweiligen Qualität, die je nach dem Jahrgang durchaus verschieden ausfällt, sie müßte also jedes Jahr erneut geschaffen werden, und zwar durch Lieferung von Proben. Statt dessen verwendet der Wein-, Tee- und Kaffeehändler, der in den Erzeugungsgegenden die Ernte kauft, Leute mit unendlicher Erfahrung, unendlicher Genußfähigkeit, unendlicher Feinfühligkeit der Sinneswerkzeuge. Diese schmecken den Wein, den Tee, den Kaffee und setzen diktatorisch die Preise für ganze Landesernten fest, natürlich nach Sorten und Qualitäten. Beim Wein ist diese Möglichkeit nicht ganz so ausgeprägt, wie bei Tee und Kaffee, weil der Wein erst im Laufe von Jahren reift. Tee und Kaffee sind jedoch, wenn sie eben erst geerntet und getrocknet bzw. geröstet (der in Deutschland und Europa verkaufte schwarze Tee wird, ehe er auf den Markt gebracht wird, am Feuer geröstet), auf dem Höhepunkt ihrer Güte. Dabei ist die Menge der aufgewendeten Arbeit, die Unternehmer-

leistung, in der Teeerzeugung durchaus gleichgültig. Wenn der Teeschmecker sagt, dieser Tee ist nur sage 40 Taels je Zentner wert, dann i s t er auch nicht mehr wert im Verhältnis zu anderen Teesorten. Daß diese Festsetzungen natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen möglich sind, ist klar. Die Gesamtnachfrage, das Gesamtangebot, die Sicherheit der politischen Verhältnisse, die Lage der Technik (Verkehrstechnik und Verkehrswesen) geben den allgemeinen Rahmen, innerhalb dessen der Teeschmecker regiert, aber innerhalb dieser Grenzen regiert er uneingeschränkt und s e l b s t ä n d i g ; und diese seine Fähigkeit verschafft ihm ein sehr bedeutendes Einkommen für etwas, was ihm zwölf Wochen Tätigkeit im Jahre kostet.

Möglich ist dergleichen natürlich erst auf der Grundlage d a u e r n d e r vorhandener Nachfrage nach Tee. Diese hinwiederum beruht auf der P r o p a g a n d a für den Teegenuß, die sich ihrerseits stützt auf die Kenntnis der Feinheit des durch guten Tee vermittelten Genusses, denn der Tee ist unzweifelhaft das bekömmlichste Genußmittel, das zurzeit bekannt ist. Nutzen im Sinne der Terminologie der klassischen Nationalökonomik bringt der Tee mit verschwindenden Ausnahmen überhaupt nicht, wenn man nicht das unbestreitbare durch ihn verursachte Behagen als „Nutzen" bezeichnen will.

Damit dürfte das Wesen aller Werterzeugung für die Zwecke dieser Arbeit genugsam verdeutlicht worden sein, und wir können zum Besonderen, zu der Anwendung auf die deutsche Volkswirtschaft übergehen, nachdem wir einige Begriffe gegenüber der landläufigen Auffassung mit kurzen Strichen festgelegt haben; denn innerhalb der heutigen Volkswirtschaftslehre herrscht eine Verworrenheit, nicht nur der Anschauung, sondern auch der Begriffe, wie sie schlimmer kaum gedacht werden kann.

K r e d i t ist nicht Vertrauen auf den Besitz, das vorhandene G e l d , sondern Vertrauen auf das wesentlich als wirtschaftliche Befähigung gedachte K ö n n e n eines Einzelnen, eines Unternehmers. Nur Personen haben Kredit, bzw. eine organisch unter und in sich verbundene Anzahl von Personen, sei sie nun gemeinschaftlich oder gesellschaftlich durch Bande des Blutes oder durch rechtlich einklagbare Verträge zu einer Einheit verschmolzen. Indem es nun aber keine überstaatliche Autorität gibt, kein Mittel, um eine Vielheit von Menschen zum inneren Zusammenhange zu zwingen, dieser innere, stets vorausgesetzte Zusammenhalt vielmehr eine Folge gemeinschaftlicher, d. h. irrationaler Bindung ist, so besitzt ein Volk als Staat n u r dann Kredit, wenn der staatliche Oberbau gegründet ist auf eine analoge G e - m e i n s c h a f t und gemeinschaftliche Bindung. Nur die Gemeinschaft innerhalb eines Staates bedingt den Kredit. Der Staat als solcher besitzt letzten Endes keinen. Kreditgewährung bedeutet freiwillige Hingabe von Verfügungsgewalt und damit Unterstellung unter den W i l l e n eines anderen: Abhängigkeit. Diese Hergabe wird nur dann gewährt, wenn sie mit dem Aufgebot der ganzen vorhandenen staatlichen, gesellschaftlichen, sozialen M a c h t m i t t e l gesichert werden kann. Wer Kredit ohne diese Sicherheit gibt, vertraut dennoch auf moralische Abhängigkeit als eines Machtmittels zur schließlichen Geltendmachung seiner Forderungen. Die

Höhe der Zinsen hängt ab von dem jeweiligen Machtverhältnis und dem Risiko und dieses wiederum von der Beurteilung des kaufmännischen Wertes eines Gedankens oder Planes.

Vermögen ist in diesem Sinne nicht die in Geld ausgedrückte Summe der gesamten Verfügungsgewalt, sondern sinngemäß die Summe des wirtschaftlichen Könnens. Je mehr ich mit meinen Mitteln „vermag", um so größer ist mein Vermögen. Es hängt wiederum ab von der Summe meiner Leistung, mag diese nun begründet sein auf persönlich erworbenes oder ererbtes Vermögen. Die Entstehung und die Funktion der sogenannten Riesenvermögen können wir heute nicht des näheren behandeln, aber es sei darauf hingewiesen, daß die persönliche Verfügungsgewalt auch des übermäßig Reichen begrenzt ist durch seine persönlichen kaufmännischen Fähigkeiten. Das Maß des von ihm erzielbaren persönlichen „Glückes", persönlicher Freiheit ist niemals abhängig von der Menge seiner Güter, sondern von Qualitäten, die gänzlich außerhalb dieser materiellen Verhältnisse liegen. Er kann die Puppe in den Händen seiner Geschäftsführer, in den Händen seines Personals, in den Händen seines Kammerdieners oder seiner Frau sein, und der Schein nach außen eine Fälschung des Tatbestandes.

In diesem Sinne fragt es sich nunmehr: was ist Volksvermögen, was ist der Reichtum eines Volkes? Der Reichtum eines Volkes ist nicht die Summe der von ihm ererbten oder erworbenen materiellen Sachgüter, sondern die Summe der kollektiven Verfügungsgewalt über Dienstbarkeiten anderer Nationen. Nur insoweit der Eigenbesitz zu diesem Ende bewußt verwendet wird, ist er Nationalvermögen, alles übrige ist wertlos. Es erhellt, daß somit die nationale kaufmännische Leitung ausschlaggebend sein muß. Der Reichtum Deutschlands beruhte — es war das ärmste Land der Welt — niemals auf seinem Reichtum an Bodenschätzen, sondern nur in der zweckentsprechenden Verwertung seiner politischen und wirtschaftspolitischen Kräfte, welche die fortgesetzte Vermehrung auswärtiger Dienstbarkeiten und Abhängigkeiten ermöglichte. Kohlen gab es auch sonstwo auf der Welt, eine Farbenindustrie gab es nur in Deutschland, Stickstoff war das Monopol Chiles, Luft haben alle Länder zur Verfügung, das Aufblühen einer gewaltigen Salpeterindustrie ist nicht das Ergebnis von Arbeit, sondern eine Folge der kaufmännischen Erkenntnis des ungeheuren Wertes solcher Produktion und ebensosehr ein Ergebnis einer genialen Idee, die aber erst durch die Erkenntnis ihrer kaufmännischen Verwertbarkeit zur Ausführung, zur Verkörperung gekommen ist.

Aber heute besitzen wir nicht mehr die Macht, unsere Erfindungen, unsere Gedanken zu schützen, unsere Ideen kaufmännisch auszubeuten, zu verwerten, weil wir weder politische noch militärische, noch moralische oder gar rechtlich garantierte Macht besitzen dürfen. Wir haben als einziges unter allen Völkern keine „Menschenrechte" mehr. Wir sind außerstande, uns für unsere Gedanken,

unser Vermögen Dienstbarkeiten zu verschaffen. Wenn dem aber so ist, und wenn das Volksvermögen die Summe der verfügbaren Dienstbarkeiten anderer Nationen ist, dann ergibt sich, daß der Krieg dem deutschen Volke nicht Teile, sondern in der Tat sein gesamtes Volksvermögen gekostet hat. Wer das Gegenteil beweisen will, spiegelt der Öffentlichkeit falsche Tatsachen vor.

Uns fehlen vor allem die Möglichkeiten der Herstellung unmittelbarer Beziehungen zu den Menschen der Welt. Wir haben keine Schiffe, keine Eisenbahnverbindungen, keine Telegraphenkabel, keine Postverbindung, die wir beherrschen oder jedenfalls durchaus ungehindert benutzen können. Wir sind in jeder Beziehung dienstpflichtig, hörig. Und mehr noch: wir besitzen keine Rechtstitel und noch weniger Machtmittel. Jede von uns geschaffene Abhängigkeit kann deshalb abgeschüttelt, jede Vereinbarung gebrochen werden, wir sind wehrlos. Es gibt leider keine Möglichkeit, diese Verluste rechnerisch festzulegen. Unsere Wirtschaftspolitiker sprechen von Milliardenziffern, als ob der ziffernmäßige Preis unserer auswärtigen Anlagen deren Wert repräsentierte. Es ist kein schlimmerer Volksbetrug denkbar.

Der Wert unserer auswärtigen Beziehungen und auswärtigen Anlagen lag eben in den Beziehungen von Mensch zu Mensch und war rechnerisch überhaupt nicht feststellbar. Der Wert des weltumspannenden Organismus einer Weltfirma liegt nicht in ihren Immobilien, liegt nicht in ihren jeweils größeren oder kleineren Bankguthaben, liegt nicht in ihren Speichern und Fabriken, sondern beruht in erster Linie auf der Tatsache der dauernden, zielbewußten Verwertbarkeit dieser technischen Anlagen auf Grund persönlicher Beziehungen. Die ganze Welt war übersponnen mit einem unsichtbaren, nicht kalkulierbaren, nicht darstellbaren Netz deutscher „Beziehungen" von deutschem wirtschaftspolitischen Einfluß. Die Menschen sind ausgeschaltet, welche die Träger dieser Beziehungen waren, die Rechtstitel sind aufgehoben, die Verbindungen gestört, der Strom wirtschaftlicher Energie, der, von Deutschland ausgehend, das wirtschaftliche Leben der Welt befruchtete, wie er seinerseits das wirtschaftliche Leben Deutschlands befruchtete, zurückgehemmt, und muß nun wie ein in sich geschalteter Dynamo das deutsche Wirtschaftsleben nicht nur, nein, das gesamte deutsche wirtschaftliche und politische Leben zerstören.

Nur die durchaus mangelhafte wirtschaftspolitische Schulung unserer Führer, wenn anders man von einer deutschen Führung überhaupt sprechen kann, hat es vermocht, daß man diese Dinge anscheinend überhaupt nicht erkannt hat. Man sah wohl die Wirkungen, man beklagte die Folgen, aber man sieht auch heute noch nicht die Mittel zu ihrer Abhilfe, und hierüber müssen zum Schluß noch einige Worte gesagt werden.

Wenn unser Volksvermögen der Inbegriff der vorhandenen auswärtigen Dienstbarkeiten war, beruhend auf international vereinbarter und durch die Machtmittel des eigenen Staates garantierter Sicherheit der Beziehungen zwischen Deutschland und der übrigen Weltbevölkerung, dann kommt es in erster

Linie darauf an, die Beziehungen wieder herzustellen. Es ist zwecklos, im Innern mit einer politischen Reorganisation des Wirtschaftslebens zu operieren. Das innere deutsche Wirtschaftsleben ist viel gesünder, als es den Anschein hat. Es kann unmöglich in der Sozialisierung eine Verbesserung der kaufmännischen Wirtschaftsführung erblickt werden, die allein ausschlaggebend ist (nicht die Arbeit), ob Werte erzeugt werden. Nein, es kommt darauf an, zunächst im Innern die Rechtssicherheit produktiver Arbeit, d.h. ökonomischer, persönlicher Machtentfaltung, sicherzustellen. Gelingt dies, dann wird die Konzentration der Wirtschaftsführung in einigen befähigten Händen uns ganz von allein die Wege beschreiben lassen, die im Interesse der Allgemeinheit notwendig sind. Sicherstellung bedeutet naturgemäß nicht die Privilegierung, sondern den Ausgleich, immer aber im Hinblick auf die auswärtigen Interessen; dieses aber ist Planwirtschaft. Sodann aber kommt es darauf an, die Gesamtheit der kaufmännischen Energie zusammenzuführen mit der Arbeit. Dies ist eine organisatorische Aufgabe. Wenn in der Vergangenheit irgend etwas im deutschen Wirtschaftsleben faul war, so war es der Mangel an Zusammenarbeit zwischen industriellem Unternehmertum und Kaufmannschaft. Die deutsche Kaufmannschaft ist der Emporkömmling des deutschen Wirtschaftslebens, nicht weil sie etwa nicht über bedeutende Fähigkeiten verfügte, sondern weil die wirtschaftspolitische Staatsleitung die Elementarbegriffe der Wirtschaftspolitik und das „Kaufmännische an sich" überhaupt nicht begriff. Volkswirtschaftlich richtige gesetzgeberische Gedanken waren in Deutschland meist ein Zufall, die Folge gesetzgeberischer Wirkung privater Energie. Eine Wirtschaftspolitik des Staates hat aber nur dann einen Sinn, wenn eine mit diktatorischer Machtbefugnis ausgestattete obere Reichswirtschaftsbehörde die besten Köpfe, und zwar kaufmännischen oder besser noch volkswirtschaftlich geschulten und denkfähigen Köpfe in sich vereinigt, die Entwicklungen voraussehen und lenken können. Die Maschine der Gesetzgebung fängt immer erst dann an zu arbeiten, wenn es zu spät ist. Nachdem der Abbau der Zwangswirtschaft beschlossen ist, beginnt man mit dem Kampf gegen den Lebensmittelwucher, d. h. annähernd sechs Jahre später als notwendig.

Wirtschaft läßt sich gesetzgeberisch nur sehr mangelhaft beeinflussen, da sie schwankend, periodisch, lebendig ist. Und wenn eine Diktatur heute Sinn hat, dann hat sie ihn auf dem Gebiete der Volkswirtschaft. Es ist das eine Frage persönlicher Initiative.

Aufgabe des Staates ist weniger die innere Wirtschaftspolitik als die äußere. Und hier sind die Sünden der Gegenwart fast noch größer, als die der Vergangenheit. Wenn eine Ausgabe berechtigt ist, dann ist es die „Wiederinbetriebsetzung" der auswärtigen Beziehungen, beruhend auf Recht und Technik und — Kredit. Man nutze das Auslanddeutschtum aus, man knüpfe die Beziehungen wieder an, man mache jede Forderung der Entente bei ihrer Erfüllung abhängig von Entgegenkommen auf diesem einen Gebiete. Mit den Auslandsbeziehungen steht und fällt

die deutsche Volkswirtschaft! Sie waren unser einziger wirklicher Besitz, und wenn man uns hier nicht entgegenkommt, wenn man nicht klarstellt, daß jegliche Entschädigungsleistung einzig und allein abhängig ist von unserer weltwirtschaftlichen Freiheit, von der Wiederherstellung unserer Beziehungen, von der Möglichkeit durch Schaffung neuer Bedürfnisse, neuer Absatzgebiete, dann muß Deutschland nach den Entbehrungen des Krieges in wenigen Monaten wirtschaftlich zusammenbrechen oder wieder zu den Waffen greifen, und sei es auch zum letzten Kampfe. Wir werden heute systematisch gezwungen, zu verhungern, und ehe der Mensch sich hierzu zwingen läßt, setzt er lieber noch einmal sein Leben aufs Spiel, das ohnehin verloren erscheint.

Der Unternehmer

Von

Bernhard Leopold

Wer im unbestrittenen Besitze der Macht ist, glaubt es nicht notwendig zu haben, seine Stellung durch Theorien und Ideen zu rechtfertigen. Theorien sind auch im politischen Leben in der Regel keine Folgeerscheinung, sondern eine Vorbereitung von geschichtlichen Umwandlungsprozessen. Kehren sich aber die Machtverhältnisse um, dann kann sich der geistige Vorsprung der anderen, der Emporsteigenden als Schwäche erweisen. So ist es dem Unternehmertum mit dem Marxismus gegangen. Im sichern Besitze der wirtschaftlichen Macht — allerdings auch in hastender Arbeit des täglichen Kampfes — glaubte die führende Klasse der Industrie, auf den scheinbaren Luxus geistiger Selbstbehauptung verzichten zu können. Der Drang der Geschäfte und der Druck der Verantwortung eines täglich vielfältiger und unübersichtlicher werdenden Wirtschaftslebens ließ uns Unternehmern vor dem Krieg bis in diese Tage hinein auch gar keine Zeit und Muße, über uns selbst nachzudenken. Der tätige Mensch reflektiert nicht, sondern er handelt. Nun befinden wir uns durch die großen politischen und sozialen Erschütterungen, die unser Volk durchgemacht hat, in der nicht eben glücklichen Lage, Versäumtes nachholen zu müssen und uns noch dazu vom Angreifer die Marschroute bestimmen zu lassen. Für den Unternehmer, der um seine Stellung innerhalb der nationalen Wirtschaft ringt, kommt es freilich nicht auf die Feinheiten und Klügeleien von Theorien an, die dem schlichten Mann im Arbeitskittel, mit dem wir es zu tun haben, ja doch nicht in den Schädel wollen. Wir haben es mit Massenstimmungen und Massenantrieben zu tun, in denen die Doktrin der marxistischen Schriftgelehrten eine starke Vergröberung erfahren hat. Wir wissen, daß das Kernstück des Marxismus, die Mehrwertlehre, theoretisch längst aufgegeben ist. Wir wissen aber auch, daß dieses demagogische Kernstück sozialistischer Massenagitation noch immer im Gebrauch ist. Solange die tödliche Probe einer gewaltsamen Ausschaltung des Unternehmertums bei uns noch nicht wie in Rußland gemacht worden ist, wird es dem einfachen Mann immer einleuchten, wenn ihm vorgetragen wird, er leiste die eigentliche Arbeit, er sei der wahre Schwerarbeiter, der Handarbeiter allein, er „repräsentiere" das werktätige Volk. Noch in jüngster Zeit erlebten wir auf dem Görlitzer Parteitag der Mehrheitssozialisten, daß ein Führer wie Hermann Müller an den populären Marxismus appellieren konnte, indem er einem der deutschnationalen Führer den Rat gab, in einem Bergwerk zu arbeiten und sich damit erst als ein nützliches Volksglied zu bewähren. Ein solcher

Appell ist nichts anderes als die Mehrwertlehre für den agitatorischen Tagesgebrauch in Scheidemünze ausgedrückt. Die Werte schaffende Handarbeiterschaft als werktätiges Volk auf der einen Seite, die Unternehmerklasse als Mehrwertschmarotzer auf der andern: das ist allen theoretischen Wandlungen zum Trotz noch immer das agitatorische Schema des vulgären Marxismus, das dem Unternehmer lebendig vor Augen steht. Und diese Phrase wird täglich Hunderttausenden deutscher Arbeiter ins Gesicht geschleudert, obwohl die sozialdemokratischen Agitatoren es sehr wohl wissen, daß viele, sehr viele Unternehmer aus kleinsten Anfängen sich emporgearbeitet und die praktische Arbeit in der Fabrik oder im Bergwerk verrichtet haben.

Der Unternehmer, der in seiner verantwortlichen Stellung im Kampf der Wirtschaft mit dem Risiko und in klarer Einsicht in deren nationale und weltwirtschaftliche Zusammenhänge, die Unsinnigkeit, ja das Frevelhafte dieser Konstruktion sieht, fühlt sich dadurch zu leidenschaftlicher Abwehr aufgerufen. Ähnlich geht es ihm mit dem Klassenschema, das unmittelbar aus dieser Mehrwertlehre erwächst. Auch dieses Schema ist von der marxistischen Theorie selber überholt. In der Wirklichkeit erweist sich die angebliche Klassensolidarität des Besitzes zwischen dem kleinen Budiker und dem Großkaufmann, zwischen dem Bankier und dem Industriellen, zwischen dem Kleinbauern und dem Rittergutsbesitzer als eine unlebendige Konstruktion, als ein agitatorisches Wahnbild. Innerhalb eines einzelnen Gesamtstandes, beispielsweise eines Industriekonzerns, stellt sich heraus, daß die zunehmende Gliederung des sozialen Gefüges zwischen angeblichen Klassengenossen, wie z. B. zwischen Arbeitern, Angestellten und leitenden Beamten starke Klassengegensätze wachgerufen hat, und daß weder die gesamte Arbeitgeberschaft, noch die gesamte Arbeitnehmerschaft eine wirkliche Einheit darstellt. Da der Unternehmer außerdem sieht, daß sich der Sozialismus mit formal-demokratischen Dogmen verschwistert hat, daß er quantitativ die Stimmen zählt, statt sie zu wägen, und sie gegen die naturgemäß zahlenmäßig unterlegene Wirtschaftsführung der Unternehmer einsetzt, kann er von seinem Standpunkt aus im Klassenkampf nur eine demagogische Waffe erblicken, die gegen die unabhängige und selbstverantwortliche Wirtschaftsführung als solche gerichtet ist und damit nicht dem Aufbau und der Erneuerung, sondern der Zerstörung dient.

Aus dieser Einstellung erklärt sich das schwer überwindliche Mißtrauen, das die Unternehmerschaft der Gewerkschaftsbewegung gegenüber, besonders in ihren Anfängen, empfinden mußte. Die Gewerkschaften traten den Unternehmern mit dem Kriegsgeschrei des Klassenkampfes entgegen. Daß es zu allen Zeiten der Geschichte wirtschaftliche Klassenkämpfe gegeben hat, ist eine Wahrheit, über die nicht mehr ernsthaft zu streiten ist. Daß in den mittelalterlichen Kämpfen der niedern gegen die höhern Gilden, der Gesellen gegen die Meister, der Bauern gegen die Junker wirtschaftliche Gegensätze einen bestimmenden Einfluß geübt haben, ist bekannt. Die Demagogie des Marxismus setzt bei dem Punkte ein, wo diese Gegensätzlichkeiten wirtschaftlicher Gruppen, die zum Teil als Klassengegensätze aufgefaßt werden können, auf die einfache Formel gebracht werden: hie Arbeitgeber, hie Unternehmer

— hie Besitz, hie Proletariat — hie Herr, hie Sklave. Der Unternehmer fühlt viel zu sehr die eigene Abhängigkeit von tausend Wirtschaftsbedingungen, um sich zu der Froschperspektive des Arbeiters bekennen zu können, der in ihm die Verkörperung der goldenen Freiheit sieht, nach der er sich sehnt. Internationale Verknüpfung und Abhängigkeiten zu leugnen, hat der Unternehmer keinen Anlaß. Viel zu lebendig stehen ihm dazu diese Abhängigkeiten vor Augen. Viel zu gut spürt er sie täglich am eigenen Leibe. Aber geradezu angesichts dieser vielfältigen Solidaritäten und Interessengegensätze, die sich gegenseitig durchkreuzen und durchschneiden, kann der Unternehmer nicht anerkennen, daß eine einzige Front des Klassenkampfes wie ein großer Schützengraben alle Länder-, Völker- und Standesgrenzen durchschneidet und etwa den hochwertigen deutschen Arbeiter, den landlosen Muschik, den englischen Kommis, den Kuli, den Fellachen und den Neger auf irgendeiner Plantage in eine Front stellt — gegen wen? Gegen den selbständigen Bauern, den Großindustriellen dort, den Farmer oder den Handelsherrn auf einer dritten Stelle. Die Gewerkschaft tritt für Ansprüche an das Unternehmen, nicht aber als ein wirtschaftlicher Produktionsfaktor auf, der mit dem Anteil am Gewinn auch Anteil an der Verantwortung erstrebt. Auch die marxistischen Betriebsräte neuerer Tage gediehen über den Gedanken nicht hinaus, im einseitigen Interesse der „Arbeitnehmerklasse“ eine Kontrolle an der Wirtschaftsführung üben zu wollen. Der Marxismus hat es infolge dieses demagogischen Gepräges gänzlich unterlassen, das Verantwortungsgefühl des Arbeiters für das Werk zu schulen. Die Unternehmerschaft fühlte sich zum schärfsten Kampfe gegen den Marxismus in allen seinen Erscheinungsformen aufgerufen, da sie ihn seinem Gebaren nach für eine Verschwörung gegen die Wirtschaft halten mußte. Zu diesen Erwägungen gesellten sich Empfindungen anderer Art und anderen Ursprungs. Gerade die besten Elemente der deutschen Arbeitgeberschaft brachten von Haus aus eine patriarchalisch-fürsorgliche Verantwortung für ihre Arbeiterschaft mit. Ein ethischer Grundzug, der von altersher die führenden Schichten unserer Nation durchzieht, kam mit dem Interesse an einer leistungsfähigen und zufriedenen Arbeiterschaft zusammen. Man vergleiche einmal draußen in der Welt die von deutschen Unternehmern geleiteten Fabriken mit denen anderer Rassen und Völker, dort fanden wir Ordnung, Reinlichkeit, Disziplin, diese höchste Errungenschaft menschlichen Gemeinschaftslebens, Fürsorge für die Arbeiter, soziale Einrichtungen aller Art; hier dagegen als Ausdruck des krassen Verdienerstandpunktes Fabrikgebäude ohne Architektur, mangelhafte Gesundheitseinrichtungen, Unordnung und Unsauberkeit. Aus jenem Bewußtsein der Verantwortung erwuchs ein Gefühl der Verpflichtung für den Untergebenen, die allerdings nicht als dessen Rechtsanspruch empfunden wurde. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß sich hier gesunde Instinkte der besten Teile des Unternehmertums mit ebenfalls gesunden Instinkten der Arbeiterschaft ohne gegenseitiges Verständnis kreuzten. Von den krisenhaften Erscheinungen des Frühkapitalismus, von Hartherzigkeit auf der einen Seite, von Unlauterkeit und Unbotmäßigkeit auf der andern wollen wir hier absehen. Menschlicher Schwäche bietet jedes System Raum, das Paradies auf Erden

wird keins verwirklichen. In der deutschen Arbeiterbewegung lag aber ein gesunder Antrieb, den der moderne Unternehmer besser versteht, als seine Väter und Großväter, er lag gerade im Standesbewußtsein einer aufsteigenden Schicht, die Hilfe aus unverdienter Not, Unterstützung im Alter, kurz eine elementare Sicherung der Existenz nicht als persönliche Gnade des Vorgesetzten, sondern als verbürgten Rechtsanspruch in Empfang nehmen wollte. Mag man gefühlsmäßig zu dieser modernen Entwicklung stehen wie man will, sie lag in der geraden Linie einer langen Entwicklung, durch die das patriarchalisch-karitative System durch ein System staatlich geregelter Fürsorge ersetzt wurde, für die schließlich das Vorbild vor allem im preußischen Staat gegeben war, der der Unordnung und Unsicherheit früherer Beamtenverhältnisse durch gesetzliche Regelung mit Besoldung und Pensionsansprüchen ein Ende gemacht hat. Es zeugt für den Weitblick Bismarcks, daß er, allen persönlichen Gegeninstinkten zum Trotze, sich dieser Entwicklung fügte und durch den Gedanken seiner Sozialversicherung einen modernen Rechtszustand unter staatlicher Führung anbahnte. Er konnte sich dabei vornehmlich auf diejenigen Arbeitgeberkreise stützen, die konservativ gerichtet waren. Die organisierte Arbeiterschaft jedoch versagte sich aus der politischen Entwicklung heraus, die mit Bismarcks gleichzeitigen politischen Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie zusammenhing, der Mitwirkung an dieser Rechtserneuerung. So sah sich der Unternehmer nach wie vor einer sozialdemokratischen Bewegung gegenüber, die auf dem Doppelinstrument von Partei und Gewerkschaft spielte und eine verhängnisvolle Abhängigkeit von den Irrlehren ihres Begründers an den Tag legte. Das Fehlen schöpferischer Ideen in der nachbismarckischen Reform, die bureaukratische Verkalkung der staatssozialistischen Einrichtungen trugen weiterhin dazu bei, daß die beiden Wege sozialer Erneuerung, die staatliche und die parteimäßig-gesellschaftliche bis zum Kriegsausbruche zu keinem Einklang gelangten.

Immerhin war es der Unternehmerschaft nicht entgangen, daß der gewerkschaftliche Zusammenschluß aus der rohen Masse der Arbeitnehmerschaft allmählich ein körperschaftliches Gebilde mit einer Führerschicht entwickelt hatte, die schließlich neben der agitatorischen Betätigung ruhigen Verhandlungen zugänglich war. Wenn auch in Deutschland der aristokratische Zug im Gewerkschaftsleben nicht so stark heraustrat wie etwa in England, so war doch das eine unverkennbar, daß in der Gewerkschaftsorganisation der Arbeiterschaft ein gehobenes Standesbewußtsein Platz griff, das nicht nur der Unternehmerschaft gegenüber einen gewissen Männerstolz vor Königsthronen an den Tag legte, sondern das sich auch nach unten hin gegen die Masse der indisziplinierten Neulinge und erst recht gegen das sogenannte „Lumpenproletariat" abgrenzte. Die großen Zentralzusammenschlüsse der Gewerkschaften brachten mehr ein als geregelte Tarifverhandlungen zur Bändigung eines anarchischen Streikwillens. Je enger die Beziehungen zwischen Politik und Wirtschaft wurden, desto mehr wurden die Gewerkschaftskartelle zu entscheidenden Faktoren des wirtschaftlichen Lebens. Sie bewährten sich vor allen Dingen während der Kriegszeit als Träger einer gewissen nationalen Disziplin und zeigten damit

an, wie sehr der theoretische Internationalismus der marxistischen Parteilehre in der politischen Praxis dieser entwickeltsten Organisationsform der Arbeiterschaft zurückgedrängt war. Hinzu kam noch, daß nur ein Teil der Gewerkschaften auf marxistischem Boden stand. Mit den christlich-nationalen Gewerkschaften tauchte ein Gewerkschaftstyp auf, mit dem eine Verständigung auf Grund gemeinsamer Weltanschauungsfundamente für das Unternehmertum jedenfalls in allen denjenigen Fragen leichter war, die über unmittelbar wirtschaftliche Lohnfragen hinausgriffen.

Auch auf organisatorischem Gebiete bestimmte der Angreifer die gegnerische Kampfführung. Das Wachstum der Gewerkschaften führte zu Zusammenschlüssen der Unternehmer. So ist beispielsweise die Vereinigung der Arbeitgeberverbände, die heute neben dem Reichsverband der deutschen Industrie steht, durchaus als ein Gegenstück zu den Gewerkschaften, ja geradezu als eine Unternehmergewerkschaft aufzufassen. Tatsache ist, daß sie erst später als die Vereinigung der Arbeitnehmerorganisationen erfolgt ist. In jüngster Zeit können wir eine außerordentliche Ausdehnung des Gewerkschaftslebens feststellen. Seit der Revolution hat sie namentlich auch auf die Beamtenschaft übergegriffen, und neuerdings erfaßt der Gewerkschaftsgedanke auch die Zwischenschichten, beispielsweise der leitenden Industriebeamten, die vom Marxismus mit der Unternehmerklasse in einen Topf geworfen wurden, die sich aber auf ihre selbständigen Interessen nach oben und nach unten besinnen. In dieser verschiedenartigen Herausarbeitung gewerkschaftlicher Bildungen liegt der beste Gegenbeweis gegen das Zweiklassenschema vor, das vom Marxismus gepredigt, sich leider so weit ausgebreitet hat, daß es beispielsweise den Aufbau des vorläufigen Reichswirtschaftsrates beeinflußte.

Auf diesem billigen dualistischen Schema beruht auch eine Organisation, die dem letzten Kriegsjahr ihr Entstehen verdankt und trotz allen Anfechtungen seither sich als ein wirksames soziales Sicherheitsventil bewährt hat. Führenden Männern der Arbeitnehmerschaft und der Gewerkschaften gelang es, kurz vor der Revolution eine burgfriedliche „Arbeitsgemeinschaft“ zwischen beiden Teilen herzustellen, die als „zentrale Arbeitsgemeinschaften“ die Erschütterung der Revolution überdauert haben. Die Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände wuchsen sich damit aus Kartellen zu einer festen Stütze und zu einem entscheidenden Träger der Wirtschaftspolitik aus. In diesem Arbeitsgemeinschaftsgedanken war zugleich das Muster gegeben, das für den Aufbau des vorläufigen Reichswirtschaftsrates bestimmend war.

Nachdem so von der Unternehmerschaft, vielleicht später als notwendig gewesen wäre, die konservative gesellschaftserhaltende Auswirkung des Gewerkschaftsgedankens erfaßt und anerkannt worden ist, machten sich aus dem unversiegbaren Borne des vulgären Marxismus heraus neue Sprengkräfte bemerkbar. Die revolutionären Betriebsräte, hinter denen ein mehr oder minder unorganisierter Radikalismus der Arbeiterschaft steht, erschüttern die glücklich errungenen Gemeinschaftsfundamente. Und daher waren einsichtige Gewerkschaftsbeamte anfangs auch gegen die Einführung der Betriebsräte. Ebenso untergräbt die syndikalistische Sektenbildung die Autorität, die sich die Gewerkschaftsführung mühsam im Kreise

der eigenen Schicht erworben hat. So wenig in der tatsächlichen Erscheinungsform der radikalen Wirtschaftspolitik Einsicht und positive Kraft zu erkennen ist: die Grenze der Gewerkschaftsmöglichkeiten läßt sich an diesen Bestrebungen immerhin ablesen. Der überkommene Anspruch der Unternehmerschaft auf Herrschaft im eigenen Hause, der doch im Grunde durch die moderne Trustbildung wenigstens nach der Seite der persönlichen Bestimmungsgewalt des einzelnen Unternehmers stark geschwächt ist, steht unversöhnlich dem ebenso absoluten Anspruch auf Massenherrschaft im Betriebe gegenüber. Und in diesem Widerstreite spricht zweifellos die wirtschaftliche Vernunft sich zugunsten einer Führung der Unternehmerautorität aus. Die Erfahrungen mit dem deutschen Parlamentarismus warnen davor, das formaldemokratische Repräsentationssystem mechanisch auf die Wirtschaftsverfassung zu übertragen. Der Parlamentarismus hat sich bekanntlich eigentlich nur in dem Lande bewährt, wo ein ungebrochener Konservativismus der Nation für die notwendigen Ausgleiche sorgt: in England. Der moderne Unternehmer, der von beherrschenden Gesichtspunkten der wirtschaftlichen Verantwortung vor dem Volksganzen ausgeht, wird nach solchen Formen der Mitbestimmung des deutschen Industrievolkes Ausschau halten müssen, die die eigentlich konservativen Kräfte des werktätigen Volkes zu binden wissen.

Diese konservativen Kräfte werden mit vorurteilslosem Blick und ohne dogmatische Verengung überall da zu suchen sein, wo sie sich finden. Die unzweifelhafte Disziplinierung des Gewerkschaftslebens wird dabei nicht zu missen sein. Andererseits wird auch der gesunde Instinkt derjenigen radikalen Kräfte nicht verkannt werden dürfen, die sich gegen die drohende Erstarrung der Gewerkschaftsbureaukratie zur Wehr setzen. Aber wie sich innerhalb der Arbeitnehmerschaft allmählich eine weltanschauliche Gruppierung anbahnt, so wird auf die Dauer auch innerhalb der Unternehmerschaft ein irgendwie gearteter Zusammenschluß derjenigen Kreise unumgänglich sein, die in einem emporgekommenen, traditionslosen, unsoliden Unternehmertyp eine ernstliche Gefährdung der Standesehre des Unternehmertums sehen. Neu hochgekommene Unternehmer besitzen oft größeren Reichtum, als die alten, in Arbeit gefangenen; haben aber vielfach weder die für die Arbeiterschaft denkende Fürsorge, noch die nur aus langer Gewohnheit fließende Art gerechter Umgangsformen, und finden daher auch häufig bei den Arbeitern große Gegnerschaft. Dem gesunden Instinkt der Volksmassen, der den Schieberkapitalismus und den wahrhaft produktiven Kapitalismus zu scheiden beginnt, wird unsere Wirtschaftsführung allmählich dadurch Rechnung tragen müssen, daß sie den Unterschied sieht und Träger einer unlauteren Geschäftsgebarung von sich abscheidet. Gerade die moderne Konzernbildung dürfte dazu beitragen, eine Art Unternehmeraristokratie herauszugestalten, die mit der Arbeiteraristokratie eine leichtere Verständigung finden kann, als es die Demagogie der Straßenredner zugeben will. Freilich darf nicht verkannt werden, daß die Wirtschaftskrise, deren Ursachen außenpolitischer Natur sind, einem unfruchtbaren Radikalismus und einer zerstörerischen Agitation immer wieder Tür und Tor öffnen werden. Damit werden wir zu rechnen

haben. Diesen Faktor müssen wir wohl oder übel in jede wirtschaftspolitische Kalkulation mit einstellen. Der wahrhaft nationale und konservative Unternehmer wird weiterhin die Augen offen halten müssen für Entwicklungen, die uns über zeitweiligen Waffenstillstand des gewerkschaftlich geregelten Klassenkampfes hinaus zu einer höheren Einigung der großen Wirtschaftskörper führen, die dann nicht mehr gewerkschaftliches Gepräge tragen, sondern eine höhere, zusammenfassende Form besitzen. So wie sich vor unseren Augen ein Zusammenschluß der Landwirtschaft anbahnt, der gewerkschaftliche Gegensätze in seinem Rahmen erträgt, der aber das Gemeininteresse des gesamten Landvolkes vertreten will, so werden auch in der Industrie nicht eher gesunde soziale Verhältnisse eintreten, als nicht etwas wie eine gesamtständische Einung des ganzen Industrievolkes vom letzten Heizer bis zum obersten Unternehmer und Trustführer Platz greift. Der Syndikalismus sucht dies Ziel durch Zerstörung der Unternehmerautorität zu erreichen. Er zerstört damit die Produktivität der Wirtschaft selber und untergräbt die Existenz des ganzen Volkes. Der starre Wirtschaftsabsolutismus sucht Abhängigkeitsverhältnisse wieder herzustellen, die nicht wiederherstellbar sind, und die zur Quelle unaufhörlicher Erschütterungen werden müssen. Es gilt, Wege zu suchen, die dem Gewerkschaftsgedanken das einräumen, was ihm gebührt und die konservativen und nationalen Kräfte der Gewerkschaftsbewegung dem Ganzen der Wirtschaft nutzbar machen, die uns aber über den unaufhebbaren Dualismus des absoluten Klassenkampfes zu einer neuen Organisationsform der nationalen Wirtschaft führen, wo die großen Wirtschaftskörper als die neuen Gesamtstände zu einer solchen inneren Festigung und Tragkraft gelangen, daß sie wirklich zu festen Stützen des Staatsbaus, zu Trägern der nationalen Wiederaufrichtung und Behauptung in der Welt werden können. In einer solchen Wirtschaft wird sich derjenige Unternehmer am richtigen Platze fühlen, der nach gut preußischer und gut deutscher Art im verantwortlichen Dienste am Ganzen seine vornehmste Lebensaufgabe sieht.

Die deutsche Arbeiterschaft

Von

Franz Röhr

Die deutsche Arbeiterschaft ist etwa 90 Jahre alt, also noch recht jung. In diesen 90 Jahren hat sie aber eine Lebenskraft entwickelt, wie wohl kaum jemals eine andere Schicht in dem gleichen Zeitraum. Rein ziffernmäßig zählte sie vor dem Kriege etwa 17 Millionen Köpfe; mit ihren Angehörigen machte sie etwa die Hälfte der Bevölkerung des Deutschen Reiches aus. Dieses Gesamtverhältnis dürfte sich durch die wirtschaftlichen, sozialen und territorialen Umschichtungen während des Krieges und der Folgezeit noch nicht wesentlich verändert haben.

Schauen wir auf die Zeiten zurück, welche die deutsche Arbeiterschaft hinter sich hat, so fallen drei Tatsachen besonders stark ins Auge: erstens hat sie mit dem deutschen Unternehmer und Auslandskaufmann die deutsche Wirtschaft zu der Höhe von 1914, d. h. zur blühendsten Wirtschaft der Welt gemacht. Zweitens hat sie in praktischer Überwindung der liberalistischen Prinzipien der französischen Revolution, des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Druckes der ihr übergelagerten Schichten des eigenen Volkes sowie der allem Unterdrückten und Massenhaften von jeher innewohnenden Mutlosigkeit, Feigheit, Angst und Stumpfsinn sich zu einer organisierten wirtschaftlichen und politischen Macht entwickelt, die derjenigen der anderen Schichten zum mindesten ebenbürtig ist. Damit hat sie sich in Wirtschaft und Politik auch die Gleichberechtigung und Gleichwertung mit den anderen Volksschichten errungen (aber noch nicht in der Gesellschaft). — Und drittens ist die deutsche Arbeiterschaft in ihren körperlichen und seelischen Eigenschaften bis auf den heutigen Tag eine starke, stets sich wieder verjüngende Quelle des Deutschtums gewesen.

Die beiden ersten Feststellungen halte ich nicht für beweisbedürftig. Sie liegen meines Erachtens so klar zutage, daß ein Hinweis auf sie genügt. Anders ist es mit der zuletzt genannten. Mancher wird ihre Richtigkeit nicht zugeben wollen. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil er einmal das Deutschtum und zum andern den deutschen Arbeiter nicht richtig sieht, indem er jenes zu stark idealisiert, diesen zu schnell konkretisiert.

Ich verstehe aber unter Deutschtum zunächst und im allgemeinen nicht die Idealisierung gewisser, besonders hervorragender Eigenschaften der Deutschen, sondern die speziellen Eigenschaften der Seele des deutschen Menschen und deren Auswirkungen. Diese Eigenschaften sind teils gut, teils weniger gut, in ihrer Ge-

samtheit aber machen sie den Menschen zum deutschen Menschen und unterscheiden ihn dadurch vom Franzosen, Engländer, Chinesen. Ich rechne zu diesen seelischen Eigenschaften vor allem: Gemüt, Innigkeit, Güte, Humor, Hilfsbereitschaft, Hang zur Gründlichkeit, zur Treue, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, zur kleinen Gemeinschaft; Streben nach Universalität und Vervollkommnung der Welt, Unförmigkeit, Unzufriedenheit mit den jeweils bestehenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Einrichtungen und Zuständen, Schwerfälligkeit in Bewegung und Ausdruck, Gerechtigkeitssinn, Rechthaberei und Neid.

Wer mit mir der Meinung ist, daß dieses in der Tat die Eigenschaften sind, die das Deutschtum ausmachen, der wird mir auch zugeben, daß diese Eigenschaften im deutschen Arbeiter in reichstem Maße stets vorhanden waren und noch vorhanden sind, sofern er die Arbeiter wirklich kennt. Anders als mit Berufung auf meine und anderer Erfahrungen vermag ich den Beweis nicht zu führen, philologisch ist er nicht zu erbringen. — Man lernt unsere Arbeiter nicht kennen aus ihren Zeitungen und ihren Versammlungen. Auch nicht aus den Parteireden ihrer politischen Vertreter. Auch nicht aus dem Besuche der Rummelplätze, der Kneipen und Kaschemmen (wie man es kinogemäß in gewissen „besseren" Kreisen annimmt). Das alles ist einseitige Beobachtung und dazu noch einseitige Beobachtung gewisser Typen. Sie ist nicht überflüssig und entbehrlich, aber auch nicht genügend. Wer den deutschen Arbeiter zu kennen behauptet, der muß den großstädtischen und den ländlichen, den nord-, west- und süddeutschen, den gelernten und den ungelernten, den alten und den jungen Arbeiter noch in hunderten von Fällen bei der Arbeit und außer der Arbeit in seiner Familie, auf dem Hin- und Herwege zur Arbeit, bei seiner Tätigkeit im Interesse seiner Partei oder Gewerkschaft, beim Anhören eines Vortrages und der Lektüre seiner Zeitung, besonders aber bei freudigen und traurigen, hilfeheischenden Ereignissen beobachtet haben. Und er muß ihm jahrelang, sozusagen gewohnheitsmäßig, nachgetastet, sich in ihn hineinversetzt haben. Denn die deutsche Arbeiterschaft ist in ihren Individuen außerordentlich verschiedenartig und, wie alles Deutsche, selbst im einzelnen wiederum recht kompliziert. Wer sich aber einer solchen eingehenden Beobachtung unterzogen hat, vermag durch mancherlei Vorurteile, Äußerlichkeiten und Trugscheine tief in die (an sich unergründliche) Arbeiterseele hineinzusehen und meiner Auffassung recht zu geben. Staatsmänner, wie der englische Minister, der das Wort vom Millimetergefühl des deutschen Arbeiters prägte, oder wie Bethmann Hollweg, der während des Weltkrieges immer wieder an die deutschen Eigenschaften der deutschen Arbeiter appellierte, Sozialphilosophen wie Rathenau, der in seinen Schriften wiederholt auf die Entwicklungsnotwendigkeit der Seele des Arbeiters zu sprechen kommt, haben es gewußt. Auch die Kirchen, vorzüglich die katholische, und die Juden wissen es. Die Art und Intensität, wie sich diese Kreise, natürlich in verschiedenen Richtungen zu verschiedenen Zielen, um die Seele des deutschen Arbeiters mühen, setzt unbedingt voraus, daß diese Seele in ihrem Wesentlichen deutsch ist. Am besten aber bezeugen es uns die deutschen Arbeiterdichter, die Lersch, Bröger, Petzold, Barthel, Engelke, Wieprecht. Vor allem

Lersch. So wie Lersch, Sohn eines Kesselschmiedes und selbst Kesselschmied, dichtet, kann nur ein Deutscher dichten; was er über die Arbeiter singt und sagt, kann nur von Menschen gelten, die Deutsche sind.

Der Bourgeois kennt nur das Äußere und die Äußerlichkeiten des Arbeiters. Da sticht allerdings alles von dem Seinigen sehr stark ab, und damit ist es für ihn — nicht deutsch. Anderen Landsleuten gegenüber ist der Bourgeois arrogant, denn das macht sich gut und ist meistens ungefährlich.

Faßt man nun noch den eingangs erwähnten Umstand ins Auge, daß die Arbeiterschaft mit ihren Angehörigen die Hälfte der gesamten Bevölkerung Deutschlands ausmacht, so wächst vor dem geistigen Auge der Gehalt an Deutschtum in der deutschen Arbeiterschaft ins Riesenhafte, und auch der täuscht sich nicht, dem bei dieser Betrachtung unsere Arbeiterschaft als eine große deutsche Gestalt vor Augen steht, denn auch in ihren physischen Eigenschaften ist die Arbeiterschaft von allen Volksschichten neben dem Bauerntum in ihrer Gesamtheit die deutscheste geblieben. Wer bei Umzügen, Festen und Versammlungen die Arbeiter, ihre Frauen und Kinder in Massen gesehen und die von ihnen bewohnten Stadtviertel durchforscht hat, wer Vergleiche mit dem englischen, französischen und slawischen Arbeiter anzustellen vermag, wer bedenkt, daß der deutsche Jude nicht Arbeiter ist, der bezweifelt es nicht. Im Gegenteil, er wird mir bestätigen, daß man in manchen deutschen Großstädten erst in die Viertel der Arbeiter gehen muß, um an echten deutschen Gestalten bei Männern, Frauen und vor allem — Kindern das Herz aufgehen zu lassen. Von einer Stadt gilt das mehr als von anderen: der Hauptstadt Berlin.

Trotzdem steht die deutsche Arbeiterschaft in einem ziemlich ungünstigen Verhältnis zur deutschen Zivilisation und Kultur (was nur gesagt werden kann, wenn man die Gegenüberstellung dieser beiden Begriffe überhaupt anerkennt und unter der ersteren die in einem Zeitalter als maßgebend angesehene und begehrte äußere Haltung und Lebensführung, unter der letzteren die seelische Gestaltung und ihre Auswirkungen versteht). Weder hat sie hier — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — sich das aus der deutschen Vergangenheit Überkommene anzueignen, noch gar aus eigenem dazu zu geben vermocht. Nur einige zivilisatorische Unarten und Verfallserscheinungen hat sich ein großer Teil angeeignet. Weder in sich noch aus sich heraus hat sie sich als wahrhaft schöpferisch erwiesen, mit der einen Ausnahme auf dem Gebiete der Epik und Lyrik, wovon bereits oben in anderem Zusammenhange die Rede war. Mir persönlich will scheinen, daß, wenn man die Arbeiterschaft nach ihrer Organisationszugehörigkeit und damit nach ihrer Zugehörigkeit zu Weltanschauungskreisen ins Auge faßt, in den hier zur Rede stehenden Punkten die „sozialistischen" Arbeiter noch ungünstiger dastehen als die „christlichen". Der christliche Arbeiter ist im Durchschnitt stetiger, innerlich gemäßigter, in der äußeren Lebensführung ordentlicher, weniger verbittert und höheren, transzendenten Gedanken zugänglicher als sein sozialistischer Kollege. Wert und Alter von Christentum und marxistischem Sozialismus spiegeln sich darin noch wieder. Doch zu einer vollen Zivilisation, zur wahren Bildung und Kultur ist es in keiner Gruppe gekommen. Neue, eigene

Lebensgestaltung, neue, eigene Kultur vermag die deutsche Arbeiterschaft noch nicht aufzuweisen.

Woran liegt das?

Man kann viele Gründe dafür anführen: die Jugendlichkeit der Arbeiterschaft, ihre wirtschaftliche Bedrängtheit, die Ausfüllung ihrer Zeit mit Vorarbeiten zur Standesentwicklung, und wie sie alle heißen mögen. Meines Erachtens sind dies alles nur Gründe für einen Mangel an etwas, das unbedingte Voraussetzung für kraftvolle Schicksalsgestaltung ist: einer lebendigen, d. h. in jedem einzelnen lebenden transzendenten Weltanschauung. Ohne eine solche geht es nach dem christlichen Mittelalter in Europa nicht mehr. Bisher hat aber das deutsche Proletariat und also auch die deutsche Arbeiterschaft keine solche Weltanschauung durchglüht. Der Marxismus hat bei weitem dazu nicht ausgereicht; das Christentum haben die Arbeiter nur noch in verwässerter Form und in allzu enger Freundschaft mit dem verhaßten Kapitalismus kennen gelernt; folglich blieb es auch bei denen, die ihm anhingen, mehr eine Traditions- und Formsache, als ein lebendiges Feuer, wenn es auch, wie vorhin gesagt, nicht ganz wirkungslos war.

So ist es gekommen, daß die Arbeiterschaft im großen und ganzen auch mit der Seele im Materiellen stecken geblieben ist. Wenn sie etwas wollten, sprachen sie meistens von Marx und meinten Mark. Wo versucht worden ist, darüber hinauszukommen, sind die Ergebnisse ganz unbefriedigend. An den sittlichen Heroismus einzelner Führer und Geführter soll damit nicht im entferntesten getastet sein; er sei hiermit noch ausdrücklich hervorgehoben und bestätigt. Der Fluch, das Unglück ist eben, daß solche Fälle, gemessen an dem, was notwendig war, vereinzelt geblieben sind.

Damit teilt die deutsche Arbeiterschaft das Geschick des gesamten deutschen Volkes während seiner letzten Geschichtsperiode. Das ganze Volk — immer auch hier von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — steckte bis über die Ohren im Materiellen. Transzendente Weltanschauung war verpönt, selbst Weltanschauung war „vermaterialisiert". Der Glaube an einen persönlichen Gott war rückständig, dumm, bestenfalls mitleiderregend. Wenn man „Deutschland über alles" sang, dachte man an den äußeren Wohlstand im Innern Deutschlands, an die Ia Qualität deutscher Schrauben auf dem Weltmarkt und die Vorbildlichkeit deutscher Soldatendisziplin für südliche und östliche Staaten.

Das deutsche Volk war tatsächlich zu seiner eigenen Karikatur geworden. Innere Seelenhaftigkeit ersetzte es durch straffe Haltung.

Aber gerade wegen seines Materialismus ist es mit dem größten Komplex seines materialistischen Denkens und Strebens nicht fertig geworden. Wirtschaft, Gütererzeugung, Versorgung, Sättigung mit Gütern war das Problem und ist es auch geblieben. Es hat die Arbeiterschaft nur leidenschaftlicher bewegt als die anderen Kreise, der Lösung ist es von ihr nicht nähergeführt worden. Das ging auch nicht, denn ein Volk oder eine Schicht, deren Sehnen nur auf Materielles eingestellt ist, kann mit dem Materiellen nicht fertig werden. Mit dem Materiellen wird nur

fertig, wer es als genügende, aber immerhin bescheidene, untergeordnete Basis für Höheres will: für die Entfaltung der Seele im Angesicht Gottes. Erst diese Einstellung gibt dem Materiellen Ziel und Begrenzung — und damit die Lösbarkeit der materiellen Frage.

Damit sind wir an dem Punkte angelangt, der für die Zukunft der deutschen Arbeiterschaft als Teil des deutschen Volkes und für dieses ganze Volk selbst von gleicher Wichtigkeit ist: Wir meistern die materielle Not der Zeit und die Zeit des Materialismus im Gewande und unter der Etikette des Sozialismus nicht anders als durch Einigung auf höhere, transzendente Ziele. In diesen kann man sich einigen, weil hier Einigung nicht Teilung, d. h. Beschränkung bedeutet. Findet hier eine Einigung statt, so ist im Materiellen nach wie vor Beschränkung und Teilung nötig, aber erträglich.

Die Regelung der heute schärfer als je empfundenen materiellen und materialistischen Nöte ist nur als Auswirkung untergelagerter Seelenhaftigkeit denkbar, umgekehrt geht es nicht. Und das ist ein Trost und eine Freude für jeden, der sich mit Bewußtheit als Mensch bezeichnet.

Es stellt sich sofort die Frage nach der Art dieses Zieles und dem Wege dazu ein. Für mich ist sie nicht so schwer zu beantworten: Das Ziel ist die Weiterführung des in seiner Entwicklung unterbrochenen christlich-deutschen Mittelalters, der Weg dazu die Not unserer und der kommenden Tage.

In der deutschen Arbeiterschaft bereitet sich der Boden für eine entsprechende Weltanschauung. Was darauf wächst, sieht vorläufig noch kraus und bizarr genug aus. Aber der üppigen Schmarotzerpflanze Marxismus schwinden schon die Kräfte. Der Klassenkampf wird noch letzte Kraftproben geben, dann wird er überwunden werden, doch nicht durch, sondern gegen Marx. Das Ringen wird schwer und hart sein. Am Ende steht aber ein neues Deutschtum mit der geistig und materiell umgewandelten deutschen Arbeiterschaft als festem Kern und als ein neuer Aufschwung des Abendlandes.

Damit ist ein Glaube gefordert und eine Aufgabe gezeichnet.

Sozialistische Wandlung

Von

Fritz Weth

Wir leben inmitten geistiger und wirtschaftlicher Zersetzungserscheinungen. Überkommene Begriffe sind dem Untergange oder der Wandlung verfallen. Die Hüter und die Vertreter der Überlieferungen, die Alten unter ihnen, finden keine Beziehungen zu der Zeit, die sie durchleben. Sie begreifen sogar die Jungen in ihren eigenen Reihen nicht, weil diese Jugend sich entschlossen anschickt, überlebte Überlieferungen zu opfern und den wertvollen Gehalt anderer Überlieferungen der deutschen Erneuerungsarbeit einzugliedern. Das ist der Auflösungsprozeß der Rechten.

Die Erfahrungswelt der Rechten gibt ihrer jungen Generation gleichwohl eine tiefere Einsicht in die Grenzen einer revolutionären Entwicklung, als die zukunftsbegeisterte Jugend der Linken sie besitzt. Auch die Linke hat ihren verstärkten Konservativismus, genau wie die Rechte. Eine ihrer größten Parteien hat sich auf Formaldemokratie festgelegt, und sie verzögert damit notwendig die Schöpfung der Synthese, auf die es in Deutschland heute ankommt, und die nur die Revolutionäre der Rechten und die der Linken gemeinsam herstellen können. Die revolutionäre Linke hat den Kampf gegen den Geist des „Gehenlassens der Dinge“, gegen den Geist der S. P. D., aufgenommen. Jedoch erschwert ihr die eigene doktrinäre Erstarrung den Sieg in diesem Kampfe. Dennoch sammelt sich in ihren Reihen alles, was im Proletariat jung, stark und zum Aufbau berufen ist und fühlt über die Dogmatik der Führer hinaus in die Gemeinschaft der Nation vor. Dieses elementare Wollen fand seinen ersten Niederschlag in der Gemeinschaft einiger außenpolitischer und innerpolitischer Ziele, welche die Revolutionäre von rechts mit denen von links teilen. Beide haben sich in der Front gegen den wirtschaftsimperialistischen Westen, gegen den Formalismus und gegen die Degeneration gefunden und hier unsichtbar die Hände gereicht.

Es sind leider die Parteien, die sich mit ihrer Dogmatik zwischen alles schieben, was sich an Bindungen innerhalb der deutschen Jugend, und damit des deutschen Volkes, knüpfen will. Das traurigste Kapitel der deutschen Arbeiterbewegung handelt deshalb auch von sozialistischen Parteien, deren eine jede das Schema ihrer Organisation über das Erlebnis der Gefolgschaft stellt. Das heißt nicht, daß diese Parteien ohne Verantwortungsgefühl sind, wohl aber, daß jede der Parteien in ihrem theoretischen Zentrum ihre Begriffe der Volksbeglückung durch Berufsführer formuliert und diesen Begriffen durch die Parteibureaukratie den Anschein der Volkstüm-

lichkeit zu verschaffen weiß. Mit diesen Dogmen verknöchern die Parteien dann zu den machtsuchenden Klüngeln, die alle elementaren Regungen des gesamten Volkes als programmwidrig abbiegen.

Politischer Ehrgeiz des Berufsführertums also ist einer der Gründe, warum der Sozialismus statt zu einer Sache des Volkes der Zankapfel parteiischer Führer wurde. Die eigentliche bildungshungrige, strebsame Kerntruppe des Proletariats, die sich unermüdlich auf ihre dereinstige Geltung vorbereitet, hat auf ihre Parteien noch keinen Einfluß gewinnen können. Dafür aber gängelt diese Partei ein um so größeres Heer von beamteten Sozialisten, welches den seelischen Gehalt der proletarischen Bewegung dem organisatorischen Charakter derselben unterordnen möchte. Diese Elemente sind zu einem Bleigewicht des ernsthaft ringenden Proletariats geworden. Erst seitdem die revolutionäre sozialistische Jugend zwischen sich und diesen Beamtenkörper einen Graben legt, gelingt es ihr, eine innerlich bewegte proletarische Kerntruppe zu formieren. Von dieser jungen Kerntruppe geht der erste und ernste Widerstand gegen den schematisierenden Parteisozialismus und gegen den kleinbürgerlichen Sozialdemokratismus aus, auf denen die Revolution von 1918 erwachsen ist.

Die Erwartung von Besitz und einer unerhörten Umkehrung aller Verhältnisse zu ihren Gunsten war der einzige Niederschlag des Marxismus, den die Massen des Proletariats verstanden, bevor endlich die Jungen in der sozialistischen Bewegung die seelischen Aufgaben derselben herausschälten. Da nun materialistisch eingestellte Klassengenossen dieser Jungen den Erwerb von Besitz, Geld und Gut durch Lohnneid, in der Form von Nebeneinkommen und mit den Mitteln von sonstigen Schieberpraktiken üben, löst sich die sozialistische Bewegung in Nutznießer und in Kämpfer auf. Erst nach dieser sittlichen Scheidung, die sich in der Arbeiterklasse vollzieht, können altpreußische Überlieferungen, wie etwa der Gedanke der Hingebung des Einzelnen an das Ganze, zu der Brücke werden, auf der die Kämpfer von links und rechts einander finden. Dann bleibt der Gedanke von der Diktatur einer Klasse, also auch der des Proletariats, ein kraftloses Schattengespenst, hinter dem sich nur die Liquidatoren des zusammenbrechenden Deutschland versammeln, denen jeder Wille zum Aufbau fehlt. Die Jungen der sozialistischen Bewegung haben am Beispiel Rußlands eingesehen, daß Dasein und Wert der rechtsrevolutionären Intelligenz nicht verneint werden dürfen. Deshalb wollen sie Verständigung, um Werte zu schaffen, ohne Werte zu vernichten. Die Jungen von links suchen gemeinsam mit den Jungen von rechts die Autorität wiederherzustellen, die durch das persönliche Vorbild und nicht durch amtliche Stellungen den Aufstieg des Volkes bereiten kann. Sie verhindern die Herrschaft „bewaffneter Klassen", die zu Instrumenten der Ausbeutung vom Hasse verfolgter Volksteile werden müssen, denn auch Armeen, die man mit parteisozialistischem Kasernenhofgeiste geimpft hat, sind keine Garantien des Aufbaues.

Soll den Gefahren einer politischen und wirtschaftlichen Selbstausschaltung des deutschen Volkes begegnet werden, so ist ein Gemeinschaftswille die Voraussetzung,

den nur eine junge, sittliche und zugleich kampfesfreudige Jugend mitbringt. Wer soll das Volk der Werktätigen reibungslos führen? Die Klassen- und die Parteibureaukraten melden Plätze an. Es heißt, die Reibungsursachen im Volke mindern, wenn es gelingt, sie rücksichtslos zur Seite zu drängen.

Die Wirtschaft selbst soll uns Führer und ein Beispiel von Gemeinschaft geben. Sie kann diese Aufgabe erfüllen, sobald sie siegreich gegen diejenigen Wirtschaftssubjekte und Wirtschaftsgruppen gefochten hat, die ihre Sonderinteressen dem Volksinteresse überordnen. Die Berufsstände haben sich demnach in erster Linie aller unmoralisch Wirtschaftenden zu entledigen. Alsdann können sie antreten, um den Platz ihrer Bedeutung für die Gesamtheit einzunehmen, und zugleich die damit verbundene Anerkennung beanspruchen. Unter diesem neuerstandenen Adel einer neuen Wirtschaftsauffassung werden freilich die feudalistischen Überbleibsel der vorrevolutionären Zeit endgültig verkümmern. Was sich durchsetzen, was sich behaupten wird, das ist die Leistung!

Das Zeitalter des Könnens zieht herauf. In diesem Zeitalter will die Arbeit sich selbst regieren. Sie will nicht einzelnen Gruppen von Menschen untergeordnet sein, auch nicht den Arbeitern allein. Daher wächst ihre Herrschaft in der Räte-Idee gegen jede Dogmatik auf. Diese Idee wird noch manches theoretische Beiwerk überwinden, das ihr vom Marxismus her anhaftet. Aber in der Räte-Idee liegt die Möglichkeit, daß die Tüchtigen aufsteigen und eine Anerkennung ihrer Leistung durch solche finden, die den Erfolg einer Arbeit in seiner Bedeutung für die Gesamtheit erkennen.

Das ist der Sinn der Revolution des Proletariats, daß es seine jungen Befähigten und reifen Klassengenossen dort an der Arbeit sehen will, wo Führung ist. In diesem Bestreben treffen sich die Jungen von links wiederum mit den Jungen von rechts, die nicht den Schieber, sondern die von den Situationen gerufenen Persönlichkeiten in unserm Leben vorangestellt sehen wollen. Auch die eigentliche revolutionäre Belebung, die von der Jugend der Linken in das Proletariat kommt, geht von den Menschen aus, die schöpferisch zur Führung drängen, und die heute durch die Einrichtungen der formal-demokratischen Verwaltungen niedergehalten oder kümmerlich abgespeist werden. In diesen Menschen liegen die Energien der tatenwilligen Masse aller, die große Ziele brauchen, um atmen zu können. Sie sind organisatorisch noch von den Parteien umklammert, aber sie streben über die Parteienge hinaus, und sie haben den Blick fest auf das Volk gerichtet, dessen Vortrupp sie sind. Für sie ist der Rätegedanke die Form, durch die sie wirken wollen, nicht ein Organ allein der Kontrolle, sondern vor allem der Aktivität. Im Willen zur Leistung für die Gesamtheit kommen Rechts- und Linksrevolutionäre einander nahe. Was dazwischen liegt, das geht nicht dem Volke säend voran, sondern läuft ihm einheimsend nach.

Es ist Deutschlands Jugend, die Deutschlands Revolution bejaht. Noch sind ihre nationalistischen und ihre radikalen Kämpfer von Parteigeist beeinflußt. Noch haben sie sich nicht gänzlich von Dogmen befreit. Aber sie ertragen die Schnitte am

Körper des Volkes nicht, die der Haß der Parteien täglich vermehrt. Noch gelingt es, die schwarz-weiß-rote und die rote Fahne gegeneinander zu führen. Aber ihre Träger werden den Ernst ihres gegenseitigen Wollens erkennen, sobald sie zusammenstehen, sobald die Wirklichkeit alle Utopien abbaut und den alten Kündern utopischer Revolutionsideale ebenso wie denen romantischer Restaurationsideale das Grab bereitet hat. Dann wird die wirtschaftliche Verteidigungsstellung Deutschlands, ebenso wie die staatliche die Ergänzung der Kräfte hier und der Kräfte dort erfordern. Schon nehmen die energischsten Teile der deutschen Arbeiterschaft eine außenpolitische Haltung im Sinne der für Deutschland gegebenen Entscheidung ein: Front gegen Westen bei einem Bündnis mit dem Osten. Das geschah bei bewußter Beobachtung der kleinbürgerlichen und agrarischen Entwicklung Rußlands, also nicht nur aus parteitaktischen Gründen, sondern aus weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Einstellung. Die marxistische Deutung dieser Einstellung kann den natürlichen Untergrund dieser sozialistischen Wandlung nicht verwischen. Die Lebensmöglichkeiten der Völker sind eben an die geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen der Länder gebunden. Die natürlichen Grundlagen erzwingen sich die außenpolitischen Entscheidungen der Völker. Innerpolitisch aber sind es die wirtschaftlichen Grundlagen, die im Banne der Wirklichkeit sich Ausdrucksmöglichkeiten für die Ideen suchen, die die Nation in revolutionären Zeiten beherrschten, und die für Deutschland die Formen des deutschen Sozialismus schaffen werden.

Verinnerlichung des Klassenkampfes

Von

Walther Lambach

Nicht eine theoretische Forderung oder Betrachtung eines „Möglichen“ oder „Wünschenswerten“ will ich in die „Neue Front“ stellen, sondern einen Hinweis auf das, was in einer führenden Klassenkampftruppe bereits ist.

Wenn ich meinen Verband, den „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband“ als Klassenkampftruppe vorstelle, gebe ich allerdings böswilligen Gegnern eine neue Möglichkeit, uns als „rechten Arm der Sozialdemokratie“ in demagogischer Beweisführung zu verdächtigen. Aber, wer in der neuen Front steht, muß der Gefahr des absichtlichen und unabsichtlichen Mißverstandenwerdens ins Auge schauen können. Kann er's nicht, dann gehört er hinter die neue Front.

Klassenkampf — Gegensatzkampf der Wirtschaftsgruppen — — unorganisiert, von Mann zu Mann geführt, tobt er, solange es Arbeitgeber und Arbeitnehmer gibt; — organisiert, seitdem die soziale Entwicklung der kapitalistischen Zeit, die zwischen den Blockaden liegt, aus den beiderseitigen Gruppen Bataillone formiert hat. Aus den ungegliederten Massen der Arbeitnehmer haben sich als Kampftruppen die drei großen Gewerkschaftsbünde herausgearbeitet, aus der Masse des Arbeitgebertums die große Zusammenfassung der Arbeitgeberorganisationen.

Dem ungeregelten Kampf von Mann gegen Mann ist der geordnete Kampf von Truppe gegen Truppe gefolgt.

Vorausgegangen ist der Formierung die Zielsetzung für den Kampf. „Beseitigung der Arbeitgeberklasse“ heißt die Losung des linken Flügels der Arbeitnehmerfront. Er umfaßt den Allgemeinen freien Angestelltenbund und den „Allgemeinen“ deutschen Gewerkschaftsbund der „freien Gewerkschaften“. Vernichtungskrieg also in schärfster Form mit dem Endziel der Sozialisierung.

Erkämpfung des jeweils günstigsten Anteils vom Arbeitsergebnis, nicht Beseitigung des Kapitals, sondern Eroberung eines gebührenden Anteils an demselben durch die Arbeitnehmer ist das Ziel des rechten Flügels. Die „Mitte“ ist schwach und wird zerrieben. Der rechte Flügel umfaßt die christlichen und deutschnationalen Gewerkschaften, die im „Deutschen Gewerkschaftsbund“ zusammenstehen. Im Gegensatz zum Kampfesziel des linken — marxistischen — Flügels erstrebt er statt der Vernichtung der Arbeitgeberklasse die Wiederaufrichtung der deutschen Volksgemeinschaft — Ziel seines Kampfes ist der Friede, der neue Bund, die nationale Gemeinschaft im Gegensatzkampf der Völker.

Gegenüber auf der anderen Seite stehen die Arbeitgeberverbände bunt gemischt.

Ziele und Weltanschauung haben noch zu keiner erkennbaren Gruppengliederung geführt.

So der organisierte Klassenkampf, der vorhanden bleibt, ob man sich dessen freut oder darob trauert.

Und, Kennzeichen der Klassen? — Ist die Frage erlaubt? — Ist sie zu beantworten? —

Klassen sind nur in den Augen des Internationalisten übervolklich. In Wirklichkeit scheidet die Klassenkluft die Menschen innerhalb der Nation lediglich in zwei Wirtschaftsgruppen, die fast alles gemeinsam, aber einiges nicht gemeinsam haben. Worin sie sich unterscheiden, ist der Anteil an der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel.

Hier: die Arbeitnehmer, im Besitze fast nur ihrer eigenen Arbeitskraft, ohne Verfügungsgewalt über die genügenden Mengen der notwendigen Produktionsmittel.

Dort: die Arbeitgeber im Besitze außer der eigenen Arbeitskraft auch noch der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Sie sind es daher, zu denen die Arbeitnehmer immer wieder hingehen müssen, um sich den Weg zu den Produktionsmitteln, die sie zur Betätigung ihrer Arbeitskraft brauchen, öffnen zu lassen.

Völlig „unorganisch" — „unnatürlich" — zu „konstruiert", diese Zergliederung!

Zugegeben! Aber sie sitzt als marxistische Lebenserklärung in den Hirnen der Massen. Aus ihr erwächst die besondere Schärfe und die besondere Form des Klassenkampfes. Denen, die ihn führen und an seine schicksalentscheidende Bedeutung glauben, kann sich nur verständlich machen, wer solche Sprache versteht.

Es ist ein unleugbares Verdienst Paul Bröckers in seinen Schriften „Klassenkampf und Rassenkampf" und „Was ist Klassenkampf?", den nationalen Gedanken in die marxistische Sprache übersetzt, damit aber zugleich diese Sprache auch für den Nichtmarxisten verständlich gemacht zu haben. Sein jüngstes Buch „Vom christlich-sozialen Gedanken zur deutschnationalen Arbeitnehmerbewegung" faßt in einem Brennspiegel zusammen, welche geistigen Kräfte am Bau unserer Gewerkschaft mitgearbeitet haben.

Man kann den Klassenkampf nicht hinwegdisputieren, denn er ist da. Man kann nicht weitere Arbeitnehmerkreise ihm entziehen, sie werden doch immer wieder hineingezogen. Sie stehen sogar dann noch im Klassenkampf, wenn sie seine organisierte Führung für sich als Person ablehnen.

Deshalb: „Verinnerlichung des Klassenkampfes."

Zuerst: Zurückziehung der Kampffronten hinter die nationalen Grenzen. Es gibt keine Klassensolidarität quer durch die Völker hindurch. Wir sagen, nur innerhalb des Volkes gelte das Streben nach immer größeren Einheitsfronten der Klassen mit dem Ziel ihrer Solidarität der völkisch-deutschen Weltanschauung! Hier gilt in manchen Fragen sogar die Arbeitnehmersolidarität vom Platzarbeiter bis zum ersten Einkäufer. Auf der anderen Seite steht ja auch die solidarische Arbeitgeberschaft, die Besitzerin der Produktionsmittel. Kräfte messen! Friedensschluß — möglichst günstiger Vertragsabschluß als Ergebnis.

So im Volk.

Aber zwischen den Völkern gilt sinngemäß dasselbe. Und darin unterscheiden wir uns von den Internationalisten. Wir Deutschen, wertvollster Produktionsmittel beraubt, sind tatsächlich in die Lage des Arbeitnehmervolkes unter den Weltvölkern gekommen. Die Nutznießer des Weltkrieges sind unsere Rohstofflieferanten, von denen wir jetzt abhängen, wie der Arbeitnehmer vom Arbeitgeber abhängt. — Wer mit nationalem Fühlen im Klassenkampf steht, folgert aus dieser Lage die Notwendigkeit, die Arbeitnehmersolidarität in diesem zwischenvölkischen Klassenkampf zur Volkssolidarität emporzuführen.

So tun es wenigstens die deutschnationalen Handlungsgehilfen und finden jenseits ihres „Klassenkampfes“ gegen die Arbeitgeberschaft, der zu stets neuen Friedensschlüssen drängt, die solidarische Volksgemeinschaft mit dieser Arbeitgeberschaft nach außen.

Doch „Gemeinschaft“ läßt sich nicht beschließen, auch nicht durch Vermeidung von Kämpfen auf umgekehrtem Wege herstellen, sie läßt sich nur erarbeiten. Um die Solidarität nach außen wäre es schlecht bestellt, wenn sie nicht in täglicher gemeinsamer Kampfesarbeit neu errungen werden könnte. Auch diese Arbeit im Wettkampf der Völker muß ihr Ziel haben. Es heißt bei uns „Wertarbeit“. Hochwertige und „besondere“, unserm Volk gemäße Arbeit, an Stelle von Allerweltsmassenarbeit. Dem Einzelmenschen die Einheit von Werktagsarbeit, nationalem Wollen, religiöser Verantwortung, die Einheit von persönlichem Erfolge und höchstem Dienste an der Volksgemeinschaft zurückerobern, ist bei uns Aufgabe der Gewerkschaftsarbeit in gradliniger Fortführung des „Klassenkampfes“, wie wir ihn führen.

Man lese Paul Bröckers, Hans Bechlys, Max Habermanns und meine einschlägigen Schriften über diese Fragen *). Sie geben offene Auskunft über das, was bei uns ist.

Daß auf dem Weg von der Masse über die deutschnationale Gewerkschaft und ihr Kämpfen und Arbeiten zur Volksgemeinschaft auch der Kampf um das Hineinwachsen in die Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel, die Forderung nach „Mitbesitz“, nach einer Emporentwicklung unserer papierenen kapitalistischen „Gesellschaftsformen“: „A.-G., G. m. b. H.“ zu Gemeinschaften, in denen auch die wirklich Arbeitenden beteiligt sind, Etappen bilden, wird den nicht wundern, der diesen Weg überschauen kann.

Es ist nun die Frage: Wird dieser rechte Flügel der Arbeitnehmerfront im Klassenkampf, auf dem wir stehen, auf eine Arbeitgebertruppe stoßen, mit der zusammen er wirklich von Friedensschluß zu Friedensschluß die Volksgemeinschaft neu aufrichten kann?

Das ist die Frage. Sie ist heute noch nicht zu beantworten. Einstweilen heißt es, sie immer von neuem stellen. Die Antwort muß eines Tages von der anderen Seite kommen.

*) Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G.

Politisierung der Landwirtschaft

Von

Fritz Ehrenforth

Agrarpolitik bedeutet nicht mehr bewußte und planmäßige Förderung der Agrarwirtschaft lediglich durch den Staat und einzelne öffentliche Körperschaften. Agrarpolitik wird heute verantwortliche Angelegenheit der Landwirtschaft selbst. Die Landwirtschaft muß in den Bereich ihrer Selbstverwaltung und Selbsthilfe Aufgaben einbeziehen, denen eine innerlich geschwächte staatliche Verwaltung vorläufig nicht gewachsen ist. Die Vorbedingungen für diese Neueinstellung, die klares Verantwortungsgefühl der Volksgesamtheit gegenüber zur Voraussetzung hat, sind die denkbar ungünstigsten. Der innere Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Produzent und Konsument und den dahinter aufragenden großen Ideenzusammenhängen ist aufs schärfste zugespitzt. Um diese Erkenntnis gilt es, die Aufgaben der Zukunft zu gruppieren.

Früher stellte man die Landwirtschaft verhältnismäßig vorbehaltlos in den Dienst der Stadt. Die Stadt war der schwache und schutzbedürftige Teil und die Quelle des klingenden Reichtums. Der absolute Staat greift in werdende Konflikte ein, immer mehr zugunsten der städtischen Bevölkerung. Gleichzeitig aber bahnt derselbe Staat durch Wegräumung der mittelalterlichen Schranken einer neuen Agrarverfassung den Weg. Erst später einsetzende staatliche Fürsorge, Anpassungs- und Organisationsfähigkeit, eiserner Fleiß und Weitblick der führenden Landwirte, die Ausbildung einer eigenen Landwirtschaftswissenschaft, die Dienstbarmachung wissenschaftlicher Fortschritte, vor allem der Chemie, vereinigen sich zu jener gewaltigen Leistungssteigerung, deren Zeuge das letzte Jahrhundert gewesen ist. Für Jahrzehnte hat die deutsche Landwirtschaft Überschußproduktion aufgewiesen.

Das Anwachsen der Industrie, das noch schnellere Bevölkerungswachstum und damit gegebene stärkere Eindringen in Weltwirtschaft und Weltverkehr, die schließlich notwendig gewordenen Zufuhren vom Weltgetreidemarkt bringen dann die Landwirtschaft in eine Krisenperiode, die durch Schutzzoll nur mühsam eingedämmt wird. Schwere Belastung bedeuten der Weltkrieg und die sich anschließende Wirtschaftsperiode, deren eigentliche Auswirkungen auf die Landwirtschaft nur erst zum Teil offen empfunden werden. Der Kriegsmerkantilismus hatte zwei grundverschiedene Wege eingeschlagen zur Erreichung des Zieles einer wirtschaftlichen Höchstleistung um jeden Preis. Er entfesselte die industrielle Unternehmerinitiative und fesselte die agrarische Produktion durch Preisbildungsschranken, beides in nie dagewesenem

Maße, mit dem Erfolg, daß die innere Spannung auch heute nach Aufhebung der drückendsten Zwangswirtschaftsfesseln nicht ausgeglichen ist und den alten Kampf zwischen Stadt und Land verschärft hat.

So betrachtet, wäre das Preisbildungsproblem in den Mittelpunkt zu rücken. Hier treffen sich ausgesprochene Interessengegensätze. Jede Gelegenheit wird benutzt, um an ihnen das Feuer für parteipolitische Giftmischereien zu entfachen. Jahr für Jahr hatten wir schon vor dem Kriege die für den Erweis der parlamentarischen Daseinsberechtigung benötigten Teuerungsdebatten, Jahr für Jahr haben wir jetzt den Kartoffelkrieg.

Das Problem liegt tiefer. Nicht soll es hier die Aufgabe sein, Weltanschauungsgegensätze darzulegen, sie sind da und wirken. Ernstes Ringen aber um Grundfragen unserer völkischen Weiterexistenz ist auch im Lager der sozialdemokratischen Arbeiterschaft unverkennbar, doch überkommene falsche Formulierungen sind dort nicht überwunden.

Klare Erkenntnis des engen Zusammenhanges zwischen Agrarverfassung und Bevölkerungsproblem kann allein Hilfe und Rettung für ein von Außengewalten zum teilweisen Absterben verurteiltes Volk bedeuten.

Die Spannung zwischen Stadt und Land ist keine Schuldfrage. Derartige Kritik legt nur die aufbauenden Kräfte lahm. Agrarpolitik als verantwortliche Angelegenheit der Landwirtschaft hat sich Rechenschaft zu geben über die innere Bedeutung einer seelisch und wirtschaftlich starken Landbevölkerung für das Volksganze. Aus dem Bewußtsein dieser Bedeutung heraus wird sie an die Lösung der großen Gegenwartsfrage herantreten. Wie erhalten wir aus eigener Kraft eine möglichst große Bevölkerung, und wie sichern wir den Bevölkerungszuwachs, soweit dies überhaupt mit unseren eigenen Kräften verwirklicht werden kann?

Daß die Volksgesamtheit und mit ihr die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung unter den gleichen erdrückenden Außengewalten leidet, ist kein Grund, die Verantwortung zu verschieben.

Die gänzlich in Verwirrung geratene und drohender innerer Auflösung zutreibende deutsche Volkswirtschaft mit ihren durch sinnlose Grenzziehung im Westen und Osten zerfetzten und abgetrennten Wirtschaftsgebieten kann nicht vom Weltmarkt oder von der eigenen Industrie her wieder in Ordnung gebracht werden. Die wirtschaftlichen Krankheitsherde am polnischen Korridor, im abgetretenen Oberschlesien, im besetzten Rheinland und dem für lange Zeit abgetrennten Saargebiet verbieten dies, auch unabhängig von der Weltlage. Es kommt darauf an, daß heute schon und nicht morgen erst mit Zielen auf weite Sicht gearbeitet wird, daß mit dem inneren Bewußtsein gearbeitet wird, sich nicht nutzlos an Unmögliches zu verschwenden.

Die Leistungen der Landwirtschaft sind wesentlich nicht nur vom Standpunkt der Ernährungswirtschaft, nicht nur gesehen von der Wiederbelebung des inneren Marktes, dem eine kaufkräftige ländliche Bevölkerung starke Antriebe geben kann,

sie sind als reine Arbeitsleistung, als Beweis des noch Arbeitenkönnens für den Zusammenhalt des Volksorganismus die Elemente des inneren Ausgleichs.

Die Stadt als Inbegriff der industriellen Wirtschaftsführung arbeitet in einer von wirtschaftlicher und sozialer Hochspannung geladenen Atmosphäre. Das Land kennt noch eine ununterbrochene soziale Stufenleiter vom landlosen Knecht über den grundbesitzenden Häusler, den Klein-, Mittel- und Großbauern bis zum Großgrundbesitzer und bietet verstärkt durch die moderne Siedlungsgesetzgebung Möglichkeiten, wenn auch nicht die Gewißheit zum Aufstieg. Es fehlt dem Lande das, was den Inhalt der sozialen Frage ausmacht, die Unwiderruflichkeit, die scheinbare Aussichtslosigkeit des Einzelschicksals, die Mechanisierung der Lebensführung. Die große Zahl der selbständigen Eigentümer in der Landwirtschaft, der soziale Vorzug des unabhängigen Charakters machen das Arbeitsproblem in der Landwirtschaft zu einem Faktor, der bei richtigem inneren Verhältnis von Stadt und Land das gesamte soziale Gefüge des Staatskörpers beruhigen kann. Scheinbare Umwälzungen der Nachkriegszeit, die wir als Begleiterscheinungen der inneren Spannung zwischen Stadt und Land begreifen müssen, haben schließlich keine dauernde Schädigung gebracht, trotz vieler bedauerlicher Einzelvorkommnisse, die nicht hoffnungslos stimmen, weil bei richtig angewandter innerer Kolonisation Auswege vorgezeichnet sind.

Deshalb ist innere Kolonisation eine eigenste Aufgabe der Landwirtschaft, die von sich aus bestimmen muß, wie am besten die Gefahrgrenze zwischen Produktionssteigerung und Aufteilung von Großbetrieben zu Zwecken der bäuerlichen Ansiedlung berücksichtigt wird. Die Stadt verzehrt Menschen körperlich und seelisch, die Stadt braucht Menschenzustrom, weil sie die Menschen in erschreckend rascher Aufeinanderfolge der Generation verbraucht. Der Altersaufbau der Stadt- und Landbevölkerung Deutschlands nach der Volkszählung von 1919 bestätigt dies mit klaren Zahlen. Augenblicklich hat die Abwanderung vom Lande zur Stadt erheblich nachgelassen, was unter den jetzigen Verhältnissen bevölkerungspolitisch nur zu begrüßen ist; die Landwirtschaft wird die möglichste Aussparung der fremden Wanderarbeiter durchführen können. Verbesserung der Lebenshaltung auf dem Lande muß es erreichen, daß auch dann, wenn die Stadt wieder bessere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten zu bieten hat, dem Lande der für Aufrechterhaltung der Produktion dringend erforderliche Menschenbestand erhalten bleibt. Nicht noch einmal dürfen weite Landstriche der Menschen entbehren. Die Zeitverhältnisse sind endlich einmal, wenn auch unter sehr drückenden Begleiterscheinungen, im Sinne einer ländlichen Bevölkerungspolitik günstig. Dies gilt es zu nutzen, und das Intensivierungsproblem, die Steigerung der Produktion im Interesse der Erhaltung unseres Gesamtbevölkerungszuwachses in Stadt und Land, ist nicht zum geringen Teil eine Frage der Beschaffung, Unterbringung und Erhaltung der Arbeitskräfte auf dem Lande.

Aber hat die Produktionssteigerung nicht weitere Verschiebung des Preisniveaus zur Folge? Ist nicht die Industrie an niedrigen Lebensmittelpreisen im Hinblick auf Lohnpolitik und Konkurrenzfähigkeit mehr interessiert, als an einer

Belebung des inneren Marktes bei Stärkung der Kaufkraft einer breiten landwirtschaftlichen Unterschicht?

Die Fragestellung ist ebenso weit verbreitet wie falsch. Sie geht von Grundlagen aus, die uns heute nicht zur Verfügung stehen, die wir wiedergewinnen müssen und können, aber nur mit dem Einsatz eines kräftigen Landvolkes. Trotz Blockade, Kriegsmerkantilismus und Weltwirtschaftskrisis haben wir die Industrialisierung rücksichtslos fortgesetzt, weil wir in die Zwangslage unerträglicher Einengung des Nahrungsspielraums und der Diktatverpflichtungen gedrängt wurden. Das bedeutet schwerste Gefährdung der Zukunftsentwicklung sowohl rein wirtschaftlich, als auch bevölkerungspolitisch.

Der Welthandelsanteil Deutschlands ist im Vergleich zur wirtschaftlichen Basis ein künstlich hochgesteigerter, auch heute, wo wir noch weit entfernt sind von Vorkriegsexportziffern. Damals schon erreichten diese nicht den Wert des Rohertrags der inländischen Produktion der deutschen Landwirtschaft. Mit folgerichtiger Anpassung an die Bedürfnisse unserer Zwangslage wäre eine Steigerung des Exports um das Vierfache geboten. Mit Recht wird unter diesen Verhältnissen jeder wirtschaftliche Aufschwung im Verlaufe der vergangenen und kommenden Jahre als Scheinkonjunktur zu bezeichnen sein, der für unseren Betracht einen bevölkerungspolitisch einschneidenden Einfluß auf die Berufsgliederung zum Schaden der Verbreiterung der ländlichen Basis ausübt. Agrarpolitisch bedeutet es die Aufgabe, den Schwankungen des übrigen Wirtschaftslebens das Moment des Ausgleichs auch in rein wirtschaftlichem Sinne entgegenzusetzen, wie wir es weiter oben für das sozialpolitische Gebiet in Anspruch genommen haben.

Vor allem ist einem grundlegenden Irrtum entgegenzutreten, als ob rein verwaltungstechnische und verfassungspolitische Maßnahmen hierin Wandel schaffen könnten. Wir haben mit den Antrieben, die unserer Siedlungspolitik in der ersten Nachkriegsperiode zuströmten, nicht folgerichtig arbeiten können, weil Momente sich hemmend in den Weg legten, die nun auch nicht wieder rein im Sinne einer Schuldfrage behandelt werden dürfen. Wir verkennen nicht das Eindringen rein parteipolitischer Gesichtspunkte in die Ausgestaltung dieser Gesetzesmaßnahmen, diese aber hätten sich durch geschickte Verwaltungspraxis, wie es z. B. in Preußen versucht wurde, umbiegen lassen, wenn rechtzeitig das ehrliche Zusammenwirken von Stadt und Land gesichert worden wäre. Diesen Zeitpunkt hat man ungenützt vorübergehen lassen, und die Verantwortung lastet deshalb um so mehr auf dem Teil, der damals eine sachlich und psychologisch begründete Ablehnung entgegensetzen mußte.

Es ist entscheidend für die Richtung dieser Agrarpolitik, daß inzwischen nichts Wesentliches zur Umstellung unserer gesamten Wirtschaft geschehen ist, das die Landwirtschaft zu einer weiteren rein negativen Haltung berechtigt oder verpflichtet. Das ist wohlverstanden vorwiegend ihre eigene Leistung, die das merkwürdige Ergebnis mit sich brachte, daß die große Masse der Konsumenten schließlich von der gesteigerten Leistungsfähigkeit unserer inländischen Landwirtschaft so eingenommen wurde, daß sie unsere viel zu große Abhängigkeit vom ausländischen Lebensmittel-

markt übersah. Es wäre müßig, an diesem Orte die Fehler unserer Preispolitik seit Kriegszeiten aufzurollen, die allein durch den Begriff der künstlich geschaffenen Zusatzkaufkraft einer breiten Konsumentenschicht genügend gekennzeichnet wird. Wenn für die Agrarpolitik die entscheidende Frage wirklich nur im Preisbildungsproblem beschlossen wäre, könnte die Landwirtschaft einen großen Teil der Verantwortung von sich abwälzen. Daß sie das nicht will und nie gewollt hat, beweisen die seit dem Übergang von der Zwangswirtschaft zur freien Wirtschaft wieder aufgenommenen, in ihren Anfängen auf die Vorkriegszeit zurückzuführenden Bemühungen, die Preisbildung autoritativ zu beeinflussen. Das geschieht auf allen Gebieten der Lebensmittelversorgung durch Bildung von gemischten Ausschüssen und Notierungskommissionen. Das allmählich gesammelte Erfahrungsmaterial berechtigt uns zu der Hoffnung auf gesündere Preisbildung. Das Problem des Preisabbaus ist kein einseitiges, das horizontal bei der Lohnpolitik, vertikal bei der Urproduktion, Kohle und Getreide, einzusetzen hätte. Preispolitik ist für unsere binnendeutschen Verhältnisse leider auch ein außenpolitisches Problem. Es kann von innen her nur immer zu einem geringen Teil in rein wirtschaftlichem Sinne der Lösung entgegengebracht werden. Aber es kann sozialpolitisch behandelt werden. Schon die Beseitigung kleiner Fehlerquellen bei der Abstufung von Erzeuger-, Großhandels- und Kleinhandelspreisen, unter gerechter Berücksichtigung des Verteilungsproblems, kann mehr zur sozialen Befriedung beitragen, als jede Zwangsmaßnahme, die auf eine dieser Gruppen beschränkt bleibt, oder weiche Nachgiebigkeit in der Lohnpolitik, die nichts mehr als eine augenblickliche Druckerleichterung verschafft.

Unsere industrielle Entwicklung, und mit ihr der größte Teil unsres Wirtschaftslebens, zugleich fast zwei Drittel der Gesamtbevölkerung sind heute in rettungslose Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen geraten. Die Entwicklung der Valuta, das Auf und Ab der Kurve unserer Arbeitslosenziffern geben immer nur einen sehr ungefähren Maßstab für den Grad der Abhängigkeit. Die psychologischen Folgeerscheinungen werden nur äußerlich unterdrückt und die echte Grundstimmung künstlich geknebelt. Dieser unerträgliche seelische Druck wird Auswege suchen. Vergessen wir nicht, daß gerade die Siedlungspolitik solch Ausweg sein soll, daß aber ebensogut der Druck sich in schwersten innerpolitischen Katastrophen auslösen kann.

Den Gedanken einer Rückführung größerer Städtermassen aufs Land müssen wir aufgeben; die Verstärkung einer innerpolitischen Aufnahmestellung durch Verbreiterung der ländlichen Unterschicht kann vorwiegend nur vom Lande selbst her durch möglichstes Festhalten der entwicklungsfähigen Volkskräfte auf dem Lande erfolgen.

Allein damit ist es nicht getan. Der wirtschaftlichen Abhängigkeit muß vom Lande her entgegengewirkt werden, um den auf der gesamten Volkswirtschaft liegenden Druck der Abhängigkeit, soweit es von der Binnenwirtschaft geleistet werden kann, entgegenzuarbeiten.

Theoretisch ließe sich der Zeitpunkt berechnen, zu dem es gelingen könnte, unter Einsatz aller entwicklungsfähigen Produktionsfaktoren, das deutsche Volk innerhalb

der jetzigen Reichsgrenzen einschließlich des normalen Bevölkerungszuwachses aus den eigenen Beständen voll zu ernähren. In den letzten Vorkriegsjahren war dies schon wieder bis zu 83 Prozent erreicht, 1919 und 1920 sind wir auf 41,7 Prozent gesunken, haben entsprechend den Devisenbedarf, also den Gesamtdruck auf unsere Wirtschaft vermehren müssen, bei ohnehin bedeutend geschwächter Nervenkraft und Einschränkung der Lebenshaltung, die in keinem Verhältnis steht zu der geforderten Arbeitsleistung. Dies gilt nicht für die ländliche Bevölkerung, was wieder zugunsten der Gesamtleistung unserer Wirtschaft und der Verdichtung der ländlichen Bevölkerung in Rechnung gestellt werden muß.

Die Agrarpolitik kann mit einem verhältnismäßig gesund erhaltenen Arbeitskapital, das zwar unter Kriegsverlusten und Invalidität noch auf lange Jahre hin zu leiden haben wird, an die Aufgaben herantreten, die unter dem Begriff der Produktionssteigerung zusammenzufassen sind. Auszugehen wäre von der Tatsache, daß rund 80 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche in der Form von bäuerlichen Betrieben zwischen 2 bis 100 Hektar bewirtschaftet werden, gleichgültig, ob in Eigentum oder in Pacht. Für rund 50 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche kommt lediglich Mittel- und Kleinbetrieb in Frage, für welche die Überschußproduktion nicht ohne weiteres Lebensfrage ist. Die Steigerung der Produktion muß aber alle Betriebsgrößen umfassen. Die Erhöhung des Rohertrages und die vermehrte Ablieferung an die Stadt sind begrenzt durch das privatwirtschaftliche Moment des möglichst hohen Reinertrages bei möglichst geringem Kapitalaufwand.

Erzwingen können wir diesen Fortschritt nicht, weil jeder den inneren Betriebsführungsbedingungen nicht entsprechende Zwang sofort mit weiterer Extensivierung beantwortet wird. Zwangsverwaltung nach ungenügender Wirtschaftsführung in Einzelbetrieben könnten selbst die besten genossenschaftlichen Organisationen auf die Dauer nicht erfolgreich durchhalten, auch als Abschreckungsmittel ist sie aufs schärfste abzulehnen. Für das englische Beispiel, nur verständlich aus der damaligen verzweifelten Kriegslage des Inselreiches, fehlen die Vergleichsmomente.

In diesem Zusammenhange nur ein kurzes Wort zu der neuerdings häufig auftauchenden Behauptung über die in Vergeudung ausartende Lebenshaltung, vor allem in bäuerlichen Kreisen. Daß die sprichwörtliche Sparsamkeit in der Landwirtschaft nachgelassen habe, ist in dieser Form unrichtig. Seit zwei Menschenaltern hat dieser Berufsstand eine vergleichsweise niedrige Lebenshaltung geduldig ertragen. Die heutige Besserung ist nur eine relative. Ein Vergleich mit städtischen Verhältnissen ist ohnehin eine mißliche Sache, denn so betrachtet, ist auch heute, angefangen von Landarbeitern bis in die Kreise des neueren Großgrundbesitzes, die allgemeine Lebenshaltung durchaus nicht übertrieben günstig. Die für unsere Betrachtung wichtigste Folge der unleugbaren Nachgiebigkeit gegenüber den aus der Stadt herrührenden Einflüssen aus dem Kampf um die Lebenshaltung in Gestalt eines sichtbaren Geburtenrückganges ist bisher nicht eingetreten — für den deutschen Bauern, dem das französische Rentnerideal fremd bleiben wird, ist ein Kind kein

unnötiger Esser, sondern eine frühzeitig eingesetzte wertvolle Arbeitskraft und gleichzeitig wieder der Antrieb zu stärkerer wirtschaftlicher Betätigung.

Das Vorwärtsstreben, oft in unwirtschaftlichen Landhunger ausartend, begleitet von einer Reihe anderer, dem deutschen landwirtschaftlichen Berufsstande eigentümlichen Charaktereigenschaften, bietet Ansatzmöglichkeiten genug für eine weit über das heutige Maß hinausreichende Leistungsfähigkeit. Die in rein privatwirtschaftlicher Anschauungsweise erzogene Betriebsführung läßt sich unter Anwendung der richtigen psychologischen Mittel bei straffer Organisationsdisziplin durchaus dem Gesamtwohl dienstbar machen. Dazu ist aber eine wesentliche Grundlage die volle Anerkennung und Freiheit der Selbstverwaltung. Mit Konferenzen und halben Maßnahmen ist seit den letzten Jahren nicht viel geleistet worden. Der gute Wille einer zum Teil verständnisvollen Bureaukratie wurde durch die jeweiligen innerpolitischen Machtgruppierungen der parlamentarischen Scheinstaatsgebilde gehemmt, und vor allem wurde die Landwirtschaft als Berufsstand immer wieder parteiparlamentarischen Angriffen in Form von Spaltungsversuchen ausgesetzt.

Agrarpolitik als verantwortliche Angelegenheit der Landwirtschaft selbst hat festen inneren Zusammenhalt zur Voraussetzung. Daraus wird naturnotwendig mit dem wachsenden Machtbewußtsein ein wirtschaftspolitischer Wille in ganz anderem Maße als bisher sich entwickeln können. Die Aufgaben, die sich die deutsche Landwirtschaft aus freier Entschließung stellt, sind große. Sie besitzt die Kraft, sie zu lösen, wenn sie einig ist.

Wirtschaftsföderalismus

Von

Reinhold Quaatz

Dieses Wort gibt ungefähr die gedankliche Grundlage wieder, auf der der Artikel 165 der Reichsverfassung beruht, welcher Bezirkswirtschaftsräte und einen Reichswirtschaftsrat fordert. Allerdings, der Ausbau dieses Artikels ist unvollkommen genug. Das ist kein Wunder, war er doch kein Ergebnis systematischer Gedankenarbeit, kein Teil überlegten politischen Programms, sondern wurde überhastet angenommen, um revoltierende Arbeiter zu besänftigen, die Weimar bedrohten. Immerhin hat dieser Artikel der Reichsverfassung das Verdienst, den Gedanken der Wirtschaftsorganisation und zugleich auch den Gedanken des Wirtschaftsföderalismus eingeführt zu haben.

Ins Leben getreten ist von den vorgesehenen Organisationen nur der Reichswirtschaftsrat, nicht aber die Bezirkswirtschaftsräte, von denen die Verfassung spricht. Leider ist damit gerade das Wertvollste weggeblieben, was in dem ganzen Gedanken dieser Verfassungsbestimmung steckte. Man ersieht das am besten daraus, wie unbefriedigend noch in vielen Punkten der Reichswirtschaftsrat gearbeitet hat. Prüft man die Ursachen hierfür, so kommt man immer wieder zu dem Ergebnis, daß es an dem Charakter des Reichswirtschaftsrats als einer rein zentralen Zusammenfassung der Spitzenorganisationen liegt. Es fehlt ihm mit andern Worten an einem territorialen Unterbau.

Der Deutsche ist nun aber einmal ein föderatives Lebewesen. Keine politische und keine wirtschaftspolitische Organisation wird in Deutschland Erfolg finden und wirklichen Bestand haben, wenn sie diesem Grundzug des deutschen Wesens nicht Rechnung trägt, d. h. von unten nach oben aufbaut. Erst aus den Bezirkswirtschaftsräten wird der Reichswirtschaftsrat herauswachsen, der einmal eine wirklich fruchtbringende Tätigkeit entfalten kann. So wie er ist, ist der Reichswirtschaftsrat wurzellos oder doch zum mindesten wurzellocker.

Will man also der Frage unserer künftigen Wirtschaftsorganisation wirksam zu Leibe gehen, so muß man unten anfangen, den Unterbau für den Reichswirtschaftsrat schaffen und demgemäß die Frage der Bezirkswirtschaftsräte lösen.

Aber mit der Frage des Unterbaues wird deren Funktion nicht erschöpft sein können; man wird ihnen auch praktische Aufgaben zuweisen müssen.

Hier muß man sich aber vor einem weiteren Fehler hüten, der unserer Zentralbürokratie nun einmal nahe liegt, nämlich die Dinge a priori so zu ordnen, daß

sie für alle Wirtschaftsgebiete passen sollen. Das ist das, was man leider so liebt, nämlich hier in Berlin ein außerordentlich kluges Gebäude aufzuführen, das möglichst viele Möglichkeiten erschöpft, den außerordentlich vielgestaltigen Leib der Wirtschaft in diesen Apparat hineinzupressen, und was dann nicht recht paßt, abzuschneiden. Es handelt sich aber darum, in Gesetzgebungsform natürliche Bildungen anzuerkennen, nicht zu schaffen. Das ist die innere Aufgabe der Gesetzgebung überhaupt: das Lebendiggewordene anzuerkennen und nicht aus dem Nichts Leben schaffen zu wollen. Wie gesund der Gedanke ist, zeigt doch die wirkliche Geschichte, die er immerhin schon hinter sich hat. Die Bildungen sind schwach, aber deutlich erkennbar, die bereits jetzt hervortreten. Wir haben bereits Wirtschaftsgebiete. Sie leben, sie sind da. Wenn man einen fünfzehnjährigen Schüler von normaler Entwicklung am Rhein oder an der Ruhr fragt, was das rheinisch-westfälische Wirtschaftsgebiet ist, so wird er im Moment ziemlich richtig dieses Wirtschaftsgebiet umreißen. Und so liegt es in anderen Fällen auch. Im rechtsrheinischen Bayern ist nun einmal, mag es auch durch politische Zwangsmittel zunächst herbeigeführt sein, ein einheitliches Wirtschaftsgebiet vorhanden. In Mitteldeutschland besteht ein Zusammenschluß zwischen Thüringen und der Provinz Sachsen, ein altes historisches Gebiet, das jetzt noch durch den Kali- und Braunkohlenbergbau zusammengeschlossen wird. Eine ähnliche Entwicklung sieht man in Niedersachsen und auch in Südwestdeutschland. Von württembergischer und badischer Seite ist erklärt worden, daß man jedenfalls zu einem Zusammenschluß Württembergs und Badens kommen wird.

Also die Dinge sind da. Es heißt nur, sie anzuerkennen, herauszusuchen, welche Aufgaben im Organismus des Staates und des Volkes sie zu erfüllen haben werden.

Konkrete einfache und vorsichtige Vorschläge bezüglich der Aufgaben des Bezirkswirtschaftsrates könnten etwa dahin gehen:

Durch Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und geistigen Kräfte und allseitiges einträchtiges Zusammenarbeiten der Berufsstände die wirtschaftlichen Gesamtinteressen seines Gebiets im Rahmen der höheren Einheit des Deutschen Reiches zu fördern, die Reichs- und Landesbehörden in der Wirtschaftsverwaltung zu unterstützen und für einen Ausgleich der Interessen der einzelnen Berufsstände und Wirtschaftszweige sowie der Unternehmer, Arbeiter und Angestellten Sorge zu tragen.

In diesen Worten findet man einen Gedanken, der in den ersten Verhandlungen des Reichswirtschaftsrates nicht gestreift wurde, nämlich den berufsständischen Gedanken. Wenn man eine Produktionswirtschaft organisiert, so kann man das nur tun, wenn man die Produktionszweige, mit anderen Worten die Berufsstände, als Grundlage nimmt. Das sind die großen Urzweige, Landwirtschaft, Handwerk, Industrie und Handel, wozu dann das ganze moderne Element der freien Berufe einschließlich der Beamtenschaft tritt. In all den hier niedergelegten Vorschlägen findet sich durchgehend dieser Gedanke des Aufbaus der Bezirkswirtschaftsräte auf den Berufsständen.

Dabei muß aber ein Gebiet ausgeschlossen bleiben: Lohn- und Tariffragen sowie Lohn- und Tarifstreitigkeiten gehören nicht zu seiner Zuständigkeit.

Dieser Satz berührt ein intrikates Gebiet. Der Bezirkswirtschaftsrat kann und soll nur die Aufgabe haben, die gemeinsamen Aufgaben der Produktionsfaktoren herauszufinden und zu fördern. Auszuschalten ist das Gebiet, auf dem die egoistischen Interessen der einzelnen Produktionsfaktoren gegeneinander ihre Entladung und ihren Ausgleich finden. Hierzu drängen auch rein praktische Notwendigkeiten. Wenn dieses Gebiet nämlich nicht den Faktoren (Gewerkschaften, Arbeitgeberverbänden usw.) überlassen wird, die es bisher bearbeiten, so wird der Rahmen des ganzen Bezirkswirtschaftsrates gesprengt und seine Arbeit zur Fruchtlosigkeit verurteilt. Überwiegend besteht die Ansicht, daß dem Bezirkswirtschaftsrat zunächst nur eine begutachtende Tätigkeit zuteil werden soll. Demgemäß wäre der Bezirkswirtschaftsrat befugt:

den in ihm vertretenen Berufsständen und anderen öffentlich-rechtlichen und privatrechtlichen Körperschaften und Verbänden sowie den Behörden auf Erfordern Gutachten und Ratschläge zu erteilen, sowie Anregungen und Anträge an sie zu richten. Auf Erfordern des Reichs oder eines beteiligten Landes ist er zur Erstattung von Gutachten verpflichtet.

Allzuviel kann man allerdings von einer solchen nur beratenden Tätigkeit nicht erwarten. Es wird sich immer fragen, welche Machtfaktoren sich hinter ein solches Gutachten stellen.

Auch jedes Eingehen darauf, ob die Handelskammern und sonstigen Vertretungen, soweit sie rechtlich anerkannt sind, in Gefahr geraten, dadurch in ihrem Ansehen Einbuße zu erleiden, muß hier unterbleiben. Das ist eine Sache, die bei der grundsätzlichen Erörterung der Fragen nicht in erster Linie maßgebend sein sollte.

Allerdings wäre eine gesetzliche Festlegung der Befugnisse dahin zu fordern:

daß das Gesetz die Fälle bestimmt, in denen der Bezirkswirtschaftsrat oder seine Ausschüsse von der zuständigen Stelle zu hören sind, desgleichen die Maßnahmen, zu denen seine vorherige Zustimmung erforderlich ist.

Dadurch wird die Mitwirkung bei der Verwaltung in etwas klargestellt.

Alsdann wäre dem Bezirkswirtschaftsrat die Befugnis zu geben:

Erhebungen und Untersuchungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse und die wirtschaftliche Lage einzelner Gewerbezweige und Berufe seines Gebiets anzustellen.

Die Form, in der das geschieht, die Mittel, die er dazu anwendet, sind Fragen zweiten Ranges. Es würde aber auch schon so weit zu gehen sein, sofort den praktischen Versuch in einem Rahmengesetz zu machen, das den Bezirkswirtschaftsräten praktische Aufgaben anweisen muß. Es würde ihm eine Mitwirkung zuzugestehen sein bei der Regelung der Gewerbeaufsicht nach Maßgabe eines besonderen Reichsgesetzes. Ferner wäre ihm ausdrücklich die Aufgabe zuzuweisen, das Lehrlingswesen, Fach- und Fortbildungsschulwesen zu fördern und ihn ebenso bei der Regelung des Arbeitsnachweises und bei der Berufsberatung zu beteiligen.

Endlich würde ihm auch allgemein das Recht zu geben sein, zur Förderung der wirtschaftlichen Gesamtinteressen seines Gebiets gemeinnützige Anstalten und Einrichtungen, soweit sie nicht Wirtschaftsbetriebe darstellen, also z. B. Bildungsanstalten und dergleichen, zu errichten oder zu übernehmen und entweder selbst zu betreiben und zu verwalten oder auch durch andere betreiben und verwalten zu lassen.

Bei alledem wird man sich aber vor einem hüten müssen: man darf nicht an die Stelle einer Zentralbürokratie eine Bezirkswirtschaftsbürokratie setzen. Es darf hier nicht eine neue Kommunalverwaltung großen Ausmaßes entstehen, die unausweichlich in schwere Konflikte mit den Provinzialverwaltungen und den großen Stadtverwaltungen geraten müßte. Der Bezirkswirtschaftsrat muß ein Wirtschaftsparlament bleiben, die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen seines Gebiets fördern und zu diesem Zwecke auch neue Unternehmungen anregen, wie Verkehrsunternehmungen, Kraftversorgung und ähnliches. Aber ausführen soll er diese Anregungen nicht. Er soll die beste Betriebsform zu finden suchen und hiernach neue Unternehmungen ins Leben rufen. Das ist in zweierlei Form denkbar.

Einmal dadurch, daß er in freier privatwirtschaftlicher Form gemeinnützige und gemeinwirtschaftliche Einrichtungen ins Leben ruft, die dann in dieser privatwirtschaftlichen Form ihr eigenes Leben führen. Als ein Beispiel ist vielleicht die Elektrizitätsversorgung anzuführen. Es würde hier wohl richtig sein, wenn man dezentralisiert, Landes- oder Bezirkselektrizitätsgesellschaften gründet und sie abhängig macht von einer großen Zentralgesellschaft. Diesen Bezirkselektrizitätsgesellschaften müßte aber eine zweite Abhängigkeit vom Bezirkswirtschaftsrat gegeben werden. Er muß einen Einfluß auf derartige gemeinnützige und außerordentlich wichtige Einrichtungen haben. Die Form, in welcher er diesen Einfluß ausübt, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Die zweite Form, in der derartige Einrichtungen ins Leben gerufen werden können, und in der sie sich dann vom Mutterkörper des Bezirkswirtschaftsrates abspalten, wäre die Form von Einrichtungen der Berufsstände. Hierbei muß auf die Tatsache hingewiesen werden, wie außerordentlich tätig z. B. die Landwirtschaftskammer auf vielen Gebieten war. Dieses innere eigene Leben der Berufsstände darf durch die Bezirkswirtschaftsräte nicht geschwächt oder gar vernichtet werden. Was also Landwirtschaft oder Handwerk oder ein anderer Berufsstand machen kann, soll der Bezirkswirtschaftsrat ihnen überlassen, als den Grundelementen, auf denen er sich aufbaut.

Der Bezirkswirtschaftsrat soll also von sich abschieben, dekonzentrieren, wie man jetzt so schön sagt, alles, was er von sich abschieben kann, und immer neues Leben in den Berufsständen oder in den Sonderunternehmungen wecken. Es müßte sogar ein ausdrückliches Verbot ausgesprochen werden, daß der Bezirkswirtschaftsrat selbst wirtschaftliche Unternehmungen betreibt. Er soll sie nur ins Leben rufen, weiter nichts. Er soll befugt sein, in den von ihm geschaffenen Anlagen, Einrichtungen und Unternehmungen bestimmte Aufsichtsrechte auszuüben und zu deren

Sicherung auch eine dauernde Vertretung sich vorbehalten. Selbstverständlich wird es nicht möglich sein, daß die Grenzen derartiger Unternehmungen sich mit den Grenzen der Bezirkswirtschaftsräte decken. Um bei dem Beispiel der Kraftversorgung zu bleiben: es wird natürlich nicht ausbleiben, daß die Grenzen der Verwaltungsbezirke der oben erwähnten Elektrizitätsgesellschaften sich mit den Grenzen der Bezirkswirtschaftsräte schneiden. Dann muß durch eine geeignete Ordnung des Zusammenwirkens der Nachbarbezirke Rat geschaffen werden.

Dieses nur kurz über die Aufgaben des Bezirkswirtschaftsrates. Als weitere Frage tritt die der Abgrenzung der Bezirkswirtschaftsräte hervor. Abgrenzung und Aufgaben — das ist hervorzuheben — bedingen einander, und deswegen ist es richtig, die Aufgaben voranzustellen, denn danach wird sich der Umfang, die Grenzbestimmung richten müssen.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist es auch hier, daß anerkannt wird, was da ist. Es liegt nahe, zu skizzieren, wie die Verhältnisse in Rheinland-Westfalen, einem der bedeutendsten Wirtschaftsgebiete Deutschlands, liegen. Es ist daraus zu ersehen, daß man von den Wirtschaftsgebieten als solchen zunächst ausgehen und dann sehen muß, wie sich die politischen Grenzen damit in Einklang bringen können. Es zeigt sich da, daß die Dinge sich hier ohne Zwang regeln lassen.

Es ist nur natürlich, daß in Rheinland-Westfalen sich die Grenzen beider Provinzen nach außen hin mit dem Wirtschaftsgebiet ziemlich genau decken. Bergbau, Eisenindustrie, Textilindustrie, Bevölkerung, Verkehr gehen in einem so engen Zusammenhang über die Provinzgrenzen hinaus, daß es schlechterdings unmöglich ist, hier irgendeinen Schnitt zu machen. Es ist äußerst bemerkenswert, daß diese wirtschaftlichen Zusammengehörigkeiten auch ihren kulturellen Ausdruck finden. Beide Provinzen haben die gleichen Zeitungen der verschiedenen Parteien, und das Verbreitungsgebiet der Zeitungen ist in eigenartiger Weise ein gutes Indizium für das Vorliegen einheitlicher Wirtschaftsgebiete. Es klingt paradox, aber es ist so.

Das darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß Rheinland und Westfalen ethnologisch-historisch verschiedene Einheiten sind, und daß man nicht den Fehler begehen darf, die politischen Grenzen wegwischen zu wollen und die politischen Verbände zusammenzuwerfen. Das ist völlig unmöglich.

Wenn man die einzelnen Wirtschaftsgebiete durchgeht, so wird sich bei diesem Grundsatz durchaus eine praktische Lösung finden lassen. Ein anderes Beispiel: Provinz Sachsen und Thüringen. Da zeigt sich, daß man die politischen Seiten so stark berücksichtigen muß, daß man unter Umständen auch wirtschaftliche Notwendigkeiten hintanzusetzen hat. Mit diesen beiden Ländern hat sich nämlich das alte Königreich Sachsen verbündet, und es ist wahrscheinlich, daß diese Verbindung nicht haltbar sein wird, daß sich hier die staatlichen Zusammenhänge als stärker erweisen werden, als der Gedanke der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit.

Noch einiges darüber, wie man sich nach diesem Grundgedanken etwa den inneren Aufbau eines Bezirkswirtschaftsrats vorstellen könnte. Wieder muß man beim inneren Aufbau der Bezirkswirtschaftsräte von den Berufsständen ausgehen.

Sie müssen die Möglichkeit haben, in allen wichtigen Beschlüssen eine itio in partes vorzunehmen mit der Wirkung, daß wichtige entscheidende Beschlüsse nicht gefaßt werden können, wenn einer der großen Wirtschaftszweige widerspricht. Mit anderen Worten: Der Bezirkswirtschaftsrat sollte sich auf den Berufsständen seines Gebiets aufbauen. Ihre Einigkeit muß die Voraussetzung für alle wichtigen Maßnahmen sein.

Was die Frage des Unterbaus angeht, so erscheint sie leicht und einfach, weil die Notwendigkeit des Unterbaus überhaupt verneint werden kann. Man braucht keinen Unterbau, sondern nur Wahlkörper. Hier kommt wieder der Gedanke der Produktionsförderung zur Geltung und in gewisser Beziehung auch der Syndikatsgedanke. Den Bezirkswirtschaftsrat territorial zu teilen, erscheint nicht zweckmäßig. Eine Teilung darf nur nach den großen Gruppen der einzelnen Produktionszweige und innerhalb derselben nach Fachgruppen erfolgen. Das ist besonders wichtig in der Gruppe Industrie und Handel.

Ein kleines praktisches Beispiel: Es ist unmöglich, praktisch zu arbeiten, wenn man im Bochumer Handelskammerbezirk, im Duisburger Bezirk, im Dortmunder Bezirk und noch im Bezirk Münster und Krefeld Bergbaufragen erörtert. Innerhalb eines solchen Wirtschaftsgebiets bilden Bergbaufragen ein einheitliches Ganze. Ebenso liegt es bei anderen Gewerben, der Landwirtschaft, dem Handwerk usw. Es sind da die Wirtschaftskartelle und Verbände der verschiedensten Art. Es würde heißen, sie künstlich wieder zu zerreißen, Neugliederungen zu schaffen, wollte man einen Unterbau hierfür einschieben. Es würde also vielleicht formal, in einer Form, die hier nicht zu erörtern ist, die Unternehmervertretung auf den Handelskammern aufbauen. Der Sache nach würde die Unternehmervertretung fachlich durchzubilden sein, und ebenso auf der Arbeitnehmerseite nach gewerkschaftlichem System. Es heißt in allen diesen Fragen das, was da ist, anerkennen; und die Gewerkschaften sind, soweit man von der andern Seite urteilen kann, nun einmal die vorhandenen und lebendigen Faktoren.

Es kommt hinzu, daß man bei dieser Arbeit in den Fachgruppen auch einen anderen Gedanken, der in den letzten Jahren eine große Rolle gespielt hat, weiter verfolgen kann, nämlich den außerordentlich fruchtbaren Gedanken der Arbeitsgemeinschaft. Er kann sich natürlich nur entwickeln, wenn die beiden Produktionsfaktoren in einem großen Wirtschaftsgebiete sich zusammenfinden. Man mag es drehen und wenden wie man will, es wird nicht anders kommen: schafft man territoriale kleine Bezirke, so wird man eine Kirchturmpolitik großziehen.

Wenn man so im Bezirkswirtschaftsrat das fachliche und berufsständische Prinzip und den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft zu Worte kommen läßt, dann wird mit einem Minimum von Organisation gearbeitet. Bildet man sie weiter als Unterbau für den Reichswirtschaftsrat aus, so schafft man gesunde Gegengewichte gegen den übermäßigen Zentralismus, unter dem unsere Wirtschaft leidet. Beides aber scheinen mir Ziele, die aufs innigste zu erstreben sind.

Zukunftsfragen der Volksvertretung

Von

Heinrich Herrfahrdt

Zersetzung des Parlamentarismus

Alle menschlichen Einrichtungen haben das Schicksal, daß sie, bestimmten geschichtlichen Voraussetzungen entsprungen, bestimmt abgegrenzte geschichtliche Aufgaben zu lösen haben, nach deren Erfüllung sie neuen Einrichtungen Platz machen müssen. Findet sich in der Zeitspanne, wo sie ihrem natürlichen Ende entgegengehen, eine schöpferische Kraft, die mit dem Drang nach dem notwendigen Neuen das Verständnis für das Gewesene verbindet, so kann es gelingen, die alten Einrichtungen, mit neuem Geist erfüllt, als wertvolle äußere Form zu erhalten. Gelingt das nicht, so bleibt das Alte als verwesender Körper, Unheil anrichtend, noch eine Zeitlang bestehen, bis es, keiner Wiederbelebung mehr fähig, völliger Vernichtung anheimfällt.

Seit Jahrzehnten beobachten wir die Zersetzung des Parlamentarismus, der seine geschichtliche Bestimmung erfüllt hat und neuen Aufgaben der Gegenwart zu entsprechen nicht mehr die Kraft findet. Wir müssen seine wenigen gesund gebliebenen Teile herauslösen und in einen neuen Bau einfügen, oder, wenn es dazu schon zu spät ist, ihn ganz zu Erde werden lassen, damit er nicht weiterhin die Luft des politischen Lebens vergiftet und seine Krankheitskeime auf die zarten Ansätze des neuen Staatswesens, die heute zum Licht sich durchringen, überträgt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das Tatsächliche, auf die Entwicklung des Parlamentarismus in der Staatenwelt des modernen europäischen Festlandes. Er verdankt seine Entstehung dem Kampf gegen erstarrte und entartete Formen des monarchischen Absolutismus, wie sie sich in Frankreich und in einigen deutschen Kleinstaaten herausgebildet hatten. Auf der einen Seite der Fürst und eine kleine Schar von Höflingen, die im Staat das Mittel ihres Wohllebens oder Ehrgeizes und den Spielball ihrer Launen sahen, auf der anderen Seite „das Volk", das allmählich über alle Einschläferung durch absolutistische Staatsapologien hinweg zur Klarheit über die wirkliche Lage der Dinge erwachte. So stand dem Fürsten das Volk als eine geschlossene Front gegenüber, alle Volksklassen verbunden durch das gleiche Interesse, nicht für das Wohlleben des Hofes Steuern zahlen zu müssen und nicht durch Kabinettskriege in ihrer friedlichen Tätigkeit gestört zu werden. Hier war, wenn auch vorläufig rein negativ eingestellt, ein einheitlicher Volkswille vorhanden; es ergab sich praktisch daraus die Folgerung, eine vom Volk gewählte Ver-

treterversammlung als Ausdrucksmittel des Volkswillens dem Monarchen beizuordnen oder sie ganz an dessen Stelle treten zu lassen.

Diese Entwicklung des Volksvertretungsgedankens war geschichtlich notwendig. Aber sie hat das Parlament an bestimmte Voraussetzungen gebunden, mit deren Wegfall es seine Daseinsberechtigung in der bisherigen Form wieder verlor. Eine vom Volk gewählte Vertreterversammlung, in der durch Mehrheitsbeschluß entschieden wird, kann nur dann Ausdrucksmittel des Volkswillens sein, wenn dieser Wille selbst auf ein einheitliches Ziel gerichtet ist und der Streit sich nur um den besten Weg zur Erreichung des gemeinsamen Zieles dreht, wenn also jeder Abgeordnete in Wahrheit Vertreter des Volksganzen ist. Das ist der Fall etwa in einer Bauerngemeinde, deren Mitglieder Grundbesitz und gleiche Tätigkeit haben und daher in ihren Interessen wesentlich übereinstimmen. Im Staatswesen der Gegenwart, dem ein in Berufe und Gruppen gegliederter Volkskörper zugrunde liegt, tritt nur ganz ausnahmsweise der Fall ein, daß der Volkswille einheitlich auf ein Ziel gerichtet ist. Fälle großer nationaler Entscheidungen über Krieg und Frieden können hierher gehören. In den meisten anderen Fällen beruht die politische Problematik aber gerade auf der Verschiedenheit der Ziele in den einzelnen Volksteilen. Nach Erfüllung seiner ursprünglichen Aufgabe, dem Überwinden des erstarrten Absolutismus, hatte die deutsche Volksvertretung nur noch eine Aufgabe gefunden, die ihrem Wesen angemessen war, die Errichtung des Deutschen Reiches, bei der das deutsche Volk die Einheit des nationalen Willens der dynastischen Zersplitterung entgegenstellte. Mit diesen beiden Taten hat der deutsche Parlamentarismus seine geschichtliche Aufgabe erfüllt, seine Voraussetzungen sind hinfällig geworden, und er muß neuen Einrichtungen Platz machen, die den veränderten Aufgaben der Gegenwart angemessen sind.

Die fortschreitende wirtschaftliche Differenzierung des Volkes, die schärfere Trennung von Unternehmer und Arbeiter, von Stadt und Land, von Groß- und Kleinbetrieb, hatten das Bewußtsein wirtschaftlicher Gegensätze verstärkt und das Bedürfnis nach Vertretung der Sonder- und Gruppeninteressen auch dem Staat gegenüber erweckt. Im Parlament sah man die gegebene Einrichtung für die Geltendmachung dieser Interessen. Damit drangen wirtschaftliche Gegensätze in die Parteigruppierung der Volksvertretungen ein und wurden bald in ihnen zu herrschenden Kräften. Die Folge war, daß das Parlament unfähig wurde, lebendiger Träger des Staatswillens zu sein. Es verlor mit anderen Worten die Führereigenschaft. Denn widerstreitende wirtschaftliche Interessen können nicht dadurch zum Ausgleich gebracht werden, daß die Interessenten untereinander abstimmen. Die Anwendung des Mehrheitsprinzips wird als innerlich berechtigt nur da empfunden, wo der Streit ausschließlich geht um Meinungen über den besten Weg zum gemeinsamen Ziel. Zwischen Interessengruppen angewandt, führt es bei den Überstimmten zum Gefühl der Vergewaltigung, zur Verschärfung der Gegensätze und zu dem Versuch, das eigene Interesse mit Mitteln des Kampfes geltend zu machen. Wo gar wirtschaftliche Gruppen wie in der Gegenwart sich durch Organisation zu Trägern selbständi-

ger Macht entwickelt haben, da schwindet jede Möglichkeit, sie durch Überstimmung zum Nachgeben zu nötigen. Indem das Parlament trotz dieser Entwicklung versucht hat, sich zum wichtigsten oder alleinigen Träger der Staatsgewalt aufzuschwingen, mußte es die Zersetzung des Staates und die Vernichtung seiner Autorität herbeiführen. Der politische Generalstreik ist eine der typischen Erscheinungen, an der wir diesen Zersetzungsprozeß heute beobachten können.

Dies ist der erste Punkt, den wir festhalten müssen: Ein Parlament, in dessen Parteigruppierung wirtschaftliche Interessengegensätze eingedrungen sind, verdirbt sich für die Aufgabe, Träger des Staatswillens zu sein; es könnte höchstens noch dazu dienen, einer über ihm stehenden Spitze des Staates, etwa einem politisch führenden Monarchen und den nur von ihm abhängigen Ministern beratend und Kritik übend zur Seite zu stehen. Aber auch dieser Aufgabe hat sich das moderne Parlament nicht gewachsen gezeigt. War es zur Führung des Staates nicht fähig, weil wirtschaftliche Interessengruppen in ihm unvermittelt sich gegenüberstanden, so war es auf der anderen Seite auch nicht geeignet, die Gruppeninteressen sachgemäß zum Ausdruck zu bringen. In der Notwendigkeit, Wähler zu werben, und in der Aussicht auf Abstimmung liegt von vornherein ein starkes Moment der Unsachlichkeit. Das Ziel, die Mehrheit zu erringen, führt zu phrasen- und schlagworthafter Verallgemeinerung der berechtigten Sonderziele. Fälle, in denen eine Gruppe tatsächlich uninteressiert ist, werden zum Tauschobjekt für solche Fälle gemacht, in denen man zur Erringung der Mehrheit die Unterstützung anderer Gruppen braucht. Unnatürliche feste Frontbildungen treten an die Stelle des natürlichen, lebendigen Wechselspiels der Gruppen; die konkreten Volksinteressen verschwinden hinter dem Zerrbild der Parteiprogramme.

Es ist also das tragische Schicksal des Parlamentarismus, daß er durch den Versuch, eine notwendig gewordene, aber seinem Wesen fremde, neue Funktion neben seiner ursprünglichen zu übernehmen, zur Erfüllung beider Aufgaben unfähig geworden ist, weil beide zu verschiedenartige Forderungen an ihn stellten. Sollte das Parlament Träger des Staatswillens sein, so mußten sich seine Mitglieder streng von jeder Vertretung von Sonderinteressen freihalten; jeder Einzelne mußte Vertreter des ganzen Volkes sein; und nur über die richtige Erkenntnis des gemeinsamen Ziels und des besten Weges durften die Meinungen auseinandergehen. Wollten die Mitglieder des Parlaments aber die Interessen der verschiedenen Gruppen des Volks wahrnehmen, was im modernen Staat ebenfalls eine notwendige Aufgabe ist, dann konnte das Parlament nicht den Staatswillen erzeugen, sondern mußte sich einem anderen Staatsorgan unterordnen, das von ihm nur den Rohstoff empfing, aus dem es aus eigener schöpferischer Kraft seine Entschlüsse zu formen hatte. Für keine der beiden Aufgaben hat sich der Parlamentarismus eindeutig entscheiden können. Die Parlamente des europäischen Festlandes haben es nicht vermocht, sich von dem Einfluß wirtschaftlicher Gruppeninteressen freizuhalten und dadurch Führer und Schiedsrichter im Kampf der Klassen und Stände zu sein. Sie sind aber auch nicht imstande gewesen, in Erkenntnis ihrer Unfähigkeit zur Führung das Opfer

zu bringen, hinter einer anderen Spitze des Staates zurückzutreten. Dies Schwanken zwischen zwei Aufgaben, von denen nur eine durch das Parlament erfüllt werden konnte, ist die tiefste Ursache der Zersetzung des modernen Volksvertretungsgedankens

Neue Wege

Aus der Erkenntnis, daß wir heute mehr denn je einen wirklichen Volksstaat brauchen, daß aber der Parlamentarismus die Aufgabe, Staat und Volk zu verbinden, nicht erfüllen kann, folgt für uns die Notwendigkeit, nach neuen Wegen zu suchen. Den „Volkswillen", den wir in den Staat eingliedern und für den Staat nutzbar machen wollen, haben wir in zwei Erscheinungsformen kennen gelernt. In den seltenen Ausnahmefällen großer nationaler Entscheidungen kann er als einheitlich gerichteter Gesamtwille auftreten, in den anderen Fällen ist er in Wirklichkeit Gruppenwille. Welche verfassungspolitischen Forderungen ergeben sich nun aus dieser Feststellung? Da, wo ein einheitlicher Gesamtwille ausnahmsweise wirklich vorhanden ist, bedarf es zu seiner Erfassung keines besonderen Staatsorgans, keiner Volksvertretung. Wenn im Einzelfall ein Bedürfnis besteht, ihn zur Geltung zu bringen, geschieht es am einfachsten und reinsten durch die unmittelbare Volksabstimmung. Im ganzen übrigen Staatsleben aber, in dem alltäglichen Betrieb der Gesetzgebung und Verwaltung, wie auch bei den meisten großen Aufgaben wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Inhalts, müssen wir uns darüber klar sein, daß wir in dem sogenannten Volkswillen nur die Willensäußerungen von einzelnen Gruppen vor uns haben, die in ihrer mechanischen Zusammenfassung niemals einen Staatswillen ergeben können. Wo wirtschaftliche Gruppen, jede mit eigenen Forderungen und jede mit einer ihr eigentümlichen Macht, einander gegenübertreten, ist eine Überbrückung der Gegensätze und eine Lösung der von ihnen aufgeworfenen Probleme nur möglich, wenn sie entweder freiwillig durch Verhandeln zu einer Einigung gelangen, oder wenn ihnen durch eine unparteiische Führerpersönlichkeit ein neuer Weg gewiesen wird, den sie in ihrem eigenen Interesse der anarchischen Machtauswirkung vorziehen müssen. Vom Arbeitsgemeinschaftsprinzip und vom Führerprinzip muß also die Lösung von Interessengegensätzen beherrscht werden, nicht vom Mehrheitsprinzip. Eine „Volksvertretung" als Staatsorgan ist nur in dem Sinne denkbar, daß die Wünsche und Meinungen der einzelnen Gruppen einer übergeordneten Staatsspitze gegenübergestellt werden. In dieselbe Richtung weist auch die Erfahrung, daß in der Abstimmung, in der Anwendung des Mehrheitsprinzips zwischen den Vertretern der Gruppeninteressen, die größte Gefahr für ihre Sachlichkeit liegt. Die künftige Volksvertretung wird also eine Vertretung der einzelnen Volksgruppen sein müssen, von denen jede ihre inneren Angelegenheiten möglichst selbständig regeln kann, die aber in ihrer Gesamtheit nur tätig werden als Berater des unparteiisch über ihnen stehenden Trägers der Staatsgewalt.

Im Reichswirtschaftsrat haben wir den ersten Versuch einer solchen Volksvertretung vor uns, einen Versuch, der freilich noch stark beeinträchtigt ist durch Ab-

hängigkeiten von parlamentarischen Überlieferungen und parlamentarischen Formen. Noch immer herrscht in weiten Kreisen die Vorstellung, daß der Reichswirtschaftsrat erst dann zu einem vollwertigen Staatsorgan werde, wenn er durch entscheidende Abstimmung mechanisch an der Erzeugung des Staatswillens beteiligt wird. Gerade die rein beratende Mitwirkung einer Wirtschaftsvertretung aber kann, wenn hinter ihr die Macht der Sachkenntnis und die Kraft geschlossener Gruppen steht, eine weit größere Bedeutung gewinnen als die entscheidende Abstimmung, bei der im Ringen um die Mehrheit die einzelnen Gruppen gegenseitig ihre Kraft schwächen. Die neue Form der Volksvertretung, wie sie im Reichswirtschaftsrat zunächst für das wirtschaftliche Gebiet angebahnt ist, werden wir in Zukunft auch für andere Zweige staatlicher Tätigkeit schaffen müssen. Auf geistigem Gebiet gilt ebenso wie auf wirtschaftlichem der Grundsatz, daß zwischen Volksgruppen mit verschiedenen Interessen, z. B. zwischen Angehörigen verschiedener Konfessionen und Weltanschauungen im Streit um Fragen des Schulwesens, kein Mehrheitsprinzip herrschen darf, sondern eine sachgemäße Entscheidung nur von einer übergeordneten Führung getroffen werden kann, die allen begründeten Wünschen gerecht zu werden versucht, in ihrer Entscheidung aber unabhängig und unparteiisch über den einzelnen Gruppen steht.

Mit der Erkenntnis, daß die künftige Volksvertretung nicht selbst Lenkerin des Staates sein kann, tritt in den entscheidenden Mittelpunkt des politischen Neuaufbaus die Frage, ob es gelingt, eine Spitze des Staates zu schaffen, die imstande ist, den gesamten von der Volksvertretung ihr zugeführten Rohstoff von Gutachten und Forderungen sachlich und unparteiisch zu verwerten, dabei aber unbedingt die Führung in Händen zu behalten und nicht auf den Standpunkt eines bloßen Vermittlers herabzusinken. Wie die Spitze des künftigen Staates in ihrer endgültigen Form aussehen soll, darüber läßt sich heute noch sehr wenig aussagen, weil wir nicht wissen, welche Entwicklung die außen- und innenpolitische Krisis nehmen wird. Nur einige allgemeine Gesichtspunkte lassen sich aufstellen. Zweifellos muß die Spitze des Staates in enger Beziehung zum Volke stehen. Das bedeutet aber zunächst nur, daß sie das Vertrauen möglichst weiter Volkskreise genießen muß, nicht etwa, daß sie irgendwie Repräsentant des „Volkswillens" sein und ihre Stellung aus einer Wahl durch das Volk herleiten müßte. Die bisherigen Formen des Wahlkampfes haben sich jedenfalls nicht als geeignetes Mittel erwiesen, Persönlichkeiten, die das Vertrauen weitester Kreise genießen, an die Spitze des Staates zu bringen. Bei der Schärfe unserer deutschen Parteigegensätze ist im Gegenteil anzunehmen, daß die meisten Parlamentarier gerade dem Ausspielen eines Volksteils gegen den anderen, also dem erklärten Gegensatz gegen erhebliche Teile des Volkes, ihre Wahl verdanken. Wenn wir jetzt nach neuen Formen der Berufung von Staatsmännern durch das Volk suchen, so muß unser allgemeines Ziel sein, Führerpersönlichkeiten zu finden, die sich durch schöpferische Leistungen das gemeinsame Vertrauen der verschiedenartigsten Volkskreise erworben haben. Hierfür gilt es das geeignete Ausleseverfahren zu finden. Es wird jedenfalls nicht in der Form des Leidenschaften

schürenden Wahlkampfes bestehen dürfen, sondern etwa in einem Aufstiegprozeß, für den wir in der Gedankenwelt des Rätesystems manche wertvollen Fingerzeige finden können. Im übrigen müssen wir uns aber hüten, die Bedeutung des künstlich organisierten Auswahlverfahrens zu überschätzen. Wichtiger ist es, die natürliche Auslese arbeiten zu lassen, indem die künftigen Staatsmänner schon auf der untersten Stufe ihres Wirkens vor selbständige Aufgaben gestellt werden, in denen sich nur kraftvolle Führerpersönlichkeiten behaupten können. Gerade hieran hat es im Parlamentarismus so auffallend gefehlt. Die Frage des staatlichen Unterbaus in Provinzen, Wirtschaftsbezirken und Gemeinden ist deshalb von entscheidender Bedeutung für die Führerauslese.

Fragen wir uns schließlich, welche Forderungen für die Weiterbildung unserer gegenwärtigen Reichsverfassung sich hieraus ergeben, so muß zunächst die Stellung des Reichspräsidenten gegenüber dem Reichstag gestärkt werden. In der vom Volk unmittelbar vollzogenen Wahl einer Einzelpersönlichkeit liegt eine stärkere Gewähr für richtige Führerauslese als in der Listenwahl durch Vermittlung der Parteien. Dem Reichspräsidenten muß die Möglichkeit gegeben werden, unabhängig von Blockbildungen der Parteien, selbst Richtlinien der Politik zu bestimmen und sich von Fall zu Fall im Reichstag eine Mehrheit zu suchen. Der Einfluß des Parlaments bei der Bildung des Kabinetts muß auf die negative Tätigkeit der Beseitigung ungeeigneter Minister durch Mißtrauensvotum beschränkt werden. — In bezug auf den Reichstag wäre zu verlangen, daß er allmählich den ihm nicht zukommenden Charakter einer „Volksvertretung" völlig abstreift und sich als eine Versammlung von Staatsmännern fühlen lernt, die zwar vom Volke gewählt sind, aber nicht einen gar nicht vorhandenen „Volkswillen" zu repräsentieren haben. Ihre Aufgabe als Mitträger der Staatsgewalt können sie vielmehr nur erfüllen, wenn sie aus eigener schöpferischer Kraft einen Staatswillen erzeugen und hierbei durch den Rat der wirklichen Volksvertretung, nämlich der Vertreter wirtschaftlicher und ideeller Gruppeninteressen, unterstützt werden. Hierzu wäre erforderlich, daß die produktive Arbeit der Parlamente sich in einem erheblich kleineren Kreise abspielt, und daß die Persönlichkeit des einzelnen Abgeordneten der Partei gegenüber mehr als bisher zur Geltung gebracht wird, indem er als Einzelner vor eine verantwortungsvolle Tätigkeit gestellt wird. Eine Möglichkeit dazu besteht, wenn ein Teil der Befugnisse des Reichstags durch bevollmächtigte Gesetzgebungsausschüsse ausgeübt wird, in denen einzelne Abgeordnete unter Beratung von Sachverständigen und Interessenvertretern mit der Ausarbeitung und Verabschiedung von Gesetzentwürfen betraut werden, so daß sie als übergeordnete Führer und Schiedsrichter den ganzen Kampf der Interessen und Meinungen unmittelbar erleben und sich als persönliche Schöpfer des Gesetzes fühlen.

Natürlich werden alle Forderungen, die auf stärkere Geltendmachung von Einzelpersönlichkeiten abzielen, zunächst auf heftigen Widerstand seitens der Parteiorganisationen stoßen. Es bleibt also die Frage zu beantworten, woher die Kräfte kommen sollen, die diesen Kampf gegen die Parteien siegreich durchführen können.

Abgesehen davon, daß in allen Parteien einige wirkliche Staatsmänner vorhanden sind, denen jede Gelegenheit zu freierer Entfaltung ihrer Persönlichkeit willkommen sein würde, sind es vor allem die großen Berufs- und Wirtschaftsverbände der Arbeiterschaft, der Industrie und der Landwirtschaft, die ein Interesse an der Überwindung der Parteipolitik durch staatsmännische Führung haben und auch die Macht in Händen hätten, ihren Willen gegenüber den Parteien durchzusetzen. Heute haben sie zwar ihr Interesse an der politischen Neugestaltung noch nicht klar erkannt, weil sie, in berechtigtem Mißtrauen gegen den Staat, ihre Ziele zunächst ohne ihn zu verfolgen suchen. Dieser Weg ist gangbar, soweit es den getrennten wirtschaftlichen Gruppen gelingt, im Wege der Arbeitsgemeinschaft zur Verständigung und zu gemeinsamem Vorgehen zu gelangen. Die freiwillige Arbeitsgemeinschaft darf deshalb auch in Zukunft nicht durch das Eingreifen des Staates in die Wirtschaft gestört werden. Wo aber eine Einigung nicht zustande kommt, da brauchen die Wirtschaftsgruppen den Staat als Führer und Schiedsrichter, wenn nicht das Wirtschaftsleben dem anarchischen Machtkampf anheimfallen soll. Der gegenwärtige Staat hat sich dieser Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, und so ist es verständlich, wenn sich die Wirtschaft zunächst von ihm abgewandt hat. Aber schon mehren sich die Fälle, wo es einzelnen staatsmännischen Persönlichkeiten gelingt, meist im kleinen Rahmen der Gemeinde oder des Wirtschaftsbezirkes, durch schöpferische Vorschläge die kämpfenden Wirtschaftsmächte unter unparteiischer Führung zu vereinigen, so daß sie selbst die Vorteile der Ausschaltung des wertevernichtenden Kampfes zu erkennen beginnen. Durch die Verbreitung solcher Erfahrungen kann es gelingen, die großen wirtschaftlichen Verbände, die heute die wirklichen Träger gesellschaftlicher Macht geworden sind, von ihrem eigenen Interesse an einer staatlichen Neugestaltung zu überzeugen und sie zu veranlassen, ihre Kraft in den Dienst dieser Entwicklung zu stellen.

Die Frage nach der Zukunft der Volksvertretung hat gezeigt, daß wir uns mitten in einer großen Wandlung des Staates überhaupt befinden. Was wir bisher den modernen Staat nannten, wird gegenwärtig zu Grabe getragen. Während im Mittelalter die Staatsgewalt aufgelöst in den Händen ständischer Körperschaften lag, hatte der moderne Staat die gesamte öffentliche Gewalt innerhalb eines Gebiets einheitlich zusammengefaßt und alle anderen Kräfte sich untertan gemacht. Jetzt hat die Organisation der Wirtschaft neue Träger selbständiger Macht ins Leben gerufen, gegen die der bisherige Staat nicht mehr aufkommen kann. Wollen wir den Staat nicht völlig preisgeben und in mittelalterliche Zustände zurückverfallen, so müssen wir eine neue Staatsform schaffen, in der die Träger wirtschaftlicher Macht bei aller Bewegungsfreiheit, die sie benötigen, doch verantwortlich eingelagert werden und in einer starken Staatsgewalt wieder eine verbindende und beschützende Führung erblicken, der sie freiwillig ihre Kräfte zur Verfügung stellen.

Rückkehr zum deutschen Recht

Von

Heinz Brauweiler

Man muß wohl selbst durch die akademische Schule der heutigen deutschen Rechtswissenschaft gegangen sein, um an dem Satz keinen Anstoß zu nehmen, daß das Stiefkind der Rechtswissenschaft das deutsche Recht ist. Zwar wird „deutsche Rechtsgeschichte" und „deutsches Privatrecht" an den Universitäten gelehrt. Da es keine „Prüfungsfächer" sind, pflegen die Studierenden ihnen nicht viel Interesse entgegenzubringen. Es würde bedauerlicher sein, wenn es nicht Wahrheit wäre, daß das darin vorgetragene Rechtssystem nicht so sehr die ursprünglichen und kernhaften deutschen Rechtsgedanken entwickelt, ausbreitet, in Vergleich setzt, zum Jungborn einer wirklichen Rechtsreform macht, als vielmehr zeigt, wie die romanistische Theorie sich mit der Eigenart des alten deutschen Rechts abzufinden sucht und sich müht, ihm das Kleid eines romanistisch gedachten Systems überzuwerfen. Eine undankbare Aufgabe, denn das Kleid will nicht passen.

Die Rechtssystematik beginnt mit dem Begriff des Rechts; was will der Mensch mit dem Recht, und was will das Recht mit dem Menschen — subjektives und objektives Recht. Für das „System des Privatrechts" ist entscheidend der Begriff des subjektiven Rechts. Sofort erweist sich der fundamentale Unterschied zwischen der römischen und zwischen der deutschen Rechtsauffassung. „Das römische Recht ist ein Komplex von Berechtigungen, denen andererseits ein „Duldenmüssen" gegenübersteht. Auf dieser Grundlage beruht das gesamte römische Privat- und Prozeßrecht. Der Begriff der Pflicht fehlt. Alles beherrscht die Selbstsucht. Diese Anschauung erscheint uns, die wir alle durch die romanistische Rechtsschule gegangen sind, fast naturnotwendig, so daß Jhering das Recht als die Religion der Selbstsucht bezeichnet hat. Das deutsche Recht hingegen ist ein System von Pflichten: Unus subveniat alteri tanquam fratri suo in utili et honesto war der schöne, längst vergessene Wahlspruch der Gilden. Der letzte Entstehungsgrund des subjektiven Rechts ist den Römern die tatsächliche Macht, der Wille des Erwerbers; sein Besitz ist seine „Beute". Das ursprüngliche Eigentum bestand nur aus den „res mancipi", „qui manu capiuntur". Für den Germanen entsteht das Recht aus der sittlichen Berechtigung, der „Wohlerworbenheit". Für den Römer ist das Recht grundsätzlich unbeschränkte Herrschaft, soweit eben die faktische Macht reicht. Bei den Germanen entscheidet der höhere sittliche Zweck des Rechtsverhältnisses über Inhalt und Umfang der Berechtigung. Daher ist Staatsrecht beschränkt durch

Staatszweck — nicht: quod principi placuit legis habet vigorem —, väterliches Recht als „Muntschaft" beschränkt durch Familienzweck, Sklaverei rechtlich beschränkt durch notwendigen Arbeitszweck usw. Der Inhalt der Herrschaftsform wechselt je nach dem Objekt. Jedes Recht ist dem Germanen zugleich Pflicht, Beruf, Amt; es ist „Lehen von Gott empfangen und daher Verantwortlichkeit vor Gott aufzwingend". (H. Frhr. v. Lüninck nach Karl Adolf Schmidt.) Wie kann es möglich sein, ein Rechtssystem, das mit romanistisch gedachten und gebildeten Begriffen arbeitet, zum Schema der Darstellung der deutschen Rechtsgedanken zu nehmen?

Geradezu verwüstend hat die Hineintragung des romanistischen Eigentumsbegriffes in die Lehre und Praxis des deutschen Rechts gewirkt. Das römische Sachenrecht ist aufgebaut auf dem Begriff des dominium, der absoluten Herrschaft über die Sache, soweit sie objektiv möglich ist und fremde, besonders begründete Rechte nicht verletzt werden. Für das deutsche Sachenrecht ist die „Gewere" begründend, das im Prozeß durchsetzbare Nutzungsrecht an einer Sache. Da hat nun die Doktrin sich bemüht, die „Gewere" zu definieren als ein Recht, das in der Mitte stehe zwischen dominium und possessio, den Herrschaftsverhältnissen des römischen Rechts, und ließ das Wesentliche: das berechtigte Nutzungsinteresse, unbeachtet. Dem römischen Recht ist ein „geteiltes" Eigentum begrifflich unmöglich, dem deutschen Recht die Begrenzung des Herrschaftsbereichs nach dem Nutzungsinteresse — Gewere des Lehnsherrn und des Lehnsmannes, Trennung des Grundstückseigentums vom Eigentum an Häusern und an Anlagen auf Grund und Boden (z. B. Fleischbänken, Braukesseln), Stockwerks- und Keller-„Eigentum" usw. — selbstverständlich. Die Doktrin half sich mit der Erfindung des dominium directum (Obereigentum) und des dominium utile (Nutzeigentum) und verwirrte dadurch die Erkenntnis des Wesentlichen. Die Folge ist, daß man heute in den Debatten um die Sozialisierung mit dem Requisit des „Obereigentums" arbeiten möchte und es deutet als eine öffentlich-rechtliche Rechtsposition — Obereigentum des Staates im Sinne der „gemeinwirtschaftlichen" Forderungen — während es sich in Wirklichkeit um ein durchaus privates Recht handelt.

Das römische Recht unterscheidet bewegliche und unbewegliche Sachen nach den natürlichen Eigenschaften des Rechtsobjekts: man übertrug diese Unterscheidung in das deutsche Recht und versperrte sich dadurch die Erkenntnis, daß das deutsche Recht die Rechtsobjekte nach einem andern Prinzip unterschied. Ich zitiere eine für den Stand der Doktrin charakteristische Darstellung: „Das deutsche Recht folgte im allgemeinen den natürlichen Begriffen von Beweglichkeit und Unbeweglichkeit. Im einzelnen bestimmte es frei, welche Sachen beweglich seien, welche unbeweglich, welche Fahrnis und welche Liegenschaft seien. . . . Solche Abweichung läßt (zum Teil nur partikulär) als Liegenschaften auch erscheinen Schiffe, insbesondere Seeschiffe, wertvolle Sachen, wie Harnisch, Kostbarkeiten, Handwerkergeräte, Warenlager; sodann an unkörperlichen Sachen selbständige Gerechtigkeiten (Zwangsrechte, Bannrechte, Aneignungsrechte, Münz-, Zollgerechtigkeit, Vogtei, Regalien), Realrechte, Kuxe des älteren Rechts, Rechte, deren näheres Objekt eine unbewegliche Sache ist,

in früherer Zeit auch Vermögensganze und vereinzelt sogar Urkunden über Immobilienrechte. Der Grund der Abweichung liegt teils in der Beziehung der Rechte zu Grund und Boden, teils im wirtschaftlich-sozialen Wert, die beide die Anwendung des Liegenschaftsrechts angezeigt erscheinen lassen. Das Bedürfnis kann dabei sogar dazu führen, eine und dieselbe Sache zu verschiedener Zeit, an verschiedenen Orten, gegenüber verschiedenen Personen bald als Fahrnis, bald als Liegenschaft zu behandeln." (C. v. Schwerin, Deutsche Rechtsgeschichte. 2. Auflage. S. 59 f.) Wenn die Zahl der „Abweichungen" so beträchtlich ist, dann liegt wohl die Vermutung nahe, daß ihnen ein Prinzip zugrunde liegen könnte. Ich versuche es zu formulieren: Für das deutsche Recht war nicht der „Grund und Boden" und das „Liegenschaftsrecht" maßgebend, sondern vielmehr die Unterscheidung zwischen reinem Genußeigentum und zur Fruchtziehung, zur Veräußerung und zum Erwerb bestimmtem Eigentum; zwischen den um ihrer selbst willen in Benutzung genommenen Sachgütern und den Dingen, die dem „Eigentümer" als Wertträger und Wertbringer von Bedeutung sind.

Im Einklang damit würde auch die Erscheinung stehen, daß Lehnsobjekt ursprünglich nur Grundstücke waren, später aber alles, was einen dauernden wirtschaftlichen Ertrag verschaffte: Ämter (Grafschaften, Herzogtümer, Gerichte, Vogtei) und Gerechtigkeiten (Zölle, Zehnten, Münze, Post), dauernd ertragsfähige Mobilien, gesicherte Kapitalien usw.

Im römischen Recht erscheint das Testierrecht als Ausfluß des Eigentumsrechts, und erst nachträglich, aus politischen Gründen, wird es durch das Pflichtteilsrecht der Verwandten eingeschränkt. Im deutschen Recht ist von Anfang an das Verfügungsrecht des Besitzers beschränkt im Interesse der Erhaltung des Familienvermögens. „Wartrechte" und „Näherrechte", Stammgüter und Familienfideikommisse sind deutschrechtlichen Ursprungs. Nach dem ältesten deutschen Recht vor Karl dem Großen besaß der Freie seinen Grund und Boden zu Eigentumsrecht, das in der Regel nur im Erbgang erworben werden konnte: nur im Falle der Not durfte Grundbesitz veräußert werden, wobei aber der nächste Erbe ein Vorkaufsrecht geltend machen konnte; Teilung und Veräußerung war vielfach an die Zustimmung der Freigerichte gebunden. Wenn bis zur Zeit der französischen Revolution die Grundbesitzverhältnisse in Westfalen und Hannover durchweg viel gesünder waren, als links des Rheins mit der außerordentlichen Zersplitterung des bäuerlichen Besitzes, so war das eine Folge des verschiedenen Rechts: in Westfalen und Hannover lebte noch das alte deutsche Recht, links des Rheins hatte man frühzeitig — die erste große „Rezeption des römischen Rechts" geschah im Frankenreich Karls des Großen — das römische Erbrecht angenommen.

Der grundsätzliche Unterschied zwischen der römischen und der deutschen Rechtsauffassung bewährt sich weiter im Fruchtrecht. Der Römer teilt grundsätzlich das Eigentum an den Früchten dem Eigentümer der fruchttragenden Sache zu. Das deutsche Recht entscheidet anders: „wer säet, der mähet", „hat die Egge das Land bestrichen, so ist die Saat verdient".

Das Recht a u s dem Eigentum, nämlich auf den Zins, hat das deutsche Recht stets anerkannt, freilich sich auch bemüht, ihn zu fixieren. Es zeigt sich darin das Bestreben, den reinen Konjunkturgewinn zu verpönen. Demselben Zweck diente die Auffassung von Kauf und Tausch als Realverträgen, so daß also nur vorhandene und übergabebereite Objekte verkauft werden können und reine Spekulationskäufe und Verkäufe ohne Ware unmöglich sind. Vor allem aber sind hier zu nennen die Grundsätze des gerechten Preises und des Wucherrechts. Das Recht a u f Eigentum soll der Arbeit folgen.

Der reine Konjunkturgewinn ist begrifflich wohl zu scheiden von den Risikogewinnen des legitimen Handels. Das deutsche Recht hat diesen letzteren wohl anerkannt. Den reinen Konjunkturgewinn ohne das Risiko des legitimen Handels hat es dagegen für unrechten Gewinn, für Wuchergewinn erklärt und als solchen behandelt. Das ist wohl die unseligste Folge der Rezeption des römischen Rechts mit seinem absoluten, jede mögliche Nutzung rechtfertigenden privaten — man hat auch gesagt: privativen — Eigentumsbegriff, daß das Gefühl der Unrechtmäßigkeit, der Wucherlichkeit des reinen Konjunkturgewinns, der lediglich den einen reich und den andern arm macht, ohne daß irgendwelche produktive Arbeit geschah — den heutigen Menschen ganz abhanden gekommen ist.

Aus dem Grundgedanken der Verpönung des reinen Konjunkturgewinns ist auch das vielberufene, ebenso viel mißverstandene Zinsverbot des Mittelalters zu verstehen. Es griff nicht das Zinsrecht aus dem Eigentum an, denn der Zins aus dem Grundeigentum war nicht verpönt. Aber das Grundeigentum war, der Wirtschaftsstufe der Zeit entsprechend, der einzige legitime Rententitel. Für Handelsunternehmungen bot die Gesellschaftsform mit gleichmäßiger Anteilnahme an Risiko und Gewinn die vollauf genügende wirtschaftliche Form. Der Konjunkturgewinn mit dem Geldbesitz sollte unterbunden werden. In der heutigen Wirtschaftsverfassung besteht kein Bedenken, den Kapitalbesitz als Rententitel anzuerkennen. Wenn man aber recht zusieht: was gegen den Kapitalismus an begründeten Anklagen vorgebracht wird, trifft ausnahmslos den reinen Konjunkturgewinn, den Gewinn ohne Arbeit und ohne Risiko bzw. ohne irgend entsprechende Arbeit und irgend entsprechendes Risiko. Wie kann man glauben, den Kampf gegen das ekle und vergiftende Schiebertum nur mit moralischen Erwägungen siegreich durchführen zu können, wenn die ganze Wirtschaftsordnung und das ganze Wirtschaftsrecht auf der grundsätzlichen Anerkennung des reinen Konjunkturgewinnes aufgebaut sind! Vom Wirtschaftsr e c h t her muß der Angriff geschehen.

Wie das Privatrecht, so ist auch das öffentliche Recht der Deutschen von der Rezeption des römischen Rechts und der Einwirkung der römischen Rechtsauffassung aufs unheilvollste beeinflußt worden. Aus dem römischen Staatsrechte drangen in das Leben der deutschen Völker Theorie und Praxis des Staatsabsolutismus, der Staatsomnipotenz und des bureaukratischen Zentralismus ein.

Die absolute Gewalt des Fürsten hat das alte deutsche Recht niemals gekannt und anerkannt. Neben der im Fürsten repräsentierten Staatsgewalt standen die

Rechte des Volkes, die Freiheiten in den unantastbaren Rechtskreisen der einzelnen Freien und ihrer Korporationen und die Volksvertretung.

Der starre Legitimismus war nicht Bestandteil der deutschen Staatsauffassung. Das beherrschende Prinzip im Verhältnis zwischen Fürsten und Volk war die Treue. Untreue entehrte den Gefolgsmann, aber auch der Fürst konnte Felonie üben, wenn er der Treue gegen seine Leute vergaß, und die Felonie des Herrn war kein geringeres Verbrechen als die Felonie der Mannen. Von diesem Rechtsgedanken waren echt konservative Männer bis in unsere Zeit aufs stärkste ergriffen — es braucht nur erinnert zu werden an den Freiherrn vom Stein und an Lagarde. Der Entfaltung des konservativen Gedankens in dem Deutschtum der letzten Menschenalter hat vielleicht nichts so geschadet wie die Verherrlichung des starren und blinden, mit dem Absolutismus verbündeten Legitimitätsgedanken, wie ihn Friedrich Julius Stahl in die konservative Parteibewegung hineingetragen hat. Das war gewiß auch ein Konservatismus, aber kein im deutschen Rechte und im deutschen Gemüte wurzelnder Konservatismus.

Das alte deutsche Staatsrecht hat das Prinzip der Königswahl niemals völlig preisgegeben. Das Kollegium der Kurfürsten mag seiner Aufgabe schlecht gedient haben, aber die hohe Aufgabe war ihm gegeben. Als die Kaiserwürde erblich zu werden begann, lag doch dem Kaiser daran, den Thronfolger zum deutschen König erwählen zu lassen. Mag man einwenden, daß alles nachher zur Formsache herabgesunken sei — daß die Form ihr Recht behielt in einer Zeit, wo die Geburtsstände immer mehr erstarrten und alle öffentlich-rechtliche Rechtsstellung zu einem Attribut der ständisch-legitimen Abstammung wurde, beweist doch, wie stark das Prinzip der Königswahl im ursprünglichen Rechtsempfinden des deutschen Volkes wurzelte. Ein so höchstpersönliches Verhältnis wie die Treue kann nicht ganz von den persönlichen Momenten entleert werden.

Es wird von den Anhängern der alten Monarchie — richtiger der alten Dynastien — bei dem moralisch hoch anzuerkennenden Festhalten an den vorrevolutionären Verfassungszuständen vielleicht zu sehr verkannt, daß die in der Revolution durchgesetzte Entwicklung der geschichtlichen Logik nicht entbehrte. Das Prinzip des Staatsabsolutismus mußte notwendig von dem einen Extrem des Fürstenabsolutismus über die Etappen des Beamtenabsolutismus und des konstitutionellen Absolutismus zu dem andern Extrem des Absolutismus des souveränen Volkes, wie die Theorie sagt, oder der Omnipotenz der parlamentarischen Demokratie, wie die Praxis es nennt, sich entwickeln. Die Eigenart des Schicksals unseres Volkes brachte es mit sich, daß wir die parlamentarische Demokratie nicht in der gemilderten, abgeschwächten, politisch erträglichen Form der Regierung einer auf gesellschaftliche Anerkennung sich stützenden Oligarchie mit demokratischem Kulissenzauber erhielten, sondern das reine Bild der Parteiregierung, die von den Instinkten und Strebungen der Masse abhängig ist. So mußte diese Regierung sozialistisch, staatssozialistisch werden. Es macht natürlich keinen großen Unterschied, ob eine sozialdemokratische Regierung vom marxistischen Programm her den Staatssozialismus mit Konzessionen

betreibt, oder ob eine sogenannte bürgerliche Regierung den Staatssozialismus als Kompromiß betreibt. Daß wir heute im Staatssozialismus tatsächlich mitten drin stecken, beweisen die gemeinwirtschaftlichen Sozialisierungsexperimente und die Zerstörungswerke der Steuerpolitik. Es ist eine ganz folgerichtige Entwicklung, der wir nicht dadurch entgehen können, daß wir zur Sammlung des Bürgertums und zur Bildung einer bürgerlichen, antisozialistischen Front aufrufen. Sondern die wir nur abbrechen, grundsätzlich überwinden können, wenn wir das Prinzip der modernen Volksvertretung, die Omnipotenz des Staates, die Aufgabe der Volksvertretung als Trägerin der Staatsgewalt, zur Bildung des den Staat beherrschenden Mehrheitswillens, zur Repräsentation der Meinungen und Interessen des Volkes ablehnen und abdanken.

Das bedeutet Rückkehr zu der Auffassung der Volksvertretung als Ständevertretung, wie sie aus dem deutschen Rechte entwickelt worden ist und durch Jahrhunderte hindurch segensreich gewirkt hat. In den Geschichtsbüchern ist zu wenig davon zu lesen, weil allzulange die Geschichte als die Beschreibung der Schicksale der Fürsten und der kriegerischen Ereignisse aufgefaßt worden ist.

Zur Überwindung der Schäden des Parteiwesens und als Gegengewicht gegen die Macht des von den Parteien gebildeten Parlaments, in dessen Arbeit Unsachverständigkeit und Rücksicht auf die Stimmungen der Masse stets und notwendig hineinspielen, hatte Bismarck den Volkswirtschaftsrat geplant. Die Durchführung scheiterte an dem Widerstand der Parteien, die um ihre Macht fürchteten. (Die Furcht war natürlich sehr begründet.) Nach der Revolution setzte sich der Gedanke des Reichswirtschaftsrates als einer zentralen Vertretung des Wirtschaftslebens neben dem politischen Parlament durch. Da er nur als „Rat" funktionierte, wird die Forderung erhoben, z. B. im Programm der Bayrischen Volkspartei, ihn zu einer „zweiten Kammer" zu machen, ihm also Anteil an der Gesetzgebung zu geben. Die Forderung wird unterstützt durch die Tatsache, daß von der gesetzgeberischen Arbeit des politischen Parlaments 90 Prozent auf die wirtschaftspolitische Gesetzgebung entfallen. Diese „zweite Kammer" soll die „Kammer der Stände" sein.

Auch wenn man diesen Forderungen und Bestrebungen durchaus wohlgesinnt ist, darf man nicht darauf verzichten, sie kritisch anzusehen. Die politische Entwicklung pflegt nicht das Endergebnis sofort zu wirken und hinzustellen, sie arbeitet in Etappen und Durchgangszuständen der Unvollkommenheit. Aber man muß ein sicheres Ziel, das letzte Ziel sehen, wenn man die Entwicklung zu ihm hin beeinflussen will.

Der Reichswirtschaftsrat in seiner gegenwärtigen Verfassung darf gar nicht zu einer gesetzgebenden Kammer gemacht werden, denn er ist keine Vertretung der Stände, sondern als zentrale Vertretung der Klassen aufgebaut. In den wichtigsten Fragen kommt es zu keiner Entscheidung, weil die Mitglieder sich in zwei gleich starke Lager teilen. Kapital gegen Arbeit und Arbeit gegen Kapital — dürfte man es nennen, wenn man sich dabei bewußt bleibt, daß der Gegensatz durchaus falsch

ist und aus der marxistischen Gedankenwelt stammt. In der Praxis allerdings wirkt er sich aus.

Der Gedanke der berufsständischen Vertretung ist gesund und wird sich durchsetzen, allen von den Parteien ausgehenden Widerständen zum Trotz. Aber er wird, um fruchtbar zu werden, erst gereinigt werden müssen von allen Beimischungen des Klassengedankens. Berufsständische Gliederung und Vertretung des Volkes ist erst möglich, wenn der Klassengedanke, die Klassenscheidung, die Klassenkampfeinstellung überwunden sind. Eine Ordnung des Wirtschaftslebens durch die Berufsstände ist nur so möglich, daß die in den verschiedenen Gebieten der wirtschaftlichen Arbeit tätigen Menschen sich zu Lebensgemeinschaften zusammenschließen, die der Gesamtheit gegenüber sich verpflichtet fühlen, die dem Staate dienen wollen, und die ihre Angehörigen an den Staat binden — moralisch — und binden können — durch Ordnungsgewalt. Solche Lebensgemeinschaften gründen sich auf die Arbeitsfamilien der einzelnen Betriebe, in denen Unternehmer, Arbeiter und Angestellte vereinigt sind und sich zusammengehörig fühlen.

Ordnung setzt eine Ordnungsgewalt voraus. Sie wird heute durch die Zentralgewalt des Staates ausgeübt. In welchem Geiste dies geschieht, wird durch nichts anderes besser charakterisiert, als durch die unnatürliche Trennung des Gewerbes in Handwerk und Industrie. An Stelle von Gewerbekammern, in denen Industrie und Handwerk gemeinsam vertreten werden, haben wir Handwerkskammern, die in den wichtigsten Aufgaben unfruchtbar bleiben, weil sie von dem „stärkeren Bruder", mit dem zusammen erst ersprießliche Arbeit möglich ist, getrennt gehalten werden, und auf der anderen Seite Handelskammern, in denen die Industrie mit dem wesensfremden Handel zusammengespannt ist. Die Ursache ist die rein merkantilistische Einstellung der staatlichen Wirtschaftspolitik, der im Wirtschaftsrecht die Anerkennung des reinen Konjunkturgewinnes entspricht. Die Verhältnisse der Industrie werden lediglich unter dem Gesichtspunkte der steuerlichen Ertragsfähigkeit angesehen, das Handwerk ist Stiefkind, weil es nicht mit gleich großen Steuerleistungen aufwarten kann. Ein Gesetz, das „Gewerbeordnung" heißt, gibt es, aber von dem Geiste einer Gewerbeverfassung ist darin kein Hauch.

Auch die sozialpolitische Gesetzgebung diente nicht dazu, eine Gewerbeverfassung herzustellen, sondern der Sicherung des merkantilistischen Systems. Kein Wunder, daß sie sozial so unfruchtbar blieb.

Ein Blick in das deutsche Mittelalter, der nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften blieb, hätte den richtigen Weg zeigen können. Die Gewerbeverfassung des deutschen Mittelalters war eine Handwerksverfassung, weil die Wirtschaftsform das Handwerk war, aber sie war grundsätzlich eine Gewerbeverfassung. Heute ist es deshalb nicht richtig, unter Berufung auf das Mittelalter dem Handwerk eine neue Verfassung zu geben, sondern es muß eine Gewerbeverfassung geschaffen werden, die Großbetrieb und Kleinbetrieb, Fabrik und Handwerk als gleichberechtigte Zweige des Gewerbes behandelt. Die Bestrebungen des Handwerks bleiben Stückwerk und im wesentlichen unfruchtbar, wenn nicht gleichzeitig auch die

Industrie in die Ordnung des Gewerbes einbezogen wird und aus der unnatürlichen Verbindung mit den Verhältnissen und Interessen des Handels gelöst wird.

Die mittelalterliche Gewerbeverfassung zeigt uns auch das tragende Prinzip: die Ordnung durch Selbstverwaltung, die Zuerkennung eines Rechtskreises, in den nicht eine allmächtige Staatsgewalt nach Lust und Laune und zu Zwecken, die außerhalb des Gewerbes selbst liegen, hineinregieren kann, die Bindung der Angehörigen.

Die Selbstverwaltung ist die nach unten gewendete Seite des ständischen Rechts, die nach oben gewendete Seite ist die Standschaft in der Volksrepräsentation.

Wenn heute die „ständischen" Bestrebungen, die sich gegen den Geist der Demokratie auflehnen, eine andere Bezeichnung sind für die Bestrebungen nach Selbstverwaltung des Wirtschaftslebens — und das ist die große Bedeutung der Einrichtung des Reichswirtschaftsrats, daß sie die kräftige und bewußte Auflehnung gegen den Staatsabsolutismus war —, so ist daran richtig, daß das Auftreten der Berufsstände die treibende Kraft der ständischen Bewegung bildet. Aber die Aufgabe ist zu erweitern, das Ziel höher zu setzen.

Gegenwärtig hat unser staatliches Leben eine Ordnung, Verfassung nur von oben her, es ist lediglich Zentralgewalt, deren Organe Parlament und Bureaukratie sind. Den Unterbau bilden, als tragende Pfeiler, die willkürlichen Zusammenfassungen der einzelnen Staatsbürger in den — ebenfalls zentralistisch gerichteten — politischen Parteien und wirtschaftlichen (Klassen-) Organisationen. Beides sind reine Zweckgesellschaften ohne über diesen Zweck hinausreichende Bindung der Mitglieder. Daraus werden die Grundschäden des gegenwärtigen staatlichen Zustandes erkennbar: auf der Seite des Volkes fehlt die staatliche und völkische Gemeinschaftsgesinnung, die sich in Übernahme von Verpflichtungen und Opfern äußert. Alle jene Organisationen haben auf ihre Mitglieder keinen Einfluß, durch den sie sie an den Staat und für den Staat binden könnten. Sie versagen, wo sie Verpflichtungen und Opfer für den Staat, die Allgemeinheit durchsetzen sollen. Auf der Seite der Staatsgewalt fehlte die höchstpersönliche Verantwortlichkeit und die Führung. Die Organisationen, die das Volk vertreten und die tatsächlichen Träger der dem Volke zugeschriebenen Souveränität sind, zerstören die Verantwortlichkeit der Staatsleitung, sie machen einen starken Führerwillen unmöglich, weil das Damoklesschwert des Mißtrauensvotums der Parlamentsmehrheit, die ihrerseits von der Stimmung der Masse abhängig ist, jeden Tatwillen bedroht. Die Abhängigkeit von der Masse bedingt weiter, daß aus den Parteien nur Parteiführer, nicht Staatsführer emporwachsen können.

Aus der Erkenntnis dieser Grundschäden unseres gegenwärtigen staatlichen Zustandes erhält die ständische Bewegung ihre Erklärung; aus dem Versuch, durch eine neue staatliche Ordnung diese Schäden abzustellen, entnimmt sie ihre Berechtigung. Sie will an Stelle der heutigen künstlichen, willkürlichen Gliederung des Volkes, des Staatskörpers, durch Parteien und wirtschaftliche Organisationen, die alle mehr oder minder vom Klassen- und Klassenkampfgedanken erfüllt sind, eine natürliche,

naturgewachsene Gliederung. Sie findet diese im Keime vorhanden, vorgebildet in der Gliederung nach dem landschaftlichen Prinzip — Gemeinden, Provinzen, Länder — und nach dem berufsständischen Prinzip. Die natürliche Gliederung muß in eine Gliederung des Staatskörpers umgebildet werden, indem die natürlichen Gemeinschaften zu rechtlich-politischen Korporationen ausgestaltet werden. Dazu ist notwendig die Verleihung der Selbstverwaltung und der Standschaft in der Volksrepräsentation. Das jetzige Prinzip des Staatsabsolutismus und der Staatsomnipotenz soll abgedankt werden zugunsten des Prinzips der ständischen Selbstverwaltung, nach welchem die Staatsgewalt auf ihre eigentlichen, wesentlichen Aufgaben zurückgedrängt wird: Sicherung des Rechtsfriedens nach innen und außen und Oberleitung und Oberaufsicht über das Leben des Volkes, die eigentliche Regierung, während die untergeordneten Körperschaften die Aufgaben der Gesellschaft — das Volk im Gegensatz zum Staate — im Rahmen des ihnen natürlich zustehenden Tätigkeits- und zuerkannten Rechtskreises regeln und durchführen.

Eine dritte Gruppe von Selbstverwaltungskörpern, an die heute am wenigsten gedacht wird, ist hinzuzufügen: die Lebensgemeinschaften im Bereiche des Geistes- und Kulturlebens. Auf diesem Wege wird es möglich sein, die Rechtsstellung der Kirchen und Religionsgesellschaften gegen die unerträglichen und die politischen Kämpfe so vergiftenden Eingriffe und Eingriffsmöglichkeiten der Staatsomnipotenz zu sichern. Desgleichen wird das Unterrichtswesen, das zu unrecht als eine rein staatliche Angelegenheit angesehen wird, der „Staatspolitik" entzogen und denen überantwortet, „die es angeht". Vor allem den Elterngemeinschaften für die allgemeine Schule.

Eine so gebildete „ständische Gliederung" des Volkes in Selbstverwaltungskörperschaften wird mit Notwendigkeit in einer „ständischen Volksvertretung" ihre Krönung finden. Der wachsende politische Einfluß der „Stände" wird die Parteien, diese Notgebilde, zurückdrängen. Der Ausbau der Selbstverwaltung, der gleichzeitig den Staatsabsolutismus, die Staatsomnipotenz, den zentralistisch-bureaukratischen Apparat zurückdrängt, trifft die Allmacht des Parteiparlaments in ihrer Wurzel und gibt der Volksvertretung ihre eigentliche Aufgabe wieder: die Bewilligung neuer Steuern und die Kontrolle der Regierung.

Logisch und historisch hängt das Recht der Volksvertretung ab von dem Recht der Steuerbewilligung. Wird es einmal dazu kommen, daß an Stelle der Parteien die Stände die Steuern bewilligen — und es kann leicht dazu kommen — dann ist das Parteiparlament überflüssig, eine entseelte Form.

Eine solche ständische Verfassung würde in allen wesentlichen Zügen der landständischen Verfassung des deutschen Mittelalters entsprechen, wie sie bis zum Aufkommen des Fürstenabsolutismus segensreich bestanden hat, und deren zum Teil noch recht lebenskräftige letzte Reste, die erst Napoleon und der Rheinbund beseitigt haben, der Freiherr vom Stein in den westlichen Provinzen des damaligen preußischen Staates kennen lernte und als Vorbild für die von ihm geplante ständische Verfassung Preußens mitnahm.

Auch bei der Beurteilung der staatlichen Verfassung des deutschen Mittelalters hat man sich bisher regelmäßig an die Formen, die äußeren Erscheinungen gehalten und hatte es entsprechend leicht, Kritik zu üben und die „Unmöglichkeit" nachzuweisen, unserer Zeit eine neue ständische Verfassung zu geben. Man tadelt den „Dualismus" des mittelalterlichen Staates, aber der Schluß auf die Notwendigkeit des Staatsabsolutismus und des bureaukratischen Zentralismus ist damit nicht bewiesen. In den Territorien wehrten sich die Stände gegen das Aufsteigen eines ihnen Gleichberechtigten, der gegenüber und unter der Reichsgewalt mit ihnen auf der gleichen Stufe stand. Die ständische Vertretung des Mittelalters war keine Volksvertretung — im heutigen Sinne —, wohl aber im Sinne des Mittelalters, weil sie die Vertretung der Freien war. Die Freien hatten Standschaft. Die Stände erstarrten in der Verteidigung ihrer Privilegien, weil die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Widerspruch geriet mit der der politischen Verhältnisse. Nicht das Prinzip der ständischen Vertretung versagte, sondern die Form, indem sie immer weniger die Sammlung und Vertretung der politischen Kräfte des Volkes wurde. Der Fürstenabsolutismus und die französische Revolution wirkten zusammen, um die überlebte, erstarrte Form zu sprengen.

Was aber bedeutete dieses Schicksal, das der Form bereitet wurde, gegen das Wesen der ständischen Verfassung? Die „ständischen Bestrebungen" des verflossenen Jahrhunderts haben in dem leitenden Bemühen, den politischen Einfluß des Adels zu erhalten und den Einfluß der „breiten Masse" zurückzudrängen, dem ständischen Gedanken nur geschadet. Sie verkannten, daß dessen Wesen die Korporation mit der Selbstverwaltung eines eigenen Rechtskreises, die Ablehnung jedes Staatsabsolutismus ist, des Fürstenabsolutismus und des Beamtenabsolutismus so gut wie des Parlamentsabsolutismus, daß ständische Vertretung die Vertretung der Rechtskreise der Untertanen gegenüber der Staatsgewalt ist. Die Aufgabe mußte sein einmal die schärfste Kampfstellung gegen jeden Staatsabsolutismus, zum andern die Bildung von Rechtskreisen, die dem heutigen gesellschaftlichen Zustande des Volkes entsprechen, nicht aber die Wiederherstellung von Rechtskreisen, die den Zuständen einer früheren Zeit entsprachen. Das Mittelalter hatte für seine Zeit und seine Menschen die Aufgabe gut gelöst, aber die Lösung gilt nicht mehr für heute. Wir können heute die staatsbürgerliche Persönlichkeit nicht mehr abhängig machen von dem Geburtsstande, nicht mehr die Vertretung der Landwirtschaft von der Grundherrlichkeit, die Vertretung des Gewerbes und des Handels in Verbindung bringen mit der politischen Zunftverfassung der Städte, die Vertretung des Geisteslebens, dessen einziger Verwalter ehedem die Kirche war, einer Prälatenbank anvertrauen. Wenn wir aber recht zusehen: zeichnen sich nicht bereits die Konturen der jetzt zu bildenden Rechtskreise, der neuen Stände deutlich ab in dem Dämmer der Zukunft, die nach dem bald bevorstehenden Zusammenbruch des nunmehr in seine letzte logisch mögliche Form getretenen Staatsabsolutismus kommen wird, nachdem er in ihr seine Unvernunft und Unmöglichkeit erwiesen hat?

Die Aufgabe der Volksvertretung bestimmt sich notwendig nach der Auffassung des Staatszwecks. Beantwortet man die Frage nach dem Staatszweck mit dem Bekenntnis zum Staatsabsolutismus und zur Staatsomnipotenz, so ist es unmöglich zu verhindern, daß das Parlament selber zum Souverän werden will. „Sicherungen" dagegen können die Entwicklung nur verzögern. Daran ist das Bismarcksche Verfassungswerk der konstitutionellen Monarchie gescheitert, und die „Verfassungsparteien", welche vor der Revolution erklärten, daß sie grundsätzlich an der konstitutionellen Monarchie festhielten und die parlamentarische Demokratie ablehnten, haben zum Teil der Revolution und der Republik gar keinen Widerstand geleistet. Die Logik der Dinge siegte. Friedrich Wilhelm IV. und Radowitz sahen richtig, als sie erklärten, eine Volksvertretung deutscher Art habe nicht Meinungen, sondern Rechte zu repräsentieren, aber sie sahen nicht, daß die zu vertretenden Rechtskreise fehlten.

Eine richtig gebildete ständische Vertretung kann gar nicht in die Lage kommen, Träger der Souveränität zu werden, weil die bei ständischer Verfassung mit ausgereifter Selbstverwaltung dem Staate obliegenden Aufgaben ihrer Natur nach nicht „parlamentarisch" behandelt werden können. Kontrolle der Regierung und Ministeranklage sind immer Rechte der ständischen Vertretung gewesen. Was den Parlamentarismus so gefährlich macht, das ist die Omnipotenz des Gesetzgebers und der Einfluß auf und durch die Bureaukratie. Die Beamten müssen Organe der Staatsgewalt sein, allein von dem Träger der Staatsgewalt abhängig. Die Staatsgewalt und die Stände bilden einen notwendigen Dualismus — Staat und Volk. Die Stände stehen in einem natürlichen Gegensatz zur Staatsgewalt und umgekehrt. Die Beamten dürfen nicht von den Ständen abhängig sein und haben andererseits keinen Platz in der Ständevertretung zu beanspruchen, weder als Einzelperson noch als Vertretungskörper. Im finstern Mittelalter waren so selbstverständliche Dinge selbstverständlich.

Weil die ständische Verfassung eine Vertretung des Volkes gegenüber der Staatsgewalt ist, so erkennt sie auch dieser i h r e n Rechtskreis an. Das bedeutet, daß Regieren Sache der Staatsleitung und nicht der Stände ist.

Staatsleitung ist nur in oligarchischer oder monarchischer Form möglich. Auch heute regiert bei uns eine Oligarchie, von der man leider nicht sagen kann, daß sie zugleich eine Aristokratie sei, weder des Geblütes, noch des Geistes. Die ständische Verfassung, die dem Volke die richtige politische Ordnung geben will, enthält über den Träger der Staatsgewalt keine Aussage. Dem Charakter des deutschen Volkes scheint es aber entsprechend zu sein, daß sein Staat eine monarchische Spitze hat. Das Bekenntnis zu monarchischer Staatsführung darf jedoch nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden mit dem Bekenntnis zur Erbmonarchie. Auf die Amtsbezeichnung des Staatslenkers kommt es noch weniger an. Alles kommt hingegen darauf an, daß der Staatslenker lenken kann, daß kein Klub der Inkompetenten und kein politisches Schieberkollegium die Arbeit der Regierung erschwert und die Verantwortlich-

keit und Verantwortungsfreudigkeit tötet, daß ferner durch die Staatsverfassung der Weg geöffnet wird, den besten Mann zum Führer zu berufen. Wer „küren“ soll, wie nach altem deutschen Recht der König gekürt wurde, wird sich zur rechten Zeit schon richtig beantworten lassen, wenn nur feststeht, daß der Führer nicht „gewählt“, sondern „erwählt“ werden muß.

Und es kommt darauf an, daß als die erste staatsbürgerliche Pflicht — die einzige notwendige — in die Verfassung hineingeschrieben wird: die Treue!

Treue auch dem deutschen Recht!

Die deutsche Presse und das Ausland

Von

Walther Schotte

Das deutsche Volk ist mit seiner Presse nicht sehr zufrieden. Diese Kritik kommt begreiflicherweise in der Presse selbst nicht zum Ausdruck; aber in tausend Gesprächen kann man hören, daß die Leute ihre Zeitung nur aus Gewöhnung halten, oder aus Zufall, oder der Parteizugehörigkeit wegen, und daß sie auf die Kritik, die man an ihrem Hausorgan übt, achselzuckend erwidern, diese Kritik habe wohl recht — „doch sagen Sie mir," ist der Schluß, „welche Zeitung ist denn besser?"

Mit den Zeitungen geht es wie mit den Parteien. Wer wollte das Parteiwesen von heute loben? Die Parteien scheinen überständig, wirken wie übermalte Fassaden altersschwacher Gebäude, aus denen der schlechte Geruch kleinbürgerlicher Enge oder der Talmiglanz verkrachten Reichtums hervorbricht. Zu alledem kommt der üble Lärm vom Gezänk der Parteien, das in der Presse ein williges Echo findet, und das sich durch ihr eigenes Geschrei gegeneinander noch vermehrt. Dieses Gefühl einer Überständigkeit auch unseres Pressewesens ist wohl das allgemeinste Moment der Unzufriedenheit.

Wenn man den allgemeinen Klagen auf den Grund geht, dann wird man vieles als unnötiges Ressentiment abweisen müssen, um dafür andere Vorwürfe stärker herauszuarbeiten, die tatsächlich berechtigt sind und die unmittelbar auf Besserung, auf Abstellung von Mängeln hinzielen. „Unsere Presse lügt," sagt man; „sie hat uns im Kriege belogen, als sie uns immer nur Sieg vortäuschte, indem sie um die Siegesfanfaren der Kriegsberichte der Obersten Heeresleitung ein ganzes Orchester jubilierender Kriegsberichterstatter gruppierte. Sie belügt uns ebenso in der Revolution, weil sie seit dem Zusammenbruch nicht den Mut aufbringt, dem Volke zu sagen, was ist, und welche äußersten Willens- und Kraftanstrengungen notwendig sind, um die furchtbare Gegenwart auch nur zu bestehen. Sie belügt uns jetzt, indem sie eine Atmosphäre internationaler Verständigung vortäuscht und in diesen Nebeln die Fata Morgana einer Morgenröte der Freiheit und Gerechtigkeit erscheinen läßt."

Die Pflicht zur Wahrhaftigkeit wird gleichwohl für die Presse zum Problem. Sie wird es nicht, weil die Welt betrogen sein will und darum betrogen werden soll. Im Gegenteil; wenn die Not an die Tür pocht, weist man der Lüge mit bösen Worten den Weg; und der hundertmal Enttäuschte will die Wahrheit. Trotzdem kann die Presse nicht Wahrhaftigkeit üben, wie man sie im bürgerlichen Leben verlangt. Die Presse ist ein Instrument der Politik. Wissenschaft, die keine anderen Methoden

anerkennen darf als die der objektiven Wahrheitsvermittlung — Wissenschaft und Politik haben verflucht wenig miteinander zu tun. Freilich muß auch die Politik ihrer innersten Natur nach wahrhaftig sein, und jede Politik wird Schiffbruch leiden, die nicht den Mut besitzt, sich selbst die Wahrheit einzugestehen und ihr Volk auf unabänderliche Tatsachen einzustellen. Die Politik rechnet aber nicht nur mit dem eigenen Volke, sie rechnet mit der Welt, und es wird stets notwendig sein, bestimmter politischer Zwecke willen Tatsachen zu verschweigen, um dafür andere um so stärker zu betonen, stärker, als ihr natürliches Gewicht ist. Wahrhaftige Politik ist nicht eine solche, die ihre Mittel verwendet mit der Naivität eines gutgläubigen Kindes — wahrhaftige Politik ist nur die, die sich selbst und ihr eigenes Volk nicht belügt über das Ausmaß der Kräfte, den Ernst der Situation und die Konsequenz ihrer Handlungen. Gegen eine solche Politik dürfte der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit kaum erhoben werden, wenn sie verschweigt, was ihre letzten Ziele sind, oder verdeckt, was in kritischen Zeiten der Feind nicht wissen darf. Aber diese Politik ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Wie sollte seine Presse politisch sein?

Wenn wir von wenigen Ausnahmen absehen, dann ist der deutsche Pressemann nicht Politiker. Auch oder infolgedessen ist er selten Redaktör. Die Kunst des Redaktörs ist in Deutschland verlorengegangen oder war vielleicht noch niemals voll entwickelt, eben weil Redigieren eine politische Kunst ist. Unsere Sprache ist zu arm, um diesen Begriff sofort verständlich zu machen. Bei der Kunst des Redaktörs handelt es sich ebensowenig um technisches Können allein, wie bei der des Künstlers, den wir nie als nur geschickten Handwerker, sondern immer als Menschen einer bestimmten sinnlichen Einstellung zur Welt empfinden werden. Politik ist angewandte Weltanschauung, nach deren Gesetzen mit Staat, Volk, Nation und Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur als den politischen Größen ein Chaos zur Gestalt gebracht werden soll. Die Kunst des Redaktörs ist es nun, in jahrelanger Arbeit eine Vorstellung von dem Ideal zu vermitteln, das seiner Politik voranleuchtet, und im täglichen Lebensausschnitt seiner Zeitung sowohl das Bild des Kampfes zu zeigen, der um die Fülle der politischen Ideale in der von tausend Willenskräften bewegten Welt ausgefochten wird, wie selbst durch Wort und Willen in diesen Kampf einzugreifen. Wenn man an dieser Forderung die deutsche Presse mißt, so versagt sie fast auf der ganzen Linie. Nur in den Blättern der extremen und extremsten Parteien und politischen Gruppen findet sich die Einheitlichkeit der Weltanschauung, die den Leitartikel und die letzte Lokalnotiz zusammenschweißt zu Bekenntnis, Kritik und Forderung einer in sich geschlossenen Politik. Die Blätter der sozialistischen Partei, die jahrelang als prinzipielle Opposition im Kampf gegen die Mehrheit der Gesellschaft sowohl wie gegen die überwältigenden Machtmittel des Staates existierte, waren lange Zeit die einzigen, die die Ehre in Anspruch nehmen konnten, wirklich redigiert zu sein. Seitdem die Sozialdemokratie durch die Revolution dank der Feigheit des Bürgertums zur herrschenden Partei im Staate geworden ist, seitdem sie vor die positiven Aufgaben der Politik gestellt wurde, ist es ebenso mit ihrer

einheitlichen Weltanschauung wie mit deren geschlossener literarischer Vertretung durch eine wohlredigierte Presse, wie es scheint, ein für allemal vorbei. Wenn heute eine Presse als Reptil beschimpft werden kann, dann ist es, mehr als jede andere, die offiziöse Presse der Sozialdemokratie. Dafür sind an dem äußersten linken und an dem äußersten rechten Flügel einige Blätter erstanden, in denen die politische Leidenschaft der extremen Gruppen geschlossen zum Ausdruck kommt. Der Zusammenhang von Politik als Weltanschauung und der Kunst des Redigierens ist also offenkundig, leider aber in Deutschland nur in solchen Fällen dokumentiert, in denen die Politik die Lebensanschauung einer radikalen Opposition ist und sich damit, als unwirklich, sofort zur Unfruchtbarkeit verdammt sieht. Die Hauptmasse der deutschen Presse, besonders die Presse der großen Koalition, also die Presse der regierenden Parteien, die Presse jener Gesellschaftskreise, die in Politik und Wirtschaft die Träger des Staates sind, diese Presse ist im Grunde unpolitisch, ist politisch zerfahren und entsprechend jammervoll redigiert.

Kann da eine Besserung erhofft werden? Vielleicht, wenn wir mit einem schnellen und gründlichen Wandel unseres Parteilebens rechnen dürften! Vorläufig aber ist ein großes Hindernis der Entwicklung der finanzielle Aufbau unserer Presse. Unsere Presse wird entweder von den Parteien finanziert oder ist im Besitz einiger großer geschäftstüchtiger Pressekonzerne. Wir verweisen nur auf die Häuser Sonnemann („Frankfurter Zeitung“), Mosse, Ullstein, Girardet, Scherl und jetzt Stinnes. Den Stinnes-Pressekonzern und neuerdings Scherl kann man wenigstens als politische Bildungen ansprechen, in den anderen Häusern dagegen überwiegt das geschäftliche Interesse, das sich unglücklicherweise auf marktgängerische politische Tendenzen zu stützen vermag. Was auch trotz Stinnes in unserer Presse fehlt, ist der politisch leidenschaftliche Presseunternehmer und der große Politiker, dessen Wesensausdruck die Zeitung wäre. Beides ist in reichstem Maße in England vorhanden. Hoffen wir, daß mit der Hervorarbeitung einer politischen Oberschicht sich auch in Deutschland das Verständnis für die Möglichkeiten der Presse und die große Leidenschaft für Pressearbeit entwickeln werden.

Diese Politisierung des deutschen Volkes kann nur durch immer weitere Verbreitung der außenpolitischen Interessen und durch Mitarbeit an den außenpolitischen Fragen selbst erzielt werden. Nach den demütigenden Erfahrungen der Revolution möchte man hoffen, daß sogar unsere Presse, wie sie ist, dem Appell, außenpolitische Arbeit zu leisten, sich nicht entziehen wird.

Wirkliche Politik besteht eigentlich in nichts anderem als in Außenpolitik. Darüber nämlich sind sich alle einig, daß Politik die Angelegenheiten des Staates betrifft, und der Staat ist seinem Wesen nach die Organisation, die die Nation, die das Staatsvolk in der Welt vertritt. Ein wirklicher Staat ist nur der, der außenpolitischen Willen hat, der selbst sich in Beziehung setzt zu fremden Staaten und Völkern, Erdteilen und Meeren, um die von ihm vertretene Nation politisch zu behaupten. Was wir heute in Deutschland haben, ist nach Stadtlers treffender Charakteristik ein Verwaltungsstaat, der keinen Willen nach außen besitzt, ist nichts

als Bürokratie und Parlamentarismus, die gewissermaßen Beauftragte eines fremden außenpolitischen Willens sind und als solche das deutsche Volk verwalten. Soll sich das ändern, so müssen wir den wahren Staat zurückerobern, so müssen wir für unseren Staat wieder außenpolitischen Willen gewinnen, so muß das deutsche Volk in die Außenpolitik und ihre Kämpfe hinein.

Wie schon gesagt, die Erkenntnis davon dämmert in den Köpfen der Redaktöre, und wir sind sicher, daß sie wenigstens guten Willens sind, dem Ruf der Not zu entsprechen. Wenn sie über die Möglichkeiten dazu nachdenken wollten, so würde ihnen die Einschätzung der deutschen Presse durch das Ausland deutliche Fingerzeige bieten. Das Ausland nämlich betrachtet die deutsche Presse als seinen besten Verbündeten und verachtet sie zugleich eben darum. Trotz des Vorwurfes der Lügenhaftigkeit, den unsere öffentliche Meinung erhebt, ist keine Presse der Welt so biederehrlich indiskret wie die deutsche. Welche großen Momente außenpolitischer Entscheidungen wir auch in den letzten Jahren erlebt haben mögen, bei keinem einzigen hat die deutsche Presse ein politisches Gesicht zu wahren gewußt. In der tragischen Juniwoche 1919, als es um die Annahme des Versailler Friedensdiktats ging, konnte sich das Ausland schon acht Tage vor der Annahme aus der deutschen Presse sehr genau über die Haltung der einzelnen Parteien und selbst ihrer Führer informieren. Ein einfaches Rechenexempel genügte, um festzustellen, daß eine Mehrheit für die Annahme des Friedens sicher vorhanden sein werde. Kaum anders war es in den Fällen von Spaa, London und Oberschlesien. Wäre Ähnliches in der Presse Englands und Frankreichs auch nur denkbar? Und doch ist es Einbildung, daß die englische und französische Presse von den Auswärtigen Ämtern dieser Staaten kommandiert werden! Das Kommando wird da unnötig, wo ein nationaler Instinkt die Presse zusammenzuhalten pflegt und sie Gefahren wittern läßt, die dem Lande durch Indiskretionen erwachsen können.

Ein zweites Vergnügen für das Ausland ist es, daß die deutsche Presse jedes Märchen sich aufbinden läßt, das ein hier weilender, meist doch sehr subalterner Ententeagent ihr erzählt. Wenn dieser Agent gar einen Artikel des „Temps“ oder der „Times“ zur Bekräftigung seiner Ausführungen heranziehen kann, dann glaubt der deutsche Redaktör sofort, im Besitz einer offiziösen Mitteilung über die Politik unserer Gegner oder der communis opinio des Auslandes zu sein. Man ist eben in Deutschland jammervoll orientiert über das Ausland — und unsere Presse voran. Wir geben gern zu, daß es für das verarmte Deutschland nicht leicht ist, sich wirklich gute Informationen zu beschaffen. So viel indessen kann doch verlangt werden, daß eine große Zeitung wenigstens die Presse des Auslandes, die schließlich für einige tausend Mark monatlich im Abonnement zu beziehen ist, sorgfältig verfolgt und selbständig durchdenkt, wodurch sie oft zu einer viel besseren Kenntnis der ausländischen Politik gelangen könnte, als durch noch so gute Informationen eines auswärtigen Berichterstatters. Soweit unsere großen Häuser eine solche Pressekontrolle ausüben, vertrocknen gewöhnlich die Früchte dieser Arbeit in den Zeitungsarchiven. Eine Zeitungsredaktion soll etwas sehr viel Lebendigeres sein, als es die großen

Zeitungskonzerne sind, in denen der Herausgeber unnahbar ist und seine Mitarbeiter nur in den Fällen sieht, in denen er Anspruch auf Materialbeschaffung macht. Was nun die Information durch Berichterstatter angeht, so hätten wir längst eine Konzernierung der großen Blätter zu dem Zweck gewünscht, ihre Kräfte zusammenzutun, um wirklich hervorragende Mitarbeiter im Ausland unterhalten zu können. Der Verwirklichung dieses Planes im großen stehen Konkurrenzgefühle und kleinliche politische Rücksichten im Wege. Die vorhandenen Organisationen der Art sind entweder Nachrichtenbüros, die die politische Berichterstattung nur im Nebendienst pflegen, oder sie sind finanziell zu schwach, um Besonderes leisten und bieten zu können. Dabei müssen wir auf den auswärtigen Berichterstatter um der Zukunft der deutschen Presse wegen größten Wert legen. Was wir heute an politischen Chefredaktören in Deutschland besitzen, sind meist Männer, denen die Weltkenntnis ziemlich mangelt. Viele sind über den nächsten europäischen Umkreis nicht hinausgekommen, und die meisten von ihnen besitzen nur Vorkriegseindrücke vom Ausland. In der englischen Presse findet man als Herausgeber und Chefredaktöre fast ausnahmslos Männer, die ihre Weltkenntnis in langjähriger journalistischer, politischer und selbst kaufmännischer Arbeit im Auslande erworben haben. Gewiß, sie haben sich meist nur innerhalb der Grenzen angelsächsischer Weltherrschaft bewegt, aber die ist an Ausmaß und Bedeutung, Gefahr und Fruchtbarkeit und Fülle des Lebens eine Welt für sich. Der Deutsche darf sich mit dem von ihm beeinflußten mitteleuropäischen Lebenskreise nicht begnügen, und der politische Deutsche von morgen muß die Leidensjahre des Paria von Versailles in der Welt ausgekostet und durchgekämpft haben, um die Ansprüche eines mißhandelten Weltvolkes vertreten zu können. Wir werden unseren journalistischen Nachwuchs nicht besser erziehen können, als indem wir ihn jetzt in die Welt hinausschicken, um uns Berichterstatterdienste zu leisten.

Wir sind stolz darauf, daß unsere Presse nicht käuflich sei. Mit Recht, wenn wir überzeugt sein dürfen, daß wirklich die Korruption, die mit der revolutionären Sintflut über uns gekommen ist, unserer Presse nichts anhaben konnte. Zugegeben also, daß außer der englischen die deutsche Presse die einzige ist, die unkäuflich ist — was aber nutzt das, wenn unsere Presse, auch ohne bezahlt zu werden, dem Ausland zu Willen ist? Wenn also doch unsere Presse zuerst lernen wollte, die deutsche Selbstzerfleischung da nicht weiter treiben zu wollen, wo das ganze Volk auf dem Spiele steht und das Ausland zusieht, welche Mittel ihm von uns selbst in die Hand gegeben werden, um uns zu knebeln! Wenn sie vor allen Dingen berücksichtigen wollte, daß die Frage der außenpolitischen Orientierung keine innerpolitische Parteienfrage ist, sondern, da die Verhältnisse eine Bindung auf längere Sicht nicht gestatten, von Fall zu Fall nach den Interessen des gesamten Volkes bestimmt werden muß! Wenn man diese Hauptgesichtspunkte der außenpolitischen Praxis verstehen würde, dürfte man damit aufhören, das Ausland selbst in unsere Verhältnisse hineinzuziehen, indem man ihm wichtiges Material an die Hand gibt, welches die anders orientierten, aber doch deutschen Parteien kompromittiert. Wieder und wieder also predigen wir

die Verschwiegenheit gegenüber dem Ausland und Ehrlichkeit über die außenpolitische Lage vor dem Inlande; wieder und wieder verlangen wir also praktische außenpolitische Arbeit, die ohne bessere Information nicht zu leisten ist.

Man errichtet heute politische Hochschulen, errichtet überall an den Hochschulen politische Seminare, errichtet Presseinstitute und Institute zur Ausbildung von Handelskammersekretären, und was weiß ich sonst. Eine schulmäßige Ausbildung unseres journalistischen Nachwuchses erscheint in der Tat notwendig, aber wir können uns nicht vorstellen, daß derartige Aufgaben durch Organisationen gelöst werden können, wie es die eben genannten sind. Die wenigen unter unseren Publizisten, die das Zeug dazu haben, werden selbst an das Werk gehen müssen, einen journalistischen Nachwuchs von politischer Reife heranzubilden.



Die Grenzfrage

Von

Karl C. von Loesch

Sieht man das Volk vom Standpunkte der Grenzfrage an, so gliedert es sich nicht nach sozialen oder kapitalistischen Stufen, auch nicht nach der geistigen Entwicklung, sondern nach seinem Verhältnis zum geschlossenen Siedlungsgebiete. Auslanddeutsche sind dann die, welche in der Verstreuung auf sich selbst gestellt zwischen fremden Völkern wohnen. Grenzdeutsche besetzen den Gürtel, der in mehr oder weniger naher Berührung mit den Nachbarvölkern steht. Drinnen im Reich aber wohnt die große Masse der Binnendeutschen, die nur an andere Deutsche stoßen, und denen die Probleme der Berührung mit den Nachbarvölkern fremd sind. Die heute noch stumpfe Mehrzahl dieser Binnendeutschen weiß wohl von den andern Völkern, trotzdem macht sie von ihrer Kenntnis keinen Gebrauch, weil sie nur mit Parteipolitik und sozialen Kämpfen, mit Geldverdienen und womöglich Genießen beschäftigt ist. Die Grenzdeutschen sehen dagegen mehr oder weniger deutlich den Nachbarn vor sich, der Gefahr bringt. Sie fühlen, daß sie die Nächsten zur Abwehr sind. Die Organisation der Grenzlande ist heute nicht wie früher eine militärische; die Arbeit der Leute an der Grenze ist geistig, wirtschaftlich und vor allen Dingen gesinnungsmäßig geworden. Zur Abwehr drohender Verwelschung oder Verpolung, zur Abwehr wirtschaftlicher Ententisierung gehört ein Geist, der abwehren will, ein Geist, der nicht getrübt ist durch irgendwelche Theorien von Kontinentalpolitik oder internationaler Bruderliebe, die über alle Volksgrenzen hinausgeht: ein Geist vielmehr, der klar die Dinge erkennt, der sieht, wie sie sind, und der den Gefahren planmäßig zu begegnen sucht. Dieser Geist der Grenze steht dem des binnendeutschen Volkes heute vielleicht in einem weit stärkeren Gegensatze gegenüber, als es die Allgemeinheit glaubt. Es geht ein klaffender Riß durch unser Volk, ein Riß, der aber Gott sei Dank nicht Zersplitterung bedeutet; denn der gesinnungsmäßig wehrhafte Geist der Grenzdeutschen läßt diese Grenzstämme in Ost und West, in Nord und Süd sich trotz aller äußeren Ohnmacht wehren. Die Grenzstämme schließen sich zusammen zu einer Art von geistigem Panzer, sie bilden eine Mauer von Zyklopenblöcken und schützen den gesinnungsmäßig weichen Kern des Binnenvolkes. Hier liegt letzten Endes die Bedeutung, die das Problem der Grenze für uns hat. Es ist oft gesagt worden, die Gesundung müsse von außen nach innen kommen. Das mag richtig sein. Vielleicht wird sie aber erst dann kommen, wenn dem Binnendeutschen die grenz-

deutschen Auffassungen dadurch näher gebracht werden, daß er den Druck einer fremdvölkischen Besatzung im eigenen Lande zu spüren bekommt.

Aus den letzten Jahrhunderten hat der Binnendeutsche vieles mitgebracht, das heute sein geistiges Wesen bezeichnet, und das sonst schlechterdings unverständlich wäre. Damals hatte der Deutsche viele Vaterländer. Dynastien, denen er mehr oder weniger anhing. Staaten, denen er diente. Der Gedanke an einen Nationalstaat, der auch im alten Deutschland nicht völlig fehlte, blieb gleichwohl eine Schwärmerei. So sah man tatsächlich in dem Dienst für den Staat, besonders wenn er, wie der preußische des 18. und 19. Jahrhunderts im allgemeinen gut verwaltet wurde, den höheren Zweck, dem man sich unterordnen mußte, und sah entsprechend in dem Staatsgenossen den Bruder, der einem nahestand. Über diesem Staatseinheitsgefühl stand der Menschheitsgedanke, und der Kosmopolitismus war seine Folgerung. Er wirkt sich bis heute noch aus, und seine Gedanken leben in der sozialistischen Internationale, vielfach umgeschmolzen, wenigstens wenn man dabei an die deutschen Sozialisten denkt, weiter. Wer alte Briefe und Tagebücher nachliest, wird mit Erstaunen feststellen können, daß der Internationalismus der Diplomatie des 18. Jahrhunderts in diesen geistigen Zuständen aufs tiefste begründet ist. Die oft beklagten Mängel der Wilhelmstraße sind historische Notwendigkeiten, sind ererbte Berufskrankheiten. Eine grundsätzliche Änderung könnte erst eintreten, wenn man den Nachwuchs planmäßig aus Kreisen nähme, die die neuesten Wandlungen unseres Volksgeistes mitgemacht haben, aus Auslanddeutschen und vor allem aus Grenzdeutschen, denen ihr Volkstum in jeder Beziehung zum Erlebnis geworden ist.

Der ungeheure Unterschied zwischen dem Empfinden des binnendeutschen Volkes und demjenigen der wirklichen Nationalvölker in den Nationalstaaten des Westens besteht darin, daß dort das ganze Volk vom Gedanken der Volkseinheit in viel tieferem Maße durchdrungen ist, das Nationale in dem Einzelnen täglich sich auswertet, daß jeder Franzose oder Engländer vor allem seine Nation vertritt. Weil das bei uns nicht der Fall ist, gibt es jene grotesken Mißverständnisse, welche internationale Tagungen darbieten. Der Durchschnittsdeutsche versteht darunter ein gefühlsmäßiges Sichanbiedern, eine Einstellung des einzelnen Menschen unmittelbar auf das Menschheitsgesamtproblem; die Fremden aber, die wirklich innerlich in ihrer Nation stehen, und das tun die Westlichen, denken nicht einen Augenblick daran, sich für ihre Person aus der eigenen Volksgemeinschaft auszulösen. Nur über diese führt ihr Weg zur Internationale, d. h. zur Gemeinschaft der Völker und der Staaten. Auch der Grenzdeutsche bringt einer derartigen zukünftigen Gemeinschaft ein Verständnis entgegen; die Forderungen, die im Grenzgebiet für Selbstbestimmungs- und Minderheitenrecht gestellt werden, lehren es ihn. Volk und Staat decken sich bei den Westvölkern; sie sind tatsächlich und gefühlsmäßig unlösbare Einheiten; deshalb empfindet man den Völkerbund ganz naiv gleichmäßig als Liga der Völker und der Staaten. Die Diskongruenz zwischen Staats- und Volksgrenzen und alle ihre schmerzlichen Folgen, welche ja das Problem Mittel- und Osteuropa ausmachen, versteht man dagegen im Westen innerlich nicht, mag man noch so viel darüber lesen

und hören. Diese Diskongruenz ist die Schicksalsgemeinschaft der mittel- und osteuropäischen Völker, mögen sie sich noch so befeinden. Es ist fast wahrscheinlich, daß gerade diese Reibung den Weg zu einer höheren staatlichen Einheit in Europa einstmals weisen wird, nicht aus einer plötzlich erwachenden Liebe der Völker zueinander, sondern aus der Notwendigkeit, einmal mit dem selbstzerfleischenden Völkerkampfe aufzuhören. Wirtschaftliche Erwägungen werden dazu den Anstoß geben.

Der Grenzdeutsche erlebt heute das Problem Staat und Volk ganz anders als der Binnendeutsche. Die Zeit der Zersplitterung der großen Völker ist vorüber, mag die Zersplitterung der Staaten noch so erfolgreich von Tagespolitikern und imperialistischen Generälen vorgenommen werden. Die Niederländer im heutigen Holland splitterten vom Deutschen Reiche ab und bildeten ein eigenes Volksindividuum in Zeiten, in denen völkische Fragen keine politische Bedeutung hatten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, das deutsche Buch, die deutsche Schriftsprache schlossen alle übrigen deutschen Stämme damals zu einer Volkseinheit zusammen, an der die Niederlande nur einen geringen Teil mehr haben. Staatsgrenzen wurden hier Volksgrenzen. Und doch ist es bemerkenswert, daß die damals fast zufällig aufgerichtete Trennungslinie, jenseits welcher die Niederländer eine eigene Kultur und Nation entwickelt haben, diesseits der Grenzen auf unserer Seite keine „Grenzdeutschen“ im Sinne der bezeichneten politisch geistigen Entwicklung hervorgebracht haben. Längs der deutsch-holländischen Grenze kämpft nicht Volkstum gegen Volkstum, nicht Staat gegen Staat.

Das Problem Staat und Volk als Gefühlsproblem ist bezeichnend für den Gegensatz zwischen den Grenz- und den Binnendeutschen. Der Binnendeutsche bezeichnet ganz naiv als Grenzdeutschen den, der an den Grenzen des Reiches sitzt, und schließt im Unterbewußtsein den Bruder außerhalb der Reichsgrenze aus. Tausendmal haben wir das fühlen müssen in Gesprächen, bei Behörden, besonders bei den unteren Polizeiorganen. Selbst nachdem der militärische Zusammenbruch von 1918 und der moralische von 1919 ein Drittel des deutschen Ostens und ein Viertel des Westens unter fremdes Joch gebeugt hatte, erleben die Grenzdeutschen, wenn sie ins Reich kommen, daß sie in grotesker Verwechslung von Volkszugehörigkeit mit Staatsangehörigkeit als Polen beziehungsweise Franzosen oder Belgier bezeichnet werden. Das sind Symptome einer kranken Geistesverfassung der Binnendeutschen. Grundfalsch wäre es, zu sagen, daß das Überwiegen des Staatsgefühls über das Volksgefühl nur preußisch wäre; die Bayern sind keineswegs besser. Im Gefühl der Bayern ist die „Grenze“ die oft überschrittene Staatsgrenze nach Tirol und Salzburg. Was dort Deutschösterreicher und Deutsche aus den Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie erleben müssen, zeigt deutlich, daß die Bayern ob ihrer Gefühlswelt zu den Binnendeutschen zu zählen sind, trotz der Besetzung der Pfalz, und obgleich nur wenige Kilometer von der bayerischen Ostgrenze ein slawisches Volkstum beginnt. Die sich dort immer drohender erhebenden Gefahren, die Ansprüche der tschechischen Chauvinisten auf Passau und Regensburg gibt es für das bayerische Volk noch nicht. Nur längs des bayerischen Waldes haben einige klar

sehende Leute erkannt, daß eine „deutsche Wacht“ vom Fichtelgebirge bis Passau dafür sorgen muß, daß an der Volksgrenze auch grenzbewußte Deutsche die Gefahren erkennen und abwenden.

Wie weit sind dem normalen Reichsdeutschen doch die gern über die Achseln angesehenen Deutschen der ehemals österreichisch-ungarischen Monarchie voraus! Reibung erzeugte dort seit dem Trennungsjahr von 1866, das mit der Auflösung des jämmerlichen Deutschen Bundes auch das letzte gefühlsmäßige Band für die Reichsdeutschen zerschnitt, um so stärkere geistige Widerstände. Österreichische Regierungsmaximen drängten das alpen- und sudetenländische Deutschtum immer mehr in Verteidigungsstellung, und gewiß erlitt es schwere äußere Verluste; mit den Sprachinseln ging viel deutsche Kultur, viel deutsches Volkstum zugrunde. Aber den übrig bleibenden wurde der deutsche Gedanke zum Lebenselement. Sieht man von Wien mit seiner eigenen Geistesverfassung ab, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß alle Parteien in ihrer Mehrheit bewußt den deutschen Gedanken, der hier ein grenzdeutscher Gedanke ist, erfaßt haben. Alle Klagen, die über die Verständnislosigkeit der Deutschen im Reiche von drüben kommen, haben ihren Untergrund in dem Gegensatz von Grenzdeutschtum zum Binnendeutschtum.

Es ist kein Zufall, keine Äußerlichkeit, sondern eine naturgemäße Folge der Entwicklung, daß alle Grenzdeutschen sich in einem Bunde, dem Deutschen Schutzbunde zusammengeschlossen haben, und daß sie im Reich für den grenzdeutschen Gedanken werben gingen. Denn das Problem ist ja in allen Grenzgebieten dasselbe, mögen auch die äußeren Umstände noch so verschieden sein. Im Norden, Osten und im Südosten war und ist die Volksgrenze nicht scharf. Die Völker überlagern einander sozial. Fingerförmig sind sie verzahnt, diese Verzahnung löst sich allmählich auf in Inseln und Inselchen über das Baltikum nach Rußland und Rumänien hinein. Freilich lösen dort die Polen und die Ungarn die Deutschen vielfach ab. Im Westen und im Süden steht es anders. Im großen und ganzen ist die Volks- und Sprachgrenze zwischen Romanen und Germanen seit Jahrhunderten unverändert. Das romanische Volkstum, so angreifend es auch militärisch und politisch stets auftrat, ist nur den Flamen gegenüber imstande gewesen, größere Gebiete zu romanisieren, den Deutschen gegenüber aber nicht. Um so schwerer lastet die Faust der erobernden Generäle, und um so lästiger wirkt die Kulturpropaganda lockender französischer Chauvinisten. Der tiefste Unterschied zwischen dem nationalen Kampf des Westens und dem übrigen Grenzgebiet ist der, daß im Westen ein alterndes Volk ohne natürlichen Expansionsdrang, ohne einwandernde Bauern und Handwerker das deutsche Volkstum zu unterdrücken sucht. Der Kampf um jeden Morgen Land, um jedes Haus und jedes Geschäft, der für den Norden und Osten so bezeichnend ist, das privatwirtschaftliche Ringen der Angehörigen beider Nationen fehlt dem Westen.

Heute wird der Kampf mit ungleichen Mitteln geführt. Der deutsche Staat ist unterlegen und mit ihm seine alten Methoden. Mit diesem deutschen Staate ist das Deutschtum in weiten Teilen des Ostens, vor allem in Posen, innerlich mitzerbrochen. Es trat eine Katastrophe ein, die im Geistigen ihre Ursache hatte. Im Laufe von

wenigen Generationen, etwa seit den siebziger Jahren, waren scheinbar im dortigen Grenzdeutschtum die Fähigkeiten, die die Grenzlage fordert, verlorengegangen. Der Hang zum Beamtentum, die Sehnsucht nach der verfluchten Ostmarkenzulage, die Furcht vor rauhem Klima, der ganze Komplex, der mit Versicherungen und Renten zusammenhängt, machte unsere Volksgenossen unfähig, mit dem einzelnen Polen im freien Kampfe um die Scholle den Wettbewerb aufzunehmen. Diese letzten vierzig Jahre haben dem Deutschtum im Osten trotz oder vielleicht gerade wegen der staatlichen Förderung deutscher Ansiedler wenig Segen gebracht. Wenn heute die Franzosen, statt ihre verwüsteten Gebiete wieder zu besiedeln, auf den abenteuerlichen Gedanken kämen, längs des Rheins Franzosen unter allen möglichen Verlockungen anzusiedeln, was würde dann geschehen, falls einmal die französische Macht zusammenbräche und ein neues Deutschland erstände, so wie man einen polnischen Staat gemacht hat? Diese französischen Kolonien würden, weil sie nicht dem inneren Bedürfnis des Volkes entsprängen, hinweggeweht und auseinandergesprengt werden, in wenigen Monaten würde nichts mehr von ihnen da sein. Wie war es dagegen in Posen? Als im Herbst 1918 die deutsche Macht sich auflöste, gab es eigentlich einen richtigen polnischen Staat nicht einmal in Kongreßpolen; trotzdem gelang es den Polen, in Posen eine nationale Revolution zu machen. Auf die verächtliche Rolle einzugehen, die einige unserer Volksgenossen dabei gespielt haben, hat keinen Wert. Es genügt, festzustellen, daß das Deutschtum aus sich nicht die Kraft hatte, der polnischen Revolutionäre Herr zu werden, und daß Scharen von Flüchtlingen das Land verließen, Scharen, die immer größer wurden, als durch die Friedensschlüsse weitere Teile Posens und ein großer Teil Westpreußens unter die polnische Herrschaft kamen; und doch ist diese Massenauswanderung, so sehr sie quantitativ die Grenzzone schwächt und das Deutschtum dort preisgibt, von einem Gesichtspunkt aus nicht nur zu bedauern: In Posen und Westpreußen tritt eine saubere Teilung ein. Das faule Binnendeutschtum, das sich über den Osten ergossen und bodenständige gute Elemente aufgeweicht und sich gleich gemacht hat, ist ins Reich zurückgewandert und wird dort ein- und hoffentlich umgeschmolzen. Was aber an der Grenze bleibt, wird gut sein, hart und überwinterungsfähig bis zu einem neuen deutschen Frühling.

An den Volksgrenzen weht ein deutscher Geist, der im Kampf mit dem Gegner gestählte Gesinnungen verbreitet, ein Geist, der geboren ist aus dem Erlebnis des Volkstums. Heute ringt dieser Geist mit der alten weichen binnendeutschen Gesinnungslosigkeit. Wird er siegen? Wird er alle Probleme, die das Volk beschäftigen, neu aufrollen und unter seinem Gesichtswinkel zu neuen Entscheidungen zu bringen suchen? Die Frage harrt ihrer Antwort. Nur das kann schon heute gesagt werden: wenn in dieser Zeit der Not nicht eine Notgemeinschaft aller Deutschen erwächst, wenn es nicht gelingt, den Geist trotziger Abwehr bis weit in die Massen des binnenländischen Volkes hineinzutragen, dann wird das deutsche Volk vergebens auf eine deutsche Zukunft harren.

Wir im Westen

Von

Wilhelm Büderich

Wir Rheinländer haben jetzt eine Antwort auf die Frage zu geben: wer wir sind?

Nicht Wir haben diese Frage gestellt. Sie ist Uns gestellt worden, seitdem der Unfriede von Versailles den Franzosen die Möglichkeit einer Rheinpolitik gab, die uns dem Deutschtum aller Deutschen abwendig machen soll und dafür in den Westen der Westler einbeziehen will.

Die Frage ist keine andere als die: Wo der Osten beginnt? Wo er in Europa beginnt? Und wo in Deutschland? Wenn wir die Antwort der Natur überlassen dürften, dann wäre sie leicht zu geben. Die Natur hat in Deutschland ein Land geschaffen, das Osten und Westen für Europa vereinigt, die Übergänge weiter leitet, die Gegensätze bindet. Aber jetzt hat die Politik die Natur vergewaltigt und ein Volk an die Macht gebracht, dessen Menschen glauben, daß die Sonne im Westen aufgeht.

Vielleicht können wir Rheinländer jene Frage: wer wir sind? nicht besser beantworten, als wenn wir den Franzosen sagen: wer sie sind! Die Antwort wird mit Deutlichkeit aussprechen, warum wir rheinischen Menschen niemals französische Menschen werden können. Und wenn die Franzosen das Gegenteil glauben, weil sie es wünschen, dann wollen wir diese Selbsttäuschung als die erste ihrer Eigenschaften festhalten. Es gibt kein zweites Volk, bei dem die Eitelkeit so die Mutter aller Gedanken ist. Die Franzosen sehen sich stets so, wie sie nach der vorgefaßten Meinung gesehen werden wollen, die sie von sich in der Welt unterhalten. Sie sind so überzeugt von sich, daß sie gar nicht für möglich halten, ihr Gebaren könne auch einmal eine entgegengesetzte Wirkung auslösen. Sie haben sich vielmehr gewöhnt, als Selbstverständlichkeit anzunehmen und mit Anmaßung zu fordern, daß ihnen alle Wünsche erfüllt werden, nur weil es französische Wünsche sind.

Als sie am Rheine erschienen, da kamen sie mit großen Erwartungen. Sie hatten uns soeben noch als Deutsche bekämpft und Schmähungen gegen das deutsche Volk ausgespien, von denen jede die rheinische Bevölkerung mittraf. Aber nebenher hatte Barrès schon die Zuflüsterung gehen lassen, daß wir Rheinländer besondere Deutsche seien, mit denen die Franzosen sich verstehen würden, Westdeutsche, die eigentlich zu Frankreich gehörten. Als nun mit englischer, mit amerikanischer und mancher anderen Hilfe der deutsche Widerstand endlich niedergerungen war, da

glaubten die Franzosen, auch jetzt wieder die Grande Nation zu sein, die ihre Unwiderstehlichkeit nur zur Schau zu tragen brauche, und der sich unsere rheinische Bevölkerung alsbald auch in ihren politischen Gefühlen beugen werde. Dieselben Franzosen, von denen der preußische Militarismus immer verschrieen worden war, glaubten im Ernste, daß wir ihren französischen Militarismus bewundern würden: diesen bunten und lauten Militarismus, den sie ihn vorführten, als sie mit Wüstenmusik durch unsere Dörfer zogen und mit Trikolore und Marseillaise in unsere Städte einrückten: diesen paradierenden Militarismus, der in den Formen seiner romantischen Halbmodernität und grotesken Effektsucht so operettenhaft wirkt. Jedenfalls glauben sie, daß sie das deutsche Volk nur in seiner Entwaffnung zu halten brauchen, um ihre Herrschaft am Rheine für alle Zeiten zu errichten. Aber ich will ihnen sagen, was ich einen rheinischen Hafenarbeiter sagen hörte, einen von denen, die ihr Leben am fließenden Strome mit denkwürdigen Betrachtungen hinzubringen pflegen. Er sagte, als man ihn nach seiner Meinung über die Franzosen fragte, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke, der ihn kaum den Kopf wenden und die Achsel heben ließ: „Die haben die Uniformen. Aber wir sind die Soldaten."

Die Franzosen am Rheine lösen in unserem Volke sehr eigentümliche Empfindungen aus. Dieser Militarismus einer Nation, die, wie man jetzt im Elsaß sagt, den Krieg nur „gewonnen bekommen" hat, dieser Faulenzermilitarismus, wie Eduard Stadtler ihn nannte, liegt als ein Druck von Bedrückern über den Rheinlanden. Wir empfinden ihn so schwer, daß uns oft zu Gemüte ist, als habe das Leben jeden Wert verloren. Unter den Alten ist mancher, der nur noch den einen Wunsch hat, an einem wieder freien Rheine begraben zu liegen. Und die Jungen haben den Willen, ihrem Strome die Treue zu halten, an dessen Ufern sich kein Wimpel einer fremden Rheinflottille zeigen soll, so wenig wie seine Bewohner sich von der Reitpeitsche fremder Offiziere bedrohen lassen wollen. Aber gleichzeitig geschieht den Franzosen von der rheinischen Bevölkerung das Ärgste, was ihnen überhaupt geschehen kann. Sie werden nicht ernst genommen. Wir Rheinländer machen uns nichts vor. Und wir lassen uns nichts vormachen. Wir tun also gerade das nicht, was die Franzosen immer und überall tun, wovon sie als Nation leben, und worauf sie nicht verzichten können, wenn sie nicht auf sich selbst verzichten wollen. Wir sind zunächst durchaus geneigt, den Menschen ihre Schwächen durchgehen zu lassen. Wir erwarten nur, daß sie sich auf diese Schwächen nicht noch obendrein etwas einbilden. Wenn sie es dennoch tun, dann müssen sie sich gefallen lassen, daß wir sie auf eine Weise herausstellen, bei der sie den Schaden von Ausgelachten davontragen. Unser Ausdruck ist unser Humor, der sich über nichts wundert, und am wenigsten darüber, daß das Gedankliche mit dem Lebendigen oft so wenig übereinstimmt und es diese Widersprüche zwischen den Vorstellungen der Menschen und ihrer Wirklichkeit gibt. Unser rheinischer Humor läßt sich so leicht keine Gelegenheit entgehen, um den Menschen zu sagen: glaubt nur ja nicht, daß wir eure Schwächen nicht sehen! In den Franzosen sehen wir nun ein Volk, das aus seinen Schwächen seine Stärke macht. Wir sehen Menschen, die das tun, was uns immer als besonders lächerlich erschienen ist. Wir

bringen also schon ein ganz bestimmtes Gefühl für diese menschlichen Eitelkeiten mit, für diese stelzende Männlichkeit und dieses aufgeplusterte Heldentum, für dieses zur Schau getragene Bedürfnis, seinen Ruhm spazieren zu führen, für alle diese Windigkeiten und Wichtigtuereien einer Eigenliebe, die sich immer nur in dem Spiegel sieht, den sie sich selber vorhält.

Aber seitdem wir die Franzosen im Lande haben, verliert unser Gemüt seine Harmlosigkeit. Wir Rheinländer durchschauen die Franzosen. Je mehr wir sie aus der Nähe beobachten, desto mehr gewinnen wir Abstand zu ihnen. Die schwereren Menschen des deutschen Ostens nennen unser rheinisches Leben gerne ein leichteres Leben. Aber wir Rheinländer können uns von den Franzosen nicht gründlicher unterscheiden, als durch die besondere Art, wie wir dieses Leben auffassen, und wie sie es auffassen. Derselbe westliche Himmelsstrich hat hier zwei Bevölkerungen gebildet, die sich in ihrer Berührungsgrenze seelisch voneinander durchaus entfernen, und die infolgedessen, worauf es heute ankommt, politisch niemals zusammengebracht werden können. Von allen menschlichen Eigentümlichkeiten vertragen wir Rheinländer vielleicht nur die Albernheit nicht. Hier sehen wir Albernheit in Verkörperung. Wir sehen eine Nation, die von sich alles glaubt, was sie gerne glauben möchte. Wir sehen, wie sich die Franzosen in unserem Lande mit einer unbegreiflichen Gutgläubigkeit einrichten, die sich auf alles bezieht, was die Franzosen selbst angeht. Aber hinter dieser Gutgläubigkeit erkennen wir eine Bösartigkeit, die sich auf alles bezieht, was andere angeht, und die sofort hervortritt, sobald die Franzosen mit jemandem zu tun haben, der ihre Überlegenheit nicht anerkennt und sie als Vorbild nicht gelten lassen will. Für die Ablehnung, die sie erfahren, rächen sie sich dann durch die Quälereien, die sie uns zufügen. Hinter dem gutgläubigen Menschen erkennen wir einen grausamen Menschen. Hinter einem nichtigen Menschen erkennen wir einen tierischen Menschen. Wir erkennen ein selbstgefälliges Geschöpf, das von Grund auf gemein ist. Aber auch jetzt noch bringt dieses Geschöpf fertig, seine Gemeinheiten mit den Schlagworten zu beschönigen, mit denen Frankreich in der Welt für sich wirbt, und mit denen die Franzosen verstanden haben, aus sich die Vertreter von Menschheitsgedanken zu machen. Welche Schamlosigkeit liegt doch in der Art, wie sie ihre Triebe freigeben und gleichwohl im Angesichte der Opfer von Ritterlichkeit, von Menschlichkeit und gar von Freiheit sprechen, die Frankreich den Völkern zu bringen berufen sei! Welche Frechheit liegt doch in der Art, wie jedes angetane Unrecht durch eine offenbare Redensart gedeckt und mit Überhebung behauptet wird, daß es eben Recht sei! Die Franzosen freilich glauben auch daran.

So wehrt sich das rheinische Lebensgefühl gegen ein Westlertum, das nicht das unsere ist. Die Franzosen aber sind unfähig, auf diese Wirkung, die von ihnen ausgeht, irgendwie ändernd einzuwirken. Sie müßten sich selbst ändern. Und das können sie nicht. Konnten sie es je? Waren sie je anders? Der Mensch im Franzosen kehrt in der Geschichte der Franzosen wieder. Frankreich hat sich niemals mit Frankreich begnügt. Und nationale Überhebung, die zu dem nationalistischen Lebensbedürfnis des französischen Volkes wurde, hat den französisch-deutschen

Gegensatz geschaffen, der schließlich zum Schicksale beider Völker werden sollte. Es gab einen Augenblick, da schien eine anfängliche gründliche grundsätzliche Lösung dieses Gegensatzes gefunden zu sein, indem auf eine natürliche Weise die Grenze nach der Sprache gezogen wurde. Das ist nun schon mehr als tausend Jahre her. Es war damals, als die Söhne Ludwigs des Frommen ihre Verständigung über das Karolingische Erbe beschworen, der westliche König in romanischer Sprache, der östliche in deutscher, ungefähr so, wie wenig später der Meersener Vertrag die Grenze der beiden Reiche nach der Nationalität ihrer Bewohner festsetzte, und wie dann genau tausend Jahre später der Frankfurter Friede die deutsch-französische Grenze wiederherstellte. Aber immer wieder in diesem Jahrtausend zwischen den beiden Jahren 870 und 1871 kamen die Franzosen auf den anderen, den Verduner Vertrag zurück, der keine natürliche, sondern eine politische Grenze zog, indem er ein Zwischenreich vorsah. Und immer wieder suchten die Franzosen sich dieses Zwischenreiches zu bemächtigen und nicht nur der Länder, in denen die Menschen französisch, sondern auch derjenigen, in denen sie deutsch sprachen. Die Franzosen haben in dieser langen Zeit alle Unruhe nach Europa getragen. Und sie haben alle Entwicklung hintangehalten. Dieselben Franzosen, die sich so gerne auf Freiheit berufen, obwohl sie die Verfolger der Albigenser, der Templer und der Hugenotten waren, sind in Wahrheit auch die willentlichen Vergewaltiger der nationalen Selbständigkeit gewesen. Schon die Vlamen mußten in der Sporenschlacht ihre Freiheit vor ihnen retten. Und nach ihnen mußten die Lombarden, die Lothringer, die Holländer, die Pfälzer und immer wieder wir Westdeutsche die Freiheit gegen Frankreich verteidigen. Dieselben Franzosen, die sich so gerne die großen Beförderer des europäischen Fortschritts nennen, sind darüber seine eigentlichen Verzögerer geworden. Wie war es doch, als der Türkensturm gegen Europa anbrauste? Damals rief der deutsche Kaiser den christlichen Adel auf die Wälle von Wien. Und damals nutzte der allerchristlichste König die Gelegenheit, um ihm in den Rücken zu fallen und Straßburg zu rauben. Weil Frankreich im Westen keine Ruhe gab, konnte Deutschland seiner Aufgabe im Osten nicht so leben, wie dies seine Bestimmung gewesen wäre. Wenn wir heute über Europa hinschauen, wenn wir sehen, wie wir jetzt ein balkanisiertes Mitteleuropa haben, wie Asien und der Orient tief in Europa hineinragen, statt daß Europa nach Asien und in den Orient vorgetragen worden wäre, dann hat dies seinen letzten Grund in der französischen Rheinpolitik, die dem deutschen Volke die Hand nach Osten nicht freigab, sondern uns immer wieder zur Abwehr im Westen aufrief.

Wir Rheinländer fragen uns in unserer deutschen und rheinischen Not, ob der Kampf zwischen Frankreich und Deutschland denn niemals enden soll? Wir kennen ja die Geschichte dieses Kampfes aus der Nähe. Wir wissen, daß niemals das deutsche Volk sich erobernd gegen Frankreich, aber immer das französische Volk sich erobernd gegen Deutschland gewandt hat. Ein Elsässer sagte uns aus der Erfahrung seiner Heimat: „Europa wird nicht eher Ruhe haben, als bis Deutschland seine Ruhe vor Frankreich hat, und diese Ruhe wird nicht eher sichergestellt sein, als bis die

Kette, die schon heute mit Belgien an die Nordsee und mit der Schweiz an die Alpen befestigt ist, sich über das Elsaß, über Lothringen, über Luxemburg schließt, und so eine Barre von selbständigen Staaten zwischen Frankreich und Deutschland gelegt wird." Unser elsässischer Landsmann sagte dies von seinem autonomistischen Standpunkte aus, den die Elsässer heute zu Neunzig vom Hundert haben, und er fügte hinzu: „Wohin wir Elsässer dann fallen werden, aus Gründen der Sprache, der Wirtschaft und sonstiger Zugehörigkeiten, das soll unsere Sorge sein." Aber nicht der elsässische Sonderstandpunkt kommt hier in Betracht, sondern die weltgeschichtliche Lage. In der Tat scheint es keine andere Lösung zu geben, die das Verhältnis von Deutschland und Frankreich regelt, als die räumliche Trennung der beiden Länder. Es gibt sonst, so scheint es, nur einen Schrecken ohne Ende, den Frankreich über die von ihm vergewaltigten Landschaften hinwälzt, und in den es die eine nach der anderen hineinreißt. Und doch muß ein Ende dieses Schreckens gefunden werden, wenn die Rheinlande, wenn Deutschland, nein, ganz Europa nicht an Frankreich zugrunde gehen soll.

Wir Rheinländer beziehen den Autonomiegedanken nicht auf uns. Die wenigen, die ihm nach dem Zusammenbruche zuneigten, haben ihn nicht zu Ende gedacht. Sie gaben sich keine Rechenschaft darüber, daß auch ein autonomes Rheinland die Rheinlande nicht vor Frankreich schützen kann, im Gegenteil, daß es die Franzosen nur reizen wird, sich dieser autonomen Rheinlande zu bemächtigen. Jede Grenze, die Frankreich am Rheine erreicht, läßt die Franzosen sofort nach einer neuen und nächsten Grenze ausschauen. Heute, da sie am linken Rheinufer stehen, schauen sie bereits nach dem rechten Rheinufer aus. Und allerdings: wenn das linke Rheinufer zu Frankreich gehört, dann gehört auch das rechte Rheinufer zu Frankreich. Es ist da kein Unterschied: nicht in der Landschaft, nicht in den Menschen. Also zerreißt die französische Rheinpolitik entweder deutsches Land, oder sie führt zu seiner gewaltsamen Einverleibung. Der Autonomiegedanke widerspricht notwendig dem Einen, aber er führt ebenso notwendig zu dem Andern. Deshalb sind es ja auch die Franzosen, die ihn in unserem Lande unterhalten. Er ist für sie nur ein Übergangsgedanke, der bis zur Enderoberung vorhalten soll. Er ist ein französischer Gedanke. Das haben wir Rheinländer heute erkannt: wir alle. Und die Franzosen selber haben uns zu dieser Erkenntnis verholfen: so wie sie in den Rheinlanden auftreten. Selbst die, welche im Rheinlande nicht Preußen sein wollen, wollen doch vor allem keine Franzosen werden. Und vielleicht ist heute unter den Rheinländern der Haß auf Frankreich nirgendwo glühender als dort, wo ursprünglich gewisse Erwartungen gehegt wurden und dann bestimmte Enttäuschungen eingetreten sind. Wir Rheinländer kennen nunmehr die Gefahr, die in dem Autonomiegedanken liegt. Wir sagen uns deshalb, daß die neue innere landschaftliche Gliederung des Deutschtums notwendig bis zu dem Augenblick zurückgestellt werden muß, in dem Deutschland wieder über Deutschland verfügen kann. Wir sind aus raumpolitischen und geistespolitischen Gründen tief in die deutschen, mitteleuropäischen, allgemeinöstlichen Verhältnisse einbezogen, und in den Rheinlanden schlägt deren gewaltiger Puls, während von ihm keine Ader

in das blutleere Frankreich hinüberführt, das sich von uns nähren möchte. Hier scheiden sich Westen und Osten, Westen, der seine Zeit gehabt hat, und Osten, dessen Zeit erst kommen wird, wenn es keinen Westen mehr gibt, der ihn hindern kann, zu sein, was er ist. Die Franzosen sprechen nicht gerne vom Osten, und wenn sie es tun, dann sagen sie wohl, daß er an der Elbe oder an der Weser beginne, dort, wo einst ihr Rheinbund endete. Aber wir Rheinländer erwidern ihnen, daß der Osten am Rheine beginnt, nicht an dem Rheine als Ufer, sondern am Rheine als Land, dessen Grenzen nicht vom Strome bestimmt werden, sondern von der Bevölkerung, von der Sprache der Rheinländer, von ihrer Lebenskraft und von allem, was für ihre politische Zugehörigkeit daraus folgt.

Wir Rheinländer haben diese Antwort schon einmal gegeben. Wir haben sie den Franzosen durch Görres gegeben. Nach hundert Jahren wandelt sein Geist wieder unter uns und spricht zu den Bauern auf dem Lande, zu den Bürgern in den Städten, zu den Arbeitern in den Fabriken. Und Alle verstehen ihn. Denn seine Gestalt ist ein Symbol. Er ist das Symbol der Enttäuschung durch Frankreich. Görres ging noch nach Paris und trug der französischen Republik die rheinische Republik an. Aber er kehrte von Paris als der Patriot zurück, der seiner Heimat mit Abscheu erzählte, was er in diesem Westen gesehen hatte, und warum es keine Gemeinsamkeit mit ihm geben könne. Wir Rheinländer brauchen jetzt nicht nach Paris zu gehen. Wir haben die Franzosen im Lande. Aber auch wir haben wieder das Görreserlebnis. Für uns ist seine Schrift geschrieben, in der er die Frage aufwarf: „Der Rhein, Frankreichs Grenze?“ und sie mit dem Unterschiede zwischen dem französischen und dem deutschen Nationalcharakter beantwortete. Es ist Raumpolitik in dieser Schrift, eine innere Raumpolitik, die Görres auf die Zusammengehörigkeit der Menschen desselben Volkes gründete, und die ihn als Ergebnis seiner Sendung nach Frankreich bekennen ließ, daß der Bewohner des östlichen Deutschland mit dem des westlichen Deutschland „unendlich mehr Berührungspunkte hat, als dieser mit den Franzosen — und doch trennen jene ungeheure Landstriche, Gebirge und Flüsse, während die beiden letzten nur durch eine schmale Grenzscheide geschieden sind“. Das sind Worte, die wir Rheinländer jetzt wieder den Kindern in den Schulen zu lesen geben können, oder die wir überall an den Straßenecken anbringen sollten, namentlich dort, wo die französische Propaganda noch eine vergessene Inschrift aus der napoleonischen Zeit entdeckt. Aber wir werden ja weder das eine noch das andere mehr dürfen. So wollen wir Rheinländer denn nach diesen Worten leben und handeln!

Die Franzosen spüren den Widerstand wohl, auf den sie in den Rheinlanden stoßen. Ihre Neigung zur Selbsttäuschung in Verbindung mit ihrer Eitelkeit möchte diesen Widerstand nicht wahrhaben. Aber sie müssen mit ihm rechnen. Schon Clemenceau hat sich mit den Schwierigkeiten einer französischen Rheinpolitik beschäftigt. Clemenceau ist der Einzige in Frankreich, der sich keiner Selbsttäuschung hingibt, und in dem nicht der Optimismus seiner Rasse flackert, sondern etwas von der harten und grausamen Einsicht eines alten Kelten versteinert ist. Man muß

freilich immer in Betracht ziehen, daß die beiden Reden, die Clemenceau als Ministerpräsident vor der Kammer und im Senate hielt, den Frieden von Versailles rechtfertigen sollten, der nicht so ausgefallen war, wie der Annexionismus der Poincarégruppe ihn gewünscht hatte. Clemenceau mußte sich selbst rechtfertigen. Aber vielleicht hat gerade dieser Zwang ihn gezwungen, den rheinischen Dingen auf ihren Grund zu sehen und dort Tatsachen anzuerkennen, die sonst ein Franzose, wenn er nur eben kann, nicht wahrnehmen, geschweige denn wahrhaben will. Auch Clemenceau ging, genau wie ein Annexionist, von der Überlieferung in der französischen Rheinpolitik aus, die durch die Jahrhunderte angestrebt habe, das französische Volkstum bis an den Rhein vorzuschieben. Aber er stellte fest, daß dieses geschichtliche Ziel von Frankreich nicht erreicht worden sei: „es ist also, sagte er, nicht unsere Schuld, wenn ich jetzt an den Rhein will, daß ich dann zwischen dem Rheinland und mir auf deutsches Land stoße und genötigt bin, diesen Umständen eine Rechnung zu tragen." Aber auch Clemenceau konnte nicht sagen, wie nun von einem Frankreich aus, das die Rheinlande zwar nicht erobert hat, aber vorläufig besetzt hält, das französisch-rheinische Problem dauernd gelöst werden soll. Er ließ nur gelegentlich einfließen, daß er eine „ausgezeichnete Politik" finden werde, wenn es den Franzosen am Rheine gelänge, sich die Bewohner des Landes zu Freunden zu machen. Doch Clemenceau ist ein zu großer Skeptiker, um wirklich an die Möglichkeiten einer so „ausgezeichneten Politik" zu glauben.

Um so wichtiger sind für uns Rheinländer die Ausführungen, die er dem Widerstande widmete, den Frankreich bei der deutschen Bevölkerung findet. Er mußte damals, im Herbst 1919, den Franzosen wohl oder übel die Hoffnung nehmen, daß der Zusammenbruch des deutschen Widerstandes auch den Zerfall des Deutschen Reiches bringen werde. Er stellte fest, daß die deutsche Geschichte das deutsche Volk „von der äußersten Grenze des Partikularismus zu der äußersten Grenze der Zentralisation" habe gehen lassen. Und er fügte hinzu: „es ist eine Wirkung der Niederlage, die zerstörten Kräfte zu sammeln." Wir Rheinländer nehmen dieses Wort ganz besonders für uns in Anspruch. Wir fühlen, daß es der Sinn der deutschen Geschichte ist, aus dem deutschen Volke allmählich eine Nation zu bilden. Dazu bedurfte es des Ummeges über die Dynastien, über die Viel- und Kleinstaaterei und unter anderem auch über die preußische Schulung und Zucht. Dazu bedarf es jetzt, wie es scheint, noch einmal einer Zeit und, wer weiß, eines ganzen Zeitalters, in dem wir den „Feind im Lande" haben. Das Werk der deutschen Einigung, das vielleicht zu äußerlich begonnen wurde, geht innerlich weiter. Diese Entwicklung schließt die Deutschen aller Landschaften und Bekenntnisse fest zusammen. Und sie schließt uns Rheinländer nur noch enger an Deutschland.

Wenn wir in der Geschichte der französischen Rheinpolitik zurückblättern, dann finden wir auf jeder Seite bestätigt, daß Frankreich höchstens fähig war, sich Teile anzueignen, aber völlig unfähig, das Ganze dauernd zu halten. Das war schon in Zeiten der Fall, in denen das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes noch schwach war und irre ging. Das wird erst recht in einer Zeit der Fall sein, in der

unser Volk nur noch seiner Volkwerdung lebt. Mit einem wie mäßigen Erfolge, der in keinem Verhältnis zu der aufgewendeten Zeit stand, hat sich doch das Romanentum gegen das Deutschtum nach Osten vorgeschoben! Im Laufe von Jahrhunderten war den Franzosen nur möglich, sozusagen unbemerkt von der Welt durch mühevolle Kleinarbeit und mit mancherlei Künsten der Lockung, Verführung und Bestechung den einen oder anderen Grenzstrich, und zwar immer den einen nach dem andern vom Reiche abwendig zu machen, seinen deutschen Charakter zuerst in den Oberschichten zu brechen und schließlich das Volk zu verwelschen. Jetzt wiederholen die Belgier in Eupen und Malmedy und die Franzosen an der Saar den Versuch. Aber schon erfahren sie, daß sie in der Bevölkerung auf einen Willen stoßen, der dem Westen nicht zugewandt, sondern ihm abgekehrt ist. Jeder Rheinländer gehört heute zu dem rheinischen Ganzen. Und bei diesem rheinischen Ganzen handelt es sich jetzt nicht um ein abgelegenes und deshalb abtrennbares Gebiet, sondern um das wichtigste europäische Raumgefüge mit einem mächtigen Städteleben, mit mächtigen eigenen Überlieferungen und nicht minder mächtigen modernen Willensantrieben. Hinter diesem Ganzen aber steht Deutschland. Clemenceau sprach nicht ohne Grund von den „siebenzig Millionen, mit denen wir uns nun einmal abfinden müssen". Er hatte Schlächterphantasie genug, um sie an das Messer zu liefern, wenn es gegangen wäre. Aber er gestand auch: „ich weiß nicht, was man in früheren Zeiten mit ihnen angefangen hätte." Und er fügte hinzu: „selbst die Römer haben ihr Schwert schartig an ihnen geschlagen." Wir Rheinländer sehen frühere Zeiten und spätere Zeiten in einem einzigen Schicksale, das sich zwischen Osten und Westen immer wieder erfüllt. Aber wir sagen uns auch, daß einmal der Augenblick kommen muß, in dem die Folgen der französischen Rheinpolitik auf Frankreich zurückfallen und das Mißverhältnis zwischen dem Fünfunddreißig-Millionenvolke, das sich heute als Sieger in unserem Lande aufführt, und dem Siebenzig-Millionenvolke, das in seine Fron gehen soll, sich herausstellen wird. Wir sind überzeugt, daß dieser Augenblick, in dem sich endgültig herausstellt, daß Frankreich seine Rheinpolitik nicht durchzuführen vermag, um so eher heranrückt, je mehr Frankreich sich an rheinischem und deutschem Lande übernimmt. Und nur um so größer erscheint uns die Aussicht, daß in einem solchen Augenblicke, unter dem Drucke von Ereignissen, die sich heute noch nicht absehen lassen, alles rheinische und deutsche Land, das die Franzosen dann besetzt halten, von Westfalen bis hinunter zu den Vogesen, wieder von ihnen frei werden wird. Mögen deshalb die Franzosen ihren Vorsatz ausführen und mit ihren schwachen volklichen und wirtschaftlichen Eigenkräften von dem linken Rheinufer auf das rechte übergreifen! Sie entfernen sich dann nur von ihrem Westen und wagen sich in einen Osten vor, der ihnen noch immer gefährlich geworden ist.

Über solche Bedenken setzt sich der Franzose leicht hinweg, der sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, die deutsche und rheinische Geschichte für französische Propagandazwecke umzudeuten: Maurice Barrès. Seine Lehre ist die von der ewigen Überlieferung einer „ewigen France", von der „Erde", die bleibt, und von den

„Toten", die leben. Mit ihr gab Barrès den Franzosen eine Geschichtsphilosophie, wie ihr Nationalismus sie brauchte und die Nationalisten sie gerne hörten. Aber wenn Barrès nicht dieser Geist ohne Gewissen wäre, dann müßte er mit Entsetzen an eine Wiederkehr der Geschichte denken. Denn glaubt er, daß nur die französischen Toten wiederkehren und die deutschen Toten nicht? daß nur die französische Erde ihr Recht verlangt und die deutsche nicht? Wenn wir die Zukunft nach Vergangenheit abmessen, dann kehrt auch immer der Freiheitskampf der Deutschen gegen ihren Nachbarn im Westen wieder. Dann gibt es immer wieder die Panik von Legionen. Dann gibt es immer wieder einen Limes, der nicht zu schützen vermag. Und es gibt immer wieder Kastelle des Drusus, die dem Ansturme von Barbaren erliegen. Wenn die Franzosen sich in alle Zukunft an anderen Völkern vergreifen, dann kehrt auch das Weltgericht immer wieder, das totschlägt und nicht nach den Gründen fragt. Dann wird immer wieder der Rhein bei Caub in einer Winternacht überschritten. Und es gibt immer wieder eine sizilianische Vesper.

Clemenceau weiß um solche Dinge. Er besitzt aus seinem langen Leben die Überzeugung, daß stets Kampf zwischen den Menschen sein wird. Und es war fast unheimlich, wie durch seine letzten Reden, in denen er sich schuldig zu sein glaubte, von seinem Glauben an Frankreich zu sprechen, gleichwohl ein Ahnen von Unabänderlichkeiten ging. In seiner Abschiedsrede vor dem Senat, die er mit körperlicher Mühe, aber in großer Haltung zu Ende führte, wollte er die Befürchtung hinwegscheuchen, die ihm die Entvölkerung macht, aber unter dem Zwange seiner Betrachtungen sagte er zu den Senatoren: „Sie wissen, meine Herren, wie Rom geendet hat." Oder er sagte: „Ich bin nicht sicher, ob es überhaupt gute Grenzen gibt." Und: „Es hat Völker gegeben, die schlechte Grenzen hatten und Sieger blieben, und andere, die vorzügliche Grenzen hatten und geschlagen wurden." Barrès dagegen ist ganz der Franzose, der von dem Vertrage von Versailles glauben machen möchte, daß er die Weltgeschichte für alle Zeiten festgelegt hat. Er ist ganz das französische Volk, das keinen anderen Ausweg aus der Lage sieht, in die der unverhoffte Ausgang des Weltkrieges die Franzosen gebracht hat, als denjenigen des Willens, in unzweifelhaften Erobererhänden zu halten, was es zunächst einmal in so zweifelhaften Siegerhänden hat. Ein Franzose sagte: „Und wenn wir auch nur ein Jahrhundert lang am Rheine bleiben, dann erleben wir wenigstens diesen Triumph — was hernach kommt, das geht uns nichts mehr an." Clemenceau dachte an dieses „Hernach". Barrès aber macht den Versuch, uns Rheinländern zu beweisen, daß wir nicht nur aus Gründen der Politik in die Gewalt der Franzosen gekommen sind, sondern aus Gründen der Natur, der Kultur und der Geschichte ursprünglich zu Frankreich gehören. Warum, so denkt er in seinen Wünschen, sollen wir nicht dauernd bei Frankreich bleiben?

Wir müssen uns also mit seiner Geschichtsphilosophie auseinandersetzen. Sie ist ein Teil der Militärherrschaft, die Frankreich heute am Rhein ausübt. Sie ist rückwärts gewandt, wie diese, und will uns gleichwohl davon überzeugen, daß die Franzosen sich nicht nur auf ihre Maschinengewehre stützen. Ihre Logik geht dahin,

daß wir Rheinländer, weil wir westlich von einem Osten wohnen, ein Teil desjenigen Westens sind, den Frankreich für sich in Anspruch nimmt. Für Barrès gibt es nur eine einzige europäische Kultur. Es ist die, welche Cäsar einst nach dem Norden brachte. Barrès nannte sie gelegentlich das wahre Rheingold, das Cäsar in den Strom gelegt habe. Er läßt also neben der Wiederkehr in der Zeit noch eine Verschiebung im Raume gelten, ohne sich zu fragen, ob diese Verschiebung nicht einmal Frankreich so aus der Geschichte ausschalten wird, wie sie einst Rom ausgeschaltet hat. Doch Barrès ist nun einmal Klassizist, und so sieht er denn den Sinn aller Bildung in der Ausbreitung der von der Antike geschaffenen Formen, also eines wesentlich zivilisatorischen Gutes, das einst den Galliern hinter Cäsar her von den römischen Händlern zugetragen wurde. Er weiß nichts von dem mythischen Weltbilde, das die Germanen mitbrachten und in umgekehrter Richtung den Ländern zutrugen, weiß nichts von dem unverarbeiteten Goldgehalte, der stark, eingesprengt und alle Adern durchziehend in ihrer Sprache wie in ihren Menschen lag, und den sie in der Folge auf ihre musikalische und metaphysische Art in eine nordische Form gebracht haben. Aber selbst, wenn wir Barrès in seine Sehweise folgen und mit dem Franzosen nicht über die großen Dinge sprechen, die er doch nicht versteht, sondern nur über die kleinen, die ihm zugänglich sind — selbst dann müssen wir vor allem fragen, ob es nicht darauf ankommt, was nun die einzelnen Völker aus diesem antiken Erbe schöpferisch jeweilig gemacht haben? Da aber scheiden die Gallier zunächst einmal ganz aus, als eine ungeschichtliche, gleichgültige und abseitige Rasse. Zwei Jahrtausende lang hat der Austausch vom Süden und Norden den Weg unmittelbar von Italien nach Deutschland und umgekehrt genommen, und nur in den letzten drei Jahrhunderten den Umweg über Frankreich und den Westen. Unser Kaisergedanke ist älter als der Absolutismus Ludwigs XIV. Und unsere romanischen Münster sind älter als die gotischen Dome. Der Kaisergedanke war ein Weltgedanke. Der Gedanke des Sonnenkönigtums war nur ein Machtgedanke. Die Gräber unserer Kaiser liegen im Münster zu Speyer, den die Franzosen niemals bauen, nur verwüsten konnten. Und es sind die frühmittelalterlichen Kirchen gewesen, die das Mysterium des heiligen Köln gründeten und in die Zeit des großen Dombaus hinübertrugen. Die Franzosen haben nur einmal einen Weltgedanken gehabt. Das war damals, als Ostfrankreich zu den Kreuzzügen aufrief. Darüber ist das Volk der gesta Dei zu den Schöpfern einer Gotik geworden, die es aus dem Orient heraufbrachte. Aber auch in den spätmittelalterlichen Gedanken teilten sich die Franzosen und Deutschen so, daß den einen die Scholastik, den anderen die Mystik zufiel, daß der Rhein der Strom unserer Mystiker wurde und Meister Eckehard seine Deutsche Predigt in Köln wie in Straßburg hielt. Deutsche und Franzosen schieden sich durch einen anderen Volksgeist, der die einen alle Dinge formal, die anderen innerlich ergreifen ließ. Dies wirkt heute noch nach, wenn der rheinische Katholizismus den französischen Katholizismus als fremd fühlt, wenn er ihm unvertraut bleibt und er in ihm nicht so sehr den Ausdruck einer gemeinsamen Religion, als den der anderen Nationalität sieht. Der Nationalismus der Franzosen möchte freilich auch aus ihrem Klassizismus noch einen Weltgedanken machen.

Aber der französische Klassizismus, dieser einzige langweilige von allen Klassizismen der Welt, hat Größe nur im Empire gehabt. Es ist wahr, daß damals eine Zeit kam, in der die rheinischen Bauern in ihren Stuben neben das Bild des Alten Fritzen das des ersten Napoleon hingen. Aber dies war eine Huldigung vor dem Genie, nicht vor Frankreich. Und es ist unerhört und ganz lächerlich, wenn Barrès uns Rheinländern, die wir im deutschen Mittelalter die ungeheuersten geistigen und wirtschaftlichen Probleme haben austragen helfen, in seinem Bemühen, aus dem Genius des Rheins ein französisches Genie zu machen, von den charitativen und sozialen Wohltaten erzählt, die uns die Franzosen damals ins Land gebracht haben sollen. Geben die Archive nicht mehr her, die ihr jetzt mit solchem Fleiße durchstudiert, um Vorzüge eurer Väter zu finden? Es besagt nichts, daß hier französische Nonnen eine Niederlassung, dort französische Kaufleute ein Unternehmen begründeten. Im Gegenteil, wir fragen euch, ob das alles gewesen ist, was ihr während eurer sechzehnjährigen Besetzung getan habt? Vor allem aber fragen wir euch, was ihr heute bringt. Mit welchem Weltgedanken seid ihr jetzt an den Rhein gekommen? Oder wollt ihr wieder nur das Wort eures Louvois wahrmachen: „Man muß die Länder nicht nur erobern, sondern auch verzehren"? Vielleicht rühmt ihr euch künftig eurer großartigen industriellen Tätigkeit, die ihr während dieser neuen Besetzung ausübtet, indem ihr unser Wirtschaftsleben zerrisset und lähmtet! Oder eurer großartigen architektonischen Tätigkeit, die ihr ausübtet, indem ihr uns Kaserne über Kaserne als Zwingburgen hinbautet!

Barrès freilich hält andere Symbole bereit. Er, der dieser Schwelger in Wunschbildern ist, gefällt sich im Ernste in der Vorstellung, daß sich auf dem Niederwalde eine Marseillaise erheben könnte, um den Tatdrang der Franzosen zu verkörpern. Aber ich kann ihm sagen, was ein Pfälzer Arbeiter von der Marseillaise sagte, als die Franzosen in seine Heimat eingerückt waren. Er sagte: „Wir deutschen Sozialdemokraten sind ja so belogen worden; man hat uns die Marseillaise singen lassen; und jetzt merken wir, daß es denen ihr Deutschland über alles ist." Auch Barrès traut der Wirkung der Marseillaise nicht ganz, deshalb möchte er ihr lieber die Züge einer Jeanne d'Arc gegeben haben. So verwirren sich in diesem müßigen Gehirne die kindlichsten Vorstellungen. Eine Jungfrau von Orleans brauchen wir nicht. Sie ist uns längst von Schiller gedichtet worden. Und sie steht ganz in der Nähe vom „Wilhelm Tell".

Am besetzten Rheine endet heute die französische Werbekraft. Der Osten beginnt dort, wo das Frankophilentum endet. Und das Ende des Frankophilentums geht von den Rheinlanden aus. Hier vollzieht sich diese Wende, die der französischen Weltgeltung allmählich die geistige Voraussetzung nimmt. Und in demselben Augenblicke, da rings in der Welt das Frankophilentum stirbt, erwarten die Franzosen von uns Rheinländern, daß wir uns als Franzosenfreunde bekennen? Clemenceau hatte wenigstens die Ehrlichkeit, aus uns „kein zweites Elsaß-Lothringen" machen zu wollen. Aber wir haben wohl aufgemerkt, als Barrès in der Kammer sagte, aus dem Rheinlande müsse eben ein „Zwischengebiet" geschaffen werden, „halb deutsch,

halb französisch". Er hatte kein Gefühl für die Gemeinheit in seinen Worten. Er empfand nicht, daß er unserer Bevölkerung empfahl, sich ihren Charakter verderben zu lassen. Wir Rheinländer wissen, wie unsere elsässischen Landsleute unter den Dingen gelitten haben, die Frankreich ihnen seit zwei Jahrhunderten antat. Barrès freilich meint, daß es die Bestimmung der Elsässer sei, zwischen Frankreich und den Rheinlanden zu vermitteln und uns für den Westen zu gewinnen. Aber wir sagen ihm, daß es gerade das elsässische Beispiel ist, das uns so fest bei Deutschland hält.

Wir Deutschen glauben an die ewige Wiederkehr, die ein deutscher Gedanke ist, nur in metaphysischen Zusammenhängen, die ein Franzose nicht begreift. Und auf der geschichtlichen Ebene glauben wir allerdings, daß ein Volk sich niemals ändert, vielmehr in der gleichen Lage immer wieder in der gleichen Weise handeln wird. Diese Unfähigkeit, sich zu ändern, ist schließlich das, was von der „ewigen France" übrig bleibt, die Barrès verkündet. Darüber hinaus aber glauben wir, daß eine Nation, die berufen ist, nicht Geschichte zu zerstören, sondern Geschichte zu schaffen, sich stets neue Ziele setzen wird, deren allgemeine Richtung wohl vorgezeichnet ist, deren Bahn aber frei liegt und der Stunde des Aufbruchs, der Begnadung und der Willenshandlung wartet. Welche neuen Ideen könnte dieses alte „ewige Frankreich" wohl noch bringen? Seine Geschichte ist heute militaristisch erschöpft. Sie reicht nicht in kommende Welten, die Frankreich mitformen könnte. Nicht grundlos ist es heute der einzige reaktionäre Staat, während vor den revolutionierten Völkern der Osten sich öffnet, räumlich und geistig. Die Franzosen in ihrer Scheinstellung und Zwangslage, in die sie sich durch den Vertrag von Versailles bringen ließen, haben heute keinen Weltgedanken mehr, mit dem sie ein Land, geschweige denn den Erdkreis erobern könnten. Sie haben nur ihren Machtgedanken. Und sie führen ihn uns täglich vor. Überhebung, Vergewaltigung von Völkern, Peinigung von Menschen, das sind die Gedanken der Franzosen von heute. Sie führen uns vor, was sie unter Freiheit verstehen, die durch sie zum Joche wurde, was unter Recht, das bei ihnen nur noch vom Mißbrauche der Macht lebt, was unter Demokratie, aus der sie die Herrschaft des einen Volkes über andere Völker machen. Von ihren Ideen ist nur ihr Ruhm geblieben, den sie, wie sie meinen, auch aus dem Weltkriege wieder davongetragen haben. Aber wir Rheinländer wollen ihnen sagen, was es mit diesem Ruhme auf sich hat. Wir wollen ihnen die Rechnung aufmachen, eine sehr peinliche Rechnung, die sie in allen Punkten nachzählen können. Hört: Wir — Deutsche — haben — im — Weltkriege — genau — so — viele — Gegner — gehabt, — wie — ihr — Franzosen — Verbündete — hattet! Denkt dies durch, und dann fragt euch, ob euer Ruhm nicht eine Lüge und eher eine Schande ist! Euer Symbol ist die Vernegerung! Ihr tragt Afrika nach Europa. Das gibt eine Mischung, deren ihr nicht froh werden dürftet. Freilich setzt ihr damit nur eure Rassengeschichte fort, die euch vom Mittelmeer her längst die Naturfarbe der Vertiertheit, des Neides, der Rachsucht und aller menschlichen Eitelkeiten gegeben hat. Ihr waret niemals ein Volk, das rot werden konnte,

wenn man euch lobte und mit Schmeicheleien belud. Ihr werdet auch nicht blaß werden, wenn man euch die Wahrheit sagt. So werdet ihr denn die Wirklichkeit fühlen müssen.

Was uns Rheinländer mit Deutschland verbindet, das ist die große Welt der geistigen Werte, die wir in langen Jahrhunderten miteinander geschaffen haben, zu denen alle Stämme und Landschaften beitrugen, und deren Zeit erst kommt, wenn sich die Zeit des Westens erfüllt hat. Die Franzosen sehen diese Werte nicht. Sie sehen in ihnen den „deutschen Nebel". Aber der Tag wird kommen, an dem der Nebel sich hebt und in den Lüften und auf der Erde der Geisterkampf am Birkenbaum ausgefochten werden wird. Die Franzosen haben auch dessen Verkündung in ihrem Sinne ausgelegt und ihn in sein Gegenteil verkehrt. Sie haben ihn mit dem Weltkrieg in Zusammenhang gebracht. Aber sie haben verschwiegen, daß auf den Weltkampf der Endkampf erst folgt.

Wir Rheinländer haben um diesen Endkampf einen besseren Bescheid. Wir wohnen in dem Lande, das ihm von der Sage zur Walstatt bestimmt ist, dort, wo die Ruhr in den Rhein fließt. Und wir erwarten von ihm einen Geisterstreit, in dem ein Lichtherrscher, Herzog und Heiland anführen wird und endlich der Tag über die Nacht, die Helle über das Dunkel, der Osten über den Westen obsiegt.

Wir glauben an die Herrschaft des weißen Reiters.

Wir glauben an das Reich.

Das Deutschtum und der Südosten

Von

Hermann Ullmann

Im Kriege wurde endlich die alte Forderung der Südostdeutschen, die seit Dumreichers „Südostdeutschen Betrachtungen“ nicht ruhte, aber auch nicht durchgedrungen war, im Reich wenigstens verstanden: daß das gesamte deutsche Kulturgebiet, vor allem aber das Deutschtum im Reich mitverantwortlich wirke für die deutschen Aufgaben im Südosten. Der Reichsdeutsche der wilhelminischen Zeit war egozentrisch begrenzt. Die deutsche Welt erschöpfte sich für ihn mit dem Deutschen Reiche, das politische Bild Europas war ihm verzerrt, wie das Weltbild dem anthropozentrischen Menschen der vorkopernikanischen Zeit. Das blieb auch während des Krieges so. Erst der Zusammenbruch öffnete weiteren Kreisen der deutschen Gebildeten die Augen. Der Zusammenbruch des Staates läßt vor ihnen die Volksgemeinschaft als das Wesentliche und Letzte erstehen, das uns geblieben ist. Die Volksgemeinschaft, die wir in Zeiten des freien, ungehemmten Wirkens nicht fruchtbar zu machen und nicht durchzubilden verstanden, ist nun unsere wertvollste Kraftquelle.

* * *

Die Überschätzung des Staates und Unterschätzung des Volkszusammenhanges, diese eigentümliche Blickeinstellung, bei welcher der Staat das Volk verdeckte, hat, nächst den verhängnisvollen Wirkungen nach innen, am verheerendsten gewirkt in unserem Verhältnis zu unseren engsten Verbündeten. Das Bündnis war aus einer lebendigen, geographisch-geschichtlich begründeten politischen Notwendigkeit zu einem starren Dogma, einer Auswirkung des Trägheitsgesetzes geworden. Der Inhalt des Bündnisses hatte sich seit 1878 vollkommen gewandelt — die wilhelminischen Geheimräte und Staatssekretäre hatten das nicht gemerkt. Von den Parlamentariern jener Zeit, denen Außenpolitik wohl so etwas wie ein nicht für sie passender hoher Sport bedeutete, ganz zu schweigen. Man war noch immer mit dem Österreich der achtziger Jahre verbündet, mit jenem Donaustaat, der sich bei Taaffeschem Fortwursteln wohl befand, ohne daß noch die tiefe Tragik dieser späten und ermattenden Habsburger Methoden fühlbar wurde. Ja noch schlimmer: man war mit einem Österreich verbündet, das nie gewesen war; mit einem sagenhaften k. k. österreichischen oder gar k. u. k. österreichisch-ungarischen Volke. Hinter der noch immer stattlichen Staatsfassade verschwanden die Völker. Nichts hat dem Reichsdeutschen so viel Haß bei den nichtdeutschen Völkern der Monarchie eingetragen, wie die psychologische Tat-

sache, daß sie nicht für ihn vorhanden waren. Man könnte sie, wenn es noch Sinn hätte, beruhigen: das war nicht böser nationalistischer Wille, das war Blindheit.

Noch viel weniger als den Nichtdeutschen sah man ja den Deutschen der Monarchie. Der Österreicher, der Deutschösterreicher genannt und als solcher unterschieden werden wollte, kam bei den loyalen Preußen und Neudeutschen überhaupt in jenen Geruch des Hochverräters, den er von der Heimat her nur allzu gut kannte. Nur mit dem Unterschied: daß zu Hause, im Habsburgerstaat, der nur bestehen konnte bei möglichst vollkommener Paralysierung oder wenigstens Leugnung der nationalen Gegensätze, jene Hochverratsschnüffelei als Verteidigung des Staates Sinn hatte. In Preußen-Deutschland aber war man womöglich habsburgischer als Habsburg — aus lauter Loyalität, Nibelungentreue und blindem Bündnisglauben.

Woraus denn auch die habsburgische Diplomatie die ihr gemäßen Konsequenzen zog. Kaum von der Ententeseite wurde die wilhelminische Diplomatie mit so viel fast sportlich-leidenschaftlicher Ranküne betrogen, wie von der Wiener. Nicht in großen Dingen, aber in jenen lebenswichtigen kleinen, die bekanntlich alle zusammen mehr Weltgeschichte ausmachen, als in den Entscheidungen nach außen hin sichtbar wird.

Hätte das offizielle Deutschland Österreich-Ungarn so gekannt, wie es von der Entente gekannt wurde, dann hätte es die Grundlagen seiner Politik um jeden Preis anders gestaltet, ehe es sich zu dem Kampf mit der Welt drängen ließ.

* * *

Die Deutschösterreicher wußten zum Teil, wie es um Österreich stand. Aber ihr Verhängnis und das Verhängnis ihrer Funktion war, daß sie wiederum Deutschland nicht genug kannten und in dem allzu engen Kreise ihrer gegenüber dem Gesamtdeutschtum immer provinziellen Existenz blieben. Derer, die ganz klar sahen, waren zu wenige, und diese wenigen wurden durch übereifrige Mitläufer diskreditiert. Es war nicht nur für Deutschösterreich, es war für Deutschland ein schweres Unglück, daß die Bewegung Schönerers teils entgleiste, teils verspießerte, und daß die sogenannten Deutschnationalen um Wolf mit ihrer inneren Halbheit und ihrem deutschböhmischen Provinzhorizont durch nahezu zwei Jahrzehnte die deutschösterreichische Politik repräsentierten. Die österreichischen Alldeutschen (sehr scharf zu unterscheiden von den in österreichischen Fragen besonders wild dilettierenden und trotz vereinzelter guter Ratgeber unselbständigen reichsdeutschen Alldeutschen) waren ursprünglich auf dem rechten Wege. Diese Hochverräter, die einen österreichischen Bundesstaat verlangten, hatten den richtigen Instinkt. Aber sie überschrien sich und entarteten unter der „Führung" von unfruchtbaren Raunzern, engstirnigen Ideologen und ehrgeizigen Dilettanten, nachdem Schönerer, doch auch im Letzten unzulänglich, sich verbittert zurückgezogen hatte. Die Kompromißmenschen, die „Nationalverbändler", die Berufsabgeordneten behielten das Feld. Die deutschösterreichische Politik wurde von den Kleinstadtstammtischen einerseits, von den jeweiligen Kabi-

netten und Kuhhandelsvirtuosen der k. k. Ämter andererseits dirigiert. Was dabei herauskam, ist heute dem Kurzsichtigsten sichtbar. Nur durch mindestens gleich schlimme Unzulänglichkeit konnten die Sozialdemokraten es verhindern, daß nicht schon während des Krieges, noch mehr nach dem Zusammenbruch die bürgerlichen Parteien den letzten Wähler verloren.

Aber man muß natürlich tiefer sehen. Die persönliche Halbheit und Unfähigkeit sehr vieler leitender deutschösterreichischer Politiker von der nationalgesinnten Seite war ja selbst nur wieder Symptom. Es war Überfluß an sehr tüchtigen und begabten Menschen unter den Deutschösterreichern. Aber konnte einer von ihnen in die Atmosphäre des Wiener Parlaments gelangen? Und wenn er dahin kam: konnte er dort etwas wirken?

Sie alle, auch die tüchtigsten unter ihnen, waren in einen Kreislauf des Verhängnisses eingeschlossen, der jedes freie Handeln, wenigstens nach Ausbruch des Krieges, unmöglich machte. Sie waren Sklaven des Bündnisses.

Immer wieder waren sie von Deutschland, das sie gern und ursprünglich als die eigentliche Führung anerkannt hätten, auf die Treue zu Habsburg verwiesen worden. Zwar war dieser Wunsch eine Utopie. Man kann nicht ohne Gefahr des Verblutens einem Herrn Treue halten, der nichts gibt, sondern nur nimmt. Habsburg war nach der ganzen Lage der Dinge selbst wieder gezwungen, sich nur noch auf Kosten der Deutschen zu erhalten. Die staatserhaltende Kraft der Deutschen war das Letzte, wovon Habsburg noch zehren konnte, nachdem die übrigen Nationen alle irgendeiner Irredenta sich verschrieben hatten: Italiener, Rumänen, Polen ihrer nationalstaatlichen, die Tschechen der panslawistischen, die freilich nur ein Vorwand für die werdende Entente war, selbst die Ruthenen der russischen. Alle diese Nationen ließen sich einstweilen ihre „Loyalität" teuer abkaufen. Das Zahlungsmittel waren Stücke aus dem deutschen Besitzstand. Freilich war das ein Raubbau. Die Rechnung war sehr einfach und hätte selbst einem deutschen Diplomaten der wilhelminischen Zeit einleuchten können: wenn jenes Zahlungsmittel und die staatserhaltende Kraft der Deutschen aufgebraucht war, so war der österreichische Staat erledigt. Statt dieser klaren Rechnung ließen die reichsdeutschen Staatsmänner die blendende Fassade und die wilhelminischeste aller Phrasen von der Nibelungentreue auf sich einwirken und ergingen sich, wie z. B. Riezler in seinem Buche, in mystischen Weissagungen: dieses Staatsgebilde werde noch späte Staatsmänner durch seine Lebenskraft überraschen. Austria erit in orbe ultima. A. E. I. O. U. Glanz und Klang einer ein Jahrtausend alten Herrschaft, die nie Kraft und Heldentum, aber immer Überlegenheit, spielerische Formel, Ausgleich, höchste menschen- und völkerkennerische, jesuitisch-raffinierte Weisheit war. Bis auch diese Weisheit ermattete und nur der spielerische Zynismus, alte Virtuosität des halben Lügens und schwarzgelbe Diplomatie übrig blieb: parodiert von einem grotesken Dilettanten des Lügens, von Karl, dem Mann der Zita.

* * *

Der alte und ursprüngliche Sinn Österreichs war: Kolonisation. „Schaffung eines Grenzbezirks, der wehrfähig vom Osten trennt und kulturell zu ihm hin vermittelt" (Deutsche Arbeit, Novemberheft 1914, Mehr Güter oder mehr Menschen?). Diese alte Aufgabe Österreichs lebte vorübergehend im Weltkrieg wieder auf. „Dieser Aufgabe wegen lebt und verjüngt sich Österreich-Ungarn in unseren Tagen. . . . Dieser Grenzschutz, der neugewendete alte Ostmarkgedanke ist uns Deutschösterreichern zumal Kampfideal" (ebenda).

Habsburg war so lange notwendiges Werkzeug der Geschichte, als es dieser Aufgabe diente: Mitteleuropa nach Osten und Südosten vorzuschieben, seine Balkanisierung zu verhindern. Dieser Aufgabe diente es, trotz alledem, wenn auch mit abnehmenden Kräften und schwindender Treue, bis hoch in die Regierungszeit Kaiser Franz Josefs. Das war letzten Endes noch immer der Sinn seiner Aufgabe, wie er sie, mehr aus Tradition als aus eigener Einsicht, verstand. Mit dieser Überlieferung lebte und starb Habsburg. Nichts anderes und vor allem: nichts Besseres konnte an Habsburgs geographischer und geschichtlicher Stelle sein, keine tauglichere Organisation, als der in Jahrhunderten geübte und erlernte Ausgleich zwischen den kleinen Völkern von Prag bis Hermannstadt. Die Frage, ob diese Organisation deutsch war, greift daneben. Diese Organisation war in Zeiten entstanden, in denen der moderne Begriff der Nation, der Volkheit noch nicht geahnt wurde. Die Entwicklung der neueren nationalen Idee durfte für diese Organisation des Südostens nicht vorhanden sein. Die Tradition mußte stärker sein als die Gegenwart: sonst konnte die Donaumonarchie nicht leben. Österreich starb eigentlich schon 1813. Immerhin lebte es ein Jahrhundert lang. Und die Tragik der Deutschösterreicher bestand darin: daß sie gegen dieses Sterben, das sie nicht aufhalten konnten, und das sie im Grunde herbeisehnten, ihre besten Kräfte einsetzen mußten — während die Nichtdeutschen es nicht nur in Ruhe abwarten, sondern sogar noch reichlich zu ihrem Vorteil ausnutzen konnten.

Beide des Bündnisses mit Deutschland wegen. Die Deutschösterreicher schützten, die Nichtslawen bekämpften nicht nur Österreich um seiner selbst willen, sondern als den mit Deutschland verbündeten Staat.

Das Bündnis wiederum aber konnte für Österreich und seine Völker nur Sinn haben, wenn es den Sinn Österreichs stärkte und stützte. Das Bündnis stand und fiel mit der Frage: Dient es der alten Kolonisationsaufgabe Österreichs, führt es ihr neue Kräfte zu oder half es, alte dafür sparen und organisieren?

Das Bündnis hätte dies alles bedeuten und mit sich bringen können, wenn es vom deutschen Volke wirklich als das erkannt worden wäre, was es war: als die Grundlage seiner europäischen Existenz, die man entweder pflegen oder ändern mußte, aber keinesfalls vernachlässigen durfte. Aber die besten Kräfte Deutschlands waren anderen Gebieten zugewandt, der wirtschaftlichen Expansion in allen Weltteilen, begleitet mehr als geführt von einer ziel- und uferlosen Allerweltspolitik, und der deutsche Imperialismus war nichts als eine Karikatur fremder Vorbilder, keiner organischen Entwicklung entsprossen, nicht den natürlichen Lebensbedingungen

des Volkes gemäß, sondern als Dekoration gleichsam, als Fassade einer im nationalen Sinne planlosen, unerhört schnell auf dem Grund deutscher Arbeitskraft und in der Sonne einer günstigen Weltkonjunktur gewachsenen Privatwirtschaft. Vor solchen Herrlichkeiten einer auf dem Wasser liegenden Zukunft verschwanden die mühseligen und keine schnellen Gewinne versprechenden Aufgaben im Südosten.

So hat Deutschland innerhalb des Bündnisses seine Aufgabe nicht erfüllt; ja schlimmer noch: es hat jene alte Aufgabe Österreichs in ihren Widersinn verkehren helfen. Es hat dazu geholfen, daß Österreich aus einem Schutzbezirk gegen den Osten dessen Einfallstor wurde, daß sein Jahrhunderte alter Bau, errichtet von deutscher Kolonisationskraft im Zusammenwirken mit fremden, an ihr erstarkten Völkern, nicht weitergeführt wurde, sondern daß dessen Bausteine vandalisch abgetragen und zum eil- und leichtfertigen Bau gebrechlicher und unwohnlicher neuer Staaten im Staate verwendet wurde. Das Bündnis hat als Deckung gedient für jenen paradoxen und unhaltbaren Zustand, in welchem Österreich, um zu bestehen, sich in zynischem Raubbau von seinen Völkern ausbeuten ließ, das erstarrte und mißverstandene Bündnis hat die ohnehin ermattenden und überlasteten Kräfte der Deutschösterreicher gelähmt, hat ihnen Rücksichten in ihrem Lebenskampfe auferlegt, die tödlich für sie waren.

Es ist vielleicht kein ganz müßiges Beginnen, sich jetzt einmal vor Augen zu halten, wie selbst noch im Kriege manche reichsdeutschen Kreise zum Bündnis standen. Nicht um zwecklose nachträgliche „Schuldfragen" aufzurollen, sondern um zu zeigen, was tatsächlich mangelte und jetzt vor allem nachgeholt werden muß. Im Mai 1918 (Deutsche Arbeit, 17. Jahrgang, 8. Heft, Zur Bündnisfrage): „Die Zugeständnisse der österreichischen Regierungen an die Slawen gehen scheinbar das Deutsche Reich nichts an. Man durfte sich ja um keinen Preis in die inneren Angelegenheiten Österreichs mischen. Bisher wußte man nur: die Deutschen Österreichs verlieren eine Position nach der anderen, und zwar vor allem deshalb, weil sie politisch unfähig sind."

„Einer der kräftigsten Beweisgründe, den die „Objektiven" in Reichsdeutschland — wir wollen sie einmal so nennen, obgleich sie zum größeren Teile Parteidoktrinäre sind — gegen die Deutschösterreicher vorbrachten, war: die Deutschösterreicher sind zahlenmäßig und politisch viel zu schwach, um im Bündnis und im Staate die von ihnen beanspruchte Geltung zu haben. Und aus diesem Mißverhältnis zwischen Wollen und Können heraus werden sie verbittert und ungerecht. Hier, in diesem aus der flüchtigen Beobachtung geschöpften Urteil über die Deutschösterreicher sind sehr wesentliche Ursachen für viele schiefe Auffassungen der österreichischen Fragen in Reichsdeutschland gegeben. Namentlich werden alle liberal denkenden Kreise Deutschlands (von jenen Kreisen, die alles Deutsche um seiner selbst willen hassen, natürlich ganz abgesehen) durch jenes Fehlurteil irregeführt. In der Tat: stünde es so, kämpften die Deutschösterreicher wirklich, wie ihre nächsten Feinde behaupten, um die Erhaltung alter, ererbter, den jetzigen Leistungen und Kräften nicht mehr entsprechender Vorrechte und Machtstellungen, dann wäre ihre Stellung auf die Dauer

äußerlich und innerlich, dem Erfolge und dem Wesen nach unhaltbar. In Wahrheit ist es umgekehrt: die Deutschen Österreichs sind als Volk weit mehr durch ihr Beisammenwohnen mit anderen Völkern in ihrer völkischen Entwicklung gehemmt gewesen als diese. Die deutsche Sprache und Kultur herrschte in Österreich genau so lange, als das eigentlich völkische Leben bei den Deutschen so gut wie bei den andern noch nicht erwacht war, also etwa bis zum Jahre 1848. In dem Augenblick aber, da die Völker als solche in Österreich sich entwickelten, blieben die Deutschen als Volk im Hintertreffen. Daß sie zugleich Träger jener Sprache und Kultur waren, die außerhalb des Staates noch viele Millionen Menschen umfaßte und die diesen Staat aufgebaut hatte und zusammenhielt: davon hatten sie als Volk im Verhältnis zu den Leistungen und Pflichten, die ihnen daraus erwuchsen, sehr wenig. Daß aus ihren Reihen die besten Beamten, der größte Teil der Offiziere, die bedeutendsten Wirtschaftsorganisatoren dieses Staates hervorgingen, bedeutete mehr völkischen Verlust als Gewinn für sie. Alle diese Führer im Staate arbeiteten und arbeiten nicht im Sinne des neuen völkischen Egoismus, der für die andern Völker und ihre Angehörigen von Anfang an allein maßgebend war und ist, sondern im Sinne der alten staatlichen Überlieferung aus der Zeit unvölkischen, gesamtstaatlichen Denkens. Wenn man die Summe wirtschaftlichen, sozialen, biologischen und vor allem politischen Wachstums, die das deutsche Volk in Österreich, seit es als Volk besteht und sich fühlt, abwägt einerseits gegen seine Leistungen für den Gesamtstaat, die ebensogut also den andern Völkern zugute kommen, andererseits gegen das Wachstum der andern Völker, die, seit sie erwachten, vom deutschen mitzehrten: dann muß es jeden wahrhaft objektiven Beobachter wundernehmen, daß nicht die Kraft des deutschen Volkstums in Österreich schon völlig verbraucht ist von dem Raubbau, der mit ihr getrieben worden ist. Man muß — dieser Krieg hat es am besten gezeigt, in dem die Deutschösterreicher nicht nur fast die gesamte positive Leistung des Staates zu bestreiten, sondern auch die negative der andern aufzuwiegen hatten — die Kraftfülle gerade der Deutschen in Österreich bewundern. Freilich äußert sie sich „nur“ wirtschaftlich, biologisch, kulturell, militärisch; nicht politisch-parlamentarisch und — nicht in der Presse. Die einseitige Vernachlässigung des politischen Lebens und der Presse, die sich die Gebildeten in Österreich (ebenso wie in Deutschland) in den letzten Jahrzehnten zuschulden kommen ließen, hat sie der besten Früchte ihrer Arbeit auf anderen Gebieten beraubt — von dem, was ihnen durch die auch deutsch redenden Patentösterreicher wie Hermann Bahr, Lammasch, Hanslick usw. an Geltung nach außen hin genommen wird, ganz zu schweigen. Jedenfalls haben diese Mängel ein ganz falsches Bild von Deutschösterreich nach außen erzeugt. Es hat seine Kräfte (die freilich durch die Opfer des Krieges furchtbar gelitten haben) noch nicht gesammelt zu politischer und öffentlicher Vertretung. Mit dem Augenblick aber, da es gelänge, die Gebildeten Deutschösterreichs, etwa durch neue große gesamtdeutsche außenpolitische Ziele, für die Politik zu gewinnen (oder da man die außenpolitischen Lebensgrundlagen der Monarchie etwa antasten

wollte), würde es eine Kraft erweisen, die man ihm bei seiner jetzigen Vertretung durch die Parteien und die Presse nicht zutraut."

„Dies den ‚Kennern' Österreichs zur Beachtung, die sich urplötzlich, da ‚Mitteleuropa' in Mode kam, an den unwahrscheinlichsten Stellen Reichsdeutschlands aufgetan haben. Mit denen unter ihnen, die bewußt und planmäßig, aus reichsdeutsch-innerpolitischen Gründen oder aus Salonbolschewismus oder aus persönlichem Strebertum den Deutschösterreichern bei jeder Gelegenheit in den Rücken fallen, abzurechnen, ist leider noch nicht die Zeit gekommen. Auch mit jenen Reichsdeutschen, die, von ihrer Parteibrille gehindert, im besten Glauben die Deutschösterreicher schulmeisterlich schädigen, kann man erst später aufrichtig reden. Wie denn überhaupt die offene erschöpfende Aussprache über all den Wust von Mißverständnissen, Unverständigkeiten und Böswilligkeiten, der sich auf diesem Gebiete aufgehäuft hat, erst nach dem Kriege geleistet werden kann. Vielleicht wird sich später einmal an diesem Prüfstein: wie standest du im Weltkrieg zu den Auslanddeutschen, zumal zu den Deutschösterreichern — erweisen lassen, wer sich mit Recht ein Deutscher nennen darf. Auch alle jene Nur-Reichsdeutschen, die alles Auslanddeutsche ausschließlich unter dem Gesichtswinkel sehen können: was nützen sie dem Reich? werden dann noch schnell umlernen müssen, wenn sie sich nicht außerhalb der wahrhaft nationalen Gemeinschaft stellen wollen. Für heute möchte ich nur in Kürze auf eine besonders rührige Gruppe hinweisen, die in Reichsdeutschland um eine große Zeitung (die Vossische) und einen geschickt arbeitenden Verlag versammelt sich bemerkbar macht. Sie haben etwa folgendes Programm: Österreich wird (und muß werden) eine Föderation von slawischen Staaten. Deutschland muß, um diese künftige Föderation zum Bundesgenossen und als Brücke zum ebenfalls verbündeten Rußland zu behalten, also die Slawen als die Stützen des Bündnisses gewinnen und die bisherigen Stützen des Bündnisses, die Deutschösterreicher (und doch wohl auch die Magyaren!), preisgeben. Denn eine ‚vernünftige Berücksichtigung der deutschösterreichischen Interessen' ist mit dem slawischen Föderativstaat, wie ihn die Slawen wollen, unvereinbar, die ‚deutschgegnerische Färbung und Gefahr' ist ihm nicht zu nehmen. Hier können sehr kluge Leute irregehen, wenn ihnen die unmittelbare Kenntnis des Lebens fehlt, das sie redigieren wollen. Wenn freilich Czernin für diese Anschauungen als für sein innerpolitisches Programm gerade in Reichsdeutschland warb, so — wußte er warum. Aber darüber wird man später noch mehr zu sagen haben. Einstweilen wird es sich darum handeln, den positiven Gehalt des Bündnisses zu mehren.

Es ist ganz nützlich, an solche jüngste Vergangenheit zu erinnern.

* * *

Vielleicht wäre zu einem Ausbau des Bündnisses in diesem Sinne noch 1915 nach der Offensive von Gorlice Zeit gewesen. Damals sehnten alle Kreise in Österreich, Heer und Volk von oben bis unten, die Führung Deutschlands herbei. In Deutschland aber regierte Bethmann, und das Heer befehligten Generäle, die das

wichtigste militärische Erfordernis des Krieges: den gemeinsamen Oberbefehl nicht durchsetzen konnten. Bei dem kolonisatorischen und psychologischen Unvermögen norddeutscher Beamter wäre übrigens auch jeder Versuch, Österreich-Ungarn zu führen, gewagt gewesen. Man kannte es ja nicht, und wo man es kannte, wußte man nichts mit dieser Kenntnis anzufangen.

Zu der erlösenden Tat, die in der Vorkriegszeit nicht getan wurde, reichten im Kriege die Kräfte nicht mehr. Im Südosten erreichten die Sieger mehr, als ihnen lieb war: Österreich-Ungarn zerfiel. Die großdeutsche Idee erstand neu.

* * *

Sie wurde von der Revolution, deren einziges Positivum sie hätte sein können, zunächst natürlich verdorben. Die Revolutionäre entstammten ja einer Partei, die aus Grundsatz von Außenpolitik nichts verstand. So benahmen sie sich auf diesem Gebiete wilhelminischer, als der unselbständigste Geheimrat, und töteten zunächst einmal durch ihre Verständnislosigkeit den großen Anlauf Deutschösterreichs, das sich zu einem Bestandteil der deutschen Republik erklärt hatte. Man fürchtete damals bekanntlich die Besetzung des Saargebiets, wenn man sich allzu deutlich für den Zusammenschluß mit Deutschösterreich erkläre. Man ließ Frankreich Zeit, die billige Wiener „große" Presse zu kaufen und den Plan der Donauföderation zu propagieren. Also, daß die sozialdemokratischen Verfechter des Anschlusses in Österreich in den verantwortlichen amtlichen Stellungen Angst vor ihrer eigenen Courage bekamen und nun ihrerseits den rechten Augenblick versäumten. Es wurde sehr viel dilettiert in dieser Lebensfrage der deutschen Nation, von weltfremden Ideologen und Professoren, Vereinsmeiern und Privatpolitikern, ehrgeizigen Abgeordneten und Wirtschaftsinteressenten. Eine Führung fehlte auch auf diesem Gebiete vollkommen. Partei- und Sonderinteressen spielten dazwischen, Zersplitterungen, persönliche Verstimmungen, Mißverständnisse störten, es rächte sich jetzt erst mit voller Wucht die geringe Vorbereitung Deutschlands, seine schlechte Verbindung mit Deutschösterreich, seine mangelhaften Kenntnisse. Die schwarzgelben Beziehungen waren erledigt, viele von den alten politischen Größen verschwunden, zu jenem unbekannten Deutschösterreich aber, das den ganzen Krieg über der Träger des Bündnisses, der freiwillige Helfer Deutschlands gewesen und jetzt die Haupttriebkraft des großdeutschen Gedankens war, zu dem materiell fast zugrunde gehenden deutschösterreichischen Mittelstand fand man erst allmählich den Weg. Die alten Irrtümer wirkten weiter. Wiens Bedeutung und die der Wiener Presse wurden weiter überschätzt, mit lauter Agitation, leerem Demonstrieren, Festen und Versammlungen kostbare Zeit und viel besser brauchbarer Wille vertan, ernste Arbeit kaum irgendwo geleistet. Die ganze Anschlußbewegung blieb im Stil der Revolutionszeit: ohne politische Linie, schwankend, improvisiert, schlampig, zufällig und halb. Erst dadurch, daß mit ernsthaften Führern in der österreichischen Provinz Fühlung und Zusammenarbeit zustande kam, ist allmählich jene Notgemeinschaft gewachsen, die nötig ist, um ein deutsches Lebensproblem

nicht nur geistreich, spielerisch und vielgewandt zu paraphrasieren, sondern zu lösen. Die Tiroler Abstimmung war die erste Tat in der Anschlußbewegung seit der Erklärung der österreichischen Nationalversammlung vom 12. November 1918. Sie hat eine weit über den unmittelbaren politischen Erfolg hinausreichende moralische Bedeutung.

* * *

Mit dem Zerfall Österreichs stand Deutschland unmittelbar jenen Lebenstatsachen gegenüber, die es sich hatte von der k. u. k. Fassade verdecken lassen: den Völkern. Und die Aufgaben, um die sich das wilhelminische Deutschland so harthörig herumgedrückt hatte, mit dem Vorwand der Nichteinmischung, sind nun nicht mehr zu vermeiden: die Auseinandersetzung mit den kleinen Völkern unmittelbar. Und was man, allzu passiv, durch die Donaumonarchie nicht versucht hat, muß man nun Stirn gegen Stirn mit ihren Völkern versuchen: die Organisation des heillos balkanisierten Mitteleuropa.

Die Gründung der neuen Nationalstaaten hat gewiß nicht nur zerstört, sie hat auch Hemmungen und Täuschungen beseitigt, die der neuen und lebendigen Organisation des Südostens gegenüberstanden. Habsburg hatte ja hemmen müssen, um leben zu können. Es hatte dem reichsdeutschen Bundesgenossen und der Welt loyale Tschechen, befriedigte Südslawen, überglückliche Ruthenen vortäuschen müssen und diese Völker den Mächtigen seines Reiches, den panslawistischen Agitatoren, den Prager Advokaten und tschechischen Feudalen, den Magyaren und Schlachzizen ausgeliefert. Und diese Völker konnten andererseits sich selbst von aller Verantwortung für ihr Versagen, für ihre Korruption und ihre Unzufriedenheit lossagen und alle Schuld auf den schlechten Vormund in Wien schieben oder gar auf den großen deutschen Nachbar, auf den in Wien heimlich als auf den eigentlichen Schuldigen gedeutet wurde. Jetzt fielen alle Ausflüchte: die Völker hatten für sich selbst zu sorgen. Denn die Hilfe der Entente erwies sich nach dem ersten Siegestaumel als ziemlich wertlos. Selbst die Tschechen können nicht von dem Handel mit Frankreich leben, sondern nur von dem mit Deutschösterreich und Deutschland; die Südslawen, die Ungarn, die Rumänen suchen noch viel deutlicher die wirtschaftliche Anlehnung an Deutschland. Und Deutschland steht mit unsäglich geschwächten Kräften, unter ungünstigsten Bedingungen vor der alten Aufgabe: der Organisierung, Kolonisierung des Südostens.

* * *

Es mag utopisch klingen, im Sommer 1921 von Kolonisationsaufgaben des Deutschtums zu sprechen. Zunächst: diese haben nichts mit alldeutscher Agitation und Maulgermanisierung zu tun. Nicht der deutsche Staat und nicht eine innerpolitisch bestimmte Auffassung von diesem Staate steht hinter dem, was im Südosten als Kolonisation wirken soll, sondern das deutsche Volk als Kultur-, Wirtschafts- und Organisationskraft. Im Südosten leben außerhalb des Staates in den neuen

Staaten Millionen von Deutschen. Sie sollen nicht vom Reiche aus gewonnen und bearbeitet werden, nur ihr eigener, aus ihren Verhältnissen gewachsener Wille soll maßgebend sein. Diesen zu stützen hat freilich die Volksgemeinschaft die Pflicht, namentlich wenn es um Tod und Leben der betreffenden deutschen Minderheit geht. Ihren Schutz haben internationale Verträge verbürgt, diese werden schmählich verletzt, das Recht muß von den Deutschen selbst für die Deutschen verteidigt werden.

Aber mehr als das. Keiner der neuen Staaten (die sich übrigens, soweit sie auf seiten der Sieger waren, imperialistisch übernommen haben) kann ganz auf sich selbst stehen. Sie alle brauchen die Verknüpfung mit der Weltwirtschaft. Als Sonderkörper für sich sind sie gegenüber deren heutigen Dimensionen zu klein. Sie brauchen eine größere Einheit als Vermittlung. Frankreich möchte diese Einheit schaffen und führen, sein Traum ist die Beherrschung nicht nur Süddeutschlands, auch des Südostens. Es hat diesem Traum schon Millionen geopfert; er ist haltlos. Schon deshalb, weil er mit anderen als rein imperialistischen Mitteln nicht durchzuführen ist. Alle natürlichen geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen widerstreben einer französischen Führung, drängen auf die Zusammenarbeit mit Deutschland. Deutschland bedarf keinerlei imperialistischer Hilfe, die ihm jetzt mangelt, es braucht nur Raum zur Leistung dessen, was vor allem die Nachbarvölker im Südosten von ihm fordern. In erster Linie handelt es sich jetzt um Wirtschafts- und Organisationsaufgaben. Die östliche und südöstliche Richtung für das deutsche Wirtschaftsleben, die die Deutschösterreicher so lebhaft seit langem fordern, wird, reichlich spät und langsam, von den deutschen Wirtschaftsorganisatoren eingeschlagen. „Ungeheure Kapitalsanlagen sind durch den Krieg als falsch erwiesen worden: deutsche Ansiedler in Bosnien und Galizien aber, die schon mit ihren schwachen Kräften von großer Bedeutung für die Kriegswirtschaft und Kriegführung sich erwiesen, konnten die bescheidenen Gelder, die sie zum Ausbau ihrer gesunden Kolonisation brauchten, nur mühsam, teuer und unzulänglich beschaffen" (Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa. Diederichs, Jena 1915). Statt die freiwilligen Agenten der deutschen Wirtschaft im Südosten, die Grenz- und Auslanddeutschen zu stützen, arbeiteten deutsche Banken deutschen Interessen entgegen und deutschfeindlichen Geldmächten in die Hand. Das war einträglicher — privatwirtschaftlich. Volkswirtschaftlich unerhört kurzsichtig. Tschechen und Polen wußten es besser, die Zivnostenska banka in Prag wurde eines der wichtigsten Mittel beim Aufbau des tschechischen Staates. Wir brauchen eine Wirtschaftsgesinnung, die über die privatwirtschaftliche Verantwortung noch die Verantwortlichkeit gegenüber der Volksgemeinschaft setzt: wird diese Wirtschaftsgesinnung allgemein, so ist sie auch privatwirtschaftlich fruchtbarer, als die planlos individualistische, in der wir namentlich seit 1870 leben. Hier ist eine der wichtigsten Proben darauf, ob unsere Wirtschaftsführer wirkliche Führer sind.

* * *

Auf rein kulturellem Gebiet sind nicht minder wichtige Aufgaben gestellt. Einmal gilt es, die Deutschen im Fremdland enger mit dem Gesamtdeutschtum zu verbinden. Diese Arbeit bedeutet ein eigenes großes Gebiet für sich. Daneben beschäftigt uns im Südosten eine besondere Forderung: wir müssen auch unsere fremden Nachbarvölker im Südosten besser kennen lernen und uns mehr mit ihnen beschäftigen. Die österreichischen Kräfte haben auch auf diesem Gebiete nicht genügt und genügen jetzt noch weniger. Die Intelligenz der kleinen Völker war von jeher übermäßig zahlreich und unbefriedigt. Ihr fehlte der Widerhall, das große europäische Publikum, die Kritik, die Maßstäbe, die Wirksamkeit. Die Tschechen, Südslawen, Polen, Ungarn, Rumänen suchten und fanden solchen Widerhall bei den Franzosen. Freilich können wir mit dem Reiz der westlichen Zivilisation gerade bei den slawischen Völkern namentlich jetzt nicht in Wettbewerb treten. Wir wollen das auch jetzt weniger denn je, zumal dort, wo wir es mit verborgenen oder offenbaren Feinden zu tun haben, wie bei den Tschechen und Polen. Aber einmal gibt es bei den kleinen Völkern, namentlich bei den Ungarn und Serben, wirkliche Freunde der deutschen Kultur. Und dann: gleichgültig in welchem Sinne, wir müssen uns mehr mit dem geistigen Leben dieser Völker bekannt machen, ihre Sprachen häufiger lernen, ihre Zeitungen und ihre Literatur beachten, sei es auch nur um sie zu beobachten und zu überwachen. Damit, daß sich das Bildungsleben der kleinen Völker vor einer breiteren Zuhörerschaft abspielte und von dieser zugleich überwacht würde, würde es viel von jener hysterischen Verhetztheit und größenwahnsinnigen Unsicherheit, jenem Ressentiment verlieren, das es durch seine Enge und Abgeschlossenheit bekommen hat, und das selbst bei den an die Entente angeschlossenen und von ihr geförderten Siegern nicht verschwunden ist.

* * *

Die natürlichen Helfer, Vermittler, Lehrer sind im Südosten die aus früheren Kolonisationszeiten ansässigen Deutschen. Das Verständnis für ihren Wert wächst ja erfreulicherweise in Reichsdeutschland. Und damit auch das Verständnis für den Südosten, seine Möglichkeiten und Aufgaben. Kein Volk kann gedeihen ohne Aufgaben über sich selbst hinaus, ohne Kolonisationsmöglichkeiten in diesem Sinne. Daran, daß wir unsere Kolonisation planlos verzettelten, daß wir, als Volk wachsend mit ungeheurer Schnelligkeit, nur für den augenblicklichen Erwerb, nicht unsern Vätern gleich für eine planmäßige Erweiterung der Heimat, für neue Wurzeln in der Welt sorgten, sind wir gescheitert. Statt dort, wo uns Geschichte und natürliche Lage unsere nächsten Aufgaben wiesen, unsere besten Kräfte einzusetzen, in gut deutscher, zäher, langsam und organisch aufbauender Art, gemeinschaftzeugend und sachlich, haben wir, durch die kapitalistisch-individualistischen Möglichkeiten des Zeitalters verwirrt und unserem Wesen entfremdet, ohne politischen Plan den leichtesten und größten Gewinn in Gebieten gesucht, die uns ohne Kampf im Augenblick verloren gehen mußten. „Wir schwankten zwischen einer Volkspolitik, wie sie in der

Richtung unserer älteren geschichtlichen Überlieferung gelegen hätte, und zu der auch Bismarck Ansätze im Bündnis mit Österreich-Ungarn geschaffen hatte — und einem im wesentlichen richtungslosen Imperialismus neuester Herkunft, der bei unserem Kraftüberschuß zwar nicht ganz unfruchtbar bleiben, aber doch nicht dauernd der alleinige Mittelpunkt unseres staatlichen Strebens werden konnte.“ (Krieg und Kolonisation. Callwey, München 1915.) Der Ausgang des Krieges hat uns nicht nur die richtungslosen, er hat uns zunächst alle Wege verlegt, und der Zweifel muß noch überwunden werden, ob wir nicht überhaupt ersticken müssen. Gelangen wir aber wieder dazu, unsere Arme gebrauchen zu dürfen, dann harrt unserer im Südosten wichtigstes Werk. Die Arbeit, die dort getan werden muß, um Europas willen, wenn es nicht zugrunde gehen soll, kann niemand tun als wir. Man braucht uns im Südosten. Darin liegt zugleich unser Recht auf Arbeit und vielleicht ein gut Teil, auch den Feinden erkennbar, unseres Rechtes auf Leben und Wirksamkeit überhaupt. Darin liegt aber auch ein mächtiger Zwang, uns endlich auf unsere wesentlichen Aufgaben in der Welt zu besinnnen und wie ein Mann nach den vieles versuchenden, schwankenden, verschwenderischen Jünglingsjahren uns auf das zu sammeln, was vor allem not tut.

Nach Ostland wollen wir fahren!

Von

Hermann Albrecht

Die Zukunft decket Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke.
Doch ungeschrecket dringen wir vorwärts.
Und schwer und ferne hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.
Doch rufen von drüben die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben die Kräfte des Guten!
Hier flechten sich Kronen in ewiger Stille,
Die sollen in Fülle die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!

Goethe, Symbolum.

Wir schreiben dieses Wort an den Eingang zum Berg unserer Läuterung. Unter uns liegt die Hölle, der alle Hoffnung fernbleibt; über uns wölbt sich der Himmel, der jede Hoffnung erfüllt. Unsere Fahrt beginnt zwischen beiden: in der Dämmerung, der Scheide von Nacht und Tag; im wandernden Strom zwischen ewigen Ufern, an der Grenze, die Alter und Jugend, Westen und Osten trennt. Sprecht von Inferno, Bad und Läuterung, gebt der Kluft einen Namen, welche die Wasser umschließt und der hohen Brücke, die darüber geht: alles ist Symbolum, alles ist Gleichnis. Der Sieger bestimmt den Namen der Schlacht. Wir aber, die wir den Lauf durch die Arena unseres Lebens kaum begonnen haben, sollten schweigen. Wenn unser Tagewerk beendet ist, wenn die einen das Ziel erreichten, die anderen den Preis schon erblickend noch vorher, ungekrönt, auf der rechten Bahn überwunden sind, dann mag einer aufstehen und von der Fahrt nach Ostland singen. Er wird uns alle überragen, aber doch bleibt er ein Kind unserer Sehnsucht. Er wird unser Herzog sein, nicht denkbar ohne die Wahl unserer Stimmen. Er ist die wundervoll erbaute Kapelle auf dem Gipfel des Kalvarienberges, doch nicht erreichbar ohne den Umweg über die ungezählten Stationen unserer Leiden. Wo gibt es Auferstehung ohne Opfer und Tod, wo künden Engel das Ereignis der Weihnacht, wenn nicht Hirten wachen und warten? Wer vermöchte ein Erntefest zu feiern ohne die Fruchtbarkeit ungezählten Samens? Laßt uns, ihr Freunde und Ostlandfahrer, den Sinn unserer einfältigen Arbeit bedenken, hoffen wir unerlöst auf Erlösung. Wer wanken will, richte sich an dieser Hoffnung auf, wer müde wird, lasse seine Augen hell werden im Glanz, der über dem guten Ende liegt. So kommt uns das Ziel entgegen, so baut es sich in unseren Weg, in unser Ostland ein, so sind wir, noch

säend, der Frucht gewiß. Und wenn dann jenes ewige Lied unserer Wanderschaft geschrieben wird, dann sind wir Geringen Wort, Zeichen und Vers, oder die Pause zwischen den Zeilen, Stimme und Stille im höheren Chor.

Was heute gesagt werden kann, mag zu diesem Lied ein suchendes und unvollkommenes Präludium sein. So öffnet ein bescheidener Vorspieler ehrfürchtig sein Instrument, fährt mit den Händen über Tasten und Register, legt die geschriebenen Noten beiseite und geht dann gemessen an die Brüstung der Empore zurück, die Gemeinde zu suchen. Die Bankreihen sind dicht besetzt, unter hohen Bögen in schmalen Gängen drängt sich das junge Volk. Es muß ein Totenfest sein; denn welche Feste zwingen sonst noch zu Stille und Besinnung? Die Gesichter zwischen den Bänken erscheinen im matten Schimmer der Kerzen trotz ihrer Jugend müde und krank. Die Haltung ist gezwungen, voll Unruhe, der feierlichen Stille ungewohnt. In den Augen flackert Angst, als spukte um die Pfeiler im Helldunkel das Gespenst des Todes und verberge einen Freund, einen Nebenmann, den guten Kameraden, der nicht da ist und nicht da sein kann, weil sein Leib irgendwo in fremder Erde liegt. Über der schweigenden Gemeinde lastet der Ernst einer Generation, in deren Jugendtänzen der Tod der Partner war, die keinen Ausweg aus Ketten und Zweifeln findet. Kaum weiß sie, wem diese Totenfeier gilt, allein den gefallenen Brüdern im Feld, oder dem eigenen Leben mit seinem hart erkämpften Wert: Heimat und Volk. —

Wer jetzt das Vorspiel zu beginnen hat, scheut sich, das klingende Werk einzuschalten, so sehr erdrückt ihn die eigene Unfähigkeit, die Linien eines Chorals auch nur anzudeuten, der einer solchen Gemeinde nicht allein würdig sei, sondern auch Trost und gewisse Zuversicht in verstörte Herzen senkte. Totenfeste folgten einander in endloser Reihe Jahr um Jahr. Man versuchte, ihre Trauer durch die Freudigkeit des nahen Advents zu überwinden, dessen uralte Melodien schon in die Vertrautheit unserer Kinderstuben leuchteten. Das reicht jetzt nicht mehr aus; wir sind an unsern ersten Träumen irre geworden. Die alten Akkorde erbrausen erst dann wieder in unbesieglicher Kraft, wenn sie zu neuem Lied geformt, neue Bilder schaffen, Länder erfüllen und Adventsfeuer entzünden, die, der gewaltigen Majestät des Todes ebenbürtig, jene Dunkelheit erhellen, die über der Welt, Europa und dem deutschen Lande ausgebreitet liegt.

Ein neues Lied wir heben an! Geduld, es wird vollendet, wenn auch wir selbst über die Variationen des Vorspiels nicht hinauskommen. Als treustes Vermächtnis mag der sterbende Mund unseren Kindern die ungesungenen Melodien hinterlassen. Oktaven umklammern Wälder, Wiesen, bestelltes Land. Läufe wirbeln in unbegreiflichem Chaos der Schöpfung, jagen in Hast und Begierde, suchen Richtung und lenken endlich, im Aufgang der Sonne, in die alte Streit- und Wanderweise zurück. Nach Ostland wollen wir fahren!

* * *

Das Herz Europas hat zwei Kammern. Die westliche ist das Deutsche Reich in seiner heutigen Gestalt, leidend an überstarkem Andrang des Blutes. Zwanzig Millionen Deutsche müssen hier verhungern, oder ihre überschüssige Kraft fließt in die östliche Herzkammer hinüber, die an deutscher Blutleere krankt. Das Herzleiden Europas, der Weltkrieg, dessen erste Phase in Versailles endet, dessen zweite in Versailles beginnt, hat keinen anderen Grund. Das junge deutsche Blut drängt nach der östlichen Herzkammer, will Leben erhalten und Leben schaffen, und die Heilung wäre so leicht. Aber die Ärzte Europas wollen nicht sehen und richten in ihrem Unverstand ganz Europa zugrunde, das wiederum nach Wert und Lage das Herz der Erde ist. Die Pariser Fakultät, das Genfer Kollegium schnürt immer enger die deutsche Herzkammer ein, läßt das Blut stocken, ja vergrößert noch den Andrang durch den Gegendruck des polnischen Assistenten, der eine halbe Million Deutsche über die Westgrenze zurücktreibt.

Das grausame Bild predigt den Tod, oder — wenn uns die Wahl noch verstattet ist — die Abkehr von westlerischer Weisheit, die Durchdringung der Scheide, die Osteuropa vom Abendland trennt. Die deutsche Ostmark, jenes Ostelbien, dem wir geistig die deutsche Romantik, staatlich das neue Deutsche Reich verdanken, ist längst ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Herzkammer geworden. Wer möchte heute wagen, das Kolonialland Preußen, das göttliche Ergebnis der vorbildlichen Diffusion eines vergehenden Jahrtausends, nicht deutsch zu nennen? Wer gedenkt nicht — um nur die Sterne erster Größe zu erwähnen — der stolzen deutschen Reihe von Herder und Kant über Bismarck bis zu den größten Feldherren des letzten Krieges, die in Posen geboren wurden? Wenn wir diesen Namen die Männer des Westens entgegensetzen, die dem Deutschland der Parteien und der Knechtschaft die Verfassung gaben, dann wird es augenfällig, wo der November herbstet, und wo der Frühling revoltiert. Das sei keine Verkennung der jungen Kräfte, die heute und morgen zur Wacht am Rhein berufen sind. Wie im Weltkrieg der durch blutige Opfer hochgetürmte Wall im Westen den Vorstoß nach Osten ermöglichte, so steht auch jetzt die westliche Nachhut unserer Generation in den Reihen der Ostlandfahrer, wie vor Zeiten, als von Westen her Hanseaten und Ordensritter, Bürger und Bauern über die Elbe zogen. Letzten Endes sind diese Ostfahrten nur die Reaktion auf die große Völkerwanderung, die sich in umgekehrter Richtung bewegte und aus noch unerforschten Gründen den Germanen aus seiner Heimat zwischen Bug und Weichsel nach dem westlichen Europa trieb. Das Problem der östlichen Kolonisation ist nur von allen deutschen Stämmen zu lösen. Es ist ein Problem nicht der Breitengrade, sondern der Entscheidung. Daran, daß sie am natürlichen Kreislauf des Blutes teil hat, unterscheidet sich die Jugend, die leben will, vom Alter, das sterben sollte. Deutlich sind beide Fronten unter uns aufgerichtet. Hier gibt es kein Kompromiß, keine Koalition, hier hält Gott selbst der deutschen Nation sein donnerndes Entweder—Oder vor. Es blieb dem Liberalismus in Bürgertum und Proletariat vorbehalten, die vierzehn Gebote auf den Tafeln eines falschen Propheten anzubeten und mit Frankreich zu paktieren, dem Erben jener westlerischen Welt, gegen die der

ewige Protest der großen Protestanten Armin, Luther und Bismarck gerichtet war. Dieselbe faule Mitte löste russische Verträge auf, gründete Polen und schliff so die Messer, die deutsches Land vom ohnmächtigen Leibe trennen. Die Verteidigung verweist auf die erschreckende Drohung der russischen Dampfwalze, und niemand verkennt diese Gefahr. Die alte Generation aber gab ihr die tödliche und welterschütternde Gewalt des Bolschewismus. — Wenn eine übermächtige Flut — das bleibt der furchtbare Panslawismus — das feste Land bedroht, ist es dann geraten, schwache Sanddünen aufzurichten, die der erste Wind erstickend über bebaute Felder weht? Oder sollte man nicht vielmehr die letzten Boote bemannen, mutig die Segel entfalten und als König über Sturm und Wellen gebieten, bis sich die Wogen glätten?

Die jungen Kräfte in Deutschland umklammern die entschlußlose Mitte mit dem ewigen Protest, mit dem Ruf nach Entscheidung. Die Väter der deutschen Republik haben ererbtes Land weder erwerben noch erhalten können. Während sie hinter dem Gerede von höherer Verantwortung die verantwortliche Tat versäumten, verrieten sie die Heimat ihrer Kinder. Denn in dem düsteren Friedhof Deutschland blieb für zukünftiges Leben nicht Licht und Raum. So müssen wir denn selbst uns Neuland suchen. Im engsten Talkessel ringsum von hohen Bergen umstellt, brechen wir an jener Stelle durch, wo im polnischen Nationalismus der einzige, aber auch der geringste Widerstand zu bezwingen ist. Nennt unsern Drang nach Osten verwegen, nun gut, der Winzer freut sich des edlen Weins, der gärend die Reifen sprengen will. Jammert ob unserem Übermut; die Reife wird jenem Geschlecht nicht mangeln, das zwischen Gräbern und Wunden den ersten Schritt ins Leben wagte, im erlebten Ernst des Todes, der manchem die ungezwungene Freude nahm. Spottet ihr endlich über unsere gelichteten Reihen und sprecht: was wollt ihr Handvoll Burschen gegen die Welt? — dann berufen wir uns auf den ewigen Meister der Christenheit, dem zwölf Jünger genügten (der Dreizehnte schon war liberal und für die Börse geboren!), um den Erdball mit seiner Kreuzesbotschaft zu überwinden.

„Eile und warte!" — heißt der Familienspruch der Menkes, unter dem Bismarcks Mutter aufwuchs. Eile und warte! — geht die Parole von Mund zu Mund; unsere Stunde ist nahe, noch ist sie nicht da. Mit Nationalbolschewismus haben Ostlandfahrer nichts gemein. Lenins Internationale atmet denselben liberalen Geist, der in der französischen Revolution geboren, in Karl Marx seinen Götzen fand und im Kreml von Moskau zur Vollendung, will's Gott, auch zum Sterben kommt. Es ist jener Geist, der mangels der Zufuhr gesunder deutscher Kraft die weite östliche Herzkammer mit venösem Blut erfüllend, die Zellen des ganzen Leibes zerfrißt und wie die furchtbaren Reiter der Apokalypse Äcker in Wüsten verwandelt. Es hat Stunden der Verzweiflung gegeben (und sie werden wiederkehren), wo wir mit dem dunklen Gedanken ringen mußten, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben und über einer Welt, die jede Gemeinschaft des Lebens zersetzte, das gemeinsame Panier des Todes aufzupflanzen. Als das junge Deutschland sich in erbitterten Kämpfen selbst bezwang, als es immun wurde gegen französische

Krankheit und moskowitische Seuche, tat es seine erste politische Tat, unbewußt und ungelobt, ausgeschlossen vom Völkerbund und Obersten Rat der Mächte, aber nicht vergessen vom ewigen Buch der Geschichte, wo jede Überwindung verzeichnet wird für den göttlichen Spruch des letzten Völkergerichts.

Wir sprachen von Lenin. Seine Rote Armee wird zerstreut werden, wie die goldene Horde des mächtigen Dschingis-Chan. Die Einöde, die übrig bleibt, das künftige Rußland, wird im verzweifelnden Ruf verdorrter Steppe und mit dem tausendstimmigen Echo unendlicher Wälder den Deutschen begehren. Was für die westliche Herzkammer Europas der Osten ist, das ist für Rußland das Deutsche Reich. Von nun an sind sie sich nötig, wie Mann und Weib in einer Ehe, die der Himmel schließt. Rußlands Altertum begann, als die germanischen Waräger den Dnjepr abwärts fuhren, als die Brautlieder von Igor und Olga (Ingvar und Helga) gesungen wurden. Sein Mittelalter erschloß Peter der Große, der seine Handwerker aus Holland und dem Reich, seine Katharina aus dem baltischen Marienburg in seine neue Hauptstadt holte, die er als Fenster gegen den Westen an den Ufern der Newa erbaute. Wenn jetzt eine neue Zeit für die russische Welt beginnt — und alles deutet darauf hin, daß sie in der königlichen Pracht der aufgehenden Sonne heraufzieht und die Sehnsucht des sterbenden Jahrtausends erfüllt — soll dann nicht das jungfräuliche Land im Osten mit Inbrunst den germanischen Führer begehren? Dort ist der Leib, kräftig und fruchtbar, mit Schätzen ausgestattet, die erst ein Ehestand entdecken und werten kann; hier aber lebt der Geist, gebildet von der unerschöpflichen Kultur des untergehenden Abendlandes, berufen und gewillt, neue Werte zu zeugen, mit Meißel und Hammer den größten Marmorblock in edle Form zu zwingen, das köstlichste und wohl auch letzte Material für sein ewiges Meisterstück. Ein Leutnant der russischen Emigration (die Deutschland als seinen Brautwerber bewirtet), erzählt von dem geringen Bauern Iwan, der in den Weltkrieg eingezogen wurde und wohl am Stochod oder San begraben liegt. Der nahm von seinen Nachbarn, die verständnislos das gleiche Schicksal erwarteten, freudig Abschied und sprach: „Der russische Bruder wird seinen deutschen Bruder verwunden und töten, und er wird dasselbe an mir tun. Aber wie der Acker der Pflugschar nicht gram ist, die ihn zerschneidet, und der jungen Saat, die seine Krume durchbricht, so führen auch unsere Völker keinen feindlichen Krieg. Vielmehr geschieht dieser Mord nur um der Liebe willen, denn es ist keine Blutsfreundschaft denkbar ohne vergossenes Blut!" —

* * *

Von den Herzkammern Europas war die Rede, nicht von der Wand, die das Blut der Nachbarn trennt. Im engen Wohnraum dieser Tage stellten wir uns die weite Heimat einer noch weiten Zukunft vor. Wir sprachen vom gelobten Land unserer Kinder, von einer Hochzeit, bei der wir selbst nicht mehr zu Gaste sind. Zwischen Knospe und Blüte liegt oft nur die Stille einer kurzen Nacht, zwischen Blüte und Frucht liegen die langen Tage reifenden Sommers. Nicht anders vollendet sich geschichtliche Entscheidung, auch im Jahrhundert der Elektrizität. Zu-

gleich mit der Kraft wächst ihr Widerstand; wie wäre es sonst denkbar, daß auf den Dächern der Erde trotz Weltkrieg und Revolution noch immer die alten Greise sitzen, die sich nicht zu helfen wissen. Sie haben in ihren Verträgen von Brest, Versailles und Riga jenes Ostland begrenzt, das zwischen Osteuropa und dem Abendland als Werkstatt unserer Generation geschaffen ist. Sie folgten dabei unbewußt der ersten Gestaltung des Zwischenstromlandes zwischen Oder und Dnjepr, die eine germanische war. Vom Stromgebiet der Oder her begannen die Germanen ihre Völkerwanderung nach Westen, den Dnjepr abwärts lenkten Ruriks Normannen die denkwürdige Fahrt nach Kiew, der die russische Nation Führer und Staat verdankt. Von Osten und Westen dringt fremde Übermacht wiederholt in das Ostland ein, überflutet es stets (das Wort vom polnischen Schutzwall ist Lüge, auch jetzt, wenn nicht Frankreich in Warschau regierte), und erst die andere Grenze weiß die Gewalt zu brechen. Tataren setzten mit flinken Pferden über den Dnjepr; bei Liegnitz ereilt sie ihr Geschick. Aus entgegengesetzter Richtung kommend, durcheilt der Korse die gleiche Landschaft, bis die Beresina den Weltentraum in ihrem Bett begräbt. Nach Norden und Süden greifen die Grenzen noch weiter aus: von Finnland zieht Karl XII. über Poltawa nach Bender. Das Ostland reicht vom Schwarzen bis zum Weißen Meer, wählt danach seine Farben. Schwarz-weiß: das bedeutet das Aufgeben von schillerndem Tand und den Willen zur Klarheit. Schwarz-weiß: das bedeutet die Suprematie der Preußen in diesem Raum. So leuchtete das Kleid der deutschen Ordensritter, die des eingeborenen Volkstums nicht entraten mochten, mit ihm verschmolzen, ja sogar mit Stolz seinen Namen trugen, wenn nur der herbe Preußenwille das Dunkel überwand.

Schon stehen wir mitten im Wirbel tausendjähriger Ostlandgeschichte. Wollten wir sie mit Bildern schmücken, so müßten wir hinter dem Titel die byzantinische Kaiserin Theophano malen. Sie galt als liederliche Person und war eine gefährliche Giftmischerin, und doch lebte in ihr der Geist ihrer bäuerlichen Eltern, die aus Sparta, dem hellenischen Preußen, gebürtig waren. Sie war die Mutter der Prinzessin Theophano, die (961) als Kind dem siebenjährigen Otto II., dem römischen Kaiser deutscher Nation, angetraut wurde, und der Prinzessin Anna, die Wladimir dem Großen nach Rußland folgte. So wurde die ältere Theophano die erste Mittlerin der weltberühmten Herrscherinnen, ihre Mutterschaft das Symbol deutsch-russischer Verbundenheit. Der lachende Himmel ausgehender byzantinischer Kultur leuchtete, trennendes Ostland überspannend, den Hochzeitsfesten der drei werdenden großen Ideen Europas, die Dostojewski als römische, deutsche und slawische erkennt und umreißt.

Es lebte damals ein gläubiges Geschlecht, das mit der Wende des ersten christlichen Jahrtausends den Untergang der Welt erwartete. Als sich zum ersten Male das vielgestaltete Ostlandproblem aufrollte, wollten die Völker, daß über der Veränderlichkeit staatlicher Gestaltung wenigstens Gott ihre feste Grenze sei. Wladimir, von jetzt an der Apostelgleiche, ließ sich mit seinen Edlen nach byzantinischem Ritus taufen. Während er seiner jungen Frau als Morgengabe das Bild des Götzen Perun, an den Schweif eines Pferdes gebunden, in den Dnjepr schleifen ließ, verlängerte

er die Grenzen des Schismas zwischen Ostrom und Westrom durch unser Ostland nach Norden, eine weltgeschichtliche Tat, die Iwan III., der sich 500 Jahre später mit Sophie, der Nichte des letzten griechischen Kaisers, vermählte, dadurch vollendete, daß er als äußeres Dokument für seine Erbansprüche den Doppeladler von Byzanz in das russische Wappen aufnahm.

Otto II., der deutsche Kaiser, dessen Ehe mit Theophano Papst Johann XIII. in Rom gesegnet hatte, brachte bald seinen deutschen Vetter, Bruno von Kärnten, auf den Stuhl Petri, jenen „evangelischen" Papst, der von einer Weltherrschaft Roms nichts wissen wollte, sondern allein die Gemeinschaft der Heiligen erstrebte, wie 500 Jahre später der große Deutsche Luther in der Sprache seines Volkes das ewige Rom Dantes predigte, in dem der Römer Christus die aufrechten Gläubigen aller Nationen eine. Sollte es Zufall sein, daß am Beginn und in der Mitte des letzten Jahrtausends zugleich dem Deutschen und dem Russen die tiefere Bedeutung des schwarzen byzantinischen Adlers als „Panier der Welt und seiner Führer" aufging? Sollte es Zufall sein, daß gerade um das Jahr 1000 dem Ostland aus seinem polnischen „Nest" Gnesen der weiße Adler emporstieg, der wiederum 500 Jahre später bei Grunwald-Tannenberg seine Fänge zeigte? Drei stolze Daten verzeichnet die polnische Geschichte; es sind schwarze Tage deutscher und russischer Politik. Als Boleslaw der Kühne seinem Volk den nationalen Staat, die nationale Kirche gab, war es ein verträumter deutscher Kaiser, der ihn mit beidem belehnte. Als der polonisierte Jogaila von Litauen das Heer der Kreuzritter zerstreute, geschah es durch deutschen Verrat. Und als endlich — jetzt geht das Jahrtausend zu Ende — ein deutscher Kaiser, ein deutscher Reichstag von neuem den polnischen Staat aus der Taufe hob, da brachte wie immer deutsche Ziellosigkeit und Sentimentalität dem Reiche Verderben. Rußland aber, in gleicher Weise unter der Expansion des polnischen Imperialismus leidend, sandte jedesmal Boten nach Deutschland, mochten sie von Jaroslaw von Nowgorod kommen. Iwan III. oder der Tschernaja Sotnia, und mochte die Botschaft an Heinrich II., den Orden oder Wilhelm II. gerichtet sein: Immer war es das von Otto III. dem polnischen König geschenkte Schwert, das die goldene Pforte Kiews einschlug und darüber schartig (szezerbiec) wurde, ein Zeichen, daß deutscher Stahl russische Wunden nicht ertragen kann. Wer das heidnische Treiben im zweiten christlichen Jahrtausend des Ostlandes betrachtet, der möchte glauben, die byzantinische Theophano (die göttlich nur „Erscheinende") habe ihren Giftbecher in diesem trennenden Raum ausgeschüttet, insonderheit in die polnischen Wälder, deren sehender Dichter Jan Kaspravicz in seinem „Abendlied" beichtet: „Einmal hat mir die Sünde die Augen so wahnverschleiert, daß ich tappend und tastend herunterschlich in die Abgrundtiefe eines furchtbaren Forstes; dort fand ich ein tötendes Giftkraut und erstickte die Welt in seinem Keimen — meine Schuld, meine große Schuld!" — Gleich einer gewaltigen Passion liegt das Ostland vor dem Tor der aufgehenden Sonne. Die Völker, die hier in buntem Gemisch den blutigsten Streit der Nachbarn führen, haben Eine Gemeinschaft und trotz aller Niedrigkeit Einen erblichen Adel: unermeßliches Leid. Es wohnt bei den Letten und Esten, die

nun ihren letzten Wert verloren, als sie nach der russischen Knechtschaft auch die deutsche Führung ablegten. Es pocht an die Hütten in Gediminas Reich, die deshalb so oft überfremdet werden, weil litauisches Blut (ähnlich dem pruzzischen) sich leicht mit anderem mischt, ja erst dann seine herrlichsten Zeugen zeugt. Heimlich, hinter verschlossenen Türen, damit die Tyrannen nichts hören, klagt das Nationallied der halb noch schlafenden Weißruthenen: „Wem bringen wir da unser drückendes Leid, wohin tragen wir, was zum Himmel schreit? Überall hin.“ In der Ukraine aber singt Schewtschenko von seiner Heimat: „Seit der Urzeit schafft der Aar dort dem Prometheus Schmerzen.“ Und das Ostland ist nicht allein die Wiege Herzens, der zionistischen Idee, Herd und Ausgang der Juden in aller Welt, sie ist ein weites Ghetto jener Nationen, die alte Blutschuld mit jungem Blut zu sühnen haben, weil ihre Väter irgendwann, in grauer Vorzeit, gestern noch, erst heute heilende Hände an Kreuze schlugen.

Läßt sich das Leid der Deutschen beschreiben, die früher nach dem Ostland fuhren, als in ihr Grab, die jetzt hier leben, ein Volk von mehr als zwei Millionen Seelen, in geschlossener Siedlung, zerstreuten Höfen, Parias des menschlichen Geschlechts? Wenn diese stummen Kreuzträger schreien würden, die Welt würde es nicht begreifen. Ihr hast- und lustgewöhntes Treiben würde bei dieses unerhörten Opfers Kraft ehrfürchtig und nicht nur wenige Minuten ohne Atem sein, in denen man in westlichen Ländern der unbekannten Toten des großen Krieges gedenkt.

In Usch, hart an der Grenze des neuen Polenreiches, wo die deutsche Netze deutscher Grenzfluß wird, residierte um das Jahr 1200 der polnische Herzog Wladislaus Odonicz, Sohn des Odo, der hier mit Helinga, der Schwester des Swantopolk von Pommern, Hochzeit hielt. Aber nicht nur sein Weib holte der junge Fürst aus dem Westen in die polnische Wildnis, er überwies in der Schenkungsurkunde von 1210 dem Abt des Zisterzienserklosters Pforta das Land um die Burg Priment zur Besiedlung mit deutschen Kolonisten und Mönchen. Die Söhne des Odonicz erhoben 1243 das alte Gnesen, die Wiege des polnischen Reiches, das Zentrum seiner Kirche, zur deutschen Stadt. Wenige Jahre vorher (1230) hatte Herzog Conrad von Masovien den deutschen Ritterorden in das Kulmer Land geladen. Von einer alten Eiche aus, nahe der Burg Neschau an der Weichsel, begann die Eroberung Preußens. In die Äste des Baumes hatte man Treppe, Sitz und Zinne gebaut; nur sieben Brüder bildeten die Besatzung. So waren denn in der kurzen Spanne eines Menschenalters die Stoßtrupps aller Ostlandfahrer in Polen eingetroffen, die aus der Wüstenei einen Garten schaffen wollten: der deutsche Bauer, der deutsche Bürger, der deutsche Mönch, der deutsche Adel und die deutsche Frau. Jetzt beginnt ihre stille Woche und Passion. In Usch aber, wo zum ersten Male ein Pole deutsche Arbeit und Freundschaft begehrte, wächst aus dem Netzebruch ein geweihter Hügel der Erinnerung. In den ersten Jahren des Weltkrieges verlief an dieser Stelle die letzte Verteidigungsfront gegen die Russen, sofern es vor der Oder noch ein Aufhalten geben sollte. Doch die Sorgen waren umsonst; die überschwemmten Wiesen zeigten ihr saftiges Grün, und friedlich pilgerten die Gläubigen

beider Zunge zum Kalvarienberg, dessen Kapellen — gewiß ohne Absicht, doch nicht ohne Sinn — kunstformende Hände aus Glasscherben zusammenfügten. Kennt ihr den Kreuzesweg der deutschen Ostlandfahrer, der im Norden den Wallfahrtsberg von Usch aus der Ebene treibt, im Süden den gleichfalls geweihten Annaberg, an dessen Hängen zuletzt die deutsche Jugend kämpfte, bevor der beste Teil des deutschen Oberschlesiens sarmatischer Unkultur verfiel? Nur im Vorübergehen, wir bitten euch, grüßt die Stationen ostdeutscher Passion:

Am Anfang folgte der deutsche Bauer polnischer Bitte. Er rodete Wälder der Wildnis, entwässerte das „Hauland", trug die Sandhügel in unfruchtbaren Morast und pflügte den so gewonnenen Acker mit dem eisernen deutschen Pflug. Wenn das allein durch Mühe und Arbeit köstliche Leben voll Freude den letzten Schöpfungstag sich nahen sah, raubte der Pole das Werk, das sehr gut zu betrachten und zu werten war, zog daraus kurze Zeit hohen Gewinn, ließ es verkommen und rief dann wieder den Deutschen als Gärtner in den verwüsteten Garten. So folgte der ersten Ostlandfahrt im 13. und 14. der Niedergang des Deutschtums im 15. und 16. Jahrhundert. Die zweite Einwanderung endete mit der großen Austreibung unserer Tage. Folgt ihr die dritte Rettungsfahrt in versinkendes Land? Ansiedler, Kolonisten, freie Bauern mit freiem Schulzenrecht wollten nie mehr als die selbsterworbene Scholle, den Lohn ihrer Arbeit, die beiden Nationen frommt. Daß fruchtloses Bruch die blinkende Pflugschar haßt, daß sandige Felder knirschen, wenn sie für Saat und Ernte bereitet werden, wer will darob dem Pflüger zürnen? Er waltet heiligen Amtes in Stille und ohne Gewalt. Nur daß er im Kampf zwischen Finsternis und Licht aus dem Dunkeln ins Helle strebt, das muß er büßen.

Der deutsche Adel — der deutsche Herr: niemals brachte er Herrschaft, wenn nicht der Pole darum bat; niemals hat sich ein Deutscher fremde Würde erschlichen. Der größte polnische Dichter, Adam Mickiewicz, zeichnete den Hochmeister des deutschen Ordens, Konrad Wallenrod, den polonisierten Litauer, der Ordensritter und -meister wird, um die gutgläubigen germanischen Brüder, das Werk ihrer Sendung zu verraten, die beschworene Regel zu brechen. Doch ein solcher Konrad Wallenrod ist nur ein Kind polnischer Phantasie, das erdachte Vorbild großpolnischer Irredenta. Ein Pole mag sich für solchen Verrat begeistern; der Deutsche tat das nie. Wenn 1772 der Alte Fritz die im Anfang der Historie germanisch besiedelte, von Deutschen nach polnischem Willen neuerworbene Ostmark staatlich an Deutschland brachte, war das nicht wiederum die Antwort auf polnische Bitte; auf allgemeinen Sejmbeschluß? Weil er sich selbst nicht regieren konnte, rief der Pole den deutschen Ordner in die polnische Wirtschaft. Daß er kam, war das Gewalt und Tyrannei? Gewiß, die preußische Verwaltung war streng; Ordnung ist weichen Händen feind. Sprecht ihr von Härte und fabelt von polnischer Toleranz, dann laßt euch die Früchte beider Saaten zur Erkenntnis dienen: Bis 1918 war die Zunahme des polnischen Volksteils in der preußischen Ostmark größer, als die der Deutschen; kein Pole dachte daran, etwa in das selbstverwaltete Galizien abzuwandern. Seit 1918 aber sind bis zu dieser Stunde eine halbe Million Deutsche aus Polen vertrieben, Wirte zu heimat-

losen Bettlern gemacht. Und diese Zahl, die aller Kultur Hohn und Schande bringt, wird größer und größer, bis mit dem grundlos gehaßten Deutschen das kurze Glück des weißen Adlers sein Ende findet. Dann mag mit Polens Leichnam auch seine „Toleranz" bestattet werden. Ein Wort noch an die Polen im ehemals preußischen Teilgebiet, die sich bei ihrem nach Warschau gerichteten Bewerbungsschreiben so gerne und oft auf ihre „systematische deutsche Vorbildung" berufen: in einem Punkt — wir beichten es zerknirschten Sinns — war polnische Verwaltungstechnik der deutschen immer überlegen. Der Deutsche schuf harte Gesetze und führte sie selten aus; der Pole hingegen verankert in hundert Verträgen den Schutz der Minderheiten vor aller Welt — und rottet dabei in heimlicher Folterkammer die Deutschen, Juden und Ruthenen aus. Wiederum erheben wir Beweisantrag vor dem ewigen Schiedsgericht der Völker und Regenten. Schichtet auf der einen Seite die ungerechten Werke hundertjähriger deutscher Herrschaft zusammen und türmt auf der anderen den Scheiterhaufen dreijähriger polnischer Inquisition. Seht beiden nichts nach, vergeßt der deutschen Verwaltung nichts, aber denkt auch daran, daß polnische „Freiheitshelden" im Januar 1919 ohne jeden Grund den greisen Herrn von Haza-Radlitz auf dem Posener Kernwerk erschlugen. Wenn dann der ewige Richter die Konten vergleicht, dann wird er bei dem deutschen Schuldhügel eine flache Erhebung des baltischen Höhenrückens im Auge haben, während die polnische Schuld kaum an den höchsten Gipfeln der von Ungarn geraubten Tatra zu ermessen wäre. Wir wissen aber, daß alle diese Beweise aufgezeichnet sind in dem Buch der Geschichte, und daß die Stunde nicht ausbleibt, sondern nur noch verzieht, an der die Völker gerichtet, verworfen und erhöht werden, ein jedes nach seinen Werken.

Des deutschen Bürgers Werke reden in stummen Steinen selbst dann noch eine laut zeugende Sprache, wenn Menschen schweigen müssen. Auf der Dominsel in Posen, gegenüber der Kathedrale, steht die kapellenartige, spätgotische Marienkirche, ein getreues Abbild der Sankt-Katharinen-Kirche in Brandenburg. In ihr Fundament haben deutsche Werkleute einen Eckstein eingemauert, an dem die Insurgenten von 1848 ihre Degen und Sensen wetzten. Das war immer das Geschick der heiligen deutschen Bauten des Ostlandes, nicht nur in dem durch den deutschen Vogt Thomas aus Guben (1253) gegründeten Posen, sondern an allen Orten, die in romanischen Rundbögen, gotischem Schiff und den geschmückten Pfeilern der Renaissance Spuren deutscher Kultur bewahrten: unsere Väter bauten Altäre und Gotteshäuser, der Pole aber mißbrauchte das Fundament, um seine höllischen Waffen gegen die Bauleute daran zu schleifen. Wer Krakau, das Zentrum der polnischen Idee besucht, wandert durch deutsche Straßen, an deutschen Giebeln, Türmen und Höfen vorbei. Wieder ist es eine Marienkirche, die als kostbarstes Kleinod den Hochaltar von Veit Stoß birgt, und eine Kathedrale, in der Polens Könige in Sarkophagen ruhen, denen Meißel und Guß der Nürnberger Meister, unter ihnen Peter Vischer, ewige Form zu geben wußten. Über dem allen tönt der „Siegmund" in klagendem Moll, „die Glocke des polnischen Volkes", gegossen von Hans Behem aus Nürnberg in Franken. Doch das Volk in den Gassen hat die Meister längst vergessen; es denkt weit lieber

an Wanda, die Tochter des sagenhaften Krakus von Krobatien, die vom hohen Wawelberg in die Fluten der Weichsel sprang, um nicht dem deutschen Herzog Rüdiger angetraut zu werden. — Der Gast der Wawelstadt hat in der Domherrengasse einen lateinischen Spruch gelesen: nil est in homine bona mente melius; procul este profani. Diese Wahrheit bewegt er in seinem Herzen und umkleidet sie mit der Sage, die das Volk mit den beiden ungleichen Türmen der deutschen Bürgerkirche Unserer lieben Frau verband. Zwei Brüder sollen die Türme gebaut haben. Als der eine erkannte, daß sein Fundament fehlerhaft und unfest und darum sein Bau niemals bis zur Höhe des anderen heraufzuführen sei, erstach er den geschickteren Bruder und stürzte dann sich selbst aus Ekel vor der eigenen Erbärmlichkeit auf das steinerne Pflaster herab. Wenn wir das Gleichnis deuten, möchten wir annehmen, der eine Bruder sei ein Deutscher, der andere ein Pole gewesen. Hier wuchs auf dem festgefügten Fundament der abendländischen Kultur der eine Turm stetig, aber gewiß in Wolken und Himmel hinein; auf dem gleichen Raum mußte der andere versagen. Der Fehler lag in den tiefsten Grundlosigkeiten seines Wesens. Vielleicht hätte er noch länger bei dem Bruder in die Lehre gehen müssen, vielleicht begriff er das Bauen nie. Wir wissen nur, daß er damals und alle Zeit daran zugrunde geht, daß die bewußte oder instinktive Erkenntnis eines nicht endenden Gesellentums, des Unwertes eigener Kraft, den friedlichen Meister im Nachbarhaus umbringt. „Solange Welt Welt bleibt, wird nie ein Deutscher dem Polen Bruder werden" — dies alte polnische Sprichwort mag im Schatten der Türme der Krakauer Marienkirche entstanden sein.

Der Weg von Krakau nach Wilna ist weit, so weit etwa, wie der Weg der Rostocker Kaufleute, die mit dem Geist der Hanse das große Tor im Aufgang der Sonne (so nennt der Litauer sein Vilnius) beseelten, die in östlicher gradliniger Fortsetzung der backsteingotischen Ordensburgen und -komtureien, der Thorner St.-Johannes-Kirche das Heiligtum von St. Anna bauten, von dem Napoleon wünschte, es „auf der flachen Hand mit nach Paris zu nehmen". Daneben leuchtet das Rot der deutschen Bernhardiner Kirche, deren Sakristei durch eine kunstvoll geschmiedete Tür geöffnet wird. Sie zeigt auf 70 Feldern abwechselnd den weißen Adler und den litauischen Reiter, wiederum das Gleichnis einer gefährlichen Freundschaft. Ein kurzes Wort darüber muß hier am rechten Orte sein; denn während der deutsche Bauer naturgemäß allein dem polnischen Volkstum gegenüberstand, war der deutsche Bürger zumeist in eine Front mit verschiedenen Nationen gestellt. In Lemberg, dem „Leopolis Germanica", war er Zeuge des Ringens zwischen Polen und Ruthenen; in Wilna schmiedete er die Sakristeipforte mit der Verflechtung litauischer und polnischer Sinnbilder. Die Durchdringung litauischer mit fremder Art ist der Kreuzung weißer und gelber Blüten derselben Spezies vergleichbar, die der Botaniker züchtet. In den nächsten Folgen gibt es wieder, trotz der Samenmischung, Blumen in beiden Farben. Nur eine geringe Quote zeigt die Veränderung. Diese Blüten leuchten dann in einem prächtigen Rot, das bei seiner seltenen Schönheit selbst den Liebhaber überrascht. Nicht anders ist der Erfolg, wenn litaui-

sches und anderes Blut ineinander fließen. Die Russen verdanken dieser Mischung die Saltikows, die Fürsten Galizin, wahrscheinlich — unter dominierendem normannischen Einschlag — die letzte Zarendynastie der Romanow. Vor allem aber stammen von hier die männlichen Vorfahren Dostojewskis; noch heute gibt es unweit von Pinsk den alten Familiensitz, das Dorf Dostojewo. Polen zog aus dieser Verflechtung die Blüte seines Adels; die Jagellonen sind ebenso Litauer, wie die Radziwills. Und nicht nur Adam Mickiewicz, der größte polnische Dichter, konnte seine nationale Odyssee, den „Pan Thaddeusz", mit dem Ausruf beginnen: „Litauen, mein Vaterland!", sondern auch Thaddäus Koszciuszko, der als Nationalheld neben dem Dichterfürsten in der Krakauer Königsgruft, dem „campo santissimo", seine letzte Ruhestätte gefunden hat, teilte mit ihm die Heimat an der Wilija, wie auch Joseph Pilsudski, der letzte Führer der Legionen und erste Staatspräsident der jungen polnischen Republik. Bei diesen überaus wertvollen Mischungen finnotatarischen Blutes mit slawischem Volkstum gewann der Litauer nichts, der Slawe alles. Nur wenn der Litauer mit dem Germanen Gemeinschaft und Ehe einging, erhielt er den Segen dem eigenen Land. Das Beispiel der ihm stammverwandten Pruzzen, die von frischen Kräften des deutschen Ordens neu belebt wurden, aber ihren Namen behielten, ja nur noch herrlicher machten, wurde schon an anderer Stelle erwähnt. Hier sei daran erinnert, daß die litauische Geschichte, soweit sie von Persönlichkeiten berichtet — und das ist ausschließlich vor der polnisch-litauischen Union von Lublin (1569) der Fall — Männer normannischer Herkunft verzeichnen muß, wie Gedimin-Gediminas, Algerd-Algirdas, Witold-Witautas u. a. m.

Nach dieser Abschweifung, zu der die deutsche Sakristeipforte im vielumstrittenen Wilna Anlaß gab, noch ein kurzes Wort über die polnische Stadt. Bevor der Deutsche nach dem Osten kam, gab es hier weder Städte noch Bürger. Er schuf nicht allein Anlage und Bauten, vermittelte Kunst und Gewerbe, das Handwerk mit seinem reichen Innungsleben, den Handel mit Hanse und Fuggern; er gab überhaupt erst die Grundlage für städtischen Aufbau durch sein heimisches Recht. Nach Magdeburger, Lübischem und Kulmer Recht sind alle Städte in Ostland angelegt, beginnend in Gnesen vor 1243, ausgreifend über die junge, bedeutendste und deutsche Industriestadt Lodz bis nach Zaleszczyki am ukrainischen Dnjestr, das um 1750 im Auftrage von Stanislaus Poniatowski, dem Vater des letzten Polenkönigs, durch den Deutschen Johann Rudolf von Ottyker von schlesischen Tuchmachern als Kolonie Hinterwalden besiedelt wurde. Der Pole mag sich darüber empören und seinen Schreibern die Weisung geben, solche peinlichen Wahrheiten zu verschweigen, — die Geschichte bezeugt es vernehmlich, daß hier die drei Komponenten staatlicher Ordnung: Verwaltung, Heer und Recht, germanischen Ursprungs sind.

Normannenfürsten herrschten in Nowgorod, Kiew und Wladimir. Normannisches und deutsches Blut fließt in den Adern der Piasten, Jagellonen, der Waräger und Romanows. — Als 1683 die Türken vor Wien geschlagen wurden, hatten zehn deutsche Fürsten und 60 000 deutsche Soldaten den Hauptanteil an Sieg und Opfern; aber der Eine polnische König, Jan Sobieski, und seine 20 000 gegen den Willen der

polnischen Szczlachta kämpfenden Freiwilligen nahmen den Löwenteil an der Beute und beanspruchten bis heute den Ruhm dieser denkwürdigen Schlacht. Die polnischen Festungen der alten Zeit wurden von deutschen Baumeistern angelegt, mit deutschem Material armiert. Im Berliner Zeughaus ist ein Geschützrohr, mit reichen Ornamenten geschmückt, zu sehen, das der deutsche Meister Baldner (1560) in Krakau gegossen hat, und im gleichen Raum wird ein kunstvoll geschmiedetes Kettenhemd ausgestellt, dessen Medaillon die Inschrift trägt: „Gemacht in der weit berumten Stadt Bosen in Gros Bolen." — Doch auch das Rüstzeug der neuen polnischen Armee haben die Deutschen gegeben. Wir denken nicht allein an die Millionenwerte deutschen Heeresgutes, die in der Novemberrevolution polnische Hände raubten, wir erinnern nur an die preußischen Kasernen, in denen die Elite des neupolnischen Militarismus ausgebildet wurde, und stellen endlich fest, daß sogar die nationalen Kaders dieser französischen Söldnertruppe, die Sokols („Falken"), ihre Statuten dem Turnvater Jahn, ihre Turnregeln der schwedischen Gymnastik verdanken. — Zuletzt krönt das deutsche Recht die Zinnen der Städte, schützt Eigentum und Fahrhabe der Landleute. Noch heute sind seine Sätze materielles und prozessuales Recht auch der polnischen Nation. Gewiß, das moderne deutsche Gesetzbuch, das auf den grünbeschlagenen Tischen fremder Gerichte liegt, schöpft aus mancherlei Quellen römischer und griechischer Weisheit. Aber daß gerade die deutsche Prägung der humanistischen Rezeption für die Dingstätten zwischen Oder und Dnjepr unersetzlich wurde, das beweist der erste Siegeszug dieser Satzung; denn das Recht der Ansiedler in Stadt und Land war unverfälscht deutschen Ursprungs in deutscher Fassung. So ist das Recht der gute Engel des Deutschen auf seiner östlichen Wanderschaft, schützt ihn im Land der Ungerechtigkeit und erhebt ihn zum Anwalt für seine unterdrückten Brüder.

Was hier gesagt wurde, mögen Notizen für eines Anwalts Rede sein, ein kleines Blatt in seinen dickgehefteten Handakten. Die große Klageschrift schreiben wir nicht. Wer damit anfangen wollte, würde Bände zu schreiben haben und in dem Meer von Leid ersticken. „Wir sehen unserer Heimat Wunden, wie ein Sohn den Vater aufs Rad gebunden: wir fühlen des ganzen Volkes Los, wie die Mutter den Schmerz der Frucht im Schoß!" — schreit Mickiewicz im „Dziady" auf und denkt an sein polnisches Volk. Jetzt hält der Deutsche im Osten seine „Totenfeier", dem der fremdstämmige Dichter Polens sein Buch „Von der polnischen Pilgerschaft" widmet, „als Zeichen seiner aufrichtigsten Achtung und Dankbarkeit für die brüderliche Aufnahme, die ihm und seinen unglücklichen Landsleuten auf ihrer Pilgerschaft geworden". Dieses Buch handelt nicht von Klagen, sondern von Hoffnung und Glauben; denn es hat mit polnischer Art nichts gemein. So singen denn auch wir mitten in der Dämmerung Lieder vom leuchtenden Morgenstern, so sprechen wir an unserer christlichen Totenfeier den Zauberspruch der Edda: „Wenn in Fesseln man mir die Gelenke legt, die Weise sing' ich, daß ich wandern kann!"

Wir klagen nicht; aber wir hassen auch nicht. Das Wort „Irredenta" steht nicht im deutschen Wörterbuch, wenn wir auch keinen Rechtstitel auf dies Land der Goten, Burgunder und Vandalen aufgeben werden, das durch die Arbeit unserer Väter neu

erworben wurde. In dem vergangenen Jahrtausend erlebten wir nur Verschwörung und Aufstand der Polen; von deutscher Empörung weiß die Geschichte nichts. Von Boleslaws bis zu Pilsudskis Zeiten war keine polnische Freiheit möglich ohne deutsche Befreiung. Der Deutsche dichtete die Polenlieder von 1848, führte Mieroslawski in prächtigem Triumphzug durch die Ruhmesstraße Berlins. Das alte Volk des Teut hatte Graf Platen in seinem „Vermächtnis des sterbenden Polen" beschworen, dem sarmatischen Russenhaß Genüge zu tun. Millionen deutscher Krieger haben den Schwur erfüllt; Grabhügel und bleichende Gebeine sind Eideszeugen. Was bedeutet demgegenüber der kleine Haufen der polnischen Legionen, denen ihr Brigadier Pilsudski am 5. Juli 1915 zerknirscht gestehen muß: „Hinter uns stand nicht die Nation, die den Mut hätte, den gewaltigen Ereignissen in die Augen zu blicken, sondern eine, die in passiver Neutralität irgendeine „Garantie" von irgend jemand erwartete." — Wenn aber die Deutschen versklavt wurden, geschah es unter dem Bruch von heiligen Verträgen und unter dem Schweigen der Welt. Wo blieb das polnische Gegenstück zu unseren Polendichtern, als Wladislaus Jagello im 15. Jahrhundert den deutschen Bauern ins Joch spannte und der deutschen Stadtgerechtsame spottete? Da lebten nur die Haßgesänge des Peter Skarga und Johann von Ostorog. Wo blieb die Sühne für das ungeheuerliche Blutbad von Thorn? 200 Jahre sind vergangen; aber die Priesterseminare in Posen und Gnesen, die von Deutschen geduldeten Brutstätten der polnischen Irredenta, predigten neuen Haß. Wer will sich noch wundern, daß nach der ersten unglücklich endenden Halbzeit des Weltkrieges der weiße Adler den vornehmsten Platz im Rat der Geier einnahm? Das deutsche Mitleid allein steht am Wege der vielmal hunderttausend Volksgenossen, die von geraubter Scholle vertrieben wurden, und weint. Und fragt das Recht: Wo bleibt dein Gericht? Die Geschichte: Wo bleibt deine Erfüllung? Den ewigen Gott: Wann kommt dein Reich?

Und während sie also fragt, fühlt die deutsche Seele die eigene große Schuld. Keine Teilung von 1772 kann sie bedrücken; damals „verkauften bestechliche Gärtner den morschen polnischen Baum an bessere Hand", berichtet ein polnischer Chronist. Kein Ausnahmegesetz von 1886 kann sie belasten; soweit seine Härte über die Notwehr hinausging, ist sie tausendfach abgegolten durch die Kaiserproklamation von 1916. In unserer Beichte beugt ein Geschlecht seine Knie, das zur Herrschaft berufen ist:

Daß wir den Weinstock im Staub kriechen ließen, anstatt seine Ranken an feste Mauern zu binden, ist unsere Schuld. Daß wir unsere Sendung vergaßen, weich wurden, Hilfstruppen verweigerten, den Abend durchschwärmten und Tage vertändelten, das beichten wir. Die alte Generation klagen wir an, die mit dem Westen buhlte und mit Rußland unserer Kinder Heimat verriet. Daß wir müde wurden, schwach, mutlos vom Frieden redeten, wo doch kein Friede war, daß wir eure Bilder, Großer Kurfürst und noch größerer Friedrich, so oft nicht erblickten, daß wir nicht zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht, Preußen waren, das tut uns leid, König der Völker!

Nun liegt vor uns ausgebreitet ein Land der Gräber. Sie sind „die abgelegten Kleider Gottes". Geist der Gemeinschaft, Stürme der Jugend, blast neues Leben in totes Gebein. Also will es der Herr der Heerfahrt, der das Opfer der Kameraden ansieht als Sühne für unsere Schuld, der das Erbe der Toten auf der überlebenden Schultern legt gleich einem ritterlichen Ordenskleid. So geht in mörderischer Schlacht das Kommando von Führer zu Führer, von Mann zu Mann; wer am Leben bleibt, gibt den Befehl. So rufen von oben die Stimmen der Geister, die Stimmen der Meister: vergeßt nicht zu üben die Kräfte des Guten!

Ihr toten Freunde! Wir preisen euch selig, weil euer Grab sich als Brücke über das Schlachtfeld unserer Generation spannt, sich fest hineinbaut in das Land unserer Zukunft. Wir wissen nicht, welchen Tempel wir bauen, ob seine Tore griechisch, romanisch oder gotisch sind. Bekenntnisse wechseln, Kirchen zerfallen, Gott offenbart sich ewig in neuer Entfaltung. Daß wir Bauleute sind in seinem Gerüst, Stimmen in der Wüste: bereitet den Weg! — ist das nicht genug? — Um Nikolaus Kopernikus streiten sich die Völker des Ostlands. Wir wissen, daß er aus dem deutschen Kolonistendorf Koppernig bei Neisse gebürtig war, im Schatten der Domgiebel Frauenburgs und des Allensteiner Schlosses lebte, endlich in Thorn, der Heimat seiner Mutter, die der Vater, ein Krakauer Großkaufmann, in einer deutschen Patrizierfamilie gefunden hatte. Wir wissen, daß dieser große Sohn der Ostmark die Erde zum Planet unter Planeten machte und die Sonne auf ihren göttlichen Thron erhob. „De revolutionibus orbium caelestium" ist sein ewiges Werk überschrieben. Sind die Pforten des Himmels zu erstürmen, damit der Choral der gewaltigsten Revolution des orbis terrarum Dom, Orgel und Echo findet?

Wer jetzt das Vorspiel lachend, tanzend, wie ein Mazurek des ostdeutschen Schopen-Chopin den unfaßbaren schweren Akkorden des neuen Liedes zu Füßen legt, möchte der Gnade des apokalyptischen Schreibers teilhaftig sein. Vielleicht war er ein Gefangener und wurde von polnischen Knechten gefesselt durch die Straßen der Heimat geführt. Vielleicht bewahrte seine Seele von allem Leid nur dies eine Bild: ein junges deutsches Mädchen mit blonden Zöpfen lehnte am Gartenzaun, als die Gefangenen vorbeigetrieben wurden wie Vieh, geschlagen wie gemeine Hunde. Da kam über das junge Weib das ganze Elend der verachteten deutschen Nation, legte sich erstickend auf Kehle und Brust, und als einer, der in Ketten ging, sie anschaute, scheu vor Scham, da hob sie langsam mit der Gebärde einer Madonna die Arme empor und deckte mit zarten Händen beide Augen zu, damit die Knechte nicht über ihre Tränen frohlockten. Vielleicht sucht der Gefangene jetzt schon den jubelnden Klang lachender Augen, den hellen Bogenstrich, der die segnenden Arme der Mutter Heimat sich senken läßt zu Kindern, Hof, Haus, Feldern und Wiesen, die nach befruchtendem Regen der reifenden Sonne harren.

Während in solcher Gestalt das Ringen um Wunder die Orgel erbrausen läßt, flüchtet der Tod, leuchtet das Leben in tausend Kerzen. Und wie die Gräber in Memlings „Jüngstem Gericht" sich auftun dem weiten Raum der Danziger Marienkirche, so breiten sich die Flügel des Altars auseinander. St. Michael und St. Georg,

der Deutschen und Russen Schutzpatrone, erscheinen in blinkender Rüstung. Das Mittelbild zeigt eine Landschaft endlichen Friedens. Sie liegt in lauter Licht; denn der Himmel ist aufgetan: „Und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf sitzt, heißt Treu und Wahrhaftig, und er richtet und streitet mit Gerechtigkeit. Seine Augen sind wie eine Feuerflamme, und auf seinem Haupt viel Kronen . . . und ihm folgt nach das Heer im Himmel auf weißen Pferden, angetan mit weißer und reiner Leinewand . . . und hat einen Namen geschrieben also: ein König aller Könige und ein Herr aller Herren."

Die Gemeinde ist nicht etwa zu vergleichen den ersten Kreuzzugsfahrern, die in fanatischer Verzückung „Gott will es!" schrien und weder Weg noch Feinde kannten. Längst blieb von welschen Strohfeuern nur Asche übrig. Wir kommen von heiligen Gräbern und rüsten zum Hochzeitsfest. Zwischen Ernst und Freude schwingt der Fläminge Gesang:

„Gen Ostland woll'n wi riden,
Gen Ostland woll'n wi mê
Wol över de Heiden,
Frisch över de Heiden,
Da ist ein besser Lê."

Wenn jetzt, ihr Freunde, niemand die Melodie begreift, wenn ihr zweifelt, altert, verstummt, dann hat in Sanssouci und Saalfeld, im Sachsenwald und zwischen Oder und Dnjepr Preußen sein letztes Grab gefunden. Wenn aber die kalten Wände unseres Gefängnisses widerhallen von jungen Stimmen, wenn ihr Lebenslied gegen westliche Seuche Protest und These setzt, dann zerbrechen die Ketten, dann sprengen wir Gitter und Tor, dann reißen wir deine Mauern ein,

Deutschland!

Die Lehre des Ostens

Von

Hans Heinrich Schaeder

> Es ziemt uns, in dieser Zeit unsere kleinen Privatzustände an dem ungeheuren Maßstabe der Weltgeschichte zu messen. Goethe.

Daß sich in dem geistigen Leben des Deutschen seit einigen Jahren eine Bewegung zeigt, die sich bei aller Verschiedenheit der Inhalte und Absichten als ein Zug des Geistes nach dem Osten kennzeichnet, zumeist mehr in einer vagen Sehnsucht und einer allgemeinen Richtung des Gemütes, als in einem Wissen und bewußten Willen sich ausdrückend, das ist oft bemerkt worden. Und es ist nicht verwunderlich, daß die tiefgehende und schicksalsmäßige Krisis, der wir unser geistiges Leben unterworfen sehen, auch diese Bewegung ergriffen hat. Auch in ihr finden wir die gleiche unergründbare Dialektik des Ererbten und des Revolutionären, des Willens, der sich an die Überlieferung bindet und ihren Bestand sichern will, und des anderen Willens, der das schlechthin Neue, dem Augenblick und nur ihm Dienende leisten will. Und auch hier, wie überall, entsteht die Frage, auf welcher Seite die schöpferischen und bauenden Kräfte, auf welcher die zersetzenden und tödlichen stehen, oder ob nicht gar beide so ineinander verstrickt sind, daß eine Lösung nicht möglich und darum eine Entscheidung und ein tätiger Entschluß von vornherein aufgehoben ist?

Das Kulturproblem, das uns die östliche Welt stellt, sofern sie irgendwie und unübersehbar einen Platz unter den Inhalten unseres geistigen Lebens behauptet, wird noch verwickelter, wenn wir erkennen, daß es auch ein politisches Problem ist. Zwar nicht in dem Sinne, daß die Fragen der Asienpolitik gegenwärtig in der ersten Linie derjenigen politischen Voraussetzungen ständen, an welche die Wiederherstellung der deutschen Weltgeltung gebunden ist — so gewiß auch der deutsche Staatsmann ihnen eine nicht geringere Aufmerksamkeit wird zuwenden müssen, als der englische oder französische Staatsmann, für den sie von den besonderen Fragen der europäischen Politik nicht mehr zu trennen sind. Wir verstehen das Problem des Ostens in seinen politischen Beziehungen vielmehr in dem mittelbareren und dennoch wohl tieferen Sinne, den er für die politische Gesinnung und innerhalb der Triebkräfte und Gegenstände des politischen Willens des Deutschen überhaupt hat.

Unser Versuch, dies Problem zu fixieren, will nichts weiter, als die Hauptzüge sondern, die in der Erörterung des Problems zumeist ungeschieden durcheinander laufen, und sie auf die Ausgangspunkte beziehen. Weder soll hier den zahlreichen

Rezepten einer praktischen Lösung ein neues hinzugefügt werden, noch soll eine Zergliederung der verschiedenen Formulierungen und Lösungsversuche, deren Mannigfaltigkeit kaum mehr übersehbar ist, im einzelnen unternommen werden.

I

Fassen wir zunächst die Haltung ins Auge, mit welcher der Deutsche an das Kulturproblem des Ostens herantritt, so finden wir in ihr alle die Tugenden und Untugenden wieder, die den Deutschen in seiner Auffassung der Welt begleiten: die Leichtigkeit des gefühlsmäßigen Eingehens auf die fernsten und fremdesten Geisteshaltungen und die schwere Gründlichkeit der Wissensvertiefung in die fremde Welt bis in ihre zufälligsten und äußerlichsten Wesensmomente, aber auch den unseligen Drang zur selbstvergessenden Absolutsetzung des Fremden als solchen bis zur vollkommenen Untreue gegenüber dem eigenen Wesen. Und diesem Drange entspricht andererseits eine Einstellung, die aus der Reaktion gegen jene vom Leben fortführende Gründlichkeit hervorgeht und zu ihrem geraden Gegenteil führt: jenes seichte und ziellose Feinschmeckertum des Geistes, das seine erstorbenen Nerven durch letzte exotische Sensationen zu wecken sucht, jener Wirrwarr von ästhetisierender Spielerei, Raffinierung der Gefühle und preziöser literarischer Geste, deren Inbegriff man mit Recht als Ostmode bezeichnet hat.

Zu dem kostbarsten geistigen Erbe unserer Vergangenheit gehört die große und freie Betrachtung der östlichen Dinge, die vor hundert Jahren von Herder, Novalis, Goethe und Rückert begründet und geübt wurde. Das Selbstbewußtsein des geistigen Deutschland begriff sich damals und erstarkte in der ehrfürchtigen Berührung mit der Weisheit des Ostens. Man begriff die Individualität und Einzigartigkeit der östlichen Welt, ohne sie so lächerlich zu typisieren, wie es die Aufklärung getan hatte, und ohne in ihrer Betrachtung das eigene Wesen und Schicksal so zu vergessen, wie es dann die gebrochene romantische Seele tat. Die Idee einer Weltliteratur, die in den Gesichtskreis jener Männer trat, war so weit entfernt von einer Vereinfachung und Schematisierung der unendlichen Mannigfaltigkeit, wie von der Zersetzung des eigenen Formwillens in der Bezauberung durch fremde Formen. Aber von dieser Epoche trennen uns hundert Jahre, die von jener Betrachtungsweise in jeder Hinsicht wegführten. Es galt, jene Intuitionen zu vergegenständlichen und zu einem Bilde zu erweitern, das zu der überzeitlichen Wesensgestalt der östlichen Kulturen die ganze Gliederung ihrer geschichtlichen Erscheinung hinzunahm. Ein Jahrhundert erstaunlicher gelehrter Arbeit begann, ihre Ergebnisse aber entzogen sich in dem Maße der öffentlichen Anteilnahme, wie sie fortschreitend vertiefte Fachausbildung voraussetzten. Dazu traten Tendenzen unserer Bildungsentwicklung, die jene Anteilnahme von sich aus aufzulösen geeignet waren. Nicht nur das Überhandnehmen naturwissenschaftlich-technischer Interessen, der alleinigen Schätzung exakter Methoden, der sich auch die Weltanschauungslehre nicht entzog, sondern ebensowohl bestimmte Einflüsse, die auf das geschichtlich kulturelle Interesse der Gebildeten ausgeübt wurden, wirkten einer stetigen Durchdringung der Bildung mit der fortschreiten-

den Erkenntnis des Ostens entgegen. Wir denken vor allem an die gefährlichste Verengung, welche die Idee des Humanismus im vergangenen Jahrhundert erfuhr: anstatt die Aufgabe einer allgemeinen Erkenntnis des Menschlichen in allen seinen Lebensäußerungen zu stellen, behauptete sie in historistischer Beschränkung die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum als wertvollstes, wenn nicht als einziges Bildungsziel, und verkümmerte so nicht nur die Besinnung auf die Ursprünge unserer eigenen Kultur und auf die Welt des christlich-germanischen Mittelalters, sondern unterband auch jedes tiefere Eindringen in die Kulturen abseits der Mittelmeerwelt. So ist es gekommen, daß, um nur das Nächstliegende aufzugreifen, unsere Generation sich aller, auch der elementarsten Bildungsvoraussetzungen beraubt sieht, um das Problem der russischen Kultur und des russischen Menschen, das sich als Problem nachgerade nicht mehr umgehen läßt, in seiner Stellung und seinen Beziehungen zu begreifen. Sieben Jahrhunderte deutscher Geschichte, die von dem Gravitieren des Deutschtums nach Osten und der immer mangelhafter werdenden Trennung des Deutschtums von Westeuropa nur zu deutlich reden, haben im Deutschen Reich kein entsprechendes Kulturbewußtsein, keine seinem Schicksal gemäße Bildungsorientierung geweckt.

Um so besser ist es zu verstehen, daß sich der Ostmode der letzten Jahrzehnte, die aber ihren Höhepunkt erst nach Ausgang des Krieges erreicht und noch nicht überschritten hat, keine „Erkenntnis des Ostens“ entgegensetzen konnte, wie sie der Franzose Claudel seinen Landsleuten eindringlich vermittelt hat, noch auch jener unzerstörbare Bildungsinstinkt, der, an den weltpolitischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten orientiert, den Engländer vor allen Überschwänglichkeiten wie vor allen willkürlichen Beschränktheiten bewahrt und dem soeben der englische Sozialist Hyndman in seinem bedeutenden Buche über den Aufstieg des Morgenlandes einen für den deutschen Leser nachdenklichen Ausdruck gegeben hat. Das Überhandnehmen der Ostmode erklärt sich aus dem Fehlen eines Gegengewichtes in unserer Bildung, aus der nervösen Erregbarkeit der Zeit und dem fieberhaften Streben zu Neuem und Unerhörtem, vor allem aber aus der nicht wesensmäßigen, sondern ganz und gar scheinbaren Verwandtschaft bestimmter Äußerungen der orientalischen Kulturen mit unbestimmten, aber um so tiefer gegründeten Sehnsüchten der Zeit. Indem wir den Blick auf diesen Punkt richten, werden wir der eigentlich grundsätzlichen Frage inne, die das Ostproblem uns stellt, der Frage, ob das Wesen des Ostens, so wie es sich den Anhängern der Ostmode trotz großer Verschiedenheit des Ausgangspunktes und der Richtung in merkwürdiger Gleichartigkeit darstellt, wirklich das Wesen oder aber eine eigentümliche Verkennung und Entstellung desselben ist, und welches die Gründe dieser Entstellung sind.

Wir haben unsere Überzeugung bereits vorweggenommen, wenn wir die Beziehung des Sinnes der östlichen Welt auf jene Tendenzen in unserem Leben, welche die Ostmode wachriefen, eine zufällige, nicht im Wesen begründete nannten. Es gilt nun, von den letzteren ausgehend, zu zeigen, wie allen ihren Bemühungen zuwider der Osten in völliger Reinheit und Fremdheit verharrt und welche Forde-

rungen er seinerseits stellt, um zureichend begriffen zu werden. Einige wenige, notwendigerweise nur auf das allgemeinste sich beziehende Andeutungen müssen an diesen Stellen genügen.

Das moderne Leben bewegt sich, im praktischen wie im idealen Bereich, in einer Reihe von Gegensätzlichkeiten, deren Vereinheitlichung weder dem suchenden Gedanken nach dem Tatentschluß jemals vollkommen gelingen will, deren Vorhandensein aber unser Schicksal ist und von uns hingenommen zu werden fordert. Das Abendland der letzten vier Jahrhunderte hat eine außerordentliche Verselbständigung und vernunftgemäße Ordnung aller Lebensfunktionen entwickelt, jedoch auf Kosten des einheitlichen Lebensgefühls, der selbstverständlichen Lebensgemeinschaft des Einzelnen nicht nur mit den ihm zunächst lebenden Menschen in ihrer mannigfaltigen gemeinschaftlichen Gliederung, sondern ebensosehr mit der Umwelt, ja der Welt als Ganzheit überhaupt. Die Verselbständigung der Faktoren des wirtschaftlichen Lebens wie der Staatsleitung, von ihren Häuptern bis zu ihren untersten Organen, die Loslösung der forschenden Wissenschaft von den Fragen, die im Bereiche des unmittelbaren Erlebens der Welt sich erhoben, zu selbstgenügsamer Arbeit, die fortschreitende Lösung des Bandes zwischen erkennender und glaubender Lebenshaltung, der Ausbau einer Ethik, die sich von der religiösen Norm ebenso wie von der Voraussetzung eines einheitlichen Zusammenhanges des gesamten Weltgeschehens lossagte und sich auf einen formalen Pflichtgedanken zurückzog, die Begründung einer Kunstübung, die ihre Unabhängigkeit von Leben und Natur immer stärker betonte, die Aufstellung eines Begriffes der Geschichte, der an der Ermittlung des Vergangenen liegt, weil es vergangen ist, die sich der Rücksicht auf die Gegenwart entband, um zu fragen, wie es früher eigentlich gewesen sei — alle diese Einzelzüge, die sich leicht vervielfachen ließen, sind Funktionen eines und desselben Motives, das sich im Grunde als eine eigentümliche Wandlung in der Persönlichkeitsauffassung und dem Selbstbewußtsein des modernen Menschen und als eine entsprechende Wandlung des Gemeinschaftsempfindens und des Selbstbewußtseins der modernen Gesellschaft herausstellt. Als Ausdruck dieses besonderen Individualismus dürfen wir, innerhalb der deutschen Geistesgeschichte, besonders die nachkantische idealistische Philosophie ansehen, während sich als Ausdruck des entsprechenden Sozialismus in noch deutlicherer, weil von ideologischen Überdeckungen freierer Gestalt die marxistische Lehre gibt. In dem vulgären Liberalismus, der die Weltanschauung der durchaus überwiegenden Mehrheit der modernen Menschen bestimmt oder geradezu ausmacht, laufen jene beiden Theorien, zwar verdünnt, aber nicht wesentlich abgewandelt, zusammen.

Diese Entwicklung, die allerdings zu keinem anderen Ende führen kann, als zur völligen Sinnentleerung des Lebens, zur Zersplitterung der menschlichen Gemeinschaft in isolierte, beziehungslose Individuen, die zugleich den Zusammenhang mit der Welt und ihrem überpersönlichen, überzeitlichen Sinn gänzlich durchschnitten hat — diese Entwicklung ist da und beherrscht zunächst einen jeden, auch den, der sich ihr entzieht. Welcher Art die Besinnung auf Kräfte sein muß,

die im deutschen Volkstum tief unterhalb dieser Entwicklung noch lebendig sind, wie ihr durch neue Regungen des Weltgefühls und des Gemeinschaftsempfindens zu begegnen sein wird, davon wird in diesem Buche von Berufeneren gesprochen. Zunächst aber ist es unumgänglich, die ganze Härte und den Zwang des modernen Schicksals zu sehen und zu erleiden, es ist notwendig, zu erkennen, daß unser äußeres Geschick nur ein schwaches Gegenbild der Furchtbarkeit unserer geistigen Krisis ist. Dieses Erkennen aber läßt uns vor allem der Wertlosigkeit aller nicht ganz ins Tiefe und Grundsätzliche hinabreichenden Heilungsversuche und der Feigheit derer inne werden, die ihr Schicksal aufzuheben wähnen, wenn sie die Augen schließen und ihr Bewußtsein durch Versenkung in fremde Kulturschicksale betäuben.

Zu diesen letzteren aber gehören gerade eine Menge der Ernsteren und Entschlosseneren unter denen, die der Ostmode unterworfen sind — von den anderen, denen es nur um eine ungewohnte Sensation zu tun ist, reden wir nicht. Jene aber glauben, durch den Import einer banalisierten Mitleidsethik, einer verschwommenen Esoterik und Mystik, oder durch die Freude an orientalischer Kunstübung das europäische Schicksal wenden oder wenigstens sich selber ihm entziehen zu können. Aber sie sehen die Hauptsache nicht: man mag aus der orientalischen Weisheit alle Einsicht und Förderung schöpfen, nur nicht Bestätigungen für das wehleidige Ressentiment moderner Europäer gegen ein Geschehen, das sie nicht gestalten wollen oder können. In allen orientalischen Kulturen wird man vergeblich Trost oder gar Entschuldigung für eine menschliche Haltung finden, die den Zusammenhang mit sich selber, mit den Menschen und mit der Welt verloren weiß und nicht wiedererlangen kann. Der Weise, wie er in allen orientalischen Kulturen begegnet, interessiert sich für alles andere als für sich selbst, er spricht und handelt und geht durch sein Leben kraft des unerschütterten Bewußtseins, im Einklang mit den Wesen zu stehen. Freiheit bedeutet für ihn nicht das Abschneiden oder Verneinen der Bindungen, die ihn in die Welt verhaftet halten, sondern gerade die Hingabe an die Welt, das Erleuchtetwerden von ihrem Sinn. Wenn er sich der Welt zu entziehen scheint, so bedeutet das nur die gesteigerte Sammlung seiner Kräfte zu vollkommenerem Dienst. Wenn er aber der Welt dient, so tût er es weder um begrenzter Zwecksetzungen willen, noch aus vagem Mitleid — denn beides bedeutet eine Isolierung, eine Distanz, die ihm ganz und gar fremd ist — sondern vielmehr, weil er nicht anders kann, als dem Sinne der Welt gemäß wirken. Wer sich die Sprüche Laotses, die Berichte über das Auftreten des Buddha oder das Leben der persischen Heiligen vergegenwärtigt, findet überall eine Haltung, die unbeirrbar einem allgemeinsten Wesensgesetz folgt, die völlig einsgeworden und unzerlegbar ist und jeder Auflösung in abendländische Begriffe spottet. Man denke an die Erörterungen über das Wesen des Buddhismus, der bald als Religion, bald als mystischer Heilpfad, bald als Anleitung zu ästhetisch-magischen Praktiken, bald als atheistische Moralphilosophie gedeutet wird: aus diesem Hin und Her ist nur das eine zu lernen, daß die geistigen Bildungen der orientalischen Kulturen von einem schlechthin einheitlichen und universellen Sinnzusammenhang beherrscht werden,

daß sie notwendig von demjenigen verfälscht werden, der sie mit modernen Begriffen, den Kategorien eines gespaltenen und in Antinomien aufgelösten Bewußtseins, zu fassen unternimmt.

So wandelt sich die Bedeutung des Ostproblems für unsere Kultur: das Scheinbild des östlichen Wesens, wie es die Ostmode beschwört, um die heimlichen und offenbaren Leiden einzelner Gegenwartsmenschen zu beschwichtigen, weicht der unveränderlichen und unberührbaren Gestalt des östlichen Geistes, die sich, ganz in sich bleibend, geschlossen und keiner Vermischung fähig, dem Abendlande gegenüberstellt und von ihm fordert, nicht sich aufzugeben oder zu verwandeln, sondern im Dienst der eigenen Gesetze so wesentlich und sinnerfüllt zu leben, wie sie selber durch die Jahrtausende geht, unbekümmert um die geringfügigen Schwankungen und Erschütterungen, von denen sie dann und wann berührt wird, so wie in der Gegenwart, in der die geistige Verwirrung Europas einige Außenwerke der asiatischen Reiche bedroht. So bleibt dem abendländischen Menschen, sofern sich das Ostproblem ihm als ein zwingendes, persönliches Problem vor Augen stellt, keine andere Möglichkeit, als das Bemühen um Erkenntnis, ohne Einmischung persönlicher Wünsche und Unbefriedigtheiten, in voller Ehrfurcht, im vollen Bewußtsein der Fremdheit der östlichen Welt, die von ihm nicht fordert, Orientale zu werden, sondern er selber zu werden — einer Fremdheit wiederum, die doch keine absolute ist und nimmermehr zur Resignation des Erkenntniswillens führen kann, sondern die nur möglich ist auf dem Grunde einer tiefsten menschlichen Wesensgemeinschaft. Nur darf diese nicht als Gemeinsamkeit letzter metaphysischer Überzeugungen gefaßt werden; sie ist nichts weiter als die Gemeinsamkeit des Lebens in der gleichen, sinnvollen, gotterschaffenen Welt, deren Sinn es reich und unverstellt zu verstehen und zu befolgen gilt.

Wir dürfen uns freuen, daß unter der Fülle von purer Fälschung und Konjunkturausnutzung innerhalb der literarischen Erscheinungen, welche die Ostmode heraufgeführt hat, eine Reihe von Arbeiten ans Licht getreten sind, die, rein auf das Wesentliche gerichtet, jene Anpassung an Zeitgeschmack und Salonsprache verschmähen, um das östliche Wesen um so zwingender und ausdrucksvoller hervortreten zu lassen. Wir möchten nur auf ein einziges Beispiel hinweisen und das außerordentliche Buch von O. Kümmel über die Kunst Ostasiens nennen.

II

Wenn wir sahen, daß für die rechte Erfassung des Ostproblems in seiner kulturellen Bedeutung nicht weniger gefordert werden kann, als eine Besinnung auf den Bau unseres eigenen Kulturbewußtseins und die daraus folgende Einsicht in die Unzulänglichkeit sowohl unserer Denkhaltung wie unserer Gesinnung für die rechte Erkenntnis des Ostens, wenn wir also die Sinnlosigkeit jeder Ostmode zugleich mit der Forderung erkannten, entweder gar nicht oder mit der rücksichtslosesten Kritik unserer eigenen Denkordnung an den Orient heranzugehen, so folgt aus alledem die grundsätzliche Beurteilung des Ostproblems nach seiner politischen

Seite von selber. Wir betonen nochmals: uns beschäftigen hier nicht die Belange des Problems, soweit sie den Staatsmann betreffen, sondern nur soweit der politische Mensch überhaupt sich mit ihnen auseinanderzusetzen hat.

Fast überall, wo die Ostmode etwas wie eine theoretische Begründung erhalten hat, geht mit dem Preis der östlichen Weisheit der Verzicht auf das Politische, ja der Ruf zur Entpolitisierung zusammen. Das mag wohl zum guten Teil in der Abwendung von der Tagespolitik begründet sein, von all jenem Getue, über das die Geschichte schweigend hinweggeht. Aber tiefer als diese Verekelung sitzt jene gefährlichere Gleichgültigkeit, die das eigentliche Hemmnis aller Versuche, den Deutschen politisch zu erziehen, darstellt: jener Mangel an öffentlichem Geist, der, obwohl vielfach in reinster Gesinnung begründet, dennoch nichts ist als ein Mangel an Gesinnung und an Konsequenz des Denkens. Denn er bezeichnet nichts weiter, als daß man sich einem Schicksal, dem man durch Abstammung, Tradition, Bildung, Tätigkeit und, wenn man ein anständiger Mensch und kein Zechpreller ist, auch durch Wahl und Willen unterworfen ist, von einem bestimmten Punkte an entziehen zu dürfen glaubt, wenn es einem nicht mehr paßt. Dieses sucht man durch den Hinweis auf den orientalischen Weisen zu rechtfertigen, der zumal in politisch erschütterter Zeit von aller Arbeit in der staatlichen Gemeinschaft sich in die weltentzogene Einsamkeit des Weisheitssuchers zurückziehe.

Der Grundirrtum liegt auch hier in der Meinung, man dürfe sich die Formen des orientalischen Lebens als Europäer aneignen und sich so von öffentlicher Mitarbeit entbinden. Dagegen steht nur die Tatsache, daß das Netz des modernen Lebens infolge der immer weiter fortschreitenden Auflösung kleinerer wirtschaftlicher Einheiten, die den eigenen Bedarf decken können, in zentralisierte größere Einheiten und infolge dementsprechend fortschreitender politisch-bürokratischer Zentralisierung unendlich viel dichtmaschiger geworden ist, als es je in einem orientalischen Reiche sein konnte. So steht, selbst in Zeiten der wirtschaftlichen und politischen Anarchie, der Einzelne in den europäischen Staaten in einer unvergleichlich viel engeren und verbindlicheren Beziehung aufeinander angewiesener Kräfte des öffentlichen Lebens. Und so gewiß nun auch die moderne Entwicklung zu immer restloserer Entpersönlichung und Mechanisierung des öffentlichen Lebens hindrängt, mit dem Ziel, die irrationale und unwägbare Persönlichkeitsleistung nach Möglichkeit durch mechanische, berechenbare Leistungen zu ersetzen, so hängt es doch von der Behauptung des Persönlichkeitsmomentes in dieser Entwicklung und seiner erneuten Durchsetzung gegen sie ab, ob die Bewegung Europas zum völlig entgeistigten und entseelten Maschinendasein oder aber zum absoluten Chaos hin aufgehalten werden kann oder nicht. Es ist gewiß: der Versuch, in diese Entwicklung Einsicht zu gewinnen und nach der Einsicht den Willen zu richten, hebt jenen quietistischen Persönlichkeitskult auf und ebenso die Herleitung seines Anspruches auf Bequemlichkeit aus dem Vorbilde des östlichen Weisen. Denn nicht nur ist es lächerlich, zu glauben, man könne sich mit wehleidiger, aristokratisch sein sollender Geste einer harten, klaren Notwendigkeit entziehen, sondern eine von noch so weit her ange-

stellte Betrachtung des orientalischen Wesens lehrt nichts so deutlich, wie die Tatsache, daß der Weltverzicht des Weisen dort aus allen anderen Gründen entspringt als aus Ruhebedürfnis und Feigheit. Dieser Weise ist fest nicht dadurch, daß er an der Welt vorbei, sondern dadurch, daß er durch sie hindurchsieht; seine Hingabe an das Schicksal ist alles andere, als der europäische Fatalismus, der den Willen lähmt: sie ist die Gewißheit, daß der Sinn der Welt nicht zertrümmert werden kann, daß er nicht die Gesten und Reden der Menschen zu seiner Hilfe bedarf, wohl aber die letzte Entschlossenheit des Menschen, im Leiden wie im Handeln, aus der Treue gegen das Selbst, das mit dem Sinn der Welt eins ist.

So zeigt das Vorbild des orientalischen Menschen in Wahrheit nicht die Entkräftung, sondern die gesteigerte Sammlung der Kräfte (nichts anderes bedeutet das Nichthandeln bei Laotse), nicht den Verzicht, sondern den Entschluß und die Bereitschaft. Es weist das feige Zurückbleiben mit der gleichen Entschiedenheit zurück, wie das blinde Stürmen des doktrinären Radikalismus. Es fordert von uns, im persönlichen wie im gemeinschaftlichen Leben wir selber zu sein und es mehr zu werden, das heißt aber: unsere Schicksalsstunde zu verstehen und den Weg, den sie uns weist, leidenschaftlich und sachlich zu beschreiten.

Rasse

Ein erdichtetes Gespräch
von
Paul Ernst

Personen: Der Staatsmann. Der Dichter. Ein vertriebener baltischer Baron. Die Frau des Staatsmanns. Ort: Wohnzimmer des Dichters. Zeit: 1919.

Der Balte: Ich war in Riga im Gefängnis. Meine Frau und die Kinder waren nach Riga geflohen, denn auf dem Lande wurden alle Deutschen ohne Unterschied ermordet, in Riga führte man wenigstens das Possenspiel einer gerichtlichen Verhandlung vorher auf. Nun, täglich ging ein Trupp von Gefangenen vor den Fenstern meiner Familie vorbei zur Hinrichtung. Mein ältester Sohn saß am Fenster, er erkannte oft meine Freunde und Bekannten in dem Zug; jeden Tag spähte er, ob nicht sein Vater mit vorbeigeführt würde.

Die Frau: Das arme Kind!

Der Balte: Ich kann nur immer wiederholen: Sie wissen in Deutschland nicht, was Rassenhaß ist. Sie sagen, daß auch bei Ihnen heute Fürchterliches geschieht. Nun, wenn ich mit der Volksschicht hier spreche, so versteht man mich doch wenigstens.

Der Staatsmann: Wie meinen Sie das?

Der Balte: Ich sage, man versteht mich doch wenigstens. In einer mir befreundeten Familie war eine alte, kranke Frau übriggeblieben mit ihrer erwachsenen Tochter, welche die Mutter pflegte. Die Frau wurde zum Tode verurteilt. Die Tochter ging vor das Gericht und bat, man möge sie hinrichten statt der Mutter. Die Richter brachen in ein Hohngelächter aus und nahmen das an. Das Mädchen wurde hingerichtet. Es ging stolz und ruhig zum Tode. Die Mutter weiß heute noch nicht, daß sich die Tochter für sie geopfert hat. Können Sie verstehen, daß die Richter in ein Hohngelächter ausbrachen und das Opfer des Mädchens annahmen?

Der Staatsmann: Nun, wenn Sie das erzählen, dann muß ich es ja wohl glauben; aber ich kann es mir nicht vorstellen.

Der Dichter: Auch ich versuche, wie Sie es nennen, die Richter zu verstehen. Ein Dichter hat ja alle menschlichen Möglichkeiten in sich, auch den Verbrecher und Schurken. Aber so sehr ich mich bemühe, ich kann mir die seelische Möglichkeit nicht vorstellen.

Der Balte: Sie sind eben Deutscher. Auch Sie, der Dichter, seien auch die weitesten Möglichkeiten in Ihrer Brust, sehen doch immer nur die Möglichkeiten Ihrer Rasse. Die Letten sind eine andere Rasse. Wenn ich diesen Menschen gegenüberstehe, dann fühle ich: ein Volk kann nur leben, entweder die Deutschen oder die Letten.

Die Frau: Grausig!

Der Balte: Der Gegensatz ist lange verschwiegen gewesen, Sie wissen, die Deutschen waren seit vielen Jahrhunderten im Lande. Die beiden Völker haben sich nie vermischt. Es gab bei uns immer die Deutschen und die Undeutschen. Aber wir haben immer friedlich mit den anderen zusammen gelebt. Sie waren oft auch gut in ihrer Art. Es gab da treue und anhängliche Dienstboten. Der Haß ist erst durch die Russen entstanden. Aber er konnte doch nur entstehen, weil er möglich war.

Der Staatsmann: In Finnland haben sich die Schweden nicht von den Finnen abgeschlossen. Vielleicht war es die Schuld der Deutschen, daß sie sich immer als das Herrenvolk fühlten und die andern als Sklaven betrachteten?

Der Balte: Nun, in Finnland geschah dasselbe wie bei uns. Eine Bande brach bei einem alten schwedischen General ein. Er saß hinter einem Schreibtisch, den Revolver in der Hand, gegenüber war die Tür, durch welche die Mörder eindrangen. Kaltblütig zielte er, mit jeder Kugel schoß er einen der Feinde nieder, mit der letzten Kugel erschoß er sich selber. Wir sind Deutsche, wenn wir eine solche Tat eines Feindes hören, so achten wir ihn. Wissen Sie, wie der Finne fühlt? Er fühlt: Wir können nicht leben, wenn ein Volk lebt, das solche Männer hat. Als die weiße Garde in Finnland durch das Land zog und die Räuberbanden aufgriff, da kam sie auch in ein schwedisches Dorf, das ganz verlassen schien. An der Tür des Schulhauses fanden sie den Schulmeister angenagelt; er war so angenagelt verschmachtet. Im Schulzimmer lagen die Kinder, auf den Schulbänken angenagelt und tot. Nun, die weiße Garde hat Tausende von den Schurken erschossen. Vierzigtausend waren noch in den Gefängnissen gewesen und sollten gleichfalls erschossen werden. Da kamen die Deutschen ins Land und legten sich ins Mittel: sie wurden zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. . . . . Können Sie sich ein Leben denken, wie wir Balten es über ein Jahrzehnt geführt haben? Außerhalb des Hauses hatte ich stets die Hand in der Tasche und hielt den Browning umklammert. Wir hatten uns darin geübt, durch die Tasche zu schießen.

Der Staatsmann: Ihre Erzählungen lassen mich die Vorgänge in unserem eigenen Vaterlande in einem neuen Lichte betrachten. Sie wissen, daß ich ihnen mit Verzweiflung gegenüberstehe. Wir sind besiegt in diesem Kriege, dessen Art und Ziel uns noch immer nicht klar geworden ist. Es war ein Ausrottungskrieg. In früheren Zeiten wurden bei dem besiegten Volk die Männer ermordet und Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt. Das geschieht heute nicht mehr, nicht wegen unserer höheren Gesittung, sondern weil die Massen zu groß sind, so daß es unmöglich ist. Aber die Ausrottung wird auf wirtschaftlichem Wege versucht. Zweimal hat das britische Reich vor Deutschland gezittert: das eine Mal vor dem

Krieg, als Deutschland ihm seine Industrie und seinen Handel bedrohte, das zweite Mal im Kriege, als unsere U-Boote England auszuhungern schienen. Denken Sie an Irland! Notwendig muß das britische Reich — das ist etwas anderes als England, das ist ein Machtgebilde, zu dem auch das amerikanische Kapital gehört — notwendig muß es uns behandeln, wie seinerzeit England Irland behandelt hat, das ihm doch auch bedrohlich sein konnte. Nun, in dieser höchsten Not unseres Volkes, in einer Not, wie wir sie noch nie hatten, auch nicht im Dreißigjährigen Kriege, scheint ein allgemeiner Wahnsinn über uns gekommen zu sein. Statt zusammenzuhalten und uns mit vereinter Kraft zu bemühen, das Schlimmste abzuwenden, hat ein Geist des Wuchers und der Erpressung alle Volksschichten ergriffen. Es ist gar nicht nötig, daß unsere Feinde noch etwas gegen uns unternehmen, wir vernichten uns schon selber. Um ein Billiges können unsere Feinde unsere Fabriken, Bahnen, Wälder und Felder kaufen. Die Deutschen, welche übrig bleiben, werden nach dem großen Sterben, das uns bevorsteht, als die Lohnsklaven der Fremden arbeiten müssen, wie die armen Iren auf dem Boden ihres Landes, der den Engländern gehörte.

Was bei uns geschieht, das hat eine große Ähnlichkeit mit den Vorgängen in den baltischen Ländern. Die Letten sind hochgekommen durch den Einfluß der deutschen Herren. Wenn sie nun die Deutschen verjagen, so werden sie bald auf den Zustand ihrer Volksgenossen sinken, die immer unter russischer Herrschaft waren. Sie werden unter englische Herrschaft gelangen, die nur Nutzen aus dem Lande ziehen wird, aber nicht in ihm schafft, wie die Deutschen doch in den vielen hundert Jahren getan haben, denn diese Jahrhunderte haben sie ja in dem Lande gelebt, es war ihr Land. Wenn die großen Vorgänge im Leben der Völker nach Vernunft geschähen, so müßten die Letten das einsehen, wie unsere Arbeiter einsehen müßten, was sie sich selber antun, denn die Fabrikarbeiter werden ja nach dem Mittelstande die ersten sein, an die das Sterben geht. Beide Teile sehen es nicht ein.

Aber nun kommt der Unterschied. Wir Deutschen sind wenigstens eine einheitliche Rasse. Wir verstehen einander.

Ich habe während der Revolution ein erschütterndes Erlebnis gehabt, das erste seit langem, das mich wieder mit Hoffnung für unser Volk erfüllte. Ich wohnte der Verhandlung gegen den Grafen Arco bei, den Mörder des Präsidenten Eisner. Sie wissen, wofür ich Eisner halte: für einen eitlen, gewissenlosen und gänzlich unfähigen Narren, den man nur deshalb nicht als Schurken bezeichnen kann, weil ein Schurke doch wenigstens für sich selber einen gewissen gesunden Menschenverstand hat. Er war einer von jenen seelenlosen jüdischen Literaten, deren Nichtigkeit noch nicht einmal eine eigentliche Gegnerschaft erzeugen kann. Der armselige Tropf hatte schon geschadet genug, indem er in einer fürchterlichen Lage bei dem Zusammenbruch der ungenügenden früheren Leiter des Volkes die unteren Massen aufrief und ihre niederen Triebe seinem dummen Ehrgeiz dienstbar machte; nun war er im Begriff, sie noch weiter zu verwirren. . . .

Der Balte: Verzeihen Sie, wenn ich unterbreche. Im kleinen haben Sie in Deutschland etwas Ähnliches, was wir in den baltischen Ländern erleben, wenn Sie an die Rolle denken, welche die Juden in der Revolution gespielt haben. So fremd wie der Lette dem Deutschen ist, so fremd ist der Jude. Ich will wieder eine Geschichte erzählen. Ich hatte eine kleine Fabrik, als deren Leiter ich einen Juden namens Friedmann bestellte. Friedmann war von ganz kleinem Herkommen und empfahl sich durch Verstand und Fleiß. Ich vertraute ihm völlig, war auch sehr gut zu ihm und behandelte ihn wie unseresgleichen. Wenn er kam, dann aß er stets mit uns; ich habe ihn nie den Herrn fühlen lassen, geschweige den Adligen oder den Mann der höheren Rasse. Nun, ich hatte mich mit einigen Freunden vereinigt, einem Standesgenossen zu helfen; unser Versuch mißglückte, und wir mußten um unserer selbst willen denken, unser Geld wieder zurückzuziehen. Ich mochte nicht selber vorgehen und übergab Friedmann einen Wechsel über zwanzigtausend Rubel, damit er ihn an meiner Stelle einklage. Friedmann klagte das Geld ein und behielt es. Ich sagte ihm, daß er mein Vertrauen in schurkenhafter Weise mißbraucht habe. Er war verwundert über meine Aufregung und erwiderte mir immer: „Aber Sie müssen doch verstehen, ich habe doch Familie, den Glücksfall mußte ich doch ausnutzen. Es wäre eine Sünde, wenn ich anders handelte." War der Mann eigentlich ein Spitzbube? Als Deutscher wäre er es gewesen; aber er gehörte einer anderen Rasse an. Ist es möglich, daß Menschen von so verschiedenen Rassen zusammenleben?

Der Staatsmann: Vor der Revolution hätte ich Ihnen recht gegeben. Heute sehe ich bei uns Deutschen, nicht bloß bei den jüdischen Deutschen, sondern auch bei unserem eigenen Volk, so viele Vorgänge von der Art, wie Sie eben erzählen, daß ich in meinem Glauben an den Unterschied der Rassen schwankend geworden bin.

Der Dichter: Und mit Recht. Die Dinge sind nicht so einfach. Bedenken Sie, Baron, nur allein, daß Sie ein Mann aus einem Geschlecht sind, das seit Jahrhunderten Ehre gehabt hat, der Jude nicht; daß Sie ein Besitzender sind, der Jude ein Besitzerstrebender.

Der Balte: Ich habe heute auch nichts mehr.

Der Dichter: Aber Ihre Triebe und Vorstellungen sind noch die der Besitzenden. Wissen Sie genau, wie die Vorgänge vor siebenhundert Jahren waren, als Ihre Vorfahren nach Livland kamen? Wissen Sie, ob Ihre Vorfahren vor siebenhundert Jahren die Gesinnung hatten, die Sie heute haben? Ihre Vorfahren besaßen damals nichts, aber sie wollten nicht ohne Besitz leben, wie etwa ein Arbeiter heute, sondern sie erstrebten Besitz wie Ihr Jude.

Der Balte: Ich bin davon überzeugt, daß meine Vorfahren dieselben Gesinnungen hatten wie ich.

Der Dichter: Ich glaube es, aber ich weiß es nicht. Ich glaube es, denn ich wünsche, mein Volk vornehm zu sehen. Aber ich weiß nicht, ob mein Glaube richtig ist, deshalb wage ich es nicht, über die andern abzusprechen.

Der Staatsmann: Ich bin schwankend geworden, sagte ich. Aber ich will meine

Geschichte zu Ende erzählen. Vielleicht gibt sie Ihnen einen Trost; mir hat sie ihn gegeben.

Der Graf Arco ist ein vornehm gesinnter Jüngling, wie wir uns einen Deutschen vorstellen. Ich sage: wie wir uns einen Deutschen vorstellen, denn ich wußte immer, auch vor der fürchterlichen Ehrlosigkeit, die heute allgemein bei uns ist, daß dieser Vorstellung nur selten eine Wirklichkeit entsprach. Ich wende mich an Sie, den Dichter, das wäre eine Aufgabe für Sie, festzustellen, wie eigentlich ein Volk dazu kommt, sich ein gewisses Ideal von sich zu schaffen, wo eigentlich die Möglichkeiten dieses Ideals in ihm liegen. Nun, der Graf Arco hatte Eisner durchschaut, wahrscheinlich nicht mit dem Verstand, denn dazu gehörte schon ein überdurchschnittlicher Verstand, und er war doch ein junger unerfahrener Mensch; ich wunderte mich damals, wie viele, auch kluge Menschen, auf Eisner hineinfielen. Aber mit dem Gefühl hatte er ihn durchschaut.

Die Frau: Ich bin Halbjüdin, und ich glaube, daß mein Gefühlsleben rein deutsch ist in der Art, wie du es beschreibst. Ich kann auch von mir aussagen, daß ich Eisner, den ich einmal vor der Revolution in einer Volksversammlung hörte, sofort erkannt habe — wenn das wirklich so merkwürdig ist, denn mir schien der Mensch ganz übel zu sein, und es war wohl die allgemeine Verwirrung nötig, daß sich so viele über den platten Schwätzer täuschten.

Der Dichter: Lassen wir den Staatsmann sprechen. Ich glaube, daß ein unbeirrbares Gefühl ein Zeichen der Reinrassigkeit ist; aber Reinrassigkeit kann auch entstehen bei gar nicht rassigem Ursprung, denn Rasse ist ein Ideal und kein Zustand.

Der Staatsmann: Ich fahre fort. Durch eine Verkettung von Zufälligkeiten stand Eisner an einer Stelle, wo er noch weiteres, ja unabsehbares Unglück anrichten konnte. Es gab kein Mittel, das Unglück zu verhüten, als das, diesen Menschen zu ermorden. Mein Freund, ich habe tief empfunden, daß hier in dem jungen, fast noch kindlichen Grafen Arco ein Schicksalsumschlag des deutschen Wesens offenbar wurde. Unser Unglück war die Unselbständigkeit unseres sittlichen Seins. Wir hatten uns so eingerichtet, daß wir regelmäßig unsere Pflicht taten, und hatten unsere Pflicht so eingerichtet, daß sie regelmäßig getan werden konnte, wir hatten auch die Sittlichkeit mechanisiert. Noch heute leiden wir ja unter diesem beamtenmäßigen Wesen; noch heute halten wir es für unsere Pflicht, dem Staat zu gehorchen, auch gegen unsere Überzeugungen, trotzdem wir wissen, daß der heutige Staat wesentlich eine Gesellschaft von Spießern, Dummköpfen und Schurken ist. Der Graf Arco hatte eingesehen, daß seine Pflicht war, ein Verbrechen zu begehen; er ist in unserem öffentlichen Leben der erste Deutsche gewesen, der sich seine Pflicht nicht so leicht machte, daß sie regelmäßig getan werden konnte. Meine Freunde, dieser kindliche Jüngling ist zum ersten Male wieder ein Held gewesen. Und nun geschah das, was mir die Hoffnung auf eine gute Zukunft unseres Volkes gibt. Unser Freund erzählte uns, wie die Tat der jungen Deutschen, welcher sich für ihre Mutter opferte, auf die Letten wirkte: ein Volk, bei dem das Heldentum nicht Beschämung und Nacheiferung, sondern die Gemeinheit aufstachelt, das

muß freilich verloren sein. Aber von der Wirkung des Grafen Arco wurde erzählt, daß ein Soldat der roten Garde, der ihn früher gekannt, sich die rote Binde abriß, weil er sich vor ihm schämte, es wurde erzählt, daß zwei Kommunisten ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet haben. Der Rotgardist und die beiden Kommunisten hatten andere Anschauungen, vielmehr, sie unterlagen einer schlechten Einwirkung. Der Graf Arco hatte den Mann ermordet, der ihren verwirrt gemachten Vorstellungen und Gefühlen eine Art Heiland war; und nun genügte ein Blick in das reine Gesicht des Jünglings, um ein besseres Selbst in ihnen zu erwecken. Ich habe immer geglaubt, ich glaube es seit dem Erlebnis mit dem Grafen Arco als unumstößliche Gewißheit: unser Volk ist gesund. Es hat nur keine Führer gehabt, es hatte an seiner Spitze bloß Beamte, die selber einen Führer brauchen. Nur ein Mann muß bei uns auftreten, der eine selbständig sittliche Persönlichkeit ist, und das Volk wird von seinen falschen Propheten abfallen und ihm anhängen.

Der Dichter: Ich gebe nicht alles zu; Arco hätte nicht begnadigt werden dürfen. Aber das ist Nebensache. Vielleicht darf ich Ihren Gedankengang fortführen. Deshalb war es gut, daß wir in diese Verzweiflung des tiefsten Unglücks gestürzt sind. Denn im Glück war unsere Art flach geworden. Wir hatten uns so eingerichtet, daß wir keine sittlich selbständigen Menschen brauchten. Nun sind wir gezwungen, sittlich selbständige Menschen zu erzeugen. Wir können sie aber auch erzeugen. Und hier kommt zusammen, was wir bis nun besprachen: äußere Verhältnisse und Veranlagung der Rasse; denn die Letten sind nach der Ansicht unseres Freundes nicht imstande, solche Menschen zu erzeugen; und wenn wir die Judenfrage richtig stellen wollen, so müssen wir hier den Punkt finden, von dem aus wir sie betrachten.

Ich hatte ein ähnliches Erlebnis wie unser Freund. Es war in München eine Feier der Revolutionsopfer. Auf dem Kirchhof hatte sich eine große Schar von Arbeitern versammelt, welche sich zu den Kommunisten rechnen. Plötzlich sprang hinter einem Grabhügel ein junger Mann auf und schrie hysterisch: „Ich bin der Geist eines der Ermordeten, ich rufe euch zur Rache auf." Alle schwiegen. Da trat ein grauhaariger Arbeiter vor, er faltete die Hände, vielleicht in unbewußter Erinnerung an seine Kindheit, wo die Mutter ihm die Hände gefaltet und mit ihm gebetet hatte, und dann sprach er: „Nicht Rache wollen wir. Unsere Gefallenen haben ihre Pflicht getan, aber auch die Soldaten, welche sie erschossen, glaubten ihre Pflicht zu tun." Und nun fuhr er fort, in der Ausdrucksweise, welche diese Leute durch ihre Zeitungen gelernt haben, aber doch mit einem eigenen Gefühl: „Wir müssen eine neue Gesellschaftsorganisation schaffen, und dazu brauchen wir das gesamte Volk, wir können es nicht allein." Die Umstehenden murmelten ihm Beifall. Vielleicht war mancher unter ihnen, der auch einem Hetzer zugejubelt hätte, welcher aufforderte, die Reichen zu vertilgen.

Mir scheint, daß wir alle den Fehler begehen, die Weltvorgänge in gottloser Weise zu betrachten. Wir fragen: Die Deutschen in den baltischen Ländern sind sittlich wertvoll, weshalb werden sie von den Schlechten vernichtet? Wir fragen: Wie

geschieht es, daß die schlechten Leute bei uns zur Macht gelangt sind? Woher kommt das Überwuchern der Juden?

Wenn wir solche Fragen stellen, dann denken wir, daß es dem Guten — als den wir uns selber betrachten — auch gut gehen müsse. Wir beten nicht nur, wie jener Pharisäer, und danken Gott, daß wir nicht sind wie jene da; wir verlangen auch noch eine Belohnung dafür, daß wir nicht so sind. Seit Urzeiten aber haben die Menschen eingesehen, daß dieses Verlangen töricht ist, daß das Gute, wenn man überhaupt von Lohn sprechen will, lediglich in sich selber belohnt werden kann, durch die Ruhe, Gleichmut und Heiterkeit, welche die notwendigen Folgen des guten Lebens sind. Jenes Verlangen ist töricht, denn der Schlechte gehört ja auch mit in Gottes Weltplan, und nur dadurch, daß es das Schlechte gibt, gibt es auch das Gute.

Ich will eine Geschichte erzählen, die ich in diesen Tagen hörte.

In einem polnischen Dorf wohnte neben andern Bauern ein Mann namens Boryna. Er hatte nur einen kleinen Hof, aber er war fleißig und gesund, hatte eine tüchtige Frau, und es waren ihm nur zwei Kinder geblieben, die nun auch schon aus dem Gröbsten herauskamen und anfingen, in der Wirtschaft mit zu helfen, so klein sie noch waren. So geschah es, daß er in behaglichen und ruhigen Umständen lebte.

Es war bis dahin noch kein Jude im Dorf ansässig, und wer Waren brauchte, der mußte entweder am Sonntag in die Stadt gehen oder auf den Hausierer warten. Da kam einmal ein Hausierer, der noch nicht im Dorf gewesen war, ein junger Mann, der bei Boryna im Stroh übernachtete. Er erkundigte sich nach allem und sagte, hier sei ein Platz, wo ein Geschäft zu machen sei. Neben Borynas Haus stand eine leere Hütte, die einem der großen Bauern gehörte. Der Hausierer, er nannte sich Kautsky, fragte bei dem Besitzer, was er an Miete verlange; der Mann sagte, er könne kein Geld für das alte baufällige Gebäude beanspruchen; der Jude dürfe es umsonst bewohnen, er solle nur nichts an ihm zerstören. So zog Kautsky zu. Boryna holte aus nachbarlicher Gefälligkeit seine Sachen mit dem Wagen von der Eisenbahn: es war ein Bett, in dem die ganze Familie schlief, Vater, Mutter und die Kinder, verschiedene große Kisten, ein Faß mit Branntwein, zwei Stühle und einiges Küchengerät. Die Frau mit den Kindern saß mit auf dem Wagen, Kautsky ging neben Boryna her, welcher die Pferde führte, und erzählte ihm, wie er sich einrichten wolle, und was er alles an Waren führen werde.

Die Bauern waren froh, daß nun ein Jude im Dorf war, brachten ihm Mehl, Kartoffeln, auch Milch; Kautsky richtete sich ein. Die Hütte hatte nur einen Raum, der war nun Laden, Küche, Wohn- und Schlafzimmer. Die großen Kisten wurden nebeneinander gestellt, mit der Seite, auf welcher der Deckel gesessen hatte, nach innen; der Jude borgte von Boryna die Säge und sägte die Deckel zurecht, daß er sie als Fächer in den Kisten befestigen konnte, in denen er seine Waren liegen hatte: Seife, Zucker, die Rosinenkiste, die Kistchen mit den Gewürzen, die Zigarrenkiste, die Stoffballen, die Schachtel mit den bunten Bändern; ein Heringsfaß, ein Faß mit Schmierseife standen zur Seite; ein Topf mit Sirup, zwei hohe Gläser mit bunten Boltchen auf der einen Kiste. Als alles aufgestellt war, da drängten sich die Kinder mit

schmutzigen Nasen in der Tür und starrten auf die hohen Gläser. In einer Ecke neben dem Bett lag auf einem Sägebock das Branntweinfaß.

Die Weiber kamen und holten, was sie im Haushalt brauchten; Kautsky warf dann einen Ballen Stoff auf den Ladentisch und zeigte ihnen den bunten Kattun, den Biber; sie gingen fort und dachten an die bunten Stoffe. Die Kinder kamen, von den Müttern geschickt; er schenkte jedem Kind ein Boltchen; am Abend kamen die Männer, um ein Gläschen zu trinken; er setzte ihnen die Zigarrenkiste vor, und sie rauchten; sie tranken noch ein zweites Gläschen, ein drittes.

Sehr schnell kam es, daß alle Wünsche und Begehren der Leute im Orte auf den Laden Kautskys gingen.

Wir müssen uns hüten, das Wesentliche der Vorgänge darin zu sehen, daß Kautsky ein Jude war und die anderen Leute polnische Bauern. Das Wesentliche ist die Beziehung. Was da in dem polnischen Dorfe geschah, das geschah vor zweitausend Jahren in unserem Vaterland, wenn ein römischer Kaufmann sich niederließ, das geschieht noch heute in Afrika, wenn der europäische Händler kommt; für Glasperlen, Kattun, Schnaps, allerhand Trödel verkaufen die unglücklichen Schwarzen alles, was sie haben, und solange der Sklavenhandel erlaubt war, verkauften sie auch ihresgleichen.

Der Pfarrer machte sich wohl nicht deutlich, daß Kautskys Einfluß verderblich war, er hätte auch nicht gewußt, was er tun sollte, er ging selber gern einmal in der Dunkelheit in den Laden, trank ein Gläschen und rauchte eine Zigarre. Der Gutsherr dachte sich noch weniger wie der Pfarrer, er fand es angenehm, daß er nun einen Juden im Dorf hatte, der ihm allerhand besorgen konnte und das auch ehrlich und pünktlich tat.

Nun geschieht etwa, daß bei Boryna ein Huhn gackert. Bauer und Bäuerin sind auf dem Lande, das älteste Kind, Marga, ist in der Schule, der kleine Jachu ist allein auf dem Hof. Kautsky geht zum Zaun und ruft Jachu, dann sagt er ihm: „Bring mir das Ei, mein Söhnchen, das euer Huhn eben gelegt hast, du darfst es den Eltern nicht sagen, und die merken es auch nicht, ich geb dir ein Boltchen dafür." Jachu springt, sucht das Ei auf dem Heuboden, bringt es an; Kautsky streichelt ihm die Backe, lobt ihn und reicht ihm ein hellgrünes Boltchen aus dem hohen Glase auf der Kiste. Die Frau des Boryna möchte gern eins von den beiden Tüchern haben, die an einem Bindfaden quer über den Laden gespannt hängen und leuchten. Sie handelt und handelt. Der Jude schwört, daß er es nicht billiger geben kann wie für drei Rubel, wenn es einen Rubel kostet, dann erlaubt der Boryna, daß sie es sich kauft; sie werden handelseins; sie bezahlt nur einen Rubel, aber sie muß dem Juden täglich heimlich ein Maß Milch hinüberbringen; sie macht sich nicht klar, daß sie die Milch jahrein, jahraus bringen muß, auch wenn das Tuch längst nicht mehr im Koffer liegt und nur an den hohen Festtagen getragen wird, sondern zerrissen und zerschlissen um den Kopf gebunden wird, wenn sie Zahnweh hat. Boryna trinkt gern ein Gläschen, er trinkt noch eins und noch eins, es kommt ihm fein vor, wenn er auf einer Kiste sitzt und eine Zigarre raucht und über die Aussaat spricht; er hat

nicht immer Geld, der Jude schreibt an und sagt, daß er bezahlen soll, wenn er seine Kalbin verkauft. Es kommt ein anderer Jude, der die Kalbin kaufen will; Boryna will hundertundfünfzig Rubel haben, und so viel ist sie auch wert; der Jude will nur hundert Rubel geben; Kautsky spricht mit Boryna und sagt ihm: „Verkaufe die Kalbin für hundert Rubel, ich brauche mein Geld, du mußt mir bezahlen, sonst muß ich dich verklagen, und dann sind noch die Gerichtskosten." Also Boryna verkauft die Kalbin für hundert Rubel. Marga wird größer, sie ist ein hübsches Mädchen, Kautsky sagt ihr, er weiß eine gute Stelle für sie in Warschau, es kommen Herren in das Haus, und sie muß lieb zu ihnen sein, es sind nur feine Herren, und sie bekommt schöne Kleider und hat ein Zimmer ganz für sich, und jeden Tag gibt es Braten, und sie hat keine Arbeit weiter, als daß sie sich selber ihr Zimmer aufräumt. Nun, Marga geht nach Warschau. So kommt denn Kautsky in die Höhe. Er baut sich ein Haus mit großen Fenstern, er kauft einen Wald, läßt ihn schlagen und verkauft das Holz, er hat Äcker und Wiesen; Boryna hat längst sein Gütchen verkauft und ist Knecht bei ihm; auch Jachu dient bei ihm, und so geht alles seinen Gang.

Aber da kommt die Revolution. Kautsky hat einen Sohn, die andern Kinder sind gestorben. Der Sohn heißt Samuel; er war schon als kleines Kind sehr klug, und der Vater gab ihn nach Warschau aufs Gymnasium und läßt ihn nun studieren. In den Krieg brauchte er nicht, er war hochgradig schwindsüchtig. Samuel hat aber seinem Vater geschrieben, er will nichts mehr mit ihm zu tun haben, denn er ist Kommunist geworden, und der Vater ist ein Wucherer. Der Vater versteht nicht, was der Sohn meint. Er weiß nicht, was tun, spricht mit dem Sohn, hält ihm vor, daß er nur für ihn gearbeitet hat, weil er es einmal besser haben soll, denn er selber ist in seiner Jugend mit einem Packen herumgelaufen und hat bei den Bauern auf dem Heuboden geschlafen, Samuel aber hat studiert und ist ein Herr geworden. Samuel erwidert ihm: er will nicht wissen, daß er sein Sohn ist, er hat einen andern Namen angenommen und will sein, als ob er ohne Familie in der Welt steht. Bekümmert reist der Vater ab. Unterwegs trifft er einen anderen Juden, mit dem spricht er und fragt ihn, was die Kommunisten sind. Der sagt ihm, daß die Zeiten anders sind, und man muß mit der Zeit gehen. Jetzt werden Volksversammlungen abgehalten, und der Staat will den Leuten alles nehmen, aber die Juden können jetzt Minister werden. Da lacht Kautsky verschmitzt und sagt: „Nun verstehe ich meinen Samuel."

Es kommen die Judenverfolgungen. Auch in dem Dorf Kautskys rotten sich die Bauern zusammen. Der Gutsherr hat inzwischen verkaufen müssen, Kautsky hat das Gut gekauft, er wohnt mit seiner Frau auf dem Gutshof. Die guten Zimmer hat er zugeschlossen, damit die Möbel geschont werden, er lebt in seiner Schreibstube, da ist ein gestrichenes Schreibpult, davor ein hochgeschraubter Bock, in der Ecke steht der Geldschrank; der schmale Raum ist durch ein Holzgitter quer durchgeteilt, hinter dem die Arbeiter stehen müssen, wenn sie ihren Lohn bekommen; die Frau ist in der Küche; beim Essen sitzen die beiden in der Küche auf einem zerlumpten alten Sofa mit niedergesessenen Sprungfedern.

Boryna läuft ängstlich in die Schreibstube; die Bauern kommen mit Äxten, Sensen, Dreschflegeln; sie wollen die Juden totschlagen und das Haus plündern. Kautsky erschrickt und zittert, von weitem hört man abgebrochene Worte einer Rede, ein Schreien wilder Stimmen. Er zieht den Schlüssel vom Geldschrank ab und springt hinter seinem Gitter hin und her wie ein Tier; seine Frau kommt heulend, wirft sich den Rock über den Kopf, um nichts zu sehen; er läuft durch die Gittertür, faßt mit beiden Händen Borynas Hand und ruft: „Ich bin immer gut zu dir gewesen, hilf mir jetzt." Boryna nimmt sich die Mütze ab und kratzt sich den Kopf, dann sagt er: „Kommen Sie, Herr." Kautsky folgt ihm; er muß die jammernde Frau hinter sich herziehen. Die drei laufen quer über den Hof, da ist die Kutscherwohnung, in der wohnt Boryna. Boryna schlägt das Bett auf, Kautsky und seine Frau müssen sich im Bett verkriechen, dann wirft Boryna noch alle Lumpen auf sie, unter ihnen ist das Tuch, das seine Frau vor langen Jahren als Erstes von Kautsky gekauft hat.

Jachu ist bei den Plünderern, Borynas Frau gleichfalls, sie will bei ihrem Sohn sein. Boryna steht in der Tür des Pferdestalles, die Hände in den Taschen und pfeift ein Lied. Da kommt der Schwarm, Boryna wird gefragt, zuckt mit den Achseln; nun verzieht sich die wilde Bande in das Herrenhaus.

Ich will die Greuel nicht schildern; ich will nur mitteilen, daß alles ausgeplündert und verbrannt und das Ehepaar doch noch gefunden und auf greuliche Weise ermordet wird. Und gleichzeitig wird auch Samuel in Lodz erschossen; es wird ihm zur Last gelegt, daß er mit andern zusammen bei einem reichen Juden eingebrochen ist.

Wir können die Geschichte von verschiedenen Standpunkten aus betrachten. Ich sagte schon: Wir müssen uns hüten, daß wir das Wesentliche im Judentum des Kautsky sehen. Als die Griechen noch in urtümlichen Zuständen lebten, da kamen die phönizischen Händler: sie waren Betrüger, Wucherer und Menschenräuber. Sie müssen auf die alte gesellschaftliche Ordnung, auf die Seelenverfassung der Griechen zerstörend gewirkt haben. Aber diese Schurken gaben den Anstoß zu einer Weiterentwicklung des griechischen Volkes zu Höherem, zu dem Höchsten. Als die Griechen das erstrebten, da kam der griechische Händler nach Italien; er wirkte hier so, wie vor Jahrhunderten der Phönizier in Griechenland. Ihm folgte der Literat. Noch heute können wir bei Cato dem Älteren lesen, wie ein rechter alter Römer den griechischen Händler und Literaten betrachtete: genau wie wir heute den Juden. Ich sagte schon, wie dann der römische Händler auf unsere deutschen Vorfahren wirkte.

Wir müssen uns hüten, in empfindelnder Weise einen Mann wie Boryna zu überschätzen. Ich brauche in unserem Kreis nicht zu sagen, daß in dieser Überschätzung der Fehler Tolstois liegt. Boryna und seine Angehörigen sind gutmütig und arbeitsam und leben so hin, wie ihre Vorfahren gelebt haben, und nach tausend Jahren würden ihre Nachkommen noch ebenso leben. Welchen Wert hat ein solches Leben? Wir halten Tolstoi für einen Idealisten; er ist genau ein solcher Materialist wie seine Zeitgenossen, und genau wie sie wirkt er als Dichter durch die Empfindsamkeit. Boryna hat den Juden retten wollen, der ihn unglücklich gemacht hatte. Ist das eine

sittliche Tat? Seine Frau und sein Sohn haben sich an dem Mord und an der Plünderung beteiligt; haben sie unsittlicher gehandelt wie er? Alle drei sind ganz gedankenlos irgendwelchen Antrieben gefolgt: der gutmütige Borgna dem Antrieb einer gedankenlosen Gutmütigkeit, und die andern haben in dem allgemeinen Wahnsinn des Aufruhrs ihre Taten begangen. Vielleicht, wenn sie zufällig dem verzweifelten Kautsky in der Schreibstube gegenübergestanden, sein verzerrtes Gesicht, die Schweißtropfen auf seiner Stirn gesehen, seinen Angstduft gespürt hätten, vielleicht hätten sie ihn dann auch versteckt. Samuel steht gewiß scheinbar höher als sein Vater und die Familie Borgna. Aber wie sollen wir seinen Kommunismus verstehen? Ist er nicht vielleicht jüdische Eitelkeit, ein Prahlen mit edlen Gefühlen, die er gar nicht hat, oder, noch niedriger, ein äußerer Ehrgeiz? Kann denn ein Mensch mit rechtschaffenem Gefühl an solchen Unsinn, wie der Kommunismus ist, glauben? Noch dazu ein Mensch, der die letzten Möglichkeiten der Gemeinheit doch an seinem Vater, die gedankenlose Stumpfheit an den Borgnas genügend beobachten konnte? Ich würde annehmen, daß Samuel ebenso gemein war wie sein Vater, aber nicht mehr dessen Zähigkeit hatte, er war ja auch schwindsüchtig, und daß er nun vor sich selber Komödie spielte.

Ich sagte: Wir können die Geschichte von verschiedenen Standpunkten aus auffassen: denken wir an das Volk. Ein Volk hat gewisse Anlagen in sich. Es kann diese Anlagen nicht herausbilden, wenn es in seinen urtümlichen Zuständen bleibt, in denen durch jahrhundertelange Entwicklung alle erhaltenden Triebe sich gefestigt haben und mit den beständig gleichen Verhältnissen in Übereinstimmung stehen. Ein solches Volk lebt wie die Bienen oder Ameisen. Gott hat aber mit den Menschen mehr vor, als mit den Bienen, deshalb schickt er in eine solche geruhige Gesellschaft Männer, welche auflösend und zerstörend wirken. Wir können auch an die Einzelnen denken. Wenn Borgna in seiner alten Art weiter gelebt hätte, so wäre nie die Möglichkeit einer selbständigen sittlichen Handlung an ihn herangetreten. Mag er nun immerhin rein triebhaft gehandelt haben, als er Kautsky zu retten versuchte; er hat doch nun die Möglichkeit, durch Überdenken seines Handelns zu den ersten Anfängen selbständiger Sittlichkeit zu gelangen. Vielleicht werden auch die Menschen, wie Kautsky, durch die Tat Borgnas erschüttert. Samuel, man mag ihn noch so niedrig einschätzen, muß doch in die Nähe sittlicher Zielsetzungen gelangen.

Aber nur durch innere sittliche Kämpfe können die Menschen aus ihrer natürlichen Stumpfheit gerüttelt werden, den Standpunkt verlassen, auf dem sie nicht viel anders sind als ein Tier, und können sie zur eigentlichen Menschheit gelangen. Das Schlechte und Böse kommt von Gott. Das ist uns ganz klar, wenn wir ein ganzes Volk betrachten. Es wird uns vielleicht auch klar werden, wenn wir bei der Betrachtung der Einzelnen uns sagen, daß wir ja doch nicht alles überschauen können, das ursächlich bei den Einzelnen mit dem Wirken des Bösen zusammenhängt. Würden wir einen Mythos haben wie die Seelenwanderung, so wären wir imstande, uns auch für den Einzelnen die göttliche Kraft des Bösen verständlich zu machen.

Der Staatsmann: Ich glaube zuweilen, ich verstehe Sie; dann glaube ich wieder, ich verstehe Sie nicht. Vielleicht rührt das daher, daß ich handeln will, und Sie wollen nur einsehen. Unser Freund hat das Gespräch auf den Gegensatz der Rassen gebracht. Wir leiden in unserem heutigen Deutschland unzweifelhaft unter einer Herrschaft der Juden; diese ging vor der Revolution auf Kunst, Theater, Schriftstellerei, Presse; nach der Revolution geht sie auch auf unser gesamtes staatliches Sein. Zu dieser geistigen Herrschaft kommt die wirtschaftliche Macht. Sie wissen, ich bin nicht Antisemit im gewöhnlichen Sinne; aber schließlich bin ich doch ein Deutscher und nicht ein Jude; und als Staatsmann muß ich mir klar werden, durch welche Mittel die Deutschen wieder non der Judenherrschaft frei werden können.

Der Dichter: Ich verstehe Sie. Sie denken, ich habe die Absicht unseres Gesprächs verschoben; das habe ich nicht. Ich habe sie nur als Dichter gefaßt, wie Sie als Staatsmann. Auch der Dichter ist handelnder Mensch, nur handelt der Dichter in anderer Weise als der Staatsmann. Sie wollen eine äußere Rückwirkung auf unsere Zuständе, ich will eine innere. Unsere Willensrichtungen schließen sich nicht aus, sie kreuzen sich auch nicht. Wir leben in verschiedenen Welten, die nichts miteinander zu tun haben. Handeln Sie, Sie müssen handeln, denn es werden in der Tat äußere Gegenwirkungen gegen die Judenherrschaft nötig. Aber Ihr Handeln geht in Ihrer Welt vor sich. Lassen Sie sich meine Welt beschreiben. Stellen Sie sich vor: wenn Boryna und seine Familie wirklich Christen gewesen wären; hätte ihnen da Kautsky etwas anhaben können? Sie sind doch nur der eigenen Gier zum Opfer gefallen. Der Jude hat die Gier in ihnen geweckt, aber hätte er sie wecken können, wenn sie nicht in ihnen geschlummert hätte? Nun sind die Bauern wieder zu Mördern an Kautsky geworden. Aber denken Sie an den Grafen Arco, den zwei Kommunisten mit Lebensgefahr gerettet haben. Wenn Kautsky ein Christ, ein wirklicher Christ gewesen wäre, dann würde er nicht ermordet worden sein. Vor zweitausend Jahren wurde Christus ans Kreuz geschlagen, einige Hundert Märtyrer folgten ihm nach, von denen bei weitem noch nicht einmal alle wirklich reine Menschen waren. Durch diese Ereignisse wurde die Menschheit so erschüttert, daß wir noch heute unter der Nachwirkung leben.

Der Balte: Sie meinen, die Juden sind wie das Raubzeug, das das schwache Wild reißt. Man schießt heute das Raubzeug ab; aber nun können sich auch die schwachen Tiere fortpflanzen.

Der Dichter: Ich meine nicht das allein; ich meine, daß auch die Gegenwirkung Bedeutung hat. Aber gut, fassen Sie es so auf.

Der Balte: Wie denken Sie nun über die Letten?

Der Dichter: Glauben Sie, daß ein Volk leben kann, wenn es nichts anderes aus sich hervorbringt, als das, was Sie erzählt haben? Ein solches Volk vergiftet sich selber. Wenn die Letten nicht dahin gelangen, daß sie das junge Mädchen verstehen, das sich für die Mutter opferte, dann werden sie dahinschmelzen wie der Schnee, wenn später wieder Deutsche in ihr Land kommen.

Der Staatsmann: Ich verstehe Sie doch nicht. Die Menschen sind ja nicht Christen.

Der Dichter: Freilich sind sie das nicht. Deshalb eben ist ja der Staatsmann nötig.

Der Staatsmann (zögernd): Sie haben recht. . . . Ich beginne jetzt auch zu verstehen, weshalb die Begnadigung des Grafen Arco zu Festungshaft Sie beleidigt hat. Man mußte das Todesurteil an ihm vollstrecken, dann wäre er ein Held geworden, dessen Bild unser unglückliches Volk hätte in die Höhe führen können.

Der Dichter: Was verlangen Sie von der damaligen Spießerregierung! Der Ministerpräsident konnte noch nicht einmal die Verantwortung der Begnadigung tragen: er reiste vor der Sitzung ab. Nein, der Graf Arco war ein Mörder, er mußte hingerichtet werden. Durch die Begnadigung wurde seine Tat zur verächtlichen Posse, zu einer Posse, wie diese ganze Revolution ist.

Der Staatsmann: Eine Posse, die unser Volk vernichtet.

Der Dichter: Das deutsche Volk ist eine Idee. Und wenn diese Idee nur in einem einzigen Menschen lebt, so genügt das. Das deutsche Volk kann nicht vernichtet werden. Was gehen uns die Borynas und Kautskys an! Sie bringen sich gegenseitig um, damit die Idee Wirklichkeit wird.

Die Frau: Ich las in dem Buch eines Forschers über das Leben der Wespen. In einem Nest sind viele Tausend Wespen vereint. Die Eier sind in die Zellen gelegt, sie werden durch die Wärme ausgebrütet, die Larven entwickeln sich und werden von den Arbeiterinnen ernährt. Unermüdlich arbeiten die Arbeiterinnen: sie brechen alte, unbrauchbare Zellen ab und bauen neue; sie fliegen aus und suchen Nahrung für die Larven, dann kehren sie zurück; sie gehen von Zelle zu Zelle, rühren die Larven an, füttern sie und gehen weiter. Aber plötzlich ist es, als ob ein Wahnsinn über die Tiere kommt. Sie stürzen sich auf die Zellen, in denen die Eier liegen, zertrümmern die Eier und fressen sie auf. Sie reißen die Larven aus den Zellen, töten sie und werfen die Leichen in den Abgrund, über dem das Nest hängt. Dann beginnen sie selber zu sterben: halbtot stürzen sie sich selbst in den Abgrund; und nun kommen allerhand Tiere, die sich den Winter über von dem entsetzlichen Leichenhaufen ernähren; denn diese Metzelei geschah, weil der Winter eingetreten ist und die Tiere fühlen, daß sie ihre Brut und sich selbst nicht mehr ernähren können.

Der Mensch weiß den Grund. Aber die Wespen wissen ihn nicht, sie folgen einem blinden Trieb. Wenn eine unter ihnen wäre, die denken könnte, würde sie nicht Gründe finden für ihr Handeln ähnlich den Gründen, welche die Letten angeben oder unsere revolutionären Arbeiter? Den wahren Grund aber weiß die Wespe nicht, auch wenn sie denken könnte, denn sie weiß ja nichts vom Winter, davon weiß nur der Mensch; und so weiß auch nur Gott den wahren Grund für das, was heute unter den Menschen geschieht.

Der Dichter: Sie haben recht. Nur Gott weiß ihn. Aber wenn ein Mensch einsieht, daß alle Gründe, welche die Menschen selber sich sagen, falsch sind, und daß nur Gott den wahren Grund weiß: dann wird er nicht verzweifeln. Von den Wespen er-

halten sich einige für das nächste Jahr, die in eben solcher Weise ihr Nest bauen, wie sie heuer gebaut hatten. Die Wespen sind Wesen, welche an einem Endpunkt angelegt sind. Die Menschen aber, das wissen wir, können höher kommen, ja, sie können zu Gott gelangen. Nun, auch von unseren Deutschen werden einige aus den Kämpfen, die uns bevorstehen, in welchen unser Freund, der Staatsmann seine Stelle hat, übrig bleiben. Aber sie bleiben nicht übrig, um in der alten Weise von neuem zu leben, sondern wenn sie im nächsten Völkerfrühling ihr neues Nest bauen, so werden sie höher gelangen, wie wir gelangt waren, und vielleicht sind sie es, welche dazu bestimmt sind, zu Gott zu kommen.

Übervölkerung und Kolonialproblem

Von

Hans Grimm

Wenn ich an einen politischen Engländer einen politischen Brief zu richten hätte, würde ich schreiben:

„Im Juni 1920 gaben unsre Zeitungen den Inhalt einer Rede Lloyd Georges wieder. Die Rede beschäftigte sich mit der angeblichen Lähmung des guten Willens in jedem Lande. Der Kern der Rede war, daß eine weitere Ausbreitung der Anarchie bei der allgemeinen Erschütterung die Menschheit zur Katastrophe führen müsse. Allein die Kirchen könnten die Menschen vor dem letzten Unheile noch bewahren. Von Deutschland im besonderen sagte Ihr Premierminister: „Die deutschen Wahlen zeigen ein verworrenes Volk. In Parteien zerspalten führt es ohne klare Ziele und ohne eine Stimme, die alles übertönt, einen hoffnungslosen Kampf gegen sich selbst." Der englische Text der Rede fehlt mir. Lassen Sie uns annehmen, daß die Wiedergabe richtig sei, entspricht doch die Betrachtungsweise durchaus der Sinnesart Ihrer breitesten Kreise. Aus englischer Sinnesart heraus mag Ihnen nun weniger als uns mit der verschiedenen deutschen Empfindung die Betretenheit auffallen, die der Appell an die Kirchen in sich birgt. Ich selbst bin Auslanddeutscher, ich empfing die Erziehung zum Manne vom 20. bis zum 35. Jahre, und d. h. die politische Erziehung, bei Ihnen und in Ihren Kolonien; ich weiß also, daß allen britischen Äußerungen in Sachen des Staates eine gewisse Kabel-Phraseologie eigen ist. Die Ausbreitung Ihres Reiches über alle Ozeane hat sie herbeigeführt. Das Bedürfnis entstand, durch Wasser und Luft dem entferntesten britischen Reichsteilhaber in knappen einprägsamen Sentenzen Stichworte und augenblickliche Parole Ihrer „public men" so klangfrisch als innerhalb seines gewohnten Gedankenkreises faßbar zu übermitteln. Dem Bedürfnis folgte die Anbequemung der Redner. Gegenüber dieser Kabel-Phraseologie muß der Fremde selbstverständlich vorsichtig sein. Sie ist selten grundsätzlich, selten mehr als ein Versuch, und erst die Wirkung entscheidet über ihr Gewicht. Dennoch liegen hier die Dinge anders, wir buchen ein neues Anzeichen, wir wissen aber längst, daß die Grundstimmung bei Ihren Führern wirklich eine betretene ist, und das kann ich Sie versichern, mit dem Fortschreiten der Verworrenheit eben bei uns, immer verstörter werden wird. Es sind nämlich Ihre Betretenheit und die Verworrenheit unserer Verhältnisse, die freilich in den Wahlen am wenigsten zum Ausdruck kamen, ursächlich miteinander verbunden. Ja, ich darf vielleicht sagen: wir sind daran, Ihr und der Welt Schicksal zu werden, anders als das vor dem Welt-

kriege sehr viele Ihrer Landsleute prophezeiten, wenn ein Krieg gegen Deutschland nicht rechtzeitig geführt werde.

Die Begründung sollen Sie hören.

Lassen Sie mich indessen zunächst darüber sprechen, wie sich Deutschland Ihnen darstellte, und darüber, was wir aneinander litten und was demnach die Verkehrtheit unseres früheren Verhältnisses ausmachte. Auf solchem Wege erreichen wir die frostige Warte, von der sich die wirkliche Lage Deutschlands in den letzten dreißig Jahren erschauen läßt. Auf diese Warte müssen wir hinauf, unser Volk und Ihr Volk. Da oben endigt alles und fängt alles an.

Man darf mit einem Schlagworte vielleicht sagen: Sie malten sich Deutschland da aktiv, wo es passiv war. Sie stellten sich das deutsche Volk viel tatsamer, organisierter, konzentrierter, zielstrebiger, kurz viel englischer in seinem Wirkungswillen nach außen vor, als dieses auf dem Gebiete der Macht, der Politik und nicht zuletzt des Erwerbes von Hause aus unendlich leitsame Gefüge von Eigenbrötlern jemals war. Sie überschätzten durch Suggestion von Mann zu Mann fast alles an uns. Sie unterschätzten und unterschätzen nur die eine Seite unserer wirklichen Aktivität, unser geistiges Protestlertum im weitesten Sinne von Luther bis zur Burenbegeisterung und zum Luftschiff. Homer Lea hat das erstere gespürt. Irgendwo soll bei ihm der Satz zu finden sein: „Das britische Volk begreift nicht, daß die deutsche Ausdehnung nicht durch Volksleidenschaft bestimmt ist . . ., sondern durch Prinzipien, die Naturkräften entspringen und für ihren Antrieb und ihre Fortbewegung keine Zeit, keinen Ort, keine Hoffnungen und Befürchtungen, keine menschlichen Kräfte oder Ausflüchte kennen."

Ich kam im Jahre 1895 zu Ihnen aus einer Familie mit leisen englischen Anhänglichkeiten (mein eigener Vater war durch Vermittlung seines Landesfürsten daran gewesen, in den frühen Zeiten deutscher Kleinstaaterei als Midshipman in Ihre Flotte einzutreten), ich kam aus einer Schulzeit mit englischen Mitschülern, aus einer deutschen Binnenstadt mit englischer Kirche und aus einem Reiche, in dem die Gebildeten schon wieder weltbürgerlich dachten und sich trotz englischen Schüssen, die noch vor kurzem auf eine Peters-Expedition an der afrikanischen Ostküste gefallen waren, Ihnen irgendwie verbunden oder gar verwandt fühlten. Wie ich fuhren damals viele nach den britischen Besitzungen diesseits und jenseits der Meere, wir waren nicht mehr bewußte Auswanderer, aber fühlten, wir müßten eine Weile hinaus in die Welt, und gingen zu den Nächsten und Größten. An Ihnen gemessen, lächelten in jener Zeit noch die meisten meiner Landsleute über unsere eigenen scheinbar zufälligen und scheinbar unnützen kolonialen Anfänge, bekämpften sie sogar. Das Wort von dem Zu-Miete-wohnen bei England hatte einen besseren Klang, und wurde unterstützt von Ihnen durch die oft und an allen Küsten wiederholte Äußerung: „There is room enough for every-body!"

Ich erinnere mich immer frisch eines Briefes an meinen Vater, geschrieben vor dem Jameson Raid und vor der Kaiserdepesche an Präsident Krüger und im ersten Monate meines englischen Aufenthaltes. Umgeben von persönlich angenehmen eng-

lischen Menschen teilte ihm der zwanzigjährige Junge die quälende und völlig unverständliche Entdeckung mit, daß England, das bewunderte, weitherzige, großzügige England unser (ich war vorher in Frankreich gewesen) bitterster Feind und Hasser sei. In den 15 Jahren, die ich hinfort bei Ihnen verbrachte, ist dann Ihr völkischer Widerwillen, Ihre steigende Abneigung gegen uns, an der wir uns nicht schuldig zu fühlen vermochten, mein größtes Manneserlebnis geworden.

Schnell genug bekam bei Ihnen Methode, was zuerst ein brütender antideutscher Wahnsinn schien. Die wirtschaftlichen Schwächlinge Ihres Reiches sorgten, vielleicht ganz gutgläubig, dafür. Ihre Patrioten, und diese sicher gutgläubig, meinten ihre Pflicht zu entdecken. Wo aus einer Idiosynkrasie ein wirtschaftliches Werkzeug und aus einem wirtschaftlichen Werkzeuge eine nationale Angelegenheit wird, muß dann selbstverständlich das erregende Moment der Idiosynkrasie immer wesenhafter umgedeutet werden.

Alles fing doch wohl damit an, daß die Deutschen der Auswanderungszeit „der Königin Englisch" nur eben radebrechten, und daß diese armseligen Stammler, wenn anders sie in dem unerschwinglich teuren Pfundlande leben wollten, sich zu einer ganz ungeheuren Arbeitsleistung benötigt sahen. Jeder Englisch-Stammler ist jedem Engländer unheimlich und unsympathisch. Wenn ein solcher Stammler trotz seinem ganz augen- und ohrenfälligen Mangel sich vorwärts bringt, wächst das Gefühl der Unheimlichkeit. Das schaffte die Grundstimmung in der englischen breiten Masse.

Hinter den Auswanderern kamen wir anderen einzelnen Deutschen. Wir standen, sei es durch mitgebrachtes Geld, sei es durch Kenntnisse über jenen, wir hatten die Brücken nach der Heimat nicht abgebrochen, wir blieben freizügig. Statt Menschen führte unser Vaterland jetzt Waren aus. Genug Ihrer Landsleute wissen, daß wir als Aufschließende, als Käufer und Verkäufer, als Arbeitgeber und Arbeitnehmer und nicht zuletzt als Konkurrenten bei der wirtschaftlichen Entwicklung des britischen Weltreiches eine sehr positive und produktive Rolle gespielt haben. Indem wir dies taten, war es natürlich, daß, wo wir erschlossen, wir auch etwas für uns ernteten und Posten besetzten, übrigens selten eroberte, meist erst durch uns erschaffene Posten. Uns gegenüber begann die Arbeit Ihrer Schwächlinge. Sofern sie gutgläubig waren, sahen sie in jedem deutschen Gewinne einen englischen Verlust, und das predigten sie. Nun fällt es dem Durchschnittsengländer ungemein schwer, in dem einzelnen Fremden den besseren oder tüchtigeren oder selbst glücklicheren, d. h. englisch, vor Gott gesegneteren Mann zu sehen. Es kann der Fremde, meint er, ihm nur durch Teufelsbündnisse und teuflische Handlungen vom „Sweating" bis zur Nachahmung, Fälschung und Unredlichkeit einen Markt abgewinnen oder durch die Zahl und Stärke geheimnisvoller Hintermänner einen unfairen Vorteil abringen. Zuerst war die Anschuldigung des Teufelsbündnisses ungemein beliebt, und sie gedieh auf dem Boden des vorhandenen Widerwillens ausgezeichnet. Die Masse konnte doch jetzt richtig sagen, warum sie den Deutschen nicht möchte, und die neue Begründung klang entschieden besser, als weil jene Sauerkraut und Wurst äßen und Brillen trügen und mit dem th und w nicht Bescheid wüßten. Doch bei dem

wechselnden Verkehre von Volk zu Volk reichte auch sie nicht lange aus. Wenigstens den Ernsthaften wurde die Unmännlichkeit und Unwahrhaftigkeit des Vorwurfs offenbar; da entdeckte man die Hintermänner. Man entdeckte, es ging von Schritt zu Schritt, doch lassen Sie uns gleich zu der letzten Formulierung kommen: „die große deutsche Verschwörung", die große deutsche Verschwörung, die nichts weniger vorhabe als die deutsche Hegemonie in der Welt und die planvolle Auspowerung, Ausraubung und Zerstückelung Großbritanniens, beinahe in dem Maße, ganz so weit reichte Ihre völkische Phantasie damals nicht, in dem Sie uns in Versailles ausgepowert, ausgeraubt und zerstückelt haben. In dem „gigantischen Plane" Ihrer Erfindung hatte jeder kleine und große Deutsche samt jedem deutschen Erzeugnisse von der deutschen Bierflasche bis zum deutschen Schiffe seinen vorbestimmten Platz. Was war für den auf sich gestellten freien Briten zu machen gegenüber solcher von einem Willen — bald war es der des Kaisers, bald der der noch geheimnisvolleren Alldeutschen — gelenkten Organisation? Gegen Spione mit unbegrenzten Mitteln, gegen staatsunterstützte (bountyfed) Unternehmungen und Waren, gegen Germanismus plus Kaiserismus führte der arme auf sich gestellte Engländer freilich einen hoffnungslosen Kampf.

Ich habe bei Ihnen die ganzen Phasen offenäugig miterlebt, die Ihr Umdeuten der deutschen Weltpolitik von einer wirtschaftlichen Notwendigkeit, die sie war, zu einer angeblichen finstern-politischen Planung durchmachte, und von der angeblich erstrebten deutschen Hegemonie spukt es noch heute in Ihren meisten Köpfen vom Tollhäusler Bottomley bis, jawohl bis zu dem Skeptiker Bernard Shaw in seinen Winken zur Friedenskonferenz.

Wir bei Ihnen hatten es verflucht schwer, als das einstige erregende Moment der Idiosynkrasie vom wirtschaftlichen Werkzeuge zu einer nationalen Angelegenheit erhoben wurde. Dabei war ganz gleichgültig, ob einer zu uns später gekommenen Reichsdeutschen gehörte oder von den alten Auswanderern herstammend, längst anhänglicher und opfernder britischer Untertan geworden war. Es genügte, wenn er im Hause, im eigenen Hause an der väterlichen Sprache, wie sie weit genug außerhalb der deutschen Reichsgrenzen gesprochen wird, festzuhalten trachtete, und seine Kinder, damit sie nicht vergäßen, daß hinter dem Berge auch Menschen wohnen, zweisprachig aufwachsen lassen wollte. Es genügte sogar, wenn einer nur einen erkennbaren deutschen Namen trug und nicht als kaltrechnender Überläufer — bei Ihrem Bürgertum stand dieser elende Typ trotz allen Gegenbehauptungen gewaltig hoch im Kurse — selbst in Deutschenhetze machte.

Wir hatten es so schwer, weil wir von Ihnen in eine Vorpostenstellung hineingezwungen wurden, nicht für Ihre deutsche Hegemonie, sondern für die allgemein menschliche Vernunft. Es gibt keine undankbarere und aufreibendere Aufgabe! Es gibt keinen Beweggrund, nieder genug, er wird solchem Vorposten unterschoben! Wir mußten uns täglich frisch durchsetzen als reinliche Menschen gegen das Stigma des Deutschtums oder, ich wiederhole, es war ganz dasselbe, der deutschen Ab-

kommenschaft, und wir erkannten mit wachsender Sorge, alle unsere Anstrengung sei vergeblich.

In den Jahren, da sich allmittäglich die politische Gewitterneigung zeigte und doch allabendlich bei klarem Himmel wieder die Sonne schien, war mein eigner Platz in East-London im Kaplande. Von dort muß ich ein Weniges erzählen. Es gehört zu meinem Gegenstande; es soll noch besser verbildlichen, was ich weiter oben unser Leiden aneinander und die Verkehrtheit unsres früheren Verhältnisses nannte, es soll im Verfolge warnen helfen vor der deutschen Wiederholung solcher Verkehrtheiten irgendwo.

East-London ist, wie Sie wissen, der Hafen Kaffrarias, des alten Kaffernlandes. In das alte Kaffernland wurde nach zahlreichen und langen Kriegen mit verschiedenen Kaffernstämmen, und nachdem diese in östlicher Richtung aus ihren bisherigen Stammessitzen herausgedrängt waren, Ihre deutsche Krimkrieg-Legion gebracht. Die deutschen Landsknechte sollten als militärische Siedler einen Damm bilden gegen neue Einbrüche der Schwarzen in die Kapkolonie. Versprochen war ihnen vielerlei, u. a., es werde ihnen an deutschen Kirchen und Schulen nicht fehlen. Die Leute kamen in besonders ungünstige Verhältnisse hinein. Die verzweifelten Schwarzen versuchten gerade durch Tötung ihres sämtlichen Viehes und aller ihrer Feldfrüchte irrationale Mächte zum siegreichen Kampfe mit den britischen Überwindern aufzurufen. Wirtschaftliche Möglichkeiten in dem Hungerlande gab man den Ankömmlingen nicht, sie waren meist unverheiratet und in der Hauptsache mehr Abenteurer als Arbeiter und Bauern. Sie versagten. Dennoch zog der englische Gouverneur Sir George Grey ihnen sofort andere deutsche Siedler nach. Norddeutsche Landarbeiter mit ihren Familien, an die 3000 Köpfe, wurden geworben. Sie, die in der Heimat ihren Landhunger nicht stillen konnten, nahmen die alles andere als billigen Bedingungen an (Rückzahlung der Überfahrt, Zuweisung eines sehr kleinen Stückes nicht urbaren Landes gegen hohe Abzahlungen). Auch ihnen war die deutsche Kirche und deutsche Schule versprochen worden. Sie rückten in den der Legion zugedachten Strich und zwischen die noch übrigen Legionäre ein. Sie fanden keinen Markt und empfingen keinerlei staatliche Unterstützung, erhielten nicht Pflüge, nicht Lebensmittel; was Händler ihnen boten, konnten sie nicht bezahlen. Immerhin, die Anwartschaft auf eignes Land war da, und sie und der Rest der Legionäre hungerten und scharwerkten und halfen sich durch. Sie stachen Wildland um mit dem Spaten zu Acker, sie trugen Tagereisen weit, weiße Männer und Frauen in Afrika, auf dem Rücken zum Verkaufe, was ihnen selbst bitter nötig gewesen wäre, was ganz und gar nicht Überschuß war, sie fertigten Wagen mit der Axt, sägten Räder aus Baumstämmen, hämmerten zur Erholung ihre Häuser, sie schliefen nicht, wenn Mondschein war hell genug zur Arbeit. Auf diese Weise und nachdem noch einmal knapp vor dem Übergang Deutschlands vom Agrarstaate zum Industriestaate eine deutsche Einwanderung zu Hilfe gekommen war, wurde das Kaffernland in 30, in 40, in 50 Jahren nicht nur zur geschlossensten Siedlung von Menschen deutscher Abkunft in den britischen Kolonien und (von der späteren Ent-

wicklung Deutsch-Südwests abgesehen) in Afrika, sondern auch zu einem der friedlichsten, der blühendsten, der dichtest besiedelten weißen Teile des Kaplandes, in dem der britische Nachwanderer als Händler und Gewerbetreibender reiche Gelegenheit fand.

Sie kennen den Anfang des zweiten Buches Mose, wo von jenem Ägypterkönig die Rede ist, der nichts mehr wußte von Joseph und von jenes Pharao Befürchtungen. Die Geschichte ist ewig jung und hat sich oft wiederholt. Zwar über das offizielle Ersäufen der männlichen Geburten sind wir hinaus, aber das Totschlagen der Seele, die sich äußert in anderer Sprache und anderem Liede, ist kein Verbrechen vor den Frommen. Die Siedler im Kaffernlande waren ganz unpolitische Menschen. Rief sie der Staat in Buren- und Eingeborenenkämpfen, so bluteten sie willig für englische Interessen. Sie waren nur insofern deutsch, als der Deutsch-Schweizer, der Berner und Züricher und Baseler deutsch ist: Die Väter wollten mit ihren Kindern und beide mit Gott in ihrer besonderen deutschen Sprache reden können. Dennoch betrachteten Sie die Harmlosen politisch bald mit Mißtrauen und setzten stets zwischen sich und jene einen Abstand durch die Bezeichnung „German". Sie gaben ihnen weder deutsche Kirchen noch deutsche Schulen. Die Kirchen entstanden aus den Siedlern und Schulen aus den Kirchen. Wir anderen Deutschen aus Deutschland halfen den Schulen um der gemeinsamen Sprache willen und um unsrer eigenen Kinder willen. Wir sahen gern englische Kinder englischer Eltern in die zweisprachigen Schulen kommen; wir meinten, es käme unserer Aufgabe für die allgemeine menschliche Vernunft zugute, wenn das Ureigenste und Freundlichste gegenseitig verstanden würde; wir öffneten die Schulen immer den Inspektionen des Koloniestaates, wir verlangten die Inspektionen. Dennoch blieben die bescheidenen Anstalten Ihnen ein Dorn im Auge und gaben vielen neuen Anlaß zu örtlicher Hetze. Nur etwas wollte die britische Regierung des Landes, die für die verschiedenen Kaffernstämme eine große Menge guter Schulen in deren Sprache erhielt, nicht tun, sie wollte nicht selbst deutsche Schulen errichten, wo Deutsch in demselben Maße Hauptfach gewesen wäre, als das jeweilige Kaffernidiom in den Kaffernschulen. Denn alles Deutsche war Ihnen, weil es Sie um seines wirtschaftlichen Erstarkens willen ärgerte, politisch geworden, und es sollte auslöschen, damit, wie der Ägypterkönig einst politisch zu seinem Volke sprach, es, „wo sich ein Krieg erhöbe, nicht zu den Feinden schlüge", damit in Wahrheit das wirtschaftliche Ärgernis verschwände. Überbleiben von den um ihre Seele Gebrachten, haftenbleiben an den Nachfahren sollte nur der Name ihrer Herkunft als Makel, daß man sich darum höher fühlen könne als sie, daß jene sich darum schwächer fühlen müßten und — würden!

Im Kriege wurden die deutschen Schulen Südafrikas zwangsweise geschlossen. Im Kriege gingen sehr viele der deutschen Farmer und Siedler im Kaffernlande nach Deutsch-Ostafrika, daß sie ihre angezweifelte britische Loyalität durch die Tat bewiesen. Fast ein Drittel der britischen weißen Verlustliste in Deutsch-Ostafrika zeigt deutsche Namen.

Und wie steht es mit der amerikanischen Totenliste? „Wo ist ein Leid, wie unser Leid?"

Sie sagen, unser deutsches Leid ginge Sie nichts an, und haben recht. Sie sagen, der Auswanderer müsse willens sein, die erhoffte Besserung seines Zustandes nicht nur mit Leib und Leben, sondern auch mit dem Geiste und der Seele und allen Äußerungen des Geistes und der Seele zu bezahlen, und Sie haben recht. Sie sagen, die andern, die Weltbürgerlichen, die Mietewohner sollten Sie vollends ungeschoren lassen, denn auf dem wirtschaftlichen Kampfplatz der Erde gelte nun einmal der ungefällige Satz: Niemand nimmt seinen Kindern das Brot und wirft es vor die Hunde, und weltbürgerlich denke man offenbar nur in Deutschland und wo sonst man das noch nötig habe, und Sie haben wiederum recht.

Sie haben recht, weil die Menschen Menschen sind und nicht Übermenschen, die sie scheinen möchten.

Es ist übermenschlich, daß die Masse eines selbstbewußten Volkes ein ewiges Geheimnis unter sich ertragen soll. Ein solch unerträgliches Geheimnis für die Masse sind Einwanderer, die in fremden Worten beten und dennoch vorwärts kommen. Die Masse ist grausam wie Kinder; sie zerbricht das Fremde, damit das Geheimnis enthüllt werde. Das hat gegolten und wird gelten in alle Ewigkeit.

Und es ist übermenschlich, daß die Masse eines Volkes in Zusammenhängen denken soll, sie hat die Leidenschaft für das Nächstliegende, und das Nächstliegende ist, daß der einzelne Fremde, der an ihrem Glücke teilnimmt, aber zu ihrer Not nicht gezwungen scheint, an ihr einen Glücksraub begeht.

Wo freilich die Menschen so menschlich sind, ist es auch, ich sage es gleich, über die Kraft, daß ein Volk ein Mandat über einen fremden Volksteil ausüben könnte; die Versuchung rückt zu nahe, daß die von einer nationalen Masse getragene Mandatmacht alsbald der Kombination wirtschaftlicher und politischer Kräfte unterliegt und aus dem zuerst vorhandenen Rechte der fremden Mandanten ein Unrecht der Fremden gerne werden läßt.

Ich kann nicht in breiten Sätzen hier konkretisieren.

Ich sage: ich verstehe heute Ihre Abneigung gegen uns und sehe ein, daß Sie nur ein Weniges geringer an uns litten, als wie wir an Ihnen.

Ich sage: Die deutsche Auswanderung, wie die Deutschen sie sich vorstellten, als wirtschaftlichen Gewinn, o h n e seelischen Verlust, war eine überstarke Zumutung an die allzu menschliche Mitwelt.

Und ich sage: Die deutsche Weltpolitik, wie die Deutschen sie zu üben trachteten, als wirtschaftlichen Gewinn o h n e nationales Wagnis, war eine andere unerhörte Zumutung an die allzu menschliche Mitwelt.

Wir meinten fälschlich, unsere tüchtige Arbeit sei ein vollwertiges Bezahlungsmittel, und unsere Geistigkeit sei der Welt nötig. Aber Arbeitshände gibt es überall, und wenn das Angebot hochwertiger Arbeit fehlt, steigt die Nachfrage nach geringerer im Werte. Und um Goethe und Kant und Leibniz wurden d i e M a s s e n der Welt nicht glücklicher, und ein schlechterer Linsenschliff als der Jenenser ist auch erträglich,

wo man Jena nicht kennt. Aber Kohlen und Holz und Eisen und Wolle und die anderen großen Rohstoffe und dazu die großen Lebensmittel, die Fleische und Fette, die Körner und Mehle, die sind einzig, und danach schreit alle Welt und wir auch. Es vermag kein Kopf zu denken und keine Hand zu arbeiten ohne sie. Der Tausch ist ungleich, sobald ein Volk sie nicht zu bieten vermag; doch auf die Gleichheit des Tausches kommt es an.

Es ist aber die geschichtliche Schuld unserer Radikalen und Liberalen, daß sie nicht sahen, es müsse dem Ausgleiche zwischen den Klassen der Ausgleich zwischen den Nationen vorangehen, und es ist die politische Schuld Englands, daß es den deutschen Radikalismus mit lauter Freiheitsreden blendete, die letzten Endes darauf ausgingen, den Ausgleich zwischen den Nationen als unnütz, als reaktionär, als kraftvergeudend darzustellen.

Dadurch wurde die Lösung des allerwichtigsten deutschen Problems solange aufgeschoben, dadurch wurde die Tragweite dieses Problems verkannt, dadurch ward es der deutschen Masse gar nicht offenbar, bis aus ihm der Krieg aller Völker entstand, bis aus ihm ein Friedensdiktat wurde, das das Schicksal Deutschlands besiegeln soll und — an das deutsche Schicksal Deutschland doch das Schicksal der Erde flicht.

Diese größte deutsche Frage heißt Übervölkerung. Sie liegt jedem anderen deutschen Probleme und den meisten Weltproblemen zugrunde.

Vor 1914 lebten sechs Menschen bei uns, wo „natürlich" für fünf Menschen kaum Platz gewesen wäre. Dank der Theoretiker von Versailles sollen drei Menschen bei uns leben, wo für zwei nicht mehr Platz ist. Es ist bezeichnend, daß der beste deutsche Demokrat Friedrich Naumann in einer Zeit, in der die fremden Volkswirtschaften schon „immer vollkommenere Mikrokosmen" wurden, unwidersprochen schreiben konnte: „Das, was für uns auf Jahrhunderte hin die Malthusische Angst gegenstandslos gemacht hat, ist der Weltverkehr." Weil wir auswandern konnten, als unser Boden nicht mehr ausreichte, weil wir, nachdem aus dem Ausfuhrlande ein Einfuhrland, aus dem Naturlande ein Kunstland geworden war, „künstlich" Massen päppeln konnten, und die „künstlich" erhaltene Masse sogar „wohlhabender" wurde, erkannten wir vor lauter Bäumen nicht den Wald, und unser Weltverkehr war doch nur Duldung! Aber derselbe beste Demokrat Naumann hatte die Gabe des relativen Schauens, und an einer Stelle seiner Wirtschaftspolitik erklärt er: „Bis heute sind wir im Durchschnitt wohlhabender geworden, indem wir uns vermehrt haben, aber wo liegen die Bürgschaften, daß es auch in Zukunft immer so bleibe. Es ist keineswegs selbstverständlich, daß die größere Dichtigkeit der Menschen größere Mengen von Lebensgütern mit sich bringt, im Gegenteil scheint an sich die Gefahr viel größer, daß Masse und Mangel sich verbinden können."

Masse und Mangel haben sich bei uns verbündet durch das Friedensdiktat von Versailles. Zu Masse und Mangel tritt unser deutsches geistiges Protestlertum.

Hüten Sie sich vor solcher Verbindung!

Doch ich werde leidenschaftlich, und nicht von Volksleidenschaften ist hier die Rede, sondern von „Naturkräften, die für ihren Antrieb und ihre Fortbewegung keine Zeit, keinen Ort, keine Hoffnungen und Befürchtungen, keine menschlichen Kräfte oder Ausflüchte kennen".

Bei uns ging es auf folgende Weise zu:

Wir wurden, nachdem wir im Jahre 1871 als jüngstes Volk wieder in die Weltgeschichte eingetreten waren, das zahlreichste Volk Europas, zahlreicher als die Großrussen ohne ihre Unterworfenen. Das zahlreichste und jüngste Volk Europas saß, verglichen mit den andern großen Völkern, auf dem kargsten und am meisten eingeengten Boden. Das ward für alle Welt deutlich im Anfang der achtziger Jahre. Die Ziffer deutscher Auswanderer schwoll auf 196 000 Menschen im Jahre an, an jede Tür pochten und in jedem Hafen landeten Deutsche. Zwar waren schon damals hier und dort, und namentlich bei Ihnen, die politischen Brunnenvergifter am Werke und taten dar, jene flöhen die Heimat um irgendeiner märchenhaften politischen Bedrückung willen; wo indessen Menschen mit eigenen Hirnen dachten, fiel ihnen auf, daß die deutsche Abwanderung alsbald abebbte, ja völlig versiegte, und doch hatte innerpolitisch kein Systemwechsel stattgefunden und war dem Reiche auch kein Boden zugewachsen. Der völlige Umschwung wurde hervorgerufen durch die Möglichkeiten des Weltverkehrs. Es hatte sich gezeigt, daß Rohstoffe und Nahrungsmittel auf wirtschaftlichere Weise zu den Menschen eines Landes mit unzureichender Bodenkraft geschafft werden könnten als die dank der unzureichenden Bodenkraft ihres Landes unzureichend beschäftigten und unzureichend ernährten Menschen zu den Produktionsmitteln. Es schien die Übervölkerung eines Landes nicht mehr zu geben, solange seine Bewohner nur auf irgendeine Weise eine immer größere Tauschsumme für die Rohstoffe und Nahrungsmittel stets aufzubringen fähig wären. Als Deutschland die Tauschsumme aufbrachte, und das tat es nun mehr von Jahr zu Jahr, hörte nicht nur die Auswanderung fast ganz auf, sondern wir wurden sogar zum Einwanderungslande für Slawen, Italiener und Ostjuden. Dieser Umstand hat namentlich bei uns in der Heimat die Leute an dem irre werden lassen, was ihnen fehle. Sie überlegten nicht, daß der Einfuhrhandel, von dem sie jetzt wohllebten statt kärglich von den Erträgen des deutschen Bodens und der Ausfuhr der Überschüsse, nichts anderes bedeutete als die immer neue wirtschaftliche Aneignung *fremden* Bodens. Oder was hieße es sonst, wenn auf fremden Steppen die Schafe gehen, deren Wolle man verbraucht, und in fremden Bergwerken die Erze gefördert und auf fremden Feldern die Baumwolle gebaut und auf fremden Weiden die Rinder gehütet und in fremden Wäldern die Hölzer geschlagen werden, die alle man in Deutschland verarbeitet?

Nein, die Deutschen wußten nicht, daß ihre Existenz immer noch auf *Boden* beruhe, auf, sei das Wort erlaubt, jeweils kurzfristig zugepachtetem Boden, und zwar im Jahre 1910 schon (nach Sombart) auf einer dreimal so großen Bodenfläche, als sie das Deutsche Reich in seinen Grenzen umspannte. Sie wußten nicht, daß sie in Deutschland nur leben konnten als Pächter *fremden* Bodens, und spürten nicht,

daß uns in ureigenstem Sinne „der Besitz“ jenes Raumes und die Luft seiner Räumigkeit fehle. Nach ihrer Meinung war das einzige Merkmal der Übervölkerung, daß eine stetig zunehmende Menge von Menschen nicht mehr zu ausreichendem Brote und zur Butter darauf käme, daß ein Staatswesen (aus den geheimen Instinkten der Sprache heraus wurde jetzt häufig in solchen Dingen Staat statt Land gesagt) seine Bürger bei zunehmender Geburten- und abnehmender Sterbeziffer nicht mehr zu nähren vermöge. Und das traf für das Deutsche Reich ganz gewiß nicht zu, sondern da war eine weithin lockende Überflußwirtschaft, und weniger mit Sorge als mit Stolz und Zuversicht konnten wir auf unseren 540 000 Quadratkilometern von den nächsten Zielen der notwendigen Ernährung von 80 Millionen Menschen im Jahre 1925 und von 108 Millionen im Jahre 1965 sprechen. Daß der Raum, der dem einzelnen zustehe, der beengte Raum für Augen und Atem, für die Bewegungen des Zornes und der Freude, daß die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Anteiles an Wald und Acker, des Naturerlebnisses und Naturzusammenhanges schon für sich die Übervölkerung ankündigten, ja die gefährlichste Phase der Übervölkerung bedeuteten, weil übermäßige räumliche Zusammenballung zur fortwährenden sozialen Reibung und damit zur Zerrüttung des Gemeinwesens und der ausbalancierten Seele des einzelnen führen muß, schien ganz unbemerkt.

Dennoch ist eine der größten Wahrheiten, daß es keineswegs gleichgültig sei, wieviel Raum zu einem Menschen gehöre, und daß an der Weite seiner Welt der Mensch sich weite. Und das Wort: „Die Qualität des Massenvolkes leidet unter seiner räumlichen Zusammendrängung, die Moral leidet und der Reichtum an inneren Werten“ zieht die Folgerung aus der Erfahrung.

Im Deutschen Reiche gingen im Jahre 1914 sechs Menschen, wo im Jahre 1816 zwei Menschen gingen, d. h. die dreifache Anzahl, und das trifft noch nicht einmal richtig, denn die neuen Menschenmassen strömten infolge der Umbildung des Agrarstaates zum Industriestaate, des Bodenlandes in ein Arbeitsland, fortwährend den Gegenden der Industrie und den Sammelstätten der Arbeit zu, und standen dort zehn- und zwanzigfach dichter als die Vorläufer vor 98 Jahren. Und mußten dort stehen bleiben. Nicht wie dem englischen Arbeiter, der auch eng bei eng wohnt, wenn er in seinem gesegneteren Lande in London, in Manchester, in Liverpool, in Bradford, in Birmingham sein Gewerbe ausübt, war ihnen eine Welt offen. Sie hatten keine Weiten Kanadas und Australiens und Neuseelands und Südafrikas hinter sich, dahin jeden Tag sich wenden kann, wer an der Unruhe seiner Seele spürt, es müsse sich etwas ändern für ihn und für sein Geschlecht und für seine Gattung. Sie hatten nicht die Möglichkeit, sich zu verändern, ohne sich zugleich zu entfremden und zu entwurzeln.

Damals gehörte England ein Fünftel, Rußland ein Sechstel, Frankreich ein Zwölftel der festen Erdoberfläche, und auch die Deutschen, das zahlreichste weiße Volk, noch vielmehr: die zahlreichste weiße Rasse, besaßen einen Anteil — den vierzigstel Anteil. Aber Raumland oder nur Erneuerungsland für die Massen bot das Vierzigstel (mit der einen kargen Ausnahme von Deutsch-Südwest) kaum, so

wenig wie Indien oder etwa Nigerien im britischen Fünftel sie dem gemeinen Briten bieten.

Und was war für die Folge für uns? Die Folge der Gedrängtheit und Gezwängtheit eines jungen Volkes von eigenbrötlerischen Bauernenkeln? Die Folge war — wir wollen es doch ruhig zugestehen — eine Abnahme der moralischen Qualität, ein dank der fortwährend zunehmenden und räumlich eben immer stärker bedingten sozialen Reibung Mißwachsen, ein Erkranken der Seele.

Bei Ihnen im Auslande ist ja häufig aufgefallen und wurde eifrig notiert, was wir bei uns mit einem Schlagworte Reichsverdrossenheit nannten. Es schien so verwunderlich, daß dies anerkannt tüchtige und ordentliche und zuverlässige Volk (auch den Superlativ dürfte ich brauchen) trotz reichem Verdienste, trotz wirtschaftlicher Blüte sich in einem Zustande steigender schlechter Laune, steigender Schmähsucht und steigender Gereiztheit untereinander befände. Sie erkannten und wiesen besonders gern darauf hin, es sei von solch schwierigem Wesen an den einzelnen Deutschen gar nichts zu entdecken, sobald man ihnen als Siedler und Kolonisten etwa in britischen Besitzungen begegne, vielmehr sei dort und überhaupt unter fremder Botmäßigkeit der Deutsche der allerruhigste, der leicht zufriedene, der nie aufbegehrende Bürger. Sie haben dann, ohne der Sache auf den Grund zu gehen, die Schuld den innerpolitischen deutschen Zuständen immer lauter zugeschoben, und ich will es rasch zugeben, jeder von uns redete dergleichen zu irgendeiner Zeit nach. Nachreden war es, ein ganzer circulus vitiosus von Nachreden. Und doch hing alles am Raum. Aus der Raumenge der Heimat war der Siedler bei Ihnen heraus. Wir siechten an Raumlosigkeit und sagten, es sei die Regierung oder das Regierungssystem, es seien die Junker oder die Roten, die Partikularisten oder die Preußen. Es ging eben, trivial gesprochen, zu, wie in einem schwer überfüllten Trambahnwagen auf langer Fahrt. Da meint jeder, der Nachbar stoße ihn, und am meisten macht der sich durchwindende Schaffner verkehrt.

In Wahrheit erschöpfte sich in zwei Jahrzehnten die ganze Innen- und Außenpolitik der früheren deutschen Regierungen in dem mittelbaren und unmittelbaren Versuche, den zu eng gedrängten Volksgliedern ein einigermaßen unverkümmertes und friedliches Wachstum trotz allem zu ermöglichen. Abgewandt sollte werden durch innerpolitische Maßnahmen die rasend schnell zunehmende Gefahr der seelischen Verkrüppelung, durch außenpolitische Maßnahmen die natürliche Folge der Übervölkerung, der Zusammenstoß mit der Umwelt. Die Arbeit war unnatürlich, sie zwang zu fortwährendem Eingreifen (Vielregieren), sie war deshalb unliebenswürdig und unbeliebt. Diese Arbeit war, heute begreifen wir es, eine Sisyphusarbeit und als solche tragisch. Immerhin zeigte sie jahrelang bewundernswürdige Scheinerfolge.

Sie wissen, was von der Politik der Umwelt Deutschlands und namentlich Englands in dem gleichen Zeitraume zu sagen ist. Ihr größter Teil erschöpfte sich darin — auch in diesem Falle nehmen Sie das Wort erschöpfen ganz im Sinne des englischen exhaust —, gegen Deutschland zu rüsten und abzuschließen. Man hinderte verhohlen und unverhohlen die friedliche deutsche Durchdringung, weil, so meinen

wir, junge deutsche Arbeit straffere Gegenleistung verlangte, zu der die alten Völker, die Völker im Besitze, sich unlustig fühlten. Man verhinderte gleichzeitig deutschen Machtzuwachs dort, wo noch niemandes Rechte verletzt wurden, wo noch freie Arbeitsstätten zu vergeben waren, weil, so meinen wir, Welt und Menschheit nicht mehr werden, sondern bleiben sollten, wie sie waren, nämlich bequem für die Gealterten. Man spürte aber, indem man so vorging, sehr wohl, daß die zwiefache Hemmung dem Zustopfen der Ventile einer Maschine unter hohem Dampfe gleichkäme. Früher, viel früher, nicht nur als das deutsche Volk, sondern als die meisten deutschen Führer, erkannten die Hirne der fremden Umwelt, daß ein Deutschland, darin die Natur nicht Selbstmord begehe, räumlich wachsen müsse, irgendwie und irgendwohin. Man sprach jahrelang bei Ihnen von der deutschen Explosionsgefahr, man verwechselte bewußt und unbewußt Ursache und Wirkung.

Zwangsläufig entstand der Weltkrieg, begann der offene Kampf zwischen Künstelei und verzwungener Natur. Phrasen verwirrten das klare Bild des Krieges. Auf beiden Seiten waren unechte Bündnisse und unechte Verbindungen. Das deutsche Volk selbst stritt, ohne es zu wissen, um Rettung seiner Seele durch Raum, um nichts anderes; Klang und Überschwang gehören nicht zu diesem zusammenfassenden Worte, sondern schwere Nüchternheit.

Dank der eigenen Unklarheit, dank fremder und eigener Unwahrheit, dank der Übermacht des Alters verlor das deutsche Volk den Krieg, den Beginn des Kampfes. Gab ihn vielleicht wirklich — echt deutsch! — nur deshalb auf, und wer vermöchte so tief in die Volksseele zu tauchen, um es zu beweisen oder zu leugnen, weil in Amerika der Heiland auch seinen dumpfen Nöten entstanden und damit alles erfüllet und Haß und Zwang und Sterben und Hunger unnötig geworden schien.

Eine Neuordnung der menschlichen Zustände sollte herbeigeführt werden, damit der Bibelspruch „Und Friede und Wohlgefallen den Menschen" — „peace and goodwill unto men" lautet er klarer bei Ihnen Angelsachsen — nach viel tausendjährigem Irregang sich verwirkliche. So versprach in Kürze das amerikanische Evangelium, so sagten auch Ihre Besten, so glaubte die Masse unseres Volkes. Und solche Neuordnung hätte Leiden und Sterben der Millionen Opfer des Schlachtfeldes und der 763 000 Armseligen, die Ihre Blockade bei uns in den Hungertod schickte, von der Not der noch zahlreicheren lebendigen Leichen nicht zu reden, sinnvoll und fruchtbar und heilig gemacht. Diese alle wären die erlösenden Kreuzträger der ganzen Menschheit gewesen.

Die Neuordnung war möglich, war friedlich möglich und nur möglich durch eine Aufteilung der Welt nach Zahl und Leistungskraft der Völker, oder, wie E. D. Morel es ausdrückt, „by a joint effort to recognize the peculiar needs of each nation, and by the admission expressed in political acts, that natural growth must find an outlet and cannot be artificially stiffled"; und auf solche Absicht wies jenes eine Programmwort hin, das „eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche" forderte. Raum hatte die Welt und hat die Welt!

Es ist nicht meine Sache, Sie anzuklagen, daß die scheinbare Zeit der Weltenwende bei Ihnen und den Amerikanern, denn Ihre beiden Völker waren durch unsere Selbstentwaffnung zu den verantwortlichen und einzigen Schiedsrichtern der Welt geworden, keine großen Menschen traf, so groß, daß sie vermocht hätten, auch sich selbst zu richten. Mich geht hier nur an, was wurde, was für uns wurde mit den Folgen, mit den unübersehbaren Folgen für Sie, für uns und für die Welt.

Als die Hungerblockade nach dem Kriege, als das lange Zurückhalten der deutschen Gefangenen, als die Androhung des bewaffneten Einfalls in völlig wehrloses Land und als inneres Chaos Deutschland reif gemacht hatten, erhielt die uns betreffende Neuordnung feste Gestalt: Deutschland wurden genommen 65 041 Geviertkilometer mit 6 062 111 Bewohnern (davon 3 823 000 deutscher Muttersprache) ohne Befragung der Bevölkerung; zu Abstimmungsgebieten über die Reichszugehörigkeit wurden 33 429 Geviertkilometer mit 3 070 960 Bewohnern erklärt; ohne Befragung der deutschen Ansiedler und der Eingeborenen wurden sämtliche überseeischen Gebiete dem Reiche entrissen; es wurden dem Reiche die ganzen Mittel des Weltverkehrs geraubt; es wurden seine Untertanen in fremden Ländern, in den abgetretenen europäischen Landstrichen und außereuropäischen Kolonien zum größten Teil entrechtet und zur Rückkehr in den deutschen Rest gezwungen; es wurde für die Zukunft die Betätigung der Deutschen außerhalb des verstümmelten Reiches, die des Verkäufers und Käufers, des Bauern und des Soldaten mittelbar und unmittelbar durch zahllose Maßnahmen teils eingeschränkt, teils ganz verhindert.

Was heißt das?

Das heißt: die Weiterentwicklung Deutschlands als Industriestaat und nicht weniger die Rückbildung zum Agrarstaate wurde unterbunden.

Das heißt: den Deutschen, deren Lebensmöglichkeit im eignen Lande schon 1910 auf einer dreimal so großen Bodenfläche beruhte, als sie das Deutsche Reich in seinen damaligen Grenzen umspannte, wurden rund Zweidrittel dieser Bodenfläche entzogen, dazu eigene Landesteile von insgesamt 98 443 Geviertkilometern teils genommen, teils gefährdet, die als die dünnstbevölkerten Teile des Reiches bei 9 133 061 Bewohnern andere 6 581 000 Personen durch landwirtschaftliche Überschüsse zu ernähren vermochten.

Das heißt: die Menge der Lebensgüter in Deutschland wurde auf eine unelastische, feste Größe beschränkt.

Das heißt: in dem räumlich verkleinerten Deutschland wird eine schon heute dichter als jemals stehende und durch den Zustrom der Rückkehrer und das neuerliche Emporschnellen der Geburtenziffern über die Sterbeziffer ständig wachsende Menschenmasse nicht nur bar von irgendwie beträchtlichen neuen, sondern auch bar der alten Möglichkeiten des Erwerbs und der Ernährung völlig unwirtschaftlich aufgestaut.

Das heißt auf Grund des früher Gesagten ganz knapp: in Deutschland ist heute jeder dritte Mann zu viel!

Das ist die eine Bedeutung der Neuordnung, das sind ihre äußerlichen Wirkungen.

Was Sie demgegenüber in Deutschland sehen, ist Attrappe. Denn wo der dritte Mann noch genug Brot findet, zehrt er teils schon von dem Mindestbedarf der beiden Nachbarn, teils noch von den verzweifelt rasch abnehmenden eisernen Beständen und den letzten Nachernten der früheren Wirtschaftsepoche; wo sich ihm Arbeit bietet, ist es „gemachte Arbeit", Notstandsarbeit, unproduktive Arbeit, nicht unähnlich jenem tollen Behelfe der Revolutionstage, da in den staatlichen Werkstätten Geschosse gedreht wurden, um wieder zerschlagen zu werden, und bezahlt mit einer Anweisung auf die Vergrößerung der öffentlichen Schuld. Wie lange kann das dauern? Weil die alten Kulissen noch stehen, die einst die Übervölkerung verbargen, die hohen Schlote und die hellen Werkstätten, die kaiserlichen Postämter und die königlichen Bahnhöfe, die gewaltigen Hafenanlagen und breiten Straßenfluchten, die lachenden und ragenden Schulen, Bibliotheken und Universitäten, dazu die Feierlichkeit der Dome und Kirchen und geschichtlichen Bauwerke, wissen die Massen bei uns selbst bis zu dieser Stunde nicht, daß das Problem des dritten deutschen Mannes allen ihren Nöten von gestern und heute zugrunde liegt; wissen nicht, daß das Problem des dritten deutschen Mannes — und wenn es nicht bald geschieht und sich die Neuordnung erst ganz auszuwirken vermag, das Problem des zweiten deutschen Mannes — durchaus gelöst werden muß, vordem irgendein anderes deutsches Problem gelöst werden kann, vordem die großen Weltprobleme jemals lösbar werden sollen.

Aber es gibt ein „Zu spät!" —

In seinem bekannten Buche „Truth and the War" schreibt E. D. Morel: „It ist a moral physical and strategic impossibility to bottle up an elemental force such as that which the German people incarnate. It simply cannot be done." Aber der Versuch der moralischen, physischen und strategischen Einkapselung kann gemacht werden, wo man sich moralisch unbeschwert fühlt und statt der Naturkraft eine Volksleidenschaft, getragen von zerbrechlichen Menschenleibern, sieht und sehen will. Und es ist möglich, ein Volk zu verzwingen durch Macht gegen Ohnmacht und am meisten durch Hunger und Raumlosigkeit, daß es gegen sich selbst wütet, daß es unter sich den dritten Mann am Eßnapf erschlägt, daß seine Geburten seltener werden, daß seine Leiber mißwachsen. Und es ist denkbar geworden in diesen unseren Tagen, aus einem matten Staate zeitweilig ein einziges riesenhaftes Heimarbeiterdorf herzustellen, darin die Menschen leben von der Arbeit, die ihnen der fremde Großunternehmer zuweist; dahinein die Kinder geboren werden genau nach den Lebensmitteln, die das Dorf empfängt; darinnen die Arme der Männer durch die jeweils gewährte Ernährung gerade so stark gehalten werden, als für Drehbank und Webschiff und Retorte der Unternehmer sie braucht. All das kann vorgenommen werden, und solche moralische, physische und strategische Einkapselung einer Naturkraft versucht die uns betreffende Neuordnung in der Tat. Es fragt sich nur, was daraus entsteht? Man vergaß nur den einen Faktor, nur die Seele in den Leibern, nur die verzwungene Seele in den verzwungenen Leibern!

Damit sind wir zu der zweiten Bedeutung der Neuordnung und zu ihren inneren Wirkungen gelangt, dank deren Sie Andere nicht mehr unser, sondern wir Ihr Schicksal zu werden versprechen!

Ich muß an dieser Stelle Mißverständnissen vorbeugen.

Ich wende mich weder an Ihre Furcht, noch an Ihr kapitalistisches und konservativ-bürgerliches Interesse, etwa trachtend, es für eine übernationale heilige Allianz gegen Umsturz und Anarchismus, gegen alle Amokläufer nach üblen Mustern zu gewinnen. Nein doch, mit dem deutschen Verzweifelten bin ich eines Blutes und an dem Tage, an dem er sich verstehen lernt, eines Hasses und einer Liebe, und mit Ihnen verbindet mich nur, daß ich bei Ihnen und durch Sie die schwere Lehrzeit des Verstehens rascher durchmachte. Lernt er nicht um, weil Sie nicht umlernen wollen, so sei das Elend gesegnet darum, daß es, ich kann es nicht anders ausdrücken, Sie mitvernichten wird.

Nein, ich wende mich überhaupt nicht an Sie, sondern rede nur vor Ihnen von den tatsächlichsten Dingen unserer Zeit, deren Lösung, ich sage es noch einmal, unser gemeinsames arisches Schicksal und das Schicksal des größten Teiles der Welt ausmacht. Ich rede vor Ihnen von diesen Dingen und nicht zu den Anpissern des Blücherdenkmals in Caub und nicht zu Yankee und Russen und Japanern und dem Homunculus Völkerbund gewandt, weil Europa nur wir und Sie sind, wir, die es denken, und Sie, die es ausführen, weil Europa in der Welt, Europa von heute, aber am allermeisten von morgen, wir denken müssen und Sie ausführen müssen. Das ist unsere und Ihre Schickung. Die Seele ist bei uns. Die Andern, die Jungen und Alten, sind nur Mitspieler nach unserem und Ihrem Gefallen, die Russen trotz dem bolschewistischen Getöse und die Franzosen trotz ihrer Eitelkeit. Die Seele ist bei uns und ist todkrank, verzwungen durch Licht- und Luft- und Raumlosigkeit.

Vor kurzem schrieb ein deutscher Schriftsteller: „Weiß England, daß von Deutschland abhängt, in welcher Form der Sozialismus schließlich England erreicht? Weiß England, daß Sozialismus entweder eine Einform sein wird, für deren Unform Rußland das Beispiel gegeben hat, und von der zunächst einmal alle Völker erfaßt, verschlungen, hinabgerissen sein werden; oder aber eine Vielform, in deren Gefüge sich die Welt von neuem aufbauen kann? Und weiß England, daß dieser Sozialismus als Gefüge in Deutschland zu Ende gedacht wird, daß von diesem deutschen Sozialismus, der überhaupt erst ausspricht, was Sozialismus ist und immer nur sein kann, die Lösung aller Probleme abhängt, die zunächst zwischen Gleichheit und Gliederung, Kommunismus und Korporativismus, Rätegedanken und Berufsständegedanken hin und herschwanken? Wir haben in Deutschland nicht mehr politisch die Macht in unserer Hand, das Gleichgewicht des Kontinents zu halten. Aber die Achse dieses Gleichgewichts geht geistig auch jetzt noch durch Deutschland. Wird auch diese Achse noch erschüttert, dann bricht ein Verderben herein, in dem Euopa verbrennt und England erstickt. Wir sind zwischen Aufbau und Untergang gestellt."

Ja, w i r sind zwischen Aufbau und Untergang gestellt, aber mir scheint freilich, die Achse s e i erschüttert.

Ihre öffentlichen Meinungsmacher haben die feindselige Deutung der sozialistischen Bewegung immer dann geändert, wenn außerpolitische Erwägungen die Gebärde des ach so gütigen und verstehenden Vaters bei Ihnen wünschenswert machten. An zwei Ihrer Leitsätze konnten Sie aber stets festhalten: Der erste besagte, es sei die Bewegung als Folge einer absolutistischen Regierungsweise anzusehen; und der zweite erklärte, in England sei eine absolutistische Regierung nicht möglich, und also passe die Bewegung auch nicht hin, und im übrigen vertrüge sich eine durch und durch „kontinentale Notion“ schlecht mit den Eigentümlichkeiten des Briten. Diese Gemeinplätze hatten jahrelang Geltung und Erfolg bei Ihnen und haben das eigentlich immer noch. Dank diesen zwei Leitsätzen verkannten Sie völlig, wie der Sozialismus in seinem Vaterlande Deutschland, von wannen er auszog, die Welt zu erobern, wurde, und was seine Äußerungen jeweils verschärfte.

Die Lehren von Lassalle, von Marx und Engels, dazu die Sendung Liebknechts im Jahre 1864 hätten bei uns niemals eine solche Massenwirkung gehabt und ohne die heimische Massenwirkung auch niemals so suggestiv und ansteckend außerhalb unserer Grenzen zu wirken vermocht, wenn nicht eben zu ihrer Zeit und immer mehr in den Folgejahren die Raumlosigkeit und Übervölkerung unseres Landes ihnen gedient hätte. Wohl war jener kleine Teil der Lohnarbeiter, der den im Wettkampfe mit Maschine und Billigkeit eben unterlegenen spießbürgerlichen Handwerkerkreisen der Städte entstammte, der erste und fernerhin (leider) tonangebende Träger der Bewegung; aber den starken Atem, den dröhnenden Marsch, das Elementare, die berauschende Zahl, und daß ich es gleich sage, das in tiefster Tiefe völlig Unsoziale und wirklich Umstürzlerische und Gefährliche brachten die nicht abreißenden Menschenschübe aus den Dörfern und Höfen des platten Landes mit. Daher kommt seit nunmehr fünfzig Jahren das gegangen, was — eben infolge des geringen Landbesitzes Deutschlands! — Bauer wie die Väter, Brüder, Vettern nicht mehr werden kann und Landarbeiter nicht werden will und also sich als industrieller Lohnarbeiter von dem Lande zunächst ganz scheidet. Daher kommt das, was wieder haben will, was Raum, Luft und Eigenbrot wieder haben will, weil es die Vorväter in ihm dumpf verlangen. Daher kommt das, was den Klassenkampf als Weg natürlich begrüßt, für den Sozialismus als Ziel aber keine Gedanken übrig hat und am Ziele ganz gewiß keinerlei Vergesellschaftung gestatten wird. Daher kommt gegangen, was, wenn es zu Muskeln und Herzensdrang Köpfe gehabt, wenn die Führung bei ihm und nicht bei den städtischen Spießbürgern gelegen hätte, längst versucht haben würde, sich durch Eroberung als „Ver sacrum“ deutsches Bauernland wieder zu schaffen, statt den Übergang zur industriellen Lohnarbeiterschaft mitzumachen und den Umweg über die industrielle Lohnarbeiterschaft. Daher kam, was heute in Deutsch-Südwestafrika, in Brasilien, im Kaffernland, in Australien und wer weiß wo sitzt und in der neuen Räumigkeit nicht eine einzige umstürzlerische Neigung zeigt.

Zwischen unserer und Ihrer Entwicklung ist einer der gewaltigsten Unterschiede gewesen, daß Sie den Wechsel vom Agrarstaate zum Industriestaate, vom Bodenlande zum Kunstlande, wobei ein Volk nicht nur das Gesicht, sondern auch das Herz völlig

ändert, hundert Jahre früher, und nachdem alle Voraussetzungen für den Bestand des Wechsels gegeben waren, freiwillig unternahmen, während wir den Wechsel unternehmen mußten, um nicht schon damals den dritten Mann zu Engländer und Amerikaner auszutreiben, und bei uns gab es keine Gewährleistung des Bestandes. Da Sie aber behaupten könnten, das Wort von der Freiwilligkeit sei eine Phrase, so will ich genauer sagen und damit früher Gesagtes wiederholen: jeder englische Proletarier hatte auch eine andere Gelegenheit; den Marsch zu den Fabriken mußte er keinesfalls mitmachen, um Brite unter Briten bleiben zu können. Das Muß in Deutschland dagegen gab unserer Bewegung das Ressentiment. Damals mußten die Landhungrigen den Weg zu den Fabriken gehen und fanden auf dem erzwungenen Wege bescheidenen Wohlstand. In Kürze soll ihnen auch dieser Ersatz genommen sein, und es erwartet sie die bittere Not ohne irgendeinen Ausweg. Denn sobald die leeren Lager der Welt gefüllt sind, liegt dank Versailles unsere Ausfuhrindustrie still, und sobald das binnenländische, einst so kaufkräftige Publikum bei uns aufwacht und erkennt, daß es bettelarm geworden ist, fällt der Inlandabsatz in sich zusammen, und Millionen Menschen werden arbeitslos und brotlos. Und zu diesen Millionen stoßen die Tausende und aber Tausende und nochmals aber Tausende der Gebildeten und der Vorpostenmenschen, denen der Beruf entzogen ist, wie jenen einst das Land; die nicht mehr Offiziere sein dürfen, die nicht mehr reiten dürfen, die nicht mehr fliegen dürfen, die nicht mehr Seeleute, nicht mehr Kolonisten, nicht mehr deutsche Farmer, nicht mehr Auslanddeutsche sein sollen, und in deren Herzen es schreit nach Raum und Luft und Freiheit und Sonne. Was glauben Sie, was danach übrig bleiben kann von der sozialen Bewegung? Gewiß nicht das spröde und opferreiche soziale Ideal, wohl aber der Klassenkampf, wohl aber das Ressentiment, wohl aber die Sehnsucht nach jeder Art Umsturz, wohl aber der notwendig anarchistische Bund aller Enterbten der Welt. Und die haben Wind in der Nase allüberall, an allen Küsten und an allen Erdteilen, seitdem sie fünf Jahre lang das Märchen von dem großen Kriege um Selbstbestimmungsrecht und Freiheit und jedes Ideal hörten, das am Tage der Kampfesruhe sich gleich verriet; und ihre Moral ist freilich lose, ist freilich weit und breit verdorben, seitdem sie das Versprechen von Washington und die Ausführung von Versailles zusammen erlebten; welche Kirche käme gegen solches Beispiel auf?

Sie wissen sehr wohl von der Mystik, die sich um das unverstandene Wort Bolschewismus webt, im entferntesten indischen Dorfe und in der langsamen afrikanischen Steppe. Den Ahnungslosen und Einfältigen steht es in Strahlen am Nachthimmel wie einst den Heiden das Kreuz, aber die negative Formel oder das positive Wort wird von Deutschen in Deutschland erlebt und im Protestantenlande ausgesprochen, wo Sie die Menschen sich anstauen lassen, wo Sie die Körper mißwachsen ließen und die Seelen zu ersticken trachteten, von wo sich die Verzweifelten schon zur judenhaft flüchtigen Zerstreuung in alle Welt durch Sie gezwungen sehen.

Für das deutsche Problem des dritten Mannes, und das heißt für das deutsche moralische Problem und das heißt für das deutsche soziale Problem, gibt es nur eine Lösung, die Schaffung von Raum, von Arbeitsraum und Spielraum. Die Menschen,

in denen es nach Bauernland verlangt, müssen eine Scholle wiedergewinnen können, und die Pioniere mit dem ungebärdigen Drange müssen ihr Neuland finden dürfen als Deutsche. Dies alles muß geschehen, damit ihre Herzensunruhe sich nicht gegen die Menschheit verschwende, sondern der Menschheit gewonnen werde. Denn darauf kommt es an, daß der gelegentliche Völkerkampf nicht abgelöst werde durch den ewigen Klassenkampf, darin alles zugrunde geht, jedes Volk und jede Klasse, und auf die Zielsetzung und Zielverrückung der sozialen Bewegung kommt es an!

Es sind etwa 80 Millionen Deutscher, denen Sie das Recht nahmen am Raum der Welt. Sie dachten außerordentlich klug zu handeln, als Sie durch moralische, physische und strategische Einkapselung die 80 Millionen, soweit menschliche Vorsicht walten konnte, vom tatsamen Völkerkampfe ausschieden. Sie haben aber an den gleichen Tagen 80 Millionen Männer, Frauen und Kinder in den Klassenkampf gestoßen, 80 Millionen, die es bald nicht nur wissen, sondern auch glauben werden, daß sie Klassenkämpfer sind, und da liegt die Wurzel Ihrer Ratlosigkeit, und da beginnt die Frage der deutschen Raumlosigkeit eine größere Weltgefahr zu werden, als sie jemals war!

Während man sich bei uns noch nicht völlig klar ist, daß das Problem des dritten Mannes (und bald des zweiten Mannes) unsere schwerste und ursächlichste Not ist, gegen die keine Arbeitsleistung und keine ethische Erneuerung und keine Führerschaft aufkommen, spricht einer dem anderen nach, eine starke Auswanderung werde einsetzen; da Deutschland nicht mehr Waren auszuführen vermöge, richtiger nicht mehr genügend Rohstoffe sich zu verschaffen vermöge, müsse es wieder Menschen ausführen.

Eine starke Auswanderung?

Wenn das europäische Chaos abgewendet werden soll, muß für Millionen Deutsche allerdings Platz werden in den nächsten 10 und 20 Jahren und für Zehntausende in kurzer Frist, und es darf den Ziehenden nicht zugemutet werden, daß sie wie Auswurf mit ihren Bündeln auf den Fahrdämmen warten, und daß sie mit dem Hute in der Hand als zugelassene Handlanger in das Neuland treten, fügsam bereit, sich ihrer Eigenart zu entäußern, damit ihnen die Fremde freundlich werde, und doch bis in die zweite und dritte Generation noch selbst als Fremde betrachtet, beargwöhnt, gescholten und gefürchtet. Sondern, wenn wir wollen, daß sie ziehen, und wenn Sie begreifen, daß für Sie von dieser Wanderung gilt „tua res agitur“, dann müssen wir und Sie die Bereiten als „Weihefrühling“ betrachten, und an ihrem Ziele müssen jene als Herren ans Land steigen, das eben durch sie deutsches Land wird. Denn anders sind die Menschen heute als einst in der alten Auswanderungszeit, sie haben den ganzen Stolz des Weltkrieges und die ganze Verachtung des Weltbetruges in sich.

Aber das sei dann keine Auswanderung mehr, sondern ein Hirngespinst? Hirngespinst ist das Gerede von der Auswanderung im alten Sinne allerdings.

Ich suchte im Vorausgehenden immer wieder darzutun, daß nichts die völkische Gegnerschaft und den Haß gegen Deutschland mehr aufreizte, als das Vorhandensein

der deutschen Auswandererkolonien und die Zunahme der deutschen „Mietewohner" auf fremden und namentlich angelsächsischen Hoheitsgebieten. Wenn Sie bei Ihrer Fremdenscheu und Ihrer Angst durchschaut und Ihrer Furcht überflügelt zu werden, uns nicht jeden Tag bei sich gesehen hätten, unsere paar Kriegsschiffe hätten Sie verflucht wenig gekümmert. Und warum mißfiel der Deutsche in Rußland? Ganz gewiß nicht wegen Potsdam. Und die Welt ist weniger fügsam heute als jemals. Nein, ein Neuaufbau darf nicht mit einer alten Verkehrtheit beginnen, und die alte Verkehrtheit hülfe nicht einmal zeitweilig. Nordamerika trachtet auszuschließen, Australien schließt aus, Frankreich schloß den Fremden aus seinen Kolonialgebieten von jeher aus, und im Osten ist Wirrsal. Und welches sind die Gelegenheiten bei den andern? Jene möchten alle ganz gern zwei Sendungen von Deutschen — die erste Sendung soll deutsches Geld und die zweite Sendung soll deutsche Arbeitskraft mitbringen; die erste Sendung soll da gründen, wo der Gründermut der Einheimischen nicht ausreicht, und die zweite Sendung soll da arbeiten, wo die Arbeitslust des Einheimischen versagt, und wenn das deutsche Geld und die deutsche Arbeit etwas erschaffen haben, soll das Deutschtum aufhören. Für solche Leute sind ein paar zehntausend Stellen offen. Aber untergebracht in den nächsten zwanzig Jahren müssen so viel Millionen Menschen werden, als ganz Südamerika vor dem Weltkriege Einwohner hatte, oder sechs- bis siebenmal so viel Menschen, als ganz Afrika vor dem Weltkriege weiße Kolonisten hatte, und unterzubringen sind lauter Menschen, die nicht der Sklavenarbeit zugeführt, sondern für die eben die Schicksalsgewalt der Arbeit besiegt werden muß dadurch, daß dem Fleißigen eine Erfüllung seiner wirklichsten Sehnsucht zuteil werden kann, und dadurch, daß sich Anlage und Gelegenheit in neuen Verhältnissen wieder zusammenzufinden vermögen.

Es gibt einige Köpfe bei uns, die wohl erkennen, daß es mit der Auswanderung im alten Sinne nichts sei, und daß mit ihr das Problem des dritten deutschen Mannes so wenig gelöst oder der Lösung näher gebracht werden könne, als mit der Zerschlagung und völligen Aufteilung des deutschen Großgrundbesitzes, daran am selben Tage sehr viel mehr Menschen brot- und zucker- und kartoffellos würden, als Land empfangen hätten. Diese Leute sagen etwa: Wenn das ganze deutsche Volk nicht ein einziger Klassenkämpfer werden soll, wenn, nachdem durch die Not der Nahrungslosigkeit, der Raumlosigkeit und der Hoffnungslosigkeit die gesellschaftliche Ordnung bei uns erst einmal zerstört wurde, nicht das Chaos weltallgemein werden soll, wenn Gott den Menschen die Erde gab, daß sie fruchtbar seien und sich mehrten und nicht eifersüchtigen Nationen als Hamstergut, so hat Deutschland und niemand sonst den moralischen Anspruch und den Anspruch der Notwendigkeit auf die entfremdeten Gebiete im Osten, auf das leere Land in Litauen und den Ostseeprovinzen, auf die geraubten Kolonien und darüber hinaus auf die Siedlungsgebiete in Marokko und wo sonst andere Rechte durch keine Leistung begründet sind. Diese Leute sagen ferner: Unsere Kolonialpolitik und unsere Ausdehnungspolitik brauchen keineswegs kapitalistisch zu sein und wären es auch nie gewesen, wenn unsere Sozialisten beizeiten Wirklichkeiten gesehen hätten. Sie sagen: Die alte deutsche Kolonial-

politik schon ist nicht vom Kapital ausgegangen, sondern ist vor allem einer nationalidealen Bewegung, ist der Furcht vor der Erstickung der Heimat durch das liberale Spießbürgertum und dem ersten Ahnen der Übervölkerung entsprungen. Das Kapital hat sich nur sehr allmählich für die Kolonien interessiert. Sie sagen: Eine Kolonialpolitik, hinter der diejenigen stehen, die bei uns Kolonialpolitik am meisten, ja ureigentlich angeht, nämlich die landlosen und die wirtschaftlich schlecht gestellten Leute, wird in vieler Beziehung ein anderes Bild zeigen, als die kapitalistische Kolonialpolitik der Engländer oder gar der Franzosen. Sie wird durch Gewährung von Kredit und freier Fahrt dem Landlosen und Mittellosen ermöglichen, Farmer, d. h. wieder Bauer zu werden, sie wird in den Tropengebieten durch großzügige staatliche Pflanzungsunternehmungen, für die freies Land genug vorhanden ist, für industrielle Rohstoffe und in der Folge für erhebliche staatliche Gewinne sorgen. Sie wird dartun, daß in den Tropen im Gegensatze zu den europäischen Verhältnissen der staatliche Bergbau und das staatliche Pflanzungsunternehmen dem privaten überlegen ist. Sie sagen: Wollen die Sozialdemokraten aller Länder wirklich soziale Politik treiben, so muß die Bereitstellung ausreichenden Landes für jedes Volk ihre erste Sorge sein. Sie sagen endlich: Nur der Wiederaufbau der deutschen Macht kann in letzter Stunde diesen völkischen Ausgleich herbeiführen, ohne den der Klassenausgleich unmöglich bleibt, ohne den wir in die weltenweite Auflösung treiben.

Die so sprechen, sehen den Drang und Zwang der Dinge wohl schärfer, aber der Generalnenner aller Nöte, das Problem des dritten Mannes in Zentraleuropa, hat sich ihnen als solcher immer noch nicht ganz offenbart. Der Wiederaufbau der Macht, den jeder Patriot jedes unterdrückten Landes für sein Volk wünschen würde, liegt auf einem weiten Wege, dagegen steht das Schicksal, wie es eine Politik gegen Gott und Natur heraufbeschwor, heute vor den Toren aller europäischen Staaten. Es lacht der Gewaltmittel, und nicht eine neue Behauptung und erfolgreiche Verteidigung gegensätzlicher Interessen, sondern die Erkenntnis der gemeinsamen Gefahr und schnelles gemeinsames Handeln kann es abwenden. Den guten Willen hierzu braucht Ihr Lloyd George, die Lähmung des guten Willens zur Erkenntnis müssen Sie bei Ihnen abschütteln. Wenn wir sagen, wir sind zwischen Aufbau und Untergang gestellt, heißt das, unser Untergang, unser Verfall in chronische Anarchie und Amoral, unser seelischer und körperlicher Mißwuchs bedeutet den allgemeinen Untergang, und unsere Rettung bedeutet die allgemeine europäische Rettung. Zu unserer Rettung brauchen wir Raum nach Kopfzahl und Leistungskraft, brauchen wir eine *nationale* Basis, auf der ein weißes Volk in seiner modernen Zweiteilung als Bauernvolk und Industrievolk und mit den uralten Bedürfnissen der Ruhe und des Wechsels bestehen und seinen Verpflichtungen der Abgabe und des Tausches gegenüber den anderen Völkern vollwertig nachkommen kann. National muß die Basis sein, weil nur auf nationaler Basis künftige internationale Verwicklungen vermieden werden können, wie sie jedes Surrogat des Nebeneinanders, Durcheinanders oder Übereinanders gleich viriler Völker bisher mit sich brachte. Besessen haben wir Deutschen eine solche nationale Basis *nie*. Die Forderung dieser Basis bedeutet

keinen Anspruch auf Weltherrschaft oder Großstaaterei, sondern Anspruch auf eine deutsche Existenzmöglichkeit, die niemand stört und von niemand gestört wird, und ihre Erfüllung bedeutet den Beginn des Aufbaus bei uns, und ihre Nichterfüllung bedeutet den allgemeinen Zerfall.

Von Ihnen ist die Absprechung des deutschen Kolonialbesitzes ausgegangen. Sie verkündeten der Welt unter geschickter Benutzung jedes alten Tratsches und Schwatzes, Deutschland habe sich an den Eingeborenen vergangen. Sie setzten das Gorges-Blaubuch über Deutsch-Südwestafrika in Umlauf, in dem fast jedes deutsche Zitat gefälscht und jede Wahrheit umgebogen ist. Sie erklärten, Deutschland nähme in den Kolonien ohne zu geben, es militarisiere die Eingeborenen, es bedrohe, da die kolonialen Häfen zu U-Boot-Horsten gemacht werden könnten, die Sicherheit der Erde.

Als Beweis dafür, daß Deutschland überhaupt keine Kolonien brauche, wiesen Sie auf die koloniale Gleichgültigkeit und den kolonialen Widerwillen breiter deutscher Volksschichten hin. Weder sei der Zuzug in die Kolonien von Deutschland aus besonders lebendig gewesen, noch erschiene die erreichte Rohstoffproduktion der deutschen Kolonien für Deutschland lebensnotwendig. Die Agitation war ebenso widerspruchsvoll und erbärmlich wie das Resultat, zu der sie führte.

In Versailles nahmen Sie uns Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika und das Siedlungsland Deutsch-Südwestafrika.

Togo und Kamerun wurden an Frankreich gegeben, damit Sie Ihr System britischer Latifundien anderweits ungestört erweitern könnten; Frankreich mit seinem reichen Boden und seiner geringen Bevölkerung besaß vor dem Kriege ein altes Kolonialreich, viermal größer als der junge deutsche Besitz. Es hat dies Kolonialreich nicht zu entwickeln vermocht; wo wir 4176 km Eisenbahnen gebaut hatten, hatte es in der langen Besitzzeit über den viermal größeren Besitz 2500 km Schienen gelegt. Die Türen seiner Kolonien blieben für die anderen Völker geschlossen. Es ließ seine schwarzen Schutzbefohlenen von der Schlafkrankheit auffressen. Die Pflicht der Hygiene kannte es nicht. Auf seine farbigen Untertanen hielt es nach den französischen offiziellen Berichten Menschenjagden ab, daß es Rekruten gewänne. Abertausende kamen um, viele Tausende stehen heute auf europäischem und deutschem Boden als lebendige Zeugen der Schande und befriedigen bei weißen Frauen in den auf Befehl der französischen Regierung angelegten Hurenhäusern ihre Triebe.

Das Schicksal Deutsch-Ostafrikas ist unbestimmt. Sie möchten es selbst behalten. Ein Teil muß den belgischen Kongostaat unseligen Ruhmes vergrößern helfen. Die Eingeborenen sind verzweifelt.

Deutsch-Südwestafrika gaben Sie ohne Volksbefragung an Ihre südafrikanische Union, obgleich die Mehrzahl der Bevölkerung in Südafrika nicht Anteil haben will an dem Raube. Die aufnahmebereiten Farmen Deutsch-Südwestafrikas werden heute in der Union ausgeboten. Die Union ist zweieinhalbmal so groß wie Deutschland,

sie hat sechs Millionen Einwohner, sie hat nicht soviel weiße Bewohner, als Hamburg-Altona Bürger hat.

Und — in Mitteleuropa leben 80 Millionen Menschen deutscher Rasse ohne Raum!

Ist das englische Politik? Ist das französische Politik? Ist das Politik überhaupt oder ist es zugleich mörderischer und selbstmörderischer Wahnsinn? Nie erkannte man eine Lüge deutlicher an ihrer Frucht. Aber ich habe mich nicht hierüber mit Ihnen auseinanderzusetzen. Bei Ihnen selbst sind die schamroten Zeugen inzwischen aufgestanden. Dagegen geht uns jene halbe Wahrheit an, es sei die Möglichkeit der Raumerweiterung durch die alten Kolonien von dem deutschen Volke nicht ausgenützt worden, und deshalb habe die Notwendigkeit der Raumerweiterung nicht bestanden und bestehe nicht.

Die Antwort hierauf lautet: Erstens hatten die Massen in ihrem Vertrauen auf die Unwandelbarkeit des Weltverkehrs und geblendet von der erfolgreichen Industrialisierung vergessen, daß sich ihnen der Mangel verbinden könne, und zweitens boten unsere Schutzgebiete während unserer dreißigjährigen und kürzeren Besitzdauer nur langsam Siedelungsgelegenheiten. Was uns zufiel an Neuland in den achtziger Jahren und später, waren solche Gebiete, die zur Zeit der Besitzergreifung Ihnen nicht besonders verlockend erschienen, anders wären sie uns nicht zugefallen. Die Möglichkeiten, die wir und die Entwicklung den Gebieten gaben, wurden sofort genützt, und die Möglichkeiten und Werte begannen sich zu vervielfachen; und in den letzten Jahren vor dem Kriege gab es kaum eine koloniale Gleichgültigkeit und keinen kolonialen Widerwillen mehr in Deutschland, sondern die Bewerber drängten sich, und die Regierung mit ihrer Bedenklichkeit vor jedem Abenteuer und mit ihrer preußisch-ordentlichen Überzeugung, daß jeder Deutsche Straße, Laterne und Hausnummer vorfinden müsse, wo er hingehe, hatte alle Hände voll zu tun, den Anstrom zu dämmen.

Heute liegen die Dinge anders, noch nicht das Problem des dritten Mannes, daß der dritte Mann fort müsse, aber daß sich ihr der Mangel unabwendbar verbunden hat, spürt die Masse und bäumt sich verstört gegen solches Schicksal. Und wenn Sie heute Schiffsraum für 10 Millionen Menschen in Hamburg anstellten und sagten: „Wer kommen will, komme! Dornen und Disteln tragen die Äcker, dahin wir fahren, und das Kraut auf dem Felde müßt ihr essen, aber das Land soll euer Land und eurer Kinder Land sein, und deutsche Münze und deutsches Gesetz und deutsche Führer sollen bei euch gelten in Freiheit!“, 10 Millionen kämen und lachten des alten Fluches um der Verheißung willen und erwürben die Verheißung. Und die Unruhe von 10 Millionen hoffnungsloser Menschen wäre zur Arbeit bekehrt, zum greifbaren Ziele, zur Erfüllung! —

Ich weiß, daß nicht von einem Tage zum andern bereites Land geschaffen werden kann für eine neue Völkerwanderung. Ich kenne alle Einwände gegen Massenverschickungen nach Afrika. Ich weiß, daß viele Opfer fallen müssen. Aber ich weiß auch, daß die Bedürfnisse von Menschen in der Not sehr klein und die deutsche

Leistungskraft und das deutsche Ertragen über alles Rechnen sind, wo eine Hoffnung winkt für den einzelnen und für die Gemeinsamkeit. Wenn es möglich war, vor 60 Jahren 3000 Mann, die nichts besaßen, im damaligen Kaffernlande unterzubringen, so ist in unsern Tagen und an andern Stellen die Möglichkeit des Fortkommens der zehnfachen und in wiederum fünf Jahren der hundertfachen und in wiederum zehn Jahren der tausendfachen Zahl gegeben. Dieses Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch, der hoffen darf für seine Kinder. Und wenn die Zahlen lögen, was sie nicht tun, schon die Sicht auf Raum wäre Gewinn, schon die spätere, aber sichere Anwartschaft auf deutschen Raum bedeutete für Hunderttausende deutscher Volksgenossen die endliche Besiegung dessen, was sie die Schicksalsgewalt der Arbeit nennen.

Asien, Australien und die beiden Amerika kommen für eine geschlossene deutsche Basis nicht in Frage, dasselbe gilt für Nordafrika und Südafrika, aber ein deutsches Mittelafrika vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean, das deutsche Südwestafrika wie unser altes Ostafrika einschließend, ist, ohne daß Lebensnotwendigkeiten anderer Nationen zerstört werden, im Ausgleiche noch schaffbar. Gewiß werden nationale Empfindlichkeiten auch dort verletzt; dagegen erwartet die Eingeborenen von einem Deutschland, in dem der Klassenkampf zurücktreten kann vor dem vornehmsten sozialistischen Ziele eines freien und edlen Menschentums, reiner Gewinn. Und nicht auf die nationalen Empfindlichkeiten, sondern auf die Lebensnotwendigkeiten der Völker kommt es an, und nur die Erfüllung der völkischen Lebensnotwendigkeiten durch eine ganze irdische Tat — nicht Kirchengebete, darin Gott angefleht wird, das zu leisten, woran die verblendeten Beter mit ihren menschlichen Leidenschaften und Spitzfindigkeiten ihn hartnäckig zu hindern trachten — wird die Menschheit vor der Katastrophe retten.

* * *

So schriebe ich, wenn ich an einen politischen Engländer einen politischen Brief zu richten hätte. Ist eine Erläuterung nötig? Das deutsche Problem des dritten Mannes und das deutsche Kolonialproblem sind untrennbar verknüpfte Probleme. Die Lösung des kolonialen Problems allein vermag die Lösung des Problems des dritten Mannes herbeizuführen, und nur, wenn England in letzter Stunde sein Interesse erkennt, läßt sich das koloniale Problem lösen. Bleibt das europäische Problem des dritten deutschen Mannes ungelöst, weil unverstanden in seiner Furchtbarkeit, findet nach der instinktiven und verkehrten fremden Reaktion nur eine instinktive und verkehrte deutsche Reaktion statt, die sich durch halbe Maßnahmen oder gar durch den Aberwitz der Geburtenbeschränkung äußert, so sind wir seelisch und körperlich verdorben, und mit uns und an uns verdirbt Europa. Aber wie dürften wir von anderen erwarten, daß sie erkennen, wo wir die nächsten dazu sind? An uns ist es, zu verstehen und auszusprechen, immerfort auszusprechen, rücksichtslos auszusprechen. Das wenigstens kann der Gefesselte. Das übrige ist Schicksal; aber am Anfang war das Wort! (Geschrieben im Sommer 1920.)

Die neue Weltlage

Von

August Winnig

I

Seit 16 Jahren ist die Entente eine das Weltgeschehen tief beeinflussende Macht. In dem ersten Streit um Marokko trat sie zum ersten Male geschlossen auf den Plan. Sie war das Geschöpf Englands.

Der Grundsatz der englischen Weltpolitik, sich stets gegen die im Gewerbe und Handel stärkste Macht zu wenden, ist alt und unbestritten. Er ist vom Standpunkte der Politik der Vergangenheit und Gegenwart, die immer Machtpolitik war und es heute noch ist, klug, und er ist bisher immer erfolgreich gewesen.

Der Keim der deutsch-englischen Spannung wurde mit dem siegreichen Kriege gegen Frankreich gelegt. Die Begründung des Deutschen Reichs war eine Tatsache, die das bis dahin gegebene Verhältnis der Mächte verschieben mußte. Aber fühlbar wurde diese Spannung erst viel später, als sich jene Tatsache in der Weltwirtschaft bemerkbar zu machen begann. Das trat ein, als Deutschland sich durch die Vermehrung seiner Bevölkerung gezwungen sah, seine Industrie und seinen Außenhandel zu entwickeln. Das erste geschah durch den Übergang zum Schutzzoll, das zweite durch Schaffung einer eigenen Handelsflotte. Von dieser Zeit an war die Spannung stark genug, um allgemein gefühlt zu werden und sich zum Gegensatz zu steigern.

Dieser Gegensatz hatte handgreiflichere Gründe, als die Scheelsucht des von der Konkurrenz bedrängten Händlers. Es war nicht nur der Handel Englands, der sich durch den deutschen Wettbewerb beengt sah und geschädigt fühlte. Es war die gesamte englische Wirtschaft. Die Auswanderung aus dem englischen Mutterlande stieg. Die Profitrate sank. Die Lohnfrage führte zu erschütternden Arbeitskämpfen. Der englische Wirtschaftskörper erkrankte. Die staatliche und gesellschaftliche Organik Englands war aus dem Wesen der englischen Weltstellung erwachsen. Diese Weltstellung hieß Alleinherrschaft im Gewerbe und Handel. Der englische Staats- und Gesellschaftskörper war den Anforderungen eines dauernden Wettbewerbes mit Deutschland nicht gewachsen. Er sah sich vor die Wahl gestellt: entweder Auflösung und Neubildung, oder Vernichtungskrieg gegen Deutschland. Er wählte den zweiten Weg — aber ohne daß ihm der erste erspart geblieben wäre.

Die Anforderungen des Krieges zwangen England zu tiefgreifenden Änderungen seiner staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen. Aber trotz der hierin be-

wiesenen Anpassungsfähigkeit an die neu aufgetretenen Notwendigkeiten ist es England nicht gelungen, seine vormals durch Deutschland bedrohte Vormachtstellung mit all ihren Vorzügen erneut zu sichern. Arbeitslosigkeit und Lohnstreiks geben heute der sozialen Frage in England ein ernsteres Gesicht, als sie jemals hatte. Der Rückgang der gewerblichen Warenerzeugung und des Außenhandels werfen auf die englische Wirtschaft schwarze Schatten. Diese Erscheinungen in Verbindung mit den außenpolitischen Fragen und Wirkungen des Krieges lassen England heute im Kern erbeben.

II

Der Weltkrieg hat zum ersten Male das Eingreifen der Vereinigten Staaten von Nordamerika in europäische Angelegenheiten herbeigeführt. Zum ersten Male sandte Amerika ein Heer über den Atlantik, das entscheidend in den Weltkrieg eingriff. Dieser Eingriff, was immer seine unmittelbare Veranlassung gewesen sein mag, bedeutet in der Geschichte Amerikas einen Markstein, ja noch mehr, er bezeichnet den Beginn einer neuen weltgeschichtlichen Epoche.

Die Stellung Amerikas, wie ich hier abkürzend die Vereinigten Staaten nennen will, in der Weltpolitik war durch das Wesen seiner Wirtschaft bedingt. Amerika ist in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts allmählich zur Erschließung seiner industriellen Rohstoffquellen übergegangen. Vorher ein auf der Farmwirtschaft beruhendes reines Agrarland, ist es seitdem auch der Sitz einer mächtigen Industrie geworden. Aber diese Industrie trug wesentlich andere Züge als die europäische. Sie beruhte auf der konservierenden Verarbeitung der von der reichen Landwirtschaft gelieferten menschlichen Nahrungsmittel und auf der Förderung und Verhüttung von Erzen. Sie war zum großen Teil auf die überseeische Ausfuhr angewiesen, die mit fremden, vornehmlich englischen Schiffen geschah. Im wesentlichen lieferte Amerika (und das war für seine weltpolitische Stellung entscheidend) Rohstoffe und Halbfabrikate, die in Europa einen guten Markt hatten. Es hatte sich ein Zustand der Arbeitsteilung herausgebildet, der für die europäischen Industrieländer sehr vorteilhaft war und politische Reibungen ausschloß. Amerika war Lieferant von Rohstoffen und Lebensmitteln, Europa transportierte, verarbeitete und veredelte und bezahlte mit dem Gewinn aus dieser Arbeit die bezogenen Lebensmittel. Dieser Zustand verbürgte den Frieden zwischen Europa und Amerika. Die amerikanische Politik begnügte sich mit der Wahrung der in der Monroe-Doktrin ausgesprochenen Unabhängigkeit, die anzutasten keinem europäischen Staate einfiel, und konnte sich den Verzicht auf jede für äußere Konflikte bestimmte Rüstung leisten — es war das große Beweisstück für die Möglichkeit einer streng pazifistischen Politik, eines großen geordneten und angesehenen Staates ohne Militarismus und Marinismus. Sein Handel fand überall offene Türen, seine Lebensmittel und Rohstoffe brauchte man dringend — es kannte keinen Kampf um den Markt, wie ihn die europäischen Industrieländer fortwährend zu führen hatten. Sein Kapital fand im eigenen Lande, fand im ganzen Erdteil weltweite Verwertungs- und Anlagemöglichkeiten und hatte nicht nötig, wie das europäische, um solche Möglichkeiten

zu streiten. Auf der Grundlage dieses Zustandes konnte Amerika in allen außeramerikanischen Fragen Enthaltsamkeit üben.

Aber dieser Zustand erfuhr eine allmähliche Wandlung. Die Kapitalhäufung drängte zur Schaffung neuer Anlagemöglichkeiten und führte nicht nur zur Erweiterung, sondern auch zu einer qualitativen Ausbildung der Industrie. Die Herstellung von Fertigwaren, zunächst für den eigenen Bedarf, dann aber auch für die Ausfuhr, begann und dehnte sich aus. Anläufe zur Schaffung einer eigenen Handelsflotte wurden unternommen. Diese Entwicklung machte sich bereits vor dem Kriege bemerkbar, doch wurde sie weder als drückend empfunden, noch in ihrer ganzen Bedeutung erkannt. Der Krieg aber hat hier als eine motorische Kraft gewirkt, die diese Entwicklung mit unheimlicher Schnelligkeit vorwärts trieb.

Die Wirkung des Krieges auf Amerika bestand zunächst in einer gewaltigen Vermehrung des Kapitals. Ein Goldstrom ergoß sich von den Ländern des Feindbundes nach Amerika als Gegenwert des von dort gelieferten Kriegsbedarfs. Sie bestand weiter in einer großzügigen Ausdehnung und Umstellung der amerikanischen Industrie. Die Industrialisierung nahm ein so stürmisches Tempo an, daß die Landwirtschaft wegen des Mangels genügender Arbeitskräfte in eine ernste Notlage geriet. Eine dritte Wirkung von Bedeutung war die Schaffung einer amerikanischen Handelsflotte für den überseeischen Dienst. Die Entwicklung, die bereits vorher in kräftigen Ansätzen vorhanden war, erfuhr durch den Krieg eine so beträchtliche Förderung, daß sie das Wesen der amerikanischen Wirtschaft grundlegend veränderte und infolgedessen auch die amerikanische Politik in neue Bahnen drängen mußte.

Es ist notwendig, noch einmal die politische Bedeutung des Unterschiedes zwischen einem Rohstoffe liefernden und einem Fertigwaren ausführenden Amerika ins Licht zu rücken. Solange Amerikas Wirtschaft in der Hauptsache von der Rohstoffausfuhr lebte, war ihr ein Kampf um den Absatz fremd, weil sie darin ein natürliches Monopol besaß. Infolgedessen konnte sich Amerika eine Politik der Enthaltsamkeit leisten und auf Heer und Flotte verzichten. Es hatte, da man seinen Anspruch auf seinen Erdteil anerkannte, keine außenpolitischen Reibungspunkte. Den Aspirationen Japans trat es schroff entgegen. Ein Fertigwaren ausführendes Amerika steht dagegen mit dem ganzen Kreise der übrigen Industriestaaten im Wettbewerb. Damit wandelt sich seine weltpolitische Stellung von Grund aus. Das Monopol hört auf, der Kampf um die Absatzgebiete beginnt. Damit werden aber auch die Mittel notwendig, mit denen dieser Kampf geführt wird: die Hochseekriegsflotte und ein der handelsgeographischen Lage entsprechendes Landheer. Amerika hat heute beides.

Amerika ist nicht ein Land wie jedes andere. Man hat es das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt. Es ist sicher ein Land, das, wenn es einmal als Bewerber um das Übergewicht in Wirtschaft und Politik auftritt, ein Kraftzentrum von überragender Bedeutung werden muß. Das weltpolitische Ergebnis der durch den Krieg zwar nicht herbeigeführten, aber mächtig geförderten und sichtbar ge-

wordenen Entwicklung ist die Bildung eines neuen weltpolitischen Kraftfeldes. Die Hegemonie Englands ist durch diese Entwicklung Amerikas zu Fall gebracht.

Das ist die neue Tatsache, die durch ihr bloßes Dasein eine Umlagerung der bisherigen weltpolitischen Verhältnisse herbeiführt. Die Entente ist eine Erscheinung von gestern. Die neuen Bildungen sind im Werden.

Wie diese neuen Bildungen aussehen werden, steht nur noch in den Einzelheiten nicht fest. Der Grundsatz, nach dem sie sich vollziehen werden, ist nicht mehr zu verkennen und zu verrücken. Er heißt: Amerika contra England.

Denn selbstverständlich muß die von dem ungeheuer angewachsenen amerikanischen Kapital angestrebte wirtschaftliche Verbreiterung und die darauf eingestellte amerikanische Politik zuerst und am härtesten mit der Macht zusammenstoßen, die hier am meisten zu verlieren hat. Der Gang der Entwicklung liegt heute schon in ziemlich deutlich sprechenden Zahlen vor uns.

Es betrug die Kohlenausfuhr in Millionen Tonnen:

	in den ersten 10 Monaten des Jahres			
	1913		1920	
	insgesamt:	nach Europa:	insgesamt:	nach Europa:
Englands	73,4	58,7	24,9	19,6
Amerikas	20,7	0,47	32,2	13,3

Die Gesamtausfuhr ohne Kohlen bezifferte sich im Vierteljahrsdurchschnitt 1913 für Großbritannien auf 5,0 Millionen, für Amerika auf 12,0 Millionen metrische Tonnen, im 3. Vierteljahr 1920 dagegen für Großbritannien auf 4,3, für Amerika auf 22,9 Millionen. Die englische Ausfuhr ist um 14 Prozent gesunken, die amerikanische um 91 Prozent gestiegen.

Von der gesamten überseeischen Einfuhr beförderte Amerika im Jahre 1913 11,4 Prozent auf eigenen Schiffen, im Jahre 1919 dagegen 36,0 Prozent. Für die Ausfuhr sind die entsprechenden Zahlen 8,2 bzw. 36,7 Prozent. Der Anteil Englands am Frachtdienst von und nach Amerika sank in der gleichen Zeit von 49,1 bzw. 57,8 auf 29,5 bzw. 35,3 Prozent.

In diesen Zahlen prägt sich die oben beschriebene Entwicklung aus. Sie sind die harten Tatsachen, die den englisch-amerikanischen Gegensatz zwangsläufig machen und aller Versöhnungsreden und -feste spotten werden, so wie der deutsch-englische Gegensatz all solcher Bemühungen gespottet hat.

Schon zeichnen sich die Wirkungen dieses Gegensatzes in der europäischen Politik ab. Eine Entfremdung Frankreichs und Englands ist von einem lebhaften Austausch französisch-amerikanischer Höflichkeiten begleitet, während England seinerseits nicht daran denkt, seine Truppen aus Calais und dem Artois herauszuziehen. Die heute unbestrittene französische Vormacht auf dem europäischen Festlande wird England stetig unbequemer und läßt von Zeit zu Zeit Meinungsverschiedenheiten entstehen, die in jedem Falle dieselbe englische Sorge erkennen lassen, daß die Vorherrschaft eines mit Amerika gehenden Frankreich auf dem europäischen Festlande gegebenenfalls sehr unangenehm werden könnte.

Die Herausbildung eines englisch-amerikanischen Gegensatzes muß eine allgemeine Umgruppierung der Mächte zur Folge haben, bei der die beiden Rivalen die Kristallisationspunkte sein werden. Wir sind noch nicht so weit, daß diese Neueinstellung der Politik bereits zu klaren Verhältnissen geführt hätte. Doch lassen sie sich zum Teil in ihren Umrissen bereits erkennen, zum Teil aus den offenbaren Tendenzen der einzelnen Länder voraussehen. Zum englischen Ring ist vor allem Japan zu rechnen, das sich von Amerika in seinen Ansprüchen im Stillen Ozean bedroht sieht — von den nach Zentralamerika gerichteten Tendenzen seiner Politik zu schweigen. Das Eindringen amerikanischen Kapitals in China kann die Richtung der Politik Japans nur noch unterstreichen. Die Tür von Gibraltar gibt die Randländer des Mittelmeeres in die Hand des meerbeherrschenden England. Solange England das Meer beherrscht und den Schlüssel von Gibraltar besitzt, wird ihm Italien zur Seite stehen. Von ungleich größerer Bedeutung wird die Stellung Frankreichs sein. Man spricht heute von einem englisch-französischen Gegensatz. Das Wort geht zu weit. Frankreich für sich allein würde nie, auch nicht, wenn es seine Herrschaft über den Kontinent noch rücksichtsloser ausübte, in einen Gegensatz zu England geraten. Dazu ist Frankreich als Wirtschaftsmacht viel zu minderwertig. England bedenkt nur den mit seiner Feindschaft, den es wegen seiner wirtschaftlichen Kraft fürchtet. Es wird die Wirtschaftskraft des sterilen französischen Volkes nie wieder zu fürchten haben. Das Verhältnis der englischen Sonne zu dem französischen Mars wird durch das neue mächtige Gestirn gestört, als das Amerika in die Bahn der Weltpolitik eingetreten ist. Allein die Möglichkeit, Frankreich als ein Glied des amerikanischen Ringes zu sehen, bestimmt heute England, den verstiegenen Plänen Frankreichs in den Weg zu treten. Soweit man von einem englisch-französischen Gegensatz spricht, muß man ihn immer nur als die Wirkung des englisch-amerikanischen Gegensatzes ansehen. Ohne den englisch-amerikanischen Gegensatz kein englisch-französisches Mißtrauen. Dies Mißtrauen aber ist durch die Verhältnisse begründet und durch keine Diplomatie zu beseitigen. Die französische Küste reicht zu nahe an London heran. Konnten wir von Compiègne nach Paris schießen, so wird man auch von Calais nach London schießen können. Das macht Frankreich für Amerika wertvoll und für England gefährlich. Es genügt, daß Frankreich für England gefährlich ist, um das heutige Mißtrauen in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Feindschaft zu steigern.

Nur auf diesem Hintergrunde werden die Schattenspiele der englisch-französischen Politik im deutschen Osten deutlich sichtbar. Indem England die künftige Gefährlichkeit seines heutigen Verbündeten erkennt, beginnt es zu wünschen, ihm einen Gegenspieler auf dem Festlande zu schaffen. Unter diesem Gesichtswinkel möchte es eine zu weitgehende Schwächung Deutschlands verhindern und betrachtet auch den polnischen Trabanten Frankreichs mit kritischen Blicken. Aus eng damit verwandten Erwägungen beginnt es eine Politik der Annäherung an die Sowjetrepublik.

III

Hier sind wir an einer Grenze angelangt. Die Sowjetrepublik mit ihrem Einflußgebiet läßt sich nicht in das System der durch England und Amerika als Kristallisationskerne geschaffenen weltpolitischen Machtfelder einreihen. Sie ist ein eigenes Machtfeld. Mögen ihre Grenzen auch noch flüssig sein, mögen Angriffe von außen hier und dort Teilgebiete abreißen, so bleibt doch der große eurasische Landblock von diesen Wechselfällen unberührt und eine politische Einheit.

Hier haben wir das dritte große Machtfeld vor uns.

Wir müssen uns daran gewöhnen, in Rußland nicht in erster Linie ein soziales Problem zu sehen. Als soziales Problem hat es für die Welt aufgehört zu bestehen. Was Rußland und im weiteren Sinne Eurasien an sozialen Kämpfen und Entwicklungen noch erleben mag, wird gewiß sehr interessant sein. Aber nicht darin liegt seine Bedeutung für uns und für die übrige Welt. Für uns hat es Bedeutung zunächst als Faktor der Weltpolitik. Hier aber geht es durchaus eigene Wege. So abenteuerlich sie uns zuweilen anmuten, so ist doch die Zeit der abenteuerlichen, weltrevolutionären Romantik für die Weltpolitik der Sowjetrepublik dahin. Möglich, daß noch einmal durch die inneren Fraktionskämpfe ein Rückschlag folgt. Dann wird auch der überwunden werden. Im übrigen ist unser Wissen von Rußland allzu sehr Stückwerk, um die inneren Beweggründe seiner Lebensäußerungen einzusehen. Wir wissen nur, daß der allrussische Gedanke lebt, daß er in der Sowjetrepublik ebenso kräftig lebt, wie er im zarischen Rußland nur je gelebt hat. Sein Träger ist nicht nur die Kirche, deren Macht zusehends wächst, sein Träger ist nicht nur die heimische und ausgewanderte Intelligenz, sein Träger ist das ganze russische Volk in seinem unzerstörbaren Volksgefühl. Dieser allrussische Gedanke wird für die Zukunft eine weltpolitische Tatsächlichkeit erster Ordnung sein. Ob Georgien heute bolschewikisch und morgen menschewikisch regiert sein wird, ob in der Republik des fernen Ostens dies oder jenes Ministerium die dürftigen Geschäfte führt — der eurasische Landblock wird für die künftige Weltpolitik ein seinen eigenen Gesetzen lebendes Machtfeld sein. Im Ablauf der Kulturen wird dies Gebiet sehr spät die Mittagshöhe erreichen und wahrscheinlich der vorletzte oder letzte Brenn- und Mittelpunkt der industriekapitalistischen Epoche werden. Für die Weltpolitik aber kann es schon bald eine entscheidende Macht bedeuten. Die Nähe der Quellen des englischen Reichtums läßt hier Machtfelder einander berühren, deren kulturzeitlicher Abstand sehr groß ist.

IV

Der Gegenwartswert dieser Untersuchung wird nicht jedem auf den ersten Blick erkennbar sein. Darum sei er deutlich hervorgekehrt. Es handelt sich darum, das deutsche Volk davor zu bewahren, Degen und Kanonenfutter einer fremden Macht zu werden. Die Frage, ob englische oder französische Einstellung der deutschen Politik, kann für uns nicht bestehen! Wir wollen diese Frage nicht hören!

Wir wollen lieber von beiden gehaßt und gequält werden, als für den einen als Soldknecht zu bluten.

Aber wir glauben an die deutsche Sendung. Wir glauben an eine neue deutsche Zukunft. Bauen wir sie nicht, so bauen sie unsere Söhne. Wir können nicht sagen, wann sie kommt, und können nicht einmal die Wege erspähen, auf denen wir zu ihr gelangen. Aber wir kennen das Ziel. Die verwehten Spuren der alten deutschen Kolonisatoren weisen uns die Richtung.

Was ich als die große geschichtliche Aufgabe Deutschlands und der Deutschen erblicke, ist dieses: der Kolonisator, Wortführer und Schwertträger der Völker und Länder zwischen Nordsee und Pazifik zu werden.

Zwischen zwei Zeitaltern

Von

Karl Hoffmann

Das Zeitalter der wirklichen Weltgeschichte fängt an. Es windet sich in nachhaltigen Stößen aus einer sachte abschließenden Zwischenperiode heraus, die man als die neuere Geschichte Europas bezeichnet. Diese Zwischenperiode hat den Begriff der modernen „Weltgeschichte" freilich geschaffen, doch zu Unrecht für sich selber beansprucht. Denn bisher war das geschichtliche Geschehen der Welt in den politischen Ereignissen Europas zentralisiert, das die anderen Erdteile „entdeckt" und untertänig gemacht hatte. Die sogenannte Weltgeschichte, die sich daraus ergab, ist nur eine erweiterte europäische Geschichte von interkontinentalem Maßstabe und mit fremdkontinentalen Nebenschauplätzen gewesen.

Noch früher, vor diesen Entdeckungen und Ausdehnungsvorgängen Europas, hatte es überhaupt keine Weltgeschichte gegeben, sondern nur verschiedene Geschichten für sich existierender Erdkreise oder Kultureinheiten, von denen sich jeder für die Welt und die „Menschheit" hielt. In den langen Jahrtausenden der ganzen vorherigen Geschichte wußte der eine dieser Kulturkreise kaum etwas von den übrigen und ihrem Leben. Das römische Reich, das sich in der Vorstellung über eine vollständige, flächenhaft runde Erde erstreckt hat, wußte nichts von den gleichzeitigen Geschichtswahrheiten und politischen Aktualitäten des indischen Kontinents oder der chinesischen Menschheit; und als hinter dem karaibischen Meere chichimekische und aztekische Stämme, gegen 1200 mit breitem Einfall von Norden aus das mexikanische Land Anahuac überschwemmend, die Nachfahren oder Reste des älteren Kulturvolkes der Tolteken aufsogen und deren geistiges Wesen übernahmen, wurde in der alten Welt nicht das Geringste davon gespürt. Erst der interkontinentale Imperialismus der europäischen Mächte, der in ihrer transozeanischen Kolonialpolitik vor sich ging, hat die Erdteile und fremden Eigenkulturen in Verbindung zum europäischen Leben und dadurch indirekt in Beziehungen untereinander versetzt. In Europa entschieden sich alsdann die Geschicke der Welt. So entstand verhältnismäßig schnell, in der vermittelnden Zeit eines halben Jahrtausends, die politische Gesamtheit des Erdballs.

Von Europa aus wurde der Erdball in Bewegung und zum eigenen Bewußtsein gebracht. Es schuf sich gleichsam ein planetarischer Inbegriff der Gesamtpolitik, der nach und nach sich wieder auf die politischen Bewußtseinserscheinungen der einzelnen Zusammenhänge verteilte oder sie wachrief. Die runde Erde mit kugel-

förmiger Gestalt, die von Europa aus politisch gelenkt und eingeteilt wurde, begann allmählich, politisch sich selber zu gliedern. Denn sie wurde von Europa nicht nur gelenkt, sondern zugleich etappenweise bevölkert. Es bildeten sich neue Überseevölker europäischer Herkunft, die nun aufhörten, europäisch zu sein. Sie entwickelten sich zu eigenkontinentalen Lebensgebilden in politischem Betrachte. Die innere Schwerkraft, die sich in ihnen zusammenfand, nötigte sie, selbständige Wege zu gehen. Den Anfang machten die nordamerikanischen Staaten, das lateinische Südamerika folgte. Und in einem neuen Sinne und mit merkwürdigem Erstaunen über die Weite der Welt wurden die uralten Bildungsvölker und eigenständigen Kultureinheiten, die das seefahrende Europa gebeugt hatte, ihrer selbst wieder inne. Sie erblickten die frische Intensivierung des politischen Lebens um sich herum, so daß sich spontaner Widerstand oder ein dumpfer Hang nach Aufschleusung ihrer selbsttätigen Kräfte in ihnen regte. Sogar helle Energie, die das eigene Schicksal abermals an sich riß, blitzte hoch. Die gelbe Menschheit wurde lebendig. Der vorderasiatische Islam, der trotz kolonialpolitischer Behandlung sein mühseliges oder teilhaftes Dasein bewahrt hatte, regt sich jetzt gegen das angewendete Joch des Kriegsertrages hartnäckig auf; und selbst in Indien bebt es.

Mit anderen Worten: auch außerhalb Europas machen sich für die entscheidende Politik produktive Ansatz- und Schwerpunkte geltend, deren Wirkungen ebenso auf das europäische Geschehen übergreifen und darin eindringen, wie dieses vorher das außereuropäische Geschehen einseitig bestimmt hat. Die Gesamtheit der „Weltpolitik", die Europa ins Leben rief, widersetzt sich dieser europäischen Leitung. Sie schickt sich an, aus sich heraus und nach eigentümlich verlaufenden Gesetzen ihre Ereignisse zu schaffen. Die Begebenheiten auf anderen Erdteilen, die Lebensrichtungen der fremden Umkreise uralter Abkunft und neuer, überseeisch entstandener weißrassiger Art lösen sich von ihrer überlieferten Zentralisierung in der europäischen Politik so sichtbarlich ab, daß man diesen Vorgang das „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" nennen konnte. Einem flüchtigen Blick mag dies paradox oder wenig glaubhaft erscheinen, angesichts der phantastischen Ausmaße englischer Herrschaft und angesichts jenes Schwunges, mit dem Frankreich neben seiner Hoheit über den Maghreb ein kompaktes afrikanisches Negerreich zusammenzubringen vermochte, dessen barbarische Gewalt es für europäische Zielbestrebungen anwendet und darin einfügt. Aber im tatsächlichen Verhältnis hat Frankreich hiermit eine kulturunfähige und feindselige Menschengruppe soldatisch erweckt; es hat seine eigene, militärisch begründete Europageltung davon abhängig gemacht und steht an der Schwelle der fürchterlichen Gefahr, in seinem Innenleben von den entfesselten Strömen negroider Einflüsse rassenhafter, seelischer und vielleicht auch kriegsbeschaffener Natur überwältigt zu werden. Und gerade England hat in seinem Kolonialimperialismus mit den Gegengewichten der angelsächsischen Überseevölker zu tun. Die geschichtliche Vermittlungszeit kolonialimperialistischen Charakters geht grundsätzlich zu Ende. Die Weltpolitik wird nun erst wahrhaft weltartig und in ihren echten Vollzügen „interkontinental". Indem Europa den Erdball in eine

bewußte Einheit und in Bewegung versetzte, hat es ihn letzten Endes gegen sich selber in Bewegung gebracht.

Eine innere Umschaltung im Wirtschaftsleben hängt auf das engste hiermit zusammen. Die Periode der Kolonialpolitik hatte mit dem Zeitabschnitt der Entdeckungsreisen begonnen, und die Kolonialpolitik selber wurde durch die Überseefahrten und deren Ergebnisse verursacht und vermöge überseeischer Machtübertragung entwickelt. Sie beruht auf dem Verkehr. Auch ihre ausschlaggebende Wirtschaftsbedeutung beruht auf dem Verkehr oder geht aus ihm hervor.

Diese Wirtschaftsbedeutung ergab sich und ergibt sich im wesentlichen Teile heute noch aus dem Umstand, daß die seefahrenden, an Können und Macht überlegenen Staaten in der Lage sind, unterworfene oder im moderneren Wirtschaftssinne unmündige Länder in der ökonomischen Lebensführung abhängig zu halten und diese für sich nutzbar zu machen. Das Grundverhältnis ist derart, daß die kolonialpolitischen Herrschaftsstaaten den abhängigen Kolonialländern ihre Produkte entnehmen, um sie für den eigenen Handel und Bedarf zu verbrauchen. Es bedeutet einen durch Macht erworbenen und mit dem höheren Wirtschaftsgeist aufrechterhaltenen Rechtsanspruch auf Nießbrauch, für dessen Durchführbarkeit die entscheidende Bedingung zuletzt im Transport und nicht in der produzierenden Arbeit liegt. Denn die Kolonialwerte entstanden auf fremdem Boden und durch unterjochte Kräfte sozusagen von selbst; man hatte allenfalls nötig, ihr Entstehen nur anzufachen, um sie aufnehmen, weiterleiten und um- und absetzen zu können. Vor allem kam es darauf an, durch Seefahrt an die Produkte heranzugelangen, um ihrer habhaft zu sein, und sie dann durch Seefahrt über die Meere zu bringen. Die wirtschaftliche Leistung, die den Ausschlag gibt, spitzt sich also zu einer Verkehrsleistung zu. Das Moment der Überwindung weiter Entfernungen, des transportierenden Vorgangs, wodurch die Güter fremden Abnehmern zugeführt werden, enthält den Grund ihrer Verwertbarkeit oder Wertsteigerung und somit der Gewinnwerte für den weiterleitenden Handel. Es enthält sogar — nach europäischen Gesichtspunkten — den Grund der lebendigen Wertentstehung als solcher, weil ohne die gleichsam bogenartige, vom Verkehr hervorgebrachte Verbindung zwischen dem Entstehungsorte des bloßen Sachwertes und dem Abnehmer mit seinen Verbrauchsmöglichkeiten nicht einmal der akute Bedarf dieses Abnehmers wirksam sein würde. Der tatsächliche Bedarf des Konsums ruft psychologisch die wirtschaftliche Einwertung des Gegenstandes hervor, und umgekehrt ruft die Zuführung des präsentierten Gegenstandes erst dessen Verwertungsmöglichkeit und diese wieder das Verlangen nach ihm hervor, den Konsum mit seinem Bedarf. An einem Beispiel: solange man kein Zuckerrohr kannte und herbeibringen konnte, gab es keinen Zucker, man süßte mit Honig; der Zucker wurde durch seine Auffindung und Zuführung wirtschaftlich überhaupt erst „geschaffen".

Durch dieses Verfahren, das mit dem Kolonialbetrieb zunahm, hatte sich nun aber der geltende Hauptcharakter der Wirtschaftsleistung als solcher ganz in den Transport und die Vermittlung der Güter verlegt und ihrer ursprünglichen Er-

zeugung entwunden. Die Bedeutsamkeit der realen Produktion wurde im Prinzip übersehen. Sie wurde durch die Aufschließung von Lieferungsländern und Absatzmöglichkeiten, durch Schiffahrt, Speditionswesen und Handelskühnheit oder händlerische Klugheit ersetzt. Fast spurlos war der lebendige Gebrauchs- und Erzeugungswert des Sachgutes im Begriff der „Ware" aufgegangen. Das heißt: Im kolonialimperialistischen Wirtschaftssystem bedingen die Suprematie der Warenvermittlung, des Handels und Zwischenhandels, des Umsetzens und Verrechnens von Werten, und der herrschaftsstaatliche Anspruch auf den nicht selbst produzierenden Nießbrauch einander, um sich in der praktischen Erfüllung gegenseitig zu sättigen; und beides zusammen degradiert die erzeugende Arbeit.

Es leuchtet ein, daß diese Unterwerfung der einfachen Produktionstatsache im Kerne ungesund ist. Denn sie verkehrt die naturgemäßen Zuständigkeiten. Stets hängt der Umlauf des Wirtschaftslebens in letzter Linie vom Vorhandensein der Sachwerte ab. Wenn diese nicht da sind, kann man sie nicht verbrauchen oder transportieren und mit ihnen handeln; und damit es eben Wirtschaftswerte gibt, muß man sie vorher erzeugen. Die Produktion bleibt immer die grundlegende Wirtschaftsleistung von konstitutiver Bedeutung. Folglich konnte im kolonialpolitischen System diese innere Höhergeltung der produktiven Tätigkeit nicht wirklich beseitigt werden, sondern sie wurde nur gesinnungsmäßig geleugnet und nicht anerkannt. Vermöge ihrer unausrottbaren Grundbedeutung jedoch war gerade das Nutznießungsrecht des Herrschaftsstaates zu der heimlichen, dienstbar gemachten Produktivität der Kolonialländer in ein maskiertes Verhältnis anonymer Abhängigkeiten versetzt. Die händlerische Wirtschaftsmacht kolonialer Herrschaftsstaaten leitet sich innerlich von der Produktenlieferung der Kolonialländer her, diese sind im verschwiegenen Sachverhältnis das Überlegene. Würde beispielsweise Holland seine indischen Inseln verlieren, so wäre es kaufmännisch und damit wirtschaftlich auf das Trockene gesetzt. Durch den Vorrang einer politischen Position im gemeinsamen Verbande werden gewissermaßen die inneren Rangunterschiede der Wirtschaftsgeltungen in eine falsche Reihenfolge gedreht.

Daraus ergibt sich: In demselben Maße, wie ein anfängliches Kolonialgebiet politisch eigenmächtig und in der Folge wirtschaftlich selbständig wird, verselbständigen sich in ihm die wirtschaftlichen Innenkräfte, so daß es seine Produktivität entschleiert und aus sich heraus aufbaut. Mit dem langsamen Vergehen des kolonialpolitischen Zeitalters kehrt langsam die Produktionsbedeutung zurück. Wie aber, wenn eine andere Wirtschaftsgesinnung, die aus ihrer eigenen Natur den Produktionsgedanken anerkennt, weil sie auf ihm beruht, sich von selber durchringen sollte? Dann würde zwar weder die Weltwirtschaft mit dem Güteraustausch, noch die Kolonialpolitik als solche aufhören, wohl aber müßte die merkantile Systematik der kolonialimperialistischen Nießbrauchsperiode in sich zerfallen. Eine solche andere Wirtschaftsepoche ist mit weitem Ausholen bereits unterwegs. Wir stehen mitten in dieser Epoche, deren eigentliche Ursache im Auftreten und wachsenden Fortschritt der technischen Industrie richtig erfaßt wird. Industriewirtschaft ist ihrem wahr-

haften Wesen nach Produktionswirtschaft. Denn mit der Industrie hat sich nicht nur rein sachlich die ganze Vollziehungsart der produzierenden Arbeit ungeheuer vertieft und verbreitert, sondern durch diese Verbreiterung oder Vertiefung kam im Verlaufe der industriellen Wirtschaftsweise allmählich die Bedeutung der Produktivität zur Selbsterkenntnis und zum Bewußtsein. Damit aber schob sich der bewußt gefühlte Schwerpunkt der Wirtschaftlichkeit überhaupt aus der Gütervermittlung in die Gütererzeugung zurück.

Man kann getrost sagen, daß die Industrie den Produktionsgedanken nicht nur wiedererkannte, sondern ihn — als das Selbstbewußtsein der Produktion — recht eigentlich schuf. Unter den Völkern des abendländischen Kulturkreises hatte es vor der transozeanischen Handelsperiode, deren Wirkungen sich nicht etwa plötzlich einstellten, sondern im späteren Mittelalter vom Umschlagsverkehr der oberitalischen, süddeutschen und flandrischen Städte (weniger von der Seefahrt der Hanse) schon vorbereitet waren, ganz gewiß eine Wirtschaftsweise gegeben, die nichts weiter als Produktionswirtschaft war. Aber diese Produktionswirtschaft blieb naiv und ihrer selbst nicht bewußt, weil die gesamte Wirtschaftlichkeit der frühen Epoche völlig unbefangen ausgeübt wurde. Man pflegt ihr System jetzt als „Naturalwirtschaft" im Gegensatz zur Geldwirtschaft zu bezeichnen. Naturalwirtschaft bedeutet schließlich nichts anderes, als das unbewußte Verhalten oder den bewußtlosen Zustand einer vorzugsweise agrarischen Produktionswirtschaft, während reine Geldwirtschaft den pointiertesten Ausdruck des händlerischen Umsatzverfahrens bedeutet. Aus der sichtbaren Kraftanspannung des weiten Verkehrs, wodurch sich das entstehende Umsatzverfahren anschaulich vollzog, und aus dem aufdringlichen und prunkvollen Glanz der überseeischen Fahrt mit ihrer fremden Warenzufuhr, welche die schlichte Arbeit des Landmannes oder Handwerkers in den Schatten zu stellen vermochte, war erst das Bewußtsein einer bestimmten wirtschaftlichen Leistung entsprungen: aus dem Handel ging das Wirtschaftsbewußtsein hervor und legte sich zugleich auf ihn fest. Durch die Industrie erfolgt nun eine Richtigstellung. Denn sie sammelt ihre Bedingungen in der Urproduktion.

Mit der geistigen Verarbeitung der Tatsache, daß die Industrie durch ihren eigentümlichen und fast maßlosen Rohstoffbedarf, in vorderster Hinsicht Kohle und Eisen, ihre Werte aus der zeugenden Erde erschafft, bringt sie den bewußten Produktionsgedanken hervor: das neue Wirtschaftsbewußtsein der produzierenden Leistung. Der industrielle Rohstoffbedarf bewirkt zweierlei. Zwar hat sich zu seiner allseitigen Befriedigung der internationale Güteraustausch ins Gewaltige gesteigert; zum anderen aber werden vermöge dieser Befriedigung, die stets auf einer Verwendung von Erzeugnissen oder Schätzen des Bodens beruht, die Fähigkeiten der Urproduktion erst wirklich entbunden. Durch den Lebensgehalt des industriellen Prozesses, der sich der trächtigen Erde entringt, haben sich die mechanischen Rohstoffe schon mit ihrer bloßen Erstehung in lebendige Kräfte, in „Urprodukte" verwandelt, um im vertikalen Aufstieg der Arbeit eine sinnvolle Gliederung von Werten, von Betrieben, Einrichtungen, Halbfabrikaten, Fabrikaten

und Fertigprodukten zu ergeben. Die moderne Industrieperiode hat überhaupt die Idee der „Urproduktion“ als solcher entdeckt, und von der Industrie aus übertrug sich auf die Landwirtschaft dieses Bewußtsein ihres urproduktionellen Inhaltes für die Ernährung. Ein produktionswirtschaftliches Zeitalter, das sich den Handel dienstbar machen kann, bricht herein. Von Engländern wurde zu Beginn des letzten großen Krieges behauptet, daß die Mehrzahl der „silbernen Kugeln“, der Besitz an Geld, die rechnerisch kondensierte Beherrschung des Umsatzverfahrens, für diesen Krieg entscheidend sein müßte. In der Tat ist er vorwiegend durch den Einsatz von Wirtschaftswerten entschieden worden, doch in Wahrheit durch das Aufgebot einer Übermacht an Produktionskräften, wie Kohle, Eisen, anderen Metallen und Öl, Webstoffen, Getreide, Fleisch oder Vieh, und keineswegs durch die silbernen Kugeln. Nicht nur das reale Sachverhältnis, nicht bloß der bewußte Sinn der Wirtschaftsleistung ist in einer neuen Weise ausgeprägt, sondern sogar das charakteristische Wort fand sich ein. Wo man früher allenfalls von „Gewerbefleiß“ sprach, redet man eben erst in unserer Zeit von Produktion und von „Erzeugung der Werte“.

Die Industrie ist an die Schätze des Bodens gebunden und trotzdem durch die Vielfältigkeit ihres Rohstoffbedarfs und Absatzverlangens auf das Gütervermittlungsverfahren so angewiesen, daß dessen Ausbildung zur „Weltwirtschaft“ gerade durch den industriellen Einfluß erfolgte. Aber im Grunde handelt es sich nicht mehr darum, mit verwegener Unproduktivität den Raum aufzuschlucken, um durch starke exotische Reize die Kaufkraft der abendländischen Welt zu bezaubern, sondern die Bodenkräfte werden beweglich gemacht. Man nutzt den Verkehr aus, um die Abhängigkeit von der Erde, soweit diese zu einer steifen Fesselung wird, aufzubiegen und gleichsam zu lüften, auszuspannen, hin- und herzubringen und zu verpflanzen. Damit erfährt allerdings der Welthandel erst recht den sachlichen Antrieb zu seiner Ausbreitung und realen Bedeutung; doch er hört auf, reiner Selbstzweck zu sein, wie im 17. und 18. und bis ins 19. Jahrhundert, als das Wirtschaftsbewußtsein von ihm mit anspruchsvoller Einseitigkeit gefangen genommen war. Er wird bloßes Mittel zum Zwecke produktiver Entfaltung. Statt sich die Produktion zu unterwerfen, ist er ihr im Prinzip unterlegen. Noch bei dem wirtschaftlichen Gegensatze zwischen England und dem deutschen Kaisertum hatten Handelsabsatz und Schiffahrt die Aufmerksamkeit an sich gezogen und im Vordergrunde der Interessen gestanden; der neuere Wirtschaftsgegensatz zwischen den U. S. A. und England betrifft direkt die Wirkungen von industriellen Urprodukten und die Verfügung darüber: Kohle und Öl. Immerhin ereignet sich die Fruktifizierung solcher Urprodukte noch so sehr in abgelösten geldwirtschaftlichen Formen, daß beide Tendenzen in der allgemeinen Geltung einstweilen um die Oberhand ringen. Im besonderen Falle entscheidet zumeist, ob der Außenhandel eines Landes aus dessen Industrie hervorgeht und auf ihr beruht, so daß er in der Hauptsache eine Auswirkung dieser landeseigentümlichen industriellen Tätigkeit ist, oder ob die nackte Arbeitsmöglichkeit der Industrie bereits mit ihren Vorbedingungen und

ausschlaggebenden Tragflächen auf den Beziehungsweisen des internationalen Handelsverkehrs beruht und davon abhängt, so daß die betreffende Volkswirtschaft in eine wirtschaftliche Internationalität hineingeflochten und auseinandergezogen erscheint. Jenes ist das produktionswirtschaftliche und dieses das händlerisch angelegte Verhältnis. Entwicklungsmäßig betrachtet, muß der Sinn der Produktionswirtschaft um so mehr überragen, als er sich durch seinen bodenpolitischen Grundzug mit den Raummächten des eigenkontinentalen Triebes in der Weltpolitik begegnet und in ihnen wiederfindet.

Die inneren Selbständigkeitstendenzen der mündig gewordenen Siedelungsländer auf anderen Kontinenten sowohl wie der kolonialpolitisch beherrschten fremden Kulturkreise sind räumlich bedingt; und die Produktionswirtschaft ist räumlich bedingt. Beides vollzieht sich im Raum oder durch ihn und geht aus ihm hervor.

Überall ist der Mensch, als zoologisches und als metaphysisches Wesen zugleich angesehen, derselbe in seiner formalen Struktur. Aber die wirkliche Lebendigkeit und Gehaltfülle in der Betätigung dieser menschlichen Urform ist mannigfaltig, weil das vielfache Leben sich in der Mannigfaltigkeit seiner klimatischen Umfänge, die den Artsinn des Menschen bilden, und der Räume ereignet. Als metaphysisches Wesen will der Mensch die Schranke der Dinge im Raum überwinden, und als zoologisch verhaftetes Wesen bleibt er in diese Schranke gebannt. Diese unaufhörliche Reibung im Innern gebiert den Zwang zur Tat, die nach außen schlägt; sie eröffnet die Entwicklung und ihren vermeintlichen Aufstieg und die immer wiederkehrende Tragik des menschlichen Seins. Somit wurden die kulturellen Komplexe in ihrer ursprünglichen Eigenart verschiedenartig und eigentümlich, da sie spontan aus verschiedenen Geburtsstellen hervorgingen. Indem die aufspringenden Quellkräfte des Geistes den Raum mit seinem rohen Dasein zu bewältigen trachteten, hat sich der Bereich ihrer Ausströme in die Formgebungen des Raumes gebettet. Durch die Getrenntheit und das Anderssein der Erdteile und den kontinentalen Wuchs wurden sie auseinandergehalten. Lebensechte Fühlungen oder Verbindungen und innere Übersprünge fanden nur statt, soweit sie sich unwillkürlich aus dem Zusammenhange des Raumes ergaben; und soweit der räumliche Zusammenhang solche Fühlungnahme nicht zuließ, blieb das innere Wesen der menschlichen Lebensart und Entwicklung sich fern. Darum konnte der Chinese vom Römer oder Hellenen, der Inder vom abendländischen Ritter und dieser vom Tolteken und Chichimeken nicht das geringste empfinden; und in der anfänglichen Zeit wußte auch der sumeroakkadische Altbabylonier nichts vom Ägypter des Reiches von Memphis und der mesopotamische Semit oder medische Iraner kaum etwas vom frühen Etrusker. Doch aus dem Raume heraus, der den menschlichen Willen zur steten Wiederholung kriegerischen Unternehmens aufhetzte, hatte sich in der Organisationstechnik persischer Großkönige die vorderasiatische Einheit entwickelt, die seitdem unverwüstlich ist; und über das Mittelländische Meer hinweg war mit den phönikischen und griechischen Wirtschaftsvorgängen, mit der hellenischen Bildung und endlich im

römischen Reiche der antike Erdkreis entstanden. In Ostasien und im mittleren Amerika aber lebten weiterhin die anderen Menschheitsgruppen für sich allein, sie dachten und handelten nach unverständlichen Sittengesetzen und schufen die Gebilde ihrer sonderbaren oder grauenhaften, fremdartigen Schönheit. Die Idee der „Kultur überhaupt" ist ein abstrakter Begriff. Die Verwirklichung dieser Idee wurde von der Erde auseinandergeleitet in kultivierte Menschheitsgruppen, von denen eine jede ihren eigenen Kulturgeist hat. Diese dynamische Raumbedeutsamkeit ist so stark, daß die Beziehungen, die sich mit dem interozeanischen Verkehr des kolonialen Zeitalters hergestellt haben, nur auf der Oberfläche verliefen; sie brachten keine seelische Wirkung hervor. Der moderne Chinese lernt allenfalls telephonieren; jedoch den tieferen Inhalt der christlich-abendländischen Kultur erkennt oder sieht er nicht, und die Lebensform unserer kulturellen Gebarung bleibt ihm verächtlich. Der gegliederte und zusammenhängende Raum hat den Kulturkomplexen ihren naturgemäßen Umkreis verliehen, aus dem Charakter des „Kontinentes" ist ihre seelische Haltung erwachsen. In der Erde liegt eine zeugende und eine scheidende Macht.

Diese scheidende Macht der Erde offenbart sich immer da, wo gezeugt wird. Darum mußte sie sich auf den Ausbreitungsprozeß des Europäertums übertragen. In den überseeischen Siedelungsvölkern bricht sie hervor. Durch die eigenkontinentale Besonderheit und Getrenntheit gegenüber dem „Mutterlande" hat sich in diesen Völkern ein raumbedingtes neues Lebensempfinden entwickelt. Indem die weiße Rasse Europas den Erdball umspannen und sich überall einnisten wollte, wurde sie von den Scheidungen der Erde nicht nur räumlich, sondern in den seelischen Gemeinsamkeiten zerteilt. In seinem letzten und tiefsten Innern faßt der Nordamerikaner, der lateinische Südamerikaner oder der angelsächsische Mensch über See den Kulturgeist doch anders auf, als der ursprüngliche Abendländer des europäischen Kontinents ihn geerbt hat. Hier bei uns eine lastende Schwere und tiefe Angefülltheit voller Zwiespalte, dort drüben Frische und Leichtigkeit ohne die Qual inneren Reichtums; statt der schleichenden Heimtücke, mit der das Europäertum sich selber vergiftet, eine hurtige Verschlagenheit oder naive Brutalität. Diese weißen Völker hinter den Ozeanen sind nicht bloß zu politischen Nationen geworden, sondern sie werden zu fremden Menschheitsgruppen im Sinne kulturell gearteten Wesens. Der andersartige Erdboden mit seinen Küsten, wo sie leben oder ihren Wandel treiben und auf fernsten Meeren heimisch vertraut sind, bringt in ihnen andere Kulturgefühle hervor; er bildet andere Kulturkreise mit eigenen Zentren. Die „neue Welt" hat ihren Erdkreis für sich, und die politischen Strebungskräfte der Überseeländer sind nur eine Folge und Form dieses geistigen Selbständigkeitsgefühles, das dem Wesen des Raumes entkeimt. Denn wie es dem Wesen des Raumes entkeimt, so sucht es nach einem im Raume greifbaren, bodenmäßig gestalteten Ausdruck. Das Selbständigkeitsgefühl drückt sich aus, indem es seinen räumlichen Lebensumfang auf eigene Hand zu verwalten und darüber zu verfügen gedenkt, und diese raumgestaltete Verfügungsmacht bedeutet eben dasjenige, was wir „politisch" nennen

Das von der Erde im Geist und in der Willenshaltung Geschiedene drängt seiner eigenen Mächtigkeit zu oder dahin zurück; und in der Wirtschaft ist die eigene Mächtigkeit gleichfalls mit der Erde verwachsen.

Durch den Sinn der Urproduktion, die bei der Erzeugung der Werte das positive Schaffen unterbaut und sachlich hervorruft, werden das Verwachsensein mit dem Boden und das Wesen der wirtschaftlichen Macht ursächlich ineinander verknüpft. Die Landwirtschaft bekundet dieses Verhältnis ganz unmittelbar. Auf der industriellen Seite indessen, wo es sonst bewegter zugeht, zeigt es sich nicht minder deutlich in der Eisen- und Montanindustrie. Diese sogenannte Schwerindustrie ist eben deswegen „schwer", weil sie im industriellen Gesamtgefüge gleichsam unten wuchtet und die Grundlage darstellt: sie ist die tragende Schicht. Auf ihr ruht die mannigfache Verarbeitungs-, Fertig- und Feinindustrie mit ihren Verzweigungen. Und sie ist deshalb diese tragende Schicht, weil sie aus einer Hebung und unmittelbaren Behandlung von Urprodukten besteht. Sie bewirkt zwischen der verarbeitenden Industrie und der Urproduktion die funktionelle Beziehung und lebendige Verbindung. Im Wesen der technischen Industrie liegt es, daß diese mit Maschinen arbeitet. Die Maschine entsteht aus Eisen und Stahl. Ohne Kohle und bestenfalls ohne Öl oder Wasserkräfte läßt sie sich nicht in Bewegung versetzen. Gäbe es keine Schwerindustrie, so gäbe es keine Industrie überhaupt, während man sich die Industrie überhaupt beispielsweise ohne Spielwaren- oder Seidenindustrie immerhin vorstellen kann. Kohle, Mineralien und Öl werden aus dem Erdboden geholt, und Wasserkräfte gehören den Bodenbildungen an. Daher ist eine jede Schwerindustrie um so sicherer und fester und um so mehr organisch gewachsen, je zuverlässiger ihre Urproduktion ist, aus der sie hervorgeht; und eine jede Gesamtindustrie ist um so gesünder gefügt, je breiter und sicherer ihre schwerindustrielle Grundlegung ist, auf der sie sich errichtet. Am Ende beruht die innerste Produktivität industrieller Wirtschaft darauf, daß sie sich — gleich der landwirtschaftlichen Erzeugung — ihrer letzten Abhängigkeit von den Schätzen des Bodens bewußt bleibt. Denn in demselben Maße, wie sie sich von dieser abhängigen Bindung an den Erdboden freimachen will, indem sie die Schwerindustrie zugunsten leichtindustrieller Zweige vernachlässigt und die Urproduktion außer acht läßt, wird sie von fremden Volkswirtschaften abhängig; und mit einer solchen Abhängigkeit schwindet die selbständige Haltung ihres Produzierens dahin. Die Gebundenheit der Produktionswirtschaft an den Boden mit seinen Ertragsleistungen und natürlichen Werten und die produktionswirtschaftliche Selbsttätigkeit bedingen sich wechselweise. Darum ist es mehr als Geschick, es ist die Offenbarung eines innerlich notwendigen Vorganges, wenn das Wirtschaftsbewußtsein des Produktionsgedankens und der Trieb zur Wiederherstellung erdteiliger oder kontinenthafter Selbständigkeiten in den gleichen Menschenaltern aufsteigen und einander fördern, um sich gegenseitig zu regulieren.

Der Produktionsgedanke lockt in den politischen Strebungen von Kolonialländern den Sinn für selbsttätige Wirtschaftspolitik oder produktive Eigenwirtschaft hervor und reizt ihre latenten Innenkräfte an, sich aufzutun und auseinanderzu-

falten. Die vielfache Neuzentralisierung in der Bewegtheit einer interkontinental sich auswiegenden Weltpolitik aber bringt den Produktionsgedanken erst zu seiner vollen raumpolitischen Bewußtheit. Er erkennt, daß sein wahrhafter Geist nicht eigentlich zur Handels- und Verkehrspolitik, sondern zu einer Bodenpolitik der Produktionsgrundlagen hinführt oder hinführen sollte: für fehlende Bodenpolitik bedeutet Rohstoffzufuhr durch Gütervermittlung bloßen Ersatz; Mängel an Produktionsgrundlagen sind es, die im Vermittlungs- und Austauschverkehr repariert werden. Denn er wird inne: Produktionsgrundlage oder Selbständigkeit der Urproduktion ist Eigenerstehung, und Eigenerstehung der Urproduktion ist Macht über Raum.

Es entwickelt sich eine Tendenz zur räumlichen Ausbildung von universal abgemessenen Wirtschaftseinheiten, die ein sich selbst genügendes Rohstoffgebiet und eine organisch ausgeglichene Produktions- und Markteinheit mit weitestgespanntem Bewegungsraum auf einmal sein würden. Aber in einem absoluten Sinne ist diese Ausbildung praktisch nicht möglich; sie bleibt ein idealer Entwicklungsgedanke, dessen vollkommene Verwirklichung sich als undurchführbar erweist. Denn ihre Bedingtheit ist nicht rein geographisch; sie hängt nicht nur von den Ausmaßen und Gliederungen der Rohstoffkomplexe und deren völlig zureichender Ergiebigkeit ab, sondern auch von der äußeren und inneren Stärke und Qualität der Bevölkerung. Niemals kommt es vor, daß tropische Rohprodukte und die Intelligenz und Willenskraft des Menschen der gemäßigten Zone auf demselben heimischen Erdboden wachsen. Durch das Ineinswirken der idealhaften Unvollendbarkeit jenes Entwicklungsbestrebens mit dem Entwicklungsbestreben selber in seinen realen Teilverläufen werden jedoch die weltwirtschaftlichen Notwendigkeiten bloßgelegt und geklärt. Und vermöge dieser Klärung weltwirtschaftlicher Notwendigkeiten wird einerseits der Verselbständigungsdrang auf kolonialem Felde vereinfacht und praktisch begrenzt, und andererseits wird die Kolonialpolitik an und für sich, die sich nicht aufheben läßt, der Produktionsidee unterstellt und bodenpolitisch gewandelt. An einem drastischen Beispiel: wohl kann ein weißer Fremdkontinentaler von kühlerer Rasse aus den Urstoffen seines eigenen breiten Landbodens, der auf Verwertung wartet, oder der gewandte Japaner im Konnex mit der Produktionsbasis des ostasiatischen Festlandes selbsttätige Industrien anlegen; keineswegs aber wäre unter den Negern, die in den Baumwollpflanzungen ihrer Heimat mit kindlichem Gesang Rohbaumwolle erzeugen, irgendeiner zu finden, der eine wirkliche Textilindustrie zu schaffen vermöchte. Die tropische oder auch subtropische Wirtschaftskolonie bleibt Kolonie; doch erhält dieses Kolonialwesen einen anderen Charakter. Nicht mehr die bloße Küste mit strotzendem Hinterlande, nicht mehr der glückliche Hafen oder die unbehinderte Aufnahmefähigkeit kostbarer Naturerzeugnisse ist das kennzeichnende Merkmal, sondern ein voller Landesumfang in günstiger Lage, den man ohne übereilte Gewinnsucht, arbeitsam und methodisch, zur gepflegten Produktivität aufzüchtet.

Die seelischen und geistigen Beschaffenheiten des Menschen, aus denen das wirkliche Können und der Kulturgedanke entstehen, korrigieren die Eigentätigkeiten in der produktionswirtschaftlichen Entwicklung; und von den Tatsachen des Wirtschaftsprozesses werden die ausgreifenden Verselbständigungstriebe der Kulturkräfte und kulturellen Kreise in ihrer politischen Haltbarkeit korrigiert. Beide Faktoren aber ergeben, indem sie zusammentreffen, eine eigentümliche, in sich selber begründete Raumpolitik. Eine neue Typik in der Bildung großer Reiche und in der Imperiumschöpfung geht daraus hervor.

Sie bedeutet: eine produktionell bedingte wirtschaftliche Lebenssphäre und ein kultureller Komplex, die beide mit dem Raume verwachsen sind, verwachsen durch den gemeinsamen Raum mit ihrer politischen Tendenzhaftigkeit; der räumliche Bereich ihrer organischen Entfaltungen will sich politisch in einer Machteinheit darstellen, deren bindender Ausdruck das Imperium ist. Man braucht bei einem Imperium nicht immer nur an Zwangsherrschaft und „Eroberungssucht" nach assyrischem Muster zu denken. Die nordamerikanische Union z. B. ist heute weniger ein nationalstaatliches Gemeinwesen, als ein föderalistisch gestaltetes „Reich" von imperiumhafter Ausladung. Auch in dem ungeklärten Verfassungsleben des britischen Gesamtreiches zeichnet sich eine bündische Zielrichtung immer merklicher ab. Mehr und mehr wird sich die moderne Imperiumbildung in bundesstaatlichen Formen oder auf der Basis von Staatenbünden vollziehen.

Im gelungensten Falle würde ein solches Imperium mit seinem Umfang die Kultur- und die Wirtschaftseinheit zu einer Raumeinheit, in der die äußere Ausdehnung mit dem inneren Zusammenhang übereinstimmt, in Einklang versetzen; und wie die urproduktiven Wirtschaftsgrundlagen und die Kulturgemeinschaften auf den Bodenbeständen und Ausformungen des Raumes beruhen, so entspringt diese Imperiumschöpfung der inneren Gestalt des Raumes und seiner Natur. Sie bringt die erdteiligen oder kontinenthaften Gefüge der Raumnatur gleichsam eigenwillig zur politischen Ausführung.

Diese neue Art in der Bildung sogenannter „Weltreiche" unterscheidet sich darum von dem kolonialimperialistischen Typus der bisherigen Jahrhunderte auf dreierlei Weise. Sie unterscheidet sich von dessen geistiger Indifferenz, indem ein Imperium der kommenden Art einen kulturellen Gedanken ausdrücken und die übernationale Lebensform einer kulturgeschichtlich zusammengehörigen oder verwandten Menschheitsgruppe sein möchte. Sie unterscheidet sich ferner von dem umsetzenden Handelsmechanismus kolonialpolitischer Herrschaftsstaatlichkeit durch die produktive Wirtschaftserfassung. Und schließlich und in der Hauptsache unterscheidet sie sich von der überwiegend verkehrsmäßigen Anlage der kolonialimperialistischen Reiche, die interozeanisch verteilt und künstlich zusammengehalten erscheinen, durch den selbsttätigen Raumcharakter. Der Charakter ihres räumlichen Lebens wirkt sinnvoll abgeformt und selbsttätig zugleich, weil es statt einer verkehrstechnischen Herrichtung durch ausgedachte Verbindungsmaßnahmen und Stützen einfach aus dem gegliederten Boden besteht. Für gewöhnlich stellt sich die vom politi-

schen Willen in Gang versetzte Tendenz zum Imperium mit ihren Wurzeln und zentralen Kräften da ein, wo es das wiedergekehrte und neugeborene Gesetz des Erdballs gebietet. Das letzte Merkmal eines solchen „Weltreiches" liegt weniger in der planetarischen Richtigkeit der Linienführung seiner angelegten Teilgebiete, als in der inneren Wahrheit welthafter Geltung. Das ist es eben, wodurch dem Staatenbewußtsein Europas die Vortäuschung einer Herrschaft über die Welt endgültig entgleitet. In den verschiedenen Raumkreisen dieses Planeten, die den geschichtlichen Kultur- und naturgemäßen Wirtschaftskreisen gradweise entsprechen, erschafft sich allenthalben ein autochthoner Imperialismus. Das alte Europäertum unseres Festlandes aber hat die eigenkontinentale Bedingtheit dieser neuen Art von Vergemeinschaftung für sich selber noch nicht bemerkt, so daß es jetzt von außen her nicht nur weltmächtlich ausgeschaltet, sondern in seinem Dasein bedroht wird. In den politischen Aktualitäten der Gegenwart spiegelt sich die Tatsache, daß es durch seine verkehrstechnischen Erweckungen die schlummernden Mächte des Erdballs allmählich gegen sich selber aufwiegeln mußte, schon mit allerschärfster Gefährlichkeit wieder.

Durch diesen Umschwung der großpolitischen Raumgefühle erhält u. a. die Mittelamerikapolitik der U. S. A. mit ihrer Wachsamkeit über Mexiko, mit dem Panamakanal und der Ausbreitung auf den Antillen den Sinn eines gesetzmäßigen Entwicklungsvorganges von epochaler Bedeutung. In gleicher Hinsicht wäre es falsch, wollte man in der sogenannten Europäisierung Japans den Vorstoß einer kühnen Willkür erblicken. Denn dieses Ereignis bezweckt nicht etwa Einstellung des Japanertums in die Zivilisation und politische Betätigungsweise der weißen Rasse oder des Abendlandes. Es bedeutet vielmehr die von einem aufgewachten Selbstbewußtsein geforderte Aneignung der äußeren Bedingungen zu frischem und selbsttätigem Handeln, wobei in diesem politischen Bewußtsein eine bereits kulturell ausgebildete Raumkraft hervordringt. Die Selbstzucht zu technischer Aktivität soll den Kulturgeist Ostasiens gerade in seinem eigentümlichen Wesen als energetische Lebensmacht wiedergebären, damit die gelbe Völkergruppe einheitlich zusammengefaßt und als weltpolitischer Faktor in Bewegung gebracht werden könne. Durch die Initiative und mit tatsächlichen Leistungen riß Japan die innere Autorität zur Führung an sich. Das Land Japan wird von starken Ketteninseln gebildet, die sich an die Küste anklammern. Indem es diese Verklammerungen mit dem Erwerb kontinentaler Teilflächen in das Festland einheftet und sein Staatsgebiet auf den anschließenden Ketteninseln im Süden und Norden verlängert, sucht es die Mächte der weiten See vom ostasiatischen Kontinent abzuhalten, um dort seine eigene Macht möglichst ungestört ausstrecken zu können. Und indem es durch diese allmähliche Ausdehnung über die Mandschurei und die chinesischen Länder und durch Verschweißung der eigenen Arbeitslust mit den dortigen Produktionsgrundlagen aus dem ganzen Umkreis der gelben Kultur eine organisch lebende Wirtschaftseinheit erschafft, zeugt es für den fernen Osten das eingeborene Imperium, dessen starke Front auf das Meer geht. Die kontinental hinterlagerte und entfaltete Fülle dieses

auf See beweglichen Weltreiches der gelben Kultur würde mit ihrem Hauptgewicht sich auf die Inselbrücken in den westlichen Randgewässern des pazifischen Ozeans hinausschieben müssen, um südwärts vorzuschreiten und sich zu verbreitern.

Die Ära der japanischen Reformen hatte im Jahre 1868 begonnen; weitere zeitliche Merkpunkte im Verlauf dieser inneren Öffnung des Japanertums sind mit den Jahren 1877 und 1889 bezeichnet. Überhaupt hoben sich die ersten leisen Grundstriche oder aktiven Kräfte der neuen Weltperiode seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sichtbar aus dem Dunkel ab. Die Wildheit des nordamerikanischen Bürgerkrieges (1861—1865) war ein produktives Ereignis. Er hat aus der bloßen Staatensouveränität die innerlich gefügte Einheit eines raumpolitisch bereiteten Zukunftsstaates gemacht. Für das Innere Europas wurden ungefähr zur selben Zeit durch die Bismarcksche Politik entsprechende Voraussetzungen geschaffen. Denn mit der deutschen Einigung und der Einigung Italiens erfolgte in der unruhigen Machtverteilung auf den Hauptkomplexen des mittleren Kontinentes ein stillender Ausgleich, der einige dauerhafte Stabilität zu gewährleisten schien. Diese Voraussetzung einer Selbstergreifung des europäischen Lebens inmitten der fremdkontinentalen und eigentätigen Machtbildung kommender Imperialismen war freilich rein negativ. Sie räumte nur überständige Unregelmäßigkeiten und historische Hemmungen fort. Der positive Beginn einer solchen Wiedergeburt hätte in einer wirklichen Versteifung der politischen Form und in innerwirtschaftlichen Wandlungen gelegen, und in der Tat geschah etwas Ähnliches in den Jahren um 1880. Damals wollte Bismarck mit seiner Zollpolitik die sich eben erst regende Kraft der heimischen Produktivität sicherstellen, damit der Prozeß des deutschen Wirtschaftslebens sich von innen her in funktioneller Selbsterhaltung und Selbstschöpfung zu entwickeln vermöge; und der alte Dreibund gab wenigstens die losen Ansätze einer Abrundung und formalen Versteifung des geschichtlichen Mitteleuropa.

Aber der Dreibund blieb nach Maßgabe der Gewohnheiten europäischer Politik aus früheren Jahrhunderten eine diplomatische Formel ohne schaffenden Sinn, und der Bismarcksche Wirtschaftsgedanke wurde von der merkantilen Denkweise des betreffenden Geschlechtes nicht recht verstanden. Dann sprang die nordamerikanische Union in den neunziger Jahren mit einem Satze in die aktive Weltpolitik; und ebenfalls in den neunziger Jahren zeigte das über Land ausgeweitete russische Reich, das schon in dem ganzen Zeitraum den Versuch gemacht hatte, seine mechanische Extensität auf eine zugleich religiös und rassenhaft gefaßte Idee umzustellen, ernsthafte Bemühungen, sich nun auch wirtschaftlich abzugliedern und die ungefüge Struktur seiner rohen materiellen Stärke in ein schwingendes Verhältnis zu bringen. Die neunziger Jahre waren die am meisten kritische Zeit. Japan fing an, eine beachtliche Rolle zu spielen, und wurde insbesondere von Großbritannien gewürdigt. Im inneren Bau des englischen Reiches erwiesen sich die feinen Vorauswirkungen der künftigen Lebensart bereits als so fühlbar, daß die unterschichtige Kräftelagerung dieses Imperiums in den Zustand einer gewissen Gärung geriet. Es

befindet sich seitdem in einer Entwicklung, die darauf ausgeht, den einseitig zentralisierten Kolonialimperialismus historischer Herkunft in einen genossenschaftlichen Machtausdruck des überozeanischen All-Britentums umzuwandeln und grandiose Raumverbände zu ziehen *). Doch nicht im mindesten gelangte das innere und eigentliche Europa dazu, sich in seinen Gemeinsamkeiten, die ihm die lebendige Geschichte darbot, als das kompakte Raumdasein und einheitliche Wesen des Kontinents zu begreifen, um in solcher Gestalt für die Weltpolitik bedeutsam zu sein. Die schlanke Energie der ostasiatischen Zielgewißheit wälzte die Wucht des russischen Reiches auf die mitteleuropäischen Gebiete zurück; und auf allen Seiten lastete sich ein heimlich verschlungener Druck, der mittelbar von undurchsichtigen Regungen und Stoßkräften anderer Erdteile aufgetrieben wurde, der Europamitte entgegen. Er nahm immer mehr zu und erhielt ein bestimmtes politisches Angesicht von Konfliktsmöglichkeiten. Zuletzt kam der Krieg.

Bei dem geringen Zeitabstand, über den wir heute verfügen, wirkt der Weltkrieg wie ein Abschluß der vorbereitenden Übergangsphase. Wahrscheinlich hat er für die europäische Geschichte — im großen gesehen — diese Bedeutung. Im Kriege und mit ihm haben sich die beiden Zeitalter, das alte und das neue, als politische Wesensrichtungen entgegengestanden; und durch sein Ergebnis haben sie sich in einer katastrophalen Entscheidung endgültig getrennt und auseinandergerissen. Das Ergebnis fiel für die Geschichte Europas verhängnisvoll aus. Denn das innere europäische Leben hatte sich, noch dazu von dem Erdteil als solchem umstellt, mit einem Male der außereuropäisch gewordenen Überseemacht des britischen Reiches, des Andringens eines asiatisch aufgefüllten Imperialismus zu Lande und der usurpierenden Gelüste der neuen Welt zu erwehren. Die verzweifelte Abwehr mißlang. Somit wurde die autochthone Entwicklungskraft unseres Kontinents, die es vermöge einer allwaltenden Gesetzlichkeit gab, die tatsächlich vorhanden und aus einem unbewußten inneren Zwange heraus wirksam war, in ihren ursprünglichen Äußerungen ertötet. Dieses Europäertum einer neuen Periode hatte gleichzeitig gegen das Europäertum der alten Periode und gegen den Geist und die Macht der neuen Periode in der „Welt" und außerhalb Europas zu kämpfen und ist unterlegen. Das heißt: durch die Überhand, die fremde Willenszentren des Erdballs der europäischen Vitalität gegenüber zu erlangen vermochten, hat für die Gesamtheit der Welt die neue Geschichtsperiode über die alte gesiegt; aber für Europa selbst wurde ihr bewußtlos keimender Schaffenstrieb von den fortlaufenden Normen der alten Periode und von der inneren Trägheit des Erdteils so überwältigt, daß in den Maßstäben des

*) Die raumpolitische Bedeutung dieses Umbaus des britischen Reiches gelangt bei Martin Spahn, „Die Großmächte, Richtlinien ihrer Geschichte, Maßstäbe ihres Wesens" (Berlin 1918, Ullstein) zur einleuchtenden Darstellung; die organisatorische Bedeutung und Problematik wird kritisch-quellenmäßig von Paul Lejeune-Jung in seiner wichtigen Schrift „Kolonial- und Reichskonferenzen, Wege und Ziele des britischen Imperialismus" (Berlin 1917, Carl Heymann) anschaulich gemacht; und die wirtschaftliche und kulturelle Seite habe ich in den Büchern „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" (Leipzig 1917, Friedrich Wilhelm Grunow) und „Der kleineuropäische Gedanke" (ebenda 1918) zu erörtern versucht.

beginnenden Zeitalters das Europäertum als ein eigentümlicher Lebensfaktor von politischem Umriß sich überhaupt nicht mehr darstellt.

Es gibt gegenwärtig auf dem europäischen Kontinent nur noch eine einzige Großmacht, nämlich Frankreich. Jedoch diese Macht bedeutet in den Weltverhältnissen bloß eine Macht zweiten Ranges. Sie ist keine Weltmacht. Folglich ist sie eigentlich keine echte Großmacht im Sinne der neuen Geschichtsperiode. Die Gewichtsentladungen der Weltpolitik haben die politische Sphäre Europas in eine sekundäre Schicht, in die zweite Linie gedrückt; und die entscheidungsvollen Begebnisse dieser neuen Periode treten jetzt wo anders hervor. Ihre eigenartige Entwicklungsstärke wird am reinsten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika kund. Im Wesensbestand dieser Macht findet der aufsteigende Typus des „Weltreiches" fast unverfälscht eine bildungsfähige Gegebenheit vor. Maßlos ausgeformt, mit nahezu abenteuerlichen Bedingungen einer großartigen Urproduktion ausgestattet und unbehindert im Innenleben, einheitlich im Zusammenhange des Raumes und im Kulturgebaren der Menschen, lagert dieses Gemeinwesen sich breit und sicher zwischen zwei Meeren, so daß es mit den rhythmischen Dehnungen seiner Lebendigkeit unwillkürlich über das Dasein einer Hemisphäre strahlt und gleichsam aus sprudelnder Produktivität gewaltige Wirtschafts- und Handelskräfte hervorbringt. Das britische Weltreich ist noch ungeheurer in seinen Spannweiten, doch innerlich weniger verfestigt. In seinem Raumdasein, in den wirtschaftlichen Bewährungen und vornehmlich in seinen politischen Bestandteilen kann es sich nicht völlig des kolonialimperialistischen Ursprungs entwinden. Es hat gewissermaßen als die universale Form eines Übergangsgebildes zu gelten. Beide Reiche aber üben — zusammengelegt — eine angelsächsische Weltherrschaft aus, die noch einmal das aufrichtige Gepräge des beginnenden Zeitalters anzweifeln zu wollen scheint. Es fragt sich, ob die angelsächsische Menschheit für die Dauer die Kraft hat, an die Stelle der europäischen Traditionen zu treten.

Während des Krieges hatten wir — die deutsche Nation — das Geschick Europas getragen, und nun nach dem Kriege sind wir erst recht die Träger des europäischen Schicksals. Denn nichts wäre falscher, als wollte man in dem Kontinentalimperialismus, den Frankreich durchzuführen versucht, die Möglichkeit zu einer Erneuerung unseres Erdteils erblicken. Dieser Imperialismus ist weder europäisch noch autochthon.

Er ist nicht autochthon, weil er unter der Kontrolle der angelsächsischen Weltbeherrschung und in Abhängigkeit von dieser geschieht und mittelbar von ihr veranlaßt wurde. Die angelsächsische Weltherrschaft wird von zwei Mächten gelenkt. Darin liegt eine innere Spannung und ein Ansatz zur Rivalität; und nur das latente Spannungsverhältnis dieser Zweiköpfigkeit hat die französische Republik in die Lage versetzt, sich auf dem europäischen Festland so etwas wie freie Bewegung zu schaffen. Da aber dieses Festland von den Machtinteressen des Angelsachsentums mit überdacht und in seinen wichtigeren Ereignissen von den angelsächsischen Willensentscheidungen, die etwa im pazifischen Erdkreis vor sich geben, indirekt be-

troffen wird, so hört die scheinbare Selbständigkeit der französischen Europapolitik im selben Augenblick auf, wo eines jener beiden Reiche aus irgendeinem abseitigen Grunde die Zügel seiner Aufsicht scharf anzieht. Frankreich muß sich stets die Erlaubnis von dort drüben erbitten oder ertrotzen oder bereit sein, im gegebenen Falle sich dem anderen Angelsachsenreiche als Satrapie anzuschließen. In allen solchen Spannungsmomenten, die aufzutreten schienen, ist jedoch die Idee der gesamtangelsächsischen Weltbeherrschung und Weltteilung bisher obwaltend geblieben, so daß die französische Republik tatsächlich in deren Gesamtrahmen, mit ihrer Genehmigung und gleichsam als bloßer Mandatar seinen europäischen Imperialismus ausübt.

Der Glanz der französischen Europamacht ist keineswegs selbsttätig und von innen aufsteigend, sondern auf Zeit geliehen. Unter dem Gesichtswinkel französischer Nationalgeschichte betrachtet, hat Frankreich eine relativ vorteilhafte Weltsituation ausgenutzt, um unter deren Schutze die abgelebten Ziele Ludwigs XIV. wieder künstlich in Positur zu werfen. In der Rückgewandtheit dieses Historismus steckt aber nicht nur ein politischer Blickfehler; sondern auch — für uns andere — eine Erfahrung: das außenpolitische Empfindungsleben des Franzosentums ist mit einer inneren Schranke versehen und vermöge dieser Schranke so national einseitig und eng, daß es außerstande bleibt, der Idee einer entwicklunghaft übernationalen Verpflichtung, die in der imperialistischen Leistung liegt, überhaupt inne zu werden. Sein Imperialismus ist somit steril. Er verharrt in den ungeschmeidigen Formen materieller Gier und nationaler Dekoration und vermag nicht europabewußt oder „europäisch“ im schaffenden Sinne zu sein.

So verhält es sich: in einem weit ausholenden Einvernehmen mit den ozeanischen Reichen angelsächsischer Rasse versucht der eine europäische Teil, der blind an den Überlieferungen der alten Geschichtsperiode haftet und in ihnen befangen ist, die von Gott zur Wiedergeburt bestimmte Kernkraft des Kontinents eigensüchtig niederzuhalten und zu unterjochen. Um des behaglichen Genusses und „Ruhmes“ willen übt Frankreich am europäischen Schicksal Verrat. Und das französische Volk verfährt hierbei nach eingewohnten Gepflogenheiten, die dem 17. und 18. Jahrhundert entstammen: es beutet aus und beansprucht ein hochmütiges Nutznießungsrecht. Das bedeutet: der kolonialpolitische Herrschaftsgeist vergangener Jahrhunderte mit seiner merkantilen Ausnutzung anderer Kulturkreise und Menschengruppen, der in der Welt draußen abebbt, kehrt sich jetzt auf dem Boden Europas gegen das europäische Herz, um es in der Agonie zu zerfleischen; und ein europäischer Staat ist entartet genug und gibt sich zu dieser blutschänderischen Unnatur her.

Weder die eigene Lebensenergie des französischen Volkes, noch sein Rückhalt am Weltenthron der Angelsachsenreiche liefert ihm die erforderliche Stärke dazu. Es greift auf die krampfhaften Tierbändigerkünste und die Sklavenvölker seiner afrikanischen Kolonialmacht zurück, um diese als Herrschaftsinstrument gegen die Europamitte zu verwenden. Zu bewaffneten Aufsehern und Zuchtmeistern werden die Farbigen der Fremde; und die Reitpeitsche in der Hand militärischer Gecken, die wie exotische Würdenträger aufgeputzt sind und in verworfener Überheblichkeit

Menschenhandel treiben, ist das Symbol dieser vermeintlich europäischen, doch in Wahrheit schon negerhaft gewordenen „Kontinentalpolitik“. Der mauritanische Mohr bewacht das Volk unseres Blutes an den Ufern des Rheins und wird zum Lohn mit den Leibern unglücklicher deutscher Mädchen gefüttert. Das heißt, kühl gesprochen, sofern man kühl bleiben kann: Deutschland soll nicht nur auf dem Boden Europas das Objekt europäischer Kolonialpolitik sein, sondern einer Kolonialpolitik zweiten Ranges, die auf dem Umwege über Afrika kommt. Eine räumlich und seelisch vernegerte Macht ist das Subjekt dieser Kolonialherrschaft, die sich gegen das echteste Europäertum richtet. In dieser völligen Verkehrung des europäischen Gedankens äußert sich eine geradezu lasterhafte Unmöglichkeit.

Die gemißhandelte Natur bäumt sich auf, und die Rache der Entwicklung lodert bereits in den greifbaren Dingen. Im Wirtschaftlichen zeigt sich am unmittelbarsten die Greifbarkeit der alten kolonialpolitischen Methode. Sehen wir uns aber die wirtschaftliche Bedeutung in den französisch-deutschen Verhältnissen an, so erblicken wir dies. Um die innere Haltung der Wirtschaftsexistenz Deutschlands lebensunfähig oder niedriggeartet zu machen, nahm man ihm den wesentlichen Teil seiner naturgemäßen und ihm organisch zugewachsenen Produktionsgrundlagen weg oder stellte man ihm die freie Verfügung über solche Produktionsgrundlagen in Frage, so daß die französische Republik sie in ihre Gewalt gebracht hat oder in ihre Gewalt zu bringen versucht. Daraus müßte sich mit logischer Folge ein impotentes Siechtum der deutschen Wirtschaft und ein berückendes Aufblühen an zeugerischen Potenzen in der französischen Wirtschaft ergeben. Jedoch etwas Umgekehrtes trat ein. Die deutsche Wirtschaft fährt trotz ihres qualvollen Mangels an Produktionsgrundlagen fort, in einer produzierenden Funktionsweise tätig zu sein und überhaupt produktionell zu leben, während die französische Wirtschaft trotz des Übermaßes an Produktionsgrundlagen und -mitteln, die sie direkt und indirekt an der Hand hat, zu keiner innerlich gehaltvollen Steigerung ihrer Produktivität gelangt und sich produktionell in einem ökonomischen Leerlauf ergeht. Dieses Ereignis wirkt wie ein Wunder, das freilich nur auf der einen Seite unerklärlich und wunderbar ist. Denn für die französische Seite liegt die Erklärung nahe genug. Gemäß ihrer Nießbrauchsmethode stellt die französische Wirtschaftlichkeit sich darauf ein, von der abhängig gemachten Arbeitskraft Deutschlands zu zehren. Sie vermeint, die Macht zur erweiterten Fortführung ihres Rentnerwesens in großpolitischem Umfange, d. h. schließlich ein Vorrecht zum gesamtwirtschaftlichen Nichtproduzieren zu haben. Für die geltende Produktionswirtschaft des Zeitalters aber entsteht hieraus ein Schwund der energetischen Kräfte: eine Unfähigkeit, die letzten Endes auf dem inneren Widerspruch zwischen dem industriewirtschaftlichen Produktionsgedanken und der absterbenden Nutznießungsweise beruht.

Es ist selbstverständlich, daß die deutsche Wirtschaft bei diesem Zustand, bei dem ganzen Mißverhältnis von Produktionsbasis und produzierender Anstrengung nicht zu ausreichenden Erträgen und gedeihlichen Ergebnissen kommt. Aber keine zulängliche Erklärung gibt es dafür, woher und wodurch sie die Lebensintensität oder

Unausrottbarkeit ihres produktionellen Charakters behält. Etwas Unbegreifliches springt daraus hervor, das man — will man es fassen — nur als Genialität deuten kann. In der Leistung und Führung deutscher Wirtschaft gerade zur Zeit dieses Untergangs lebt ein merkwürdiger Genius, der aus schicksalhafter Notwendigkeit gegen das Geschick aufbegehrt, so daß man glauben muß, daß eine göttliche Bestimmung sich darin offenbart.

Wir haben an die unzerstörbare Jugendlichkeit unserer Volkskraft und an unsere geschichtliche Sendung zu glauben. Nicht diese eingeborene Kraft in der Mitte des Erdteils wurde vom Wechsel der Zeitalter getötet, sondern nur ihr Machtausdruck wurde zertrümmert und die zeitbedingte Form auseinandergeschlagen. Die geheimnisvolle Energie aber bleibt, weil Gott sie berufen hat. Nur an einem deutschen Himmel kann der Stern von Bethlehem zur Erlösung Europas aufglimmen. Das ist unsere Inbrunst. Sie wird uns dazu verhelfen, die innere und äußere Form unseres nationalen Bestandes wieder zu schaffen; und Jahre zählen wie Stunden, wo es sich um die große Aufgabe handelt.

Mit Inbrunst müssen wir uns in die tiefe Not dieser Weltenstunde versenken. Um unseres geschändeten Lebens willen fühlen wir gegen das Franzosentum einen brennenden Haß, der keine sogenannte politische Leidenschaft ist, sondern ein notwendiger Zwang. Ohne diesen Haß könnten wir nicht mehr das Göttliche lieben; und ein Deutscher, der ihn nicht empfindet, ist gottlos und schlecht. Die Schande brennt so ätzend, daß sie unsere Kinder aus dem unschuldigen Schlafe stört und ihnen das Lächeln auf den Lippen im harmlosen Spiele verscheucht. Aber wir dürfen uns daran nicht verlieren. Gerade um unser selbst, um unseres Glaubens und unserer Aufgabe willen haben wir uns innerlich von dem verwahrlosten Europa des Augenblicks und vom Europäertum gegenwärtiger Zeiten zu lösen. Denn was man heute „Europäertum" nennt, ist ein gutgekleidetes Gelichter von Hörigen der „Demokratie der Welt" und Händlern ohne politisches Ehrgefühl. Dieses instinktlose Gemisch hat für unsere Kreuzigung nur die Neugier eines Schaubudenpublikums oder das schnappende Gekläff hündischer Süchte. Unsere innere Notverwandtschaft führt uns dorthin, wo die kolonialpolitisch unterworfenen Kulturvölker von innerem Adel sind. Wir hätten uns seelisch an die Spitze der „unterdrückten Nationen" zu stellen, die unter der Last der angelsächsischen Weltherrschaft leiden. Dort läuft eine unterirdische Front.

Nie sollen wir vergessen, daß es die Mächte des Angelsachsentums waren, die uns wegen ihres sich selbst überbietenden Herrschaftsgedankens mit allem Vorbedacht diese Lage eines Objekts verwilderter Kolonialpolitik schufen, und zwar mit dem Vorbedacht einer nicht auf Kampf, sondern auf Menschenmord berechneten weltwirtschaftlichen Operation, die 800 000 Tote und eine unübersehbare Zahl von heillos Kranken erzielt hat. Noch heute wird sie mit schamloser Sachlichkeit „Hungerblockade" genannt. Wir können diese Untat niemals vergessen, selbst wenn wir es wollten. Das langsame Sterben, das wir um uns sehen, und der verkümmerte Wuchs unserer Nachkommen schreien sie uns ins Gesicht. An einem Zeitmaß von

Jahrzehnten und Jahrhunderten gemessen, war die Hungerblockade für diejenigen, die sie ersannen, ein politischer Mißgriff. Denn sie gibt uns eine stete Gewißheit unserer letzten Lebenslinien, die kälter, schärfer und bösartiger ist als der Haß.

Ein Volk von 80 Millionen, das durch sein Wesen genötigt wird, schaffend zu sein, ist nicht zu beseitigen. Und sollten wir in einer ferneren Zukunft uns wieder in der großen Politik regen können, so werden wir auf anderen Erdteilen unsere Interessen immer da treffen, wo fremde Willenszentren lebendig sind oder mächtig werden, welche die angelsächsische Beherrschung von sich abhalten und gegen sie anringen.



Staatsführung in Krisis

Von

Heinrich von Gleichen

Das Wort Staatsführung war in Deutschland schon vor dem Kriege aus der politischen Erörterung verschwunden. Auch das Wort Staatskunst schien nur noch in Schriftwerken vorzukommen, die sich mit der Vergangenheit beschäftigten. Von Staatsmännern spricht seit langem die deutsche Öffentlichkeit nur, wenn sie fremde Politiker erwähnt.

In der Tat ist mit dem Altreichskanzler die Staatskunst in Deutschland zu Grabe getragen worden. Wohl verteidigte der Nachfolger Fürst Bülow ein mächtiges Erbe. Aber das Genie des Vorgängers fehlte, und Kunstgewerbe trat auch hier an die Stelle schaffender Kunst. Bismarck hatte geklagt, daß es in Deutschland an einer führenden Oberschicht mangle, die das Erbe hoher Staatskunst pflegt und weitergibt, aus deren Reihen der erneuernde Ersatz der Staatsführung hervorgeht. Max Weber, der von der Theorie herkam, widmete diesem Mangel kritische Studien und machte sich einige Illusionen über die Änderung, die sich mit der demokratischen Entwicklung einstellen werde. Fürst Bülow appellierte an das deutsche Volk und forderte es auf, politischer zu werden. Aber eine entscheidende Wendung kann nicht von den Vielen, nicht von dem Parlamentarismus, nicht von der Masse erwartet werden. Wenn die nationale Not nicht in denjenigen, die über der Masse stehen, sei es, daß sie in der Partei, der Beamtenschaft oder einem Berufsstande wurzeln, und die immer nur Wenige sind, eine schöpferische Kraft auslöst, dann ist aller Ruf nach dem Führer und damit alle Erkenntnis der Notwendigkeit überlegener Staatsführung vergeblich.

Eine so große Not wie die unsere, in die das deutsche Volk durch seinen Zusammenbruch geraten ist, kann nicht durch innerpolitische Verfassungsreformen überwunden werden. Sie können vorübergehende Entspannungen bringen, nicht mehr. Eine Not, die wie die unsrige von außen her kommt, kann entscheidend nur durch eine Veränderung der außenpolitischen Lage geändert werden. Wenn gar ein solcher Zusammenbruch der staatlichen Machtpositionen erfolgt, wie dies in der deutschen Republik der Fall wurde, wenn gleichzeitig die Weltwirtschaftskrise die davon betroffenen Völker zu einer Politik des „Rette sich, wer kann!“ veranlaßt und das Opfer des Versailler Vertrages dem Sieger die Befreiung von der eigenen Not garantieren soll, dann kann man wohl verstehen, wenn mehr und mehr Resignation verantwortlich Denkende befällt, wenn der Gedanke, hier soll und kann nur Staatskunst, d. h. die Kunst Weniger, Einzelner helfen, auch kein Vertrauen mehr einflößt

und, je weniger die furchtbare Katastrophe entscheidende Taten Einzelner ausgelöst hat, desto öfter Einzelne, auf die wir Vertrauen setzten, zusammenbrachen. Und doch ist der Ruf nach dem persönlichen Nothelfer nie berechtigter als in unserer Lage. Mag die Kunst des Arztes sich bescheiden, wenn hippokratische Züge einen Sterbenden zeichnen. Bei der Katastrophe eines Volkes liegt es anders. Selbst die hoffnungslose Selbstaufgabe Rußlands durch den Bolschewismus bedeutet nicht das Letzte für das russische Volk. Aus dem schmachvollen Zusammenbruch von Jena stieg der Phönix der Freiheitskämpfe hervor. Alles bedeutet auch hier die Persönlichkeit.

Wenn wir die Forderung nach einer Aristokratie der Staatsführung bejahen, dann heißt das nicht, daß wir verfassungsmäßige Vorschläge für die gegenwärtige Staatskrisis entwickeln wollen und damit einen verhältnismäßig optimistischen Standpunkt der nationalen Krisis gegenüber einnehmen. Abgesehen von dem kaum faßbaren Ausmaße der Krisis, von ihrem gar nicht abzusehenden tragischen Verlauf, müssen wir uns überhaupt einmal klar machen, ehe wir an Verfassungsfragen denken, was das eigentlich heißt, daß in Deutschland von Staatsführung, von Staatskunst und von Staatsmännern schon damals nicht mehr gesprochen wurde, nicht mehr gesprochen werden konnte, als noch ein gewaltiger wirtschaftlicher Aufstieg das Deutsche Reich in die erste Reihe der Nationen stellte.

Deutschland besaß wirtschaftliche Vorkämpfer und geniale Industrieführer; und besitzt sie noch heute. Mit Politik aber wollen diese Wirtschaftsführer kaum zu tun haben, und sie haben auch in der Gegenwart noch nicht so umgelernt, daß von ihren besten Männern entscheidende Wendungen der Politik herbeigeführt werden konnten, vielmehr das Äußerste, was sie fertig bekamen, eine Abwehraktion blieb.

Deutschland besaß ferner einen disziplinierten, ausgesuchten Apparat militärischer Führung. Aber schon der erste Kanzler empfand den Einfluß des Generalstabs in politischer Beziehung als Belastung. Der Verlauf und Ausgang des Weltkrieges hat ihm Recht gegeben.

Deutschland besaß eine hohe Schule der Staatswissenschaft. Aber sie ist nicht einmal mit dem Marxismus fertig geworden. Im übrigen kann theoretisches Wissen geübte Staatskunst im besten Falle geistig unterbauen, niemals ersetzen.

Deutschland verfügte vor allem für seine staatlichen Aufgaben über einen Beamtenkörper, dessen Glieder an Pflichttreue und Fachkenntnis unübertroffen dastanden. Aber über der riesigen Organisation dieser auf das Feinste ausgebildeten Mechanik fehlte der Oberbau, der der Nation die staatsmännische Führung gewährleistet hätte.

Der Reichstag war schon vor dem Kriege in einer trostlosen Verfassung, nachdem der Mann, der ihm den Inhalt gegeben hatte, von seiner Tribüne abgetreten war. Die Besten hielten sich von ihm fern. Als politische Körperschaft von gewissem staatsmännischen Gehalt galt viel eher das Preußische Herrenhaus, dessen Mitglieder jedoch, soweit sie der Monarchie gegenüber frei waren, an der hohen Politik nicht verantwortlich teilnahmen.

Politisch ergab das alles ein verzweifelt negatives Bild. Ausgeschaltet war

die Frage: Wer führt? Wer ist inhaltlich verantwortlich? Verfassungsgemäß war der Kanzler verantwortlich. Der Kanzler war aber nach Bismarck ein Diplomat oder ein General oder ein Beamter, jedenfalls ein auch innerlich abhängiger Mann. So blieb tatsächlich bei dem Monarchen die Entscheidung. Und das Auge derer, die sahen, erblickte schon vor dem Kriege die Anzeichen der sich gefährlich entwickelnden staatlichen Krisis. Die Grundstimmung maßgebender Kreise war jener Optimismus, der das wilhelminische Zeitalter ganz allgemein kennzeichnet. Wer damals an das offizielle Deutschland mit der Frage herantrat: Was wird, wenn das Wetter umschlägt und Deutschland in schweren Stürmen sich behaupten soll? Denkt ihr an Führung in Not- und Gefahrstunde? Was wollt ihr mit abhängigen Beamten, mit Interessenten des Besitzes und der Klasse? Was wollt ihr mit Routiniers und Taktikern des Parlaments? Wer so zu fragen wagte, der wurde unwillig abgewiesen. Er wurde nicht verstanden, wurde nicht gehört.

Trotz Aufstieg, trotz aller Weltgeltung befand sich Deutschland tatsächlich schon vor dem Kriege staatspolitisch in der gefährlichsten Lage, weil Staatsführung und Staatskunst Schemen geworden waren, weil es seit Bismarck keinen deutschen Staatsmann mehr gab, weil seine Nachfolger nur Beamte unter dem Zufallseinfluß eines dilettantischen Autokraten waren. Als es dann zur Entscheidung kam, wurde unsere Politik zu einem Spielball des Schicksals.

Mit der naiven Selbstverblendung, mit der keineswegs nur das offizielle Deutschland, vielmehr der weitaus größte Teil des deutschen Volkes an dem wirtschaftlichen Aufstieg unserer Nation ausgangs des 19. Jahrhunderts teilgenommen hatte, ohne zu begreifen, daß dieser Aufstieg nicht nur wirtschaftlich, sondern vor allem politisch verdient, gesichert und behauptet werden mußte, gingen wir in den Krieg. Die Tüchtigkeit des Deutschen und seine bewährte Organisation würden auch diese Probe bestehen, so meinten die Zuversichtlichen. In der Tat brachte der Kriegsausbruch eine seelische Erschütterung unseres Volkes, die von ganz anderer Art war, als man von den immer mehr zur Oberflächlichkeit neigenden Menschen der Jahrhundertwende erwartet hatte. Der Kern des Volkes, das zeigte sich damals, war gesund.

Nur eines konnte das Augusterlebnis nicht bringen: die Befreiung der politischen Denkweise. Was damals notwendig gewesen wäre, das war der Durchbruch einer begnadeten Führernatur, eines seltenen Mannes, der dem deutschen Volke das politische Gesetz gab und uns eine Diktatur der Rettung aufrichtete. Dieser Mann blieb aus. Was sich aber gegen den unbegründeten Optimismus durchsetzte, das war vielmehr der skeptische Einfluß derer, die von Anfang an daneben gestanden hatten. Was diesen Leuten lag, das war die billige Berechnung einer zahlenmäßigen Abschätzung der gegenüberstehenden Kräfte. Und ihr zersetzender Einfluß entzog dem eigenen Volke immer mehr die seelischen und leiblichen Kräfte, die erhalten bleiben mußten, wenn der Krieg gewonnen werden sollte. Das Ergebnis war der Zusammenbruch.

Wenn wir heute zurückschauen, dann erkennen wir, wie die politische Führung

im einzelnen versagt hat. Ein unpolitischer Oberpräsident wurde der Nachfolger des politisch unterrichteten, aber staatsmännisch unbefähigten Bethmann Hollweg. Ein Auswärtiges Amt stand dem Kanzler zur Seite, dessen Bürokraten-Diplomaten ihren Mangel an politischem Instinkt durch bewußten Verzicht auf Persönlichkeitswerte zu rechtfertigen sich bemühten. Ludendorff, der überragende Führer des Feldheeres, konnte den Reichskanzler-Beamten stürzen, ohne sich über die Folgen dieser hochpolitischen Handlung klar zu sein und sie durch eine eigene politische Bewährung zu rechtfertigen. Und Niemanden, der weiß, wie sehr hinter aller Aufmachung dem kaiserlichen Deutschland das politische Herz und das staatspolitische Hirn fehlten, braucht heute zu wundern, daß schließlich nach dem Versagen aller Beamten- wie Militärführung das Mandat der Führung an das Parlament abgegeben und diese Übergabe wie alles Vorhergehende von dem ahnungslosen Monarchen gutgeheißen wurde.

Beauftragte des parlamentarischen Regimes entpuppten sich nach dem Zusammenbruch als Verräter. Dem Gegner, der selbst nicht geglaubt hatte, daß diese gewaltige Volkskraft, die vier Jahre widerstanden hatte, so hoffnungslos niederbrechen konnte, mußten erst Deutsche klar machen, daß er jetzt als Sieger diktieren könnte. Während die soziale Revolution im Innern Deutschlands ihren selbstzerstörenden Verlauf nahm, bildeten die Vorfriedensverhandlungen und die auf Versailles folgenden weiteren Konferenzen mit dem Feindbund Abschnitte, die immer nur Zunahme und Verschärfung der deutschen Krisis unter schuldiger Preisgabe aller Möglichkeiten der Selbstbehauptung bedeuteten, ohne daß eine staatsmännische Kraft auf deutscher Seite neu eingesetzt hätte.

Inzwischen hat sich nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt der Weltkrieg als Einleitung einer gewaltigen Weltkrisis herausgestellt. Der Ablauf dieser Tragödie ist weder für Besiegte noch für die Sieger im voraus zu berechnen, genau so, wie der Weltkrieg, ehe er ausbrach, in seinen Einzelheiten nicht vorstellbar war, ja selbst die eigentlichen Kriegstreiber mit dem Auswachsen des deutschen Krieges von der Ausdehnung und Größe eines Weltkrieges nicht gerechnet hatten.

Auf unserer Seite fehlte schon während des Weltkrieges der Weitblick bei denjenigen, die an öffentlicher Stelle, in Bürokratie und Parlament, in sonstiger politischer Betätigung oder in der Wirtschaft verantwortlich schufen. Sie wandten ihren Blick von dem Tragischen ab, das kam, das kommen mußte. Dasselbe erlebten wir bei den Volksbeauftragten der Revolution und bei der Regierung, die nach diesen kam. Sinnlos rechnete man sofort mit dem Aufbau, ohne Urteil über das, was eigentlich geschehen war, und gab sich mit der Selbstzufriedenheit eines emporgekommenen Kleinbürgers mit lächerlichen Tages- und Scheinerfolgen zufrieden. Und doch sollte schon das dauernde Finanzelend, dessen Größe bis ins Unendliche wächst, eine Warnung sein. Österreichs Schicksal bedeutet unser Schicksal, wenn auch in anderen Formen und Verhältnissen. Dieselben Männer, die während des Krieges deutschen Kriegspolitikern vorwarfen, daß sie die Unmöglichkeit eines deutschen Sieges nicht erkannten, und die gegenüber solcher „Verblendung" ihre Friedens-

und Verständigungspolitik betrieben hatten, wagen es heute, die Katastrophe in ihrer Bedeutung abzuschwächen und über sie mit den Spiegelfechtereien ihres schlechten Gewissens hinwegzutäuschen.

Es ist allerdings auch für denjenigen, der den Willen hat, dem Unglück ins Antlitz zu schauen, sich ohne Furcht und Grauen auf das Äußerste einzustellen, nicht leicht, eine Krisenentwicklung im voraus sich vorzustellen. Es ist sogar aus psychologischen Gründen äußerst schwierig, eine Politik auf das noch unklare Gefühl eines kommenden Unglücks abzustellen, und doch bedarf es gerade zur Abwendung eines Unglücks, zur Überwindung einer Krisis, sofern solche Überwindung überhaupt möglich ist, des unerschrockenen Blicks in die Zukunft.

Die leitenden Männer des heutigen Staates verkennen ebenso wie die Masse, bei der dieser Irrtum entschuldbarer ist, Art und Größe der staatlichen und volklichen Krisis, das ganze Unglück und die schweren Verletzungen, die unser Volk nicht nur an Freiheit und Ehre, sondern greifbarer an Leib und Leben getroffen haben. Man glaubt noch an den Zeitpunkt, wo die Krisis sich von selbst wieder wenden wird, und man unterschätzt von Grund auf die feindlichen Kräfte, die zu immer weiterer Zerstörung drängen.

Die Macht des Staates ist nach außen und nach innen zerbrochen. Diese Wirkungen können nicht anders sein, nachdem eine deutsche Regierung den Vertrag der Knechtschaft unterschrieben hatte. Solange diese Knechtschaft dauert, ist auch die Autorität des Staates nicht wieder aufzurichten. Dazu kommt die tiefgreifende Zersetzung der seelischen Kräfte, die mit der Entwicklung der Zeit zur Skepsis und zu einer egoistischen und relativistischen Denkweise schon seit langem eingesetzt hat. Heute sind wir soweit, daß diese durchaus materialistische und mechanistische Weltanschauung zur Staatsanschauung erhoben und deutsche Bildungsstätten unter ihren Einfluß gestellt wurden. An die Stelle autoritativer Selbstbindung in der körperschaftlichen Gliederung unseres Volkes, Familie und Gemeinde, Werk- und Berufsgemeinschaft, Nation und Staatsgemeinschaft, trat das Prinzip des anarchischen Individualismus einerseits und des anarchischen Gruppenstreits und Klassenkampfs andererseits. Ja, dieses Prinzip wurde ebenfalls zu einer staatspolitischen Maßgeblichkeit gesteigert.

Jetzt steht im Chaos hinter den Massen der Hunger. Wie der Hunger die Völker des großen Rußland zusammenpreßte und die Sowjetzaren nach der Katastrophe mit der Masse machen konnten, was sie wollten, so stehen wir auch in Deutschland vor einer Katastrophe, und die Angst preßt die Menschen gegen den letzten Rest des Staates. Deutschland gerät in eine Krisis des Elends hinein wie Rußland, wie Österreich und Polen, in eine Krisis der Not, in die auch andere Völker geraten werden, wenn die heute noch ungebrochene Kraft der angelsächsischen Völker versagt und nicht mehr hilft. In England geht die Arbeitslosigkeit um. Die Krisis erschüttert die ganze Welt wie im Fieber bis in ihre Grundlagen. Wenige erkennen, was geschieht und was weiter geschehen wird. Diejenigen, die das Unglück noch nicht persönlich erreicht, wollen von der Tragik nichts wissen. Man freut sich kleiner Erfolge, lächerlicher Aufstiege, papierener Gewinne, und der Genuß regiert allent-

halben die Stunde. Wohl wissen auch Friedensphantasten, daß nichts von dem erreicht wurde, was sie von dem Abschluß von Traktaten erhofften. Aber noch immer redet man vom Aufbau. Man begann zwar, mit der verhängnisvollen Kriegswirtschaft, mit der Fesselung der Produktion und ihrer Rationierung aufzuräumen. Doch die Produktion ist aber damit noch nicht gerettet. Andere Faktoren bestimmen heute ihr Schicksal. Der Mangel aber, die Folgen der Verarmung der Völker, trifft die breiten Massen. Schiebertum und Korruption schwimmen auf der Woge. Und unter der Decke bereiten sich neue Bewegungen der Verzweiflung vor. Nach allen Erfahrungen der Vergangenheit soll man nicht sagen, daß nicht das Fürchterlichste noch wahr werden kann.

Man hat sich während des Krieges, man hat sich auch nach dem Zusammenbruch nicht auf Schlimmstes, nicht auf akute Krisen, vor allem aber nicht auf eine zum Äußersten entschlossene Politik der Überwindung solcher Krisen eingestellt. Man wußte überhaupt nicht, daß Politik in unserem Falle Krisenbewältigung heißt. Während im Kriege annexionistische Gruppen mit dem Kanzler Bethmann über Gebietserwerbungen stritten und keiner von beiden bedachte, daß das Kriegsziel ausschließlich die deutsche Selbstbehauptung sein mußte, diese allerdings auch mit den äußersten Mitteln zu verteidigen war, können sich auch heute konservativ gerichtete Kräfte nicht mit Denen einigen, die immer noch vom Fortschritt der Menschheit träumen, vom Wohl aller Völker reden, während man draußen über das deutsche Schicksal zur Tagesordnung übergegangen ist, im Staate selbst aber die Willkür des Einzelnen und die allgemeine Unordnung einen Grad erreicht haben, der eine Staatspolitik überhaupt ausschließt. Das allen gemeinsame Ziel müßte auch weiter bleiben: die Selbstbehauptung der deutschen Nation und die Rettung und Wiederaufrichtung des zusammengebrochenen Staates. Während man sich um den Völkerbund bemühte, verlor man den eigenen Staat. Aus dieser Anarchie müssen wir heraus, müssen aus lebenbedrohender Not uns zu retten versuchen, dabei uns auf noch schwerere Beeinträchtigungen unserer nächsten Zukunft gefaßt machen. Wenn diese Erkenntnis Gemeingut unseres Volkes wäre, dann würde der Kampf zwischen links und rechts aufhören. Diejenigen, die nichts Besseres zu tun wußten, als die nationale Not durch Feigheits- und Erfüllungspolitik zu vergrößern, die das Werk der nationalen Selbstzerstörung, das längst vor dem Herbst 1918 begonnen hatte, vollendeten, haben vor ihrem Volke abgewirtschaftet. Ein offenes Bekenntnis ihres Versagens und die allgemeine Erkenntnis der äußersten Krisis, in die wir durch sie geraten sind, müßten für unser Volk die Wende bringen. Dann wird auch die gegenseitige Schuldanklage aufhören. Wie die bürokratisch-parlamentarische Regierung der Halbheit und des Kompromisses im Kriege versagt hat, so hat die von ihrem verantwortungslosesten Propagandisten geleitete Regierung des bedingungslosen Verzichts auf nationale Selbstbehauptung ihr gehäuftes Maß an Schuld. Für alle sollte es heute nur noch eine Forderung geben: Rettet Deutschland!

Wird die Verantwortung der Staatsführung wirklich begriffen, so muß ihr eine radikal-pessimistische Beurteilung der Lage zugrunde gelegt werden. Gerade

ein unzerstörbarer Glaube an uns selber, echter nationaler Optimismus, kann die Gegenwartslage nicht ernst und tragisch genug nehmen. Billiger Selbstbetrug, Aufnahme fremder Täuschungen und Lockungen sind nichts als Merkmale von Schwäche. Feind und Gefahren unterschätzen, heißt, an sich selber geringe Anforderungen stellen.

Zwar hat die Erkenntnis der Krisis zugenommen. Doch kann man auch heute noch nicht sagen, daß eine entsprechende Würdigung der tragischen Lage in unserm Volke, insbesondere in den politisch in Betracht kommenden Kreisen wirklich verbreitet ist. Vielmehr ist immer noch der unheilvolle Irrtum vorhanden, daß ein Hinausschieben der Krisis, ein zeitlicher Aufschub politischen Gewinn bedeutet, während gerade umgekehrt dadurch nur die Krisis vergrößert wird und die zur Rettung nötigen Opfer vermehrt werden. Dazu kommt, daß wir uns schon derart in der Auflösung befinden, daß der Nutzen des Einzelnen, den er aus der Krisenkonjunktur als Wuchergewinn am Ganzen zieht, nicht mehr als Beeinträchtigung empfunden wird und die Zahl derer sich ständig mehrt, die an dieser Krisenkonjunktur und damit an der Katastrophe materiell interessiert sind.

In der Welt aber wird der Druck unproduktiver Anhäufung von Waren immer empfindlicher. Die ungeheuren Gewinne an den Börsen helfen den Völkern nicht zur Gesundung. Devisen- und Valutagewinne bringen keine Weltwirtschaft in Ordnung. Die Arbeitskraft, das Beste, was ein Volk besitzt, wird durch die allgemeine Produktionskrisis unverwertbar und äußerst gefährdet. Man hungert im valutastarken und im valutaschwachen Lande. Amerikanisches Brotgetreide dient zum Heizen von Maschinen. Anstatt daß dies der Welt eine grausige Warnung ist, halten sich die Menschen damit auf, einzelne Hilfsaktionen zu unternehmen, ohne sich klar darüber zu sein, daß es vor allem nottut, die Weltkrisis zu sanieren. Es handelt sich nicht nur um 20 Millionen verhungernde Russen, zu denen man doch nicht den Weg finden wird. Es handelt sich um die bedrohte Industriearbeiterschaft der gesamten modern-kapitalistisch organisierten Nationen. Es handelt sich um über 100 Millionen von Hunger bedrohte Menschen in aller Welt, um Arbeiter und Intellektuelle, Kleinrentner und Beamte, Kinder, Frauen und Greise. Hier helfen keine einzelnen Rettungsaktionen mehr: Es handelt sich um die größte Sanierungsaufgabe, die es je in der Welt gegeben hat. Der subalterne Mensch der Gegenwart aber, in der alten wie in der neuen Welt, glaubt, mit internationalen Anleihen und Exporterfolgen schon Wirkungen zu erzielen.

Ein Politiker, der diese Krisis in ihrem Wesen und in ihren Zusammenhängen richtig erkannt hat, muß freilich gleichzeitig darüber Klarheit besitzen, daß von der Wirtschaft her allein eine Sanierung nicht möglich ist, daß die Weltsanierung nicht eine wirtschaftliche, sondern eine politische Aufgabe ist, die von freien Nationen gelöst werden muß. Ein Staat, der sich in äußerer Knechtschaft befindet, kommt weder aktiv noch passiv für eine solche Sanierung in Betracht. Der deutsche Staat ist nicht mehr frei und hat aufgehört, Funktion und Organ der Nation zu sein. Ehe der deutsche Staat nicht wieder in seiner Unabhängigkeit hergestellt ist, wird seine Knechtschaft eines der stärksten Hindernisse an der Wiederherstellung der Weltord-

nung sein. Auch die Zersetzung im Innern hat ihre weitreichenden Wirkungen. Noch hängt der Rest staatlicher Autorität, die heute weniger denn je eine Angelegenheit des Vertrauens und der staatlichen Exekutive ist, von einer mechanisch-gewohnheitsmäßigen Einordnung des Bürgers ab, die eines Tages aufhören wird, wenn das Gebäude auch nach innen augenfällig zusammenbricht. Mit diesem Ohnmachtsstaat ist weder nach außen, noch nach innen eine Politik der Rettung zu betreiben.

Es ist deshalb nicht überraschend, wenn sich neben diesem Ohnmachtsstaat im stillen eine Ordnung des nationalen Selbstschutzes und der nationalen Selbsthilfe, eine Art Staat im Staate bildet. Die Machtmöglichkeiten des Staates wurden zerstört, seine Beamten durch Tat und Gesinnung verdorben. So wurde es eine Notwendigkeit, daß ein geheimer Staat neu wächst. Die Selbsthilfe der Nation hat zum Ziel, den Staat wieder aufzubauen und seine Freiheit wieder herzustellen. Der entrechtete Staat braucht den unabhängigen Gegenspieler, der ihm die Freiheit zurückgewinnt. Die deutsche Regierung selbst braucht in ihrer gegenwärtigen Lage die Selbsthilfe, ob sie will oder nicht. Diese Selbsthilfe ist für heute und für die nächste Zeit der unentbehrliche Ansatz zum neuen Machtstaat. Dazu ist selbstverständliches Erfordernis, daß die Selbsthilfe nicht autokratisch-anarchistisch gerichtet ist, sondern von stärkstem nationalen Verantwortungsgefühl getragen wird: Rettet Deutschland!

Allein der Erfolg wird entscheiden, ob solcher Selbsthilfe die Rettung gelingt. Ihre Männer müssen ausschließlich auf diese Not- und Rettungspolitik eingestellt sein. Was der Staat unterließ, muß der Selbsthilfe gelingen. Auch die neue politische Oberschicht, die vom Staate aus nicht entwickelt werden konnte, die erst recht nicht der parlamentarische Staat ausgebildet hat, muß auf dem Wege der Selbsthilfe entstehen. Während durch die parlamentarische Entwicklung das Gefühl der politischen Verantwortungslosigkeit sich vermehrt hat und zu dem Heer der bürokratischen Streber die gewaltige Masse der politischen Streber hinzukam, besteht gerade bei der Selbsthilfe diese Gefahr weniger, da hier bequemer Aufstieg und billiger Tageserfolg ausgeschlossen ist, im Gegenteil, die Vorkämpfer der Selbsthilfe Haß und Feindschaft erwartet. Es ist nicht so falsch empfunden, wenn proletarische Klassenkampforganisationen alle Selbsthilfe als offene Herausforderung empfinden. Der in Wahrheit echte Volksfreund der Selbsthilfe ist bestimmt dazu, von seinem Volke gesteinigt zu werden, denn er verlangt von diesem Volk, das im Kriege bis zum äußersten in Anspruch genommen wurde, neues Opfer und neues Leiden, wenn auch zu dem Zweck, das größte Unglück abzuwenden. Deshalb ist für den Mann der Selbsthilfe ein günstiges Schicksal, wenn er als „unbekannter Soldat" fällt. Seien wir uns doch klar darüber, ohne viel Worte zu machen: das Opfer der Weltkrisis wird das Opfer des Weltkrieges um ein Zehnfaches übersteigen!

Wenn gemeinhin von Selbstschutz und Selbsthilfe gesprochen wird, versteht man darunter in der Regel die militärische Selbsthilfe. So wichtig sie ist — sie ist nur ein Teil. Die politische Selbstbehauptung nach außen in Form von Selbsthilfe, die Verbindung mit unseren Brüdern und Freunden auch jenseits der Grenzen, die wirtschaftliche Rettung von Industriezweigen, die durch die schwankende Welt-

konjunktur bedroht sind, die gesinnungsmäßige Bindung der Volksgenossen an Heimat und Erbe, die Wachhaltung des nationalen Gewissens, dies alles verlangt einen Einsatz von Kräften, der auch zahlenmäßig weit über das hinausgeht, was im günstigsten Falle für ein entwaffnetes Volk militärpolitisch in Betracht kommt.

Die Durchführung deutscher Selbsthilfe ist um so schwerer, als sie auf die persönliche Kraft des Einzelnen angewiesen ist und auf organisatorisches Gerüst und Gerippe verzichten muß. Deshalb kann sie auch nur schrittweise den Boden erobern. Geht eine tatkräftige Persönlichkeit führend voran, so wächst die Bewegung.

Wir haben eine Form von Selbsthilfe in der Krisis der Abtrennungsgebiete erlebt. Der Staat war zugestandenermaßen hilflos. Alle Tatkraft sammelte sich im bedrohten Gebiet. Von dem Gefühl der nationalen Zugehörigkeit zu Staat und Nation getragen, errang die Selbsthilfe ihren Sieg, bis die Entente auch dieser moralischen Kraft die Anerkennung versagte und — wir Oberschlesien verloren. Wir haben die Rettung der bedrohten Industriegruppen durch die Selbsthilfe der Konzernbildung erlebt — bei einer zeitlich veränderten Lage wird auch diese Form sich verändern. Wir haben die Rettung einzelner Werke durch die Nothilfe zu verzeichnen gehabt. Die Notgemeinschaft der Wissenschaft rettete Universitäten und Akademien. Die Selbsthilfe der Eltern soll ein konservatives Rückgrat der Entwertung der Schulen gegenüber bilden. Selbsthilfe bedeutet ein Programm. Und doch kann und soll man darauf verzichten, dieses Programm im einzelnen zu entwickeln. Selbsthilfe ist nur das Instrument der Rettung aus Krisis, da der Staat dafür versagt. Langsam aber sichtbarlich geht die Führung unseres Volkes in dieser sonst hoffnungslosen Zeit an die Träger der Selbsthilfe über. Gelingt hier die Rettung, so wird auch der Neuaufbau der Staatsführung von hier aus zu erwarten sein. So wenig aber über die politische Tat etwas gesagt werden kann, ehe sie geschah, und so sehr jedes politische Programm weit eher ein Bekenntnis politischer Unfruchtbarkeit ist, als eine Vorbereitung der Tat, so wenig ist es auch vom taktischen Gesichtspunkt aus zweckmäßig, die Möglichkeiten der Entwicklung der Selbsthilfe weiter auszuführen. Die Proklamation ihrer Stärke schwächt ihre Möglichkeiten. Ihre Wirkungen dürfen nicht vorweg genommen werden. Ihre gefährlichsten Feinde sind weniger die offenen Gegner, als ihre Freunde, die aus der Selbsthilfe eine Angelegenheit der Bravour und der Tirade machen. Selbsthilfe ist in Wahrheit ein Ausdruck der Knechtschaft und nur erst ein Ersatz für den freien Staat.

Die Selbsthilfe muß sich gegen den jetzigen Formal-Staat als Exekutivorgan des Versailler Vertrages und als Vollender eines betrügerischen Bankrotts sichern. Ein Teil der Beamten, die als Deutsche von dieser neuen Bestimmung des Staates nicht gesinnungsmäßig mit erfaßt zu werden brauchen, ist im Innern des Herzens vielleicht Bundesgenosse der Selbsthilfe. Aber man bleibe mißtrauisch, daß dieses Bündnis die Aktion nicht gefährde. Bricht der ins Ungemessene aufgeblähte Körper der Staatsbürokratie endlich in all seiner Ohnmacht zusammen, so muß die Selbsthilfe die Rettung ihrer dringendsten Funktionen betreiben. Hier gibt es aber keine andere Rücksicht, als die, das Wohl des Ganzen zu wahren. Seien wir uns

klar darüber, daß die Bürokratie das Rettungsasyl für unzählige Einzelexistenzen bedeutet, die sich in wirtschaftlicher Bedrängnis dorthin flüchten konnten.

Die Selbsthilfe ruht in ihren realen Grundlagen auf der Produktion und unterscheidet sich wesentlich hierin von unserm bürokratisch-parlamentarischen Staat. Der Sinn des Staates war verkehrt worden. Aus Ideologie heraus, die Wirklichkeit verletzend, aus spezialistischer Einstellung, auch wohl unter dem Einfluß materialistischer Entwicklungsvorstellungen war der Staat mehr und mehr zu einer Schutzorganisation des Konsumenten geworden. Während in Wahrheit der Staat für die nationale Produktions- und Arbeitsgemeinschaft Führung und Ordnung gewährleisten soll, hatte im besonderen die Kriegsbürokratie eine falsche Entwicklung soweit getrieben, daß nur noch wenig gefehlt hat, daß die Produktion selbst verstaatlicht (Sozialisierung) wurde, und der äußere Feind den bequemsten Rechtstitel zur Exekution aller Privatwirtschaft aller deutschen Produktionsmittel erhielt. Das Verständnis für die staatlichen Grundlagen, Sicherheit und Gesundheit der Produktion, war verloren gegangen. Eine historische Aufgabe der Selbsthilfe wird es sein, unserm Volke auch diesen Sinn des Staates wiederzugeben.

Unser Volk hat trotz allem politischen Unglück nicht die Willigkeit und die Kraft zum Schaffen verloren. Unpolitisch im Denken und Empfinden schenkt es den Vorgängen der Welt, die über unser Schicksal entscheiden, nur geringes Interesse. Dafür hängt sein Empfinden an der Heimat, an dem Schicksal des Stammes und der nächsten Umgebung. Von hier strömt frische Kraft. Hier muß die Selbsthilfe zu allen deutschen Stämmen und Landesteilen den Weg finden. Dem bruderfeindlichen Verhalten einzelner Volksstämme, dem partikularistischen Widerstreit gegeneinander aber müssen diejenigen, die das Erlebnis des Krieges gehabt haben, ein Ende machen. Selbst wenn das Reich verfassungsmäßig auseinanderfällt, wenn die äußere Bedrohung die Selbstrettung einzelner Glieder erzwingt, der Gewinn von 1914 darf nicht verloren gehen. Auch hier muß das geheime Reich bleiben — unabhängig von dem Staat der Versklavung. Die Front der Selbsthilfe muß halten, was vor fünfzig Jahren erkämpft wurde: Rettet Deutschland!

Bei dem tragischen Ablauf der Krisis wird aber der Mensch wieder wachsen, wird wieder die Persönlichkeit ihre Bedeutung erlangen, wenn sie auch gegenüber der Größe des Schicksals auf Namen und Ehre verzichten muß. Demjenigen, der heute und morgen fällt, widmet die Front kein Gedenken. Die Zeit ist hart und kennt keine Romantik wie vor hundert Jahren. Es gilt den Kampf mit der Masse, es gilt, sie selbst zu entmassen, neue Gliederung zu gewinnen. Es gilt den Kampf gegen die Übermacht der Mechanik, denn unser Schicksal heißt Masse und Mechanik. Tragisches Schicksal und menschliches Wollen stoßen aufeinander. Unser Volk büßt heute eine Verschlackung des Blutes und der Seele. Entscheidend bleibt, ob die Krisis den deutschen Menschen stark macht. Dann wird der Weg zur Nation frei werden.

Die Form der Nation, den neuen Staat aber bildet das staatsmännische Genie. Ihm obliegt es, dem lebendigen Recht unseres Volkes im Innern neue Formen und nach Außen neue Geltung zu schaffen.

Macht und Recht

Von

Heinrich Goesch

I

Macht hat, wessen Wille, weil es sein Wille ist, durch andre ausgeführt wird. Recht hat, wessen Wille, weil es Wille der Gemeinschaft ist, durch andere ausgeführt werden soll.

Die Macht ist irrational. Auch wenn sie durch toten Zufall entstand, kann sie schöpferisch sein. Das Recht ist rational. Obwohl nur der lebendigste Geist es zu schaffen vermag, ist es gerade in seiner Vollkommenheit eine erstarrte Form des menschlichen Daseins.

Wir leben nur, wo wir schöpferisch sind. Aber Anfang und Ergebnis unseres Schaffens werden durch die erstarrten Formen unseres Daseins bestimmt. Dem Nomaden, der jeden Abend sein Zelt künstlich aufschlägt und es jeden Morgen geschickt wieder abbricht, sind die Schöpfungen versagt, die dem seßhaften Menschen in seinem unbeweglichen Hause gelingen. Denn die Unternehmungen des Nomaden sind da lange an ihrem Ende angelangt, wo die Bestrebungen des seßhaften Menschen allererst einsetzen. Und der letztere hat eine größere Möglichkeit zur Entfaltung seiner schöpferischen Kraft, weil er sich auf einem Gebiete, auf dem der erstere noch lebendig tätig ist und sich ausgibt, eine erstarrte Form geschaffen hat, innerhalb deren ein neues, reicheres Leben ersteht.

Das vollkommene Recht ist ein festes geistiges Haus, in dem sich das menschliche Leben zu höheren Bildungen steigern kann. Unser heutiges Recht ist nicht einmal wie das unserer fernen Vorfahren ein loses, geistiges Zelt, in dessen Handhabung wir ein echtes Leben hätten, sondern ein fehlerhafter Bau, dessen Mängel uns immer wieder in all unseren Lebensbeziehungen bedrohen, und zu dessen Ausbesserung wir seit Jahrhunderten Flickwerk nach Flickwerk anfügen.

II

Ein anderes ist das Zusammentreffen des Menschen mit der Natur, ein anderes das Zusammentreffen der Menschen oder Menschengemeinschaften miteinander. Ersteres stellt uns die technischen, letzteres die gesellschaftlichen Probleme.

Im Verhältnis des Menschen zur Natur gelten Kraft und Klugheit. Hier ist der Sieg des Menschen schon entschieden. Und wenn es manchmal so scheint, als ob die Menschheit infolge der immer öderen Mechanisierung der Arbeit schließlich doch

nur in immer tiefere Abhängigkeit von der Natur gerate, so bleibt unbeachtet, daß hier unsere unvollkommenen sozialen Verhältnisse das eigentlich Bestimmende sind.

Daß Millionen von Menschen zur bloß mechanischen Bedienung von Maschinen verbraucht werden, rührt nicht daher, daß der Mensch in seinem heutigen Kampfe mit der Natur im Grunde doch unterliegt. Sondern nur deshalb konnte bisher fast keine dieser Maschinen wirklich so weit ausgebaut werden, daß dem Menschen nur ihre geistige Leitung obliegen würde, weil es infolge unserer unvollkommenen sozialen Verhältnisse meist einen Punkt gibt, an dem es heute noch rentabler ist, einen Menschen zu maschinellen Funktionen zu mißbrauchen.

Im Verhältnis von Menschen oder Menschengruppen zu einander haben wir wohl einige nicht unwichtige formale Fortschritte gemacht. Material aber haben wir hier seit den Zeiten der Griechen kaum etwas gewonnen. Noch fast nirgends ist auf diesem Gebiete eine erstarrte Form herauskristallisiert worden, innerhalb deren sich unser Schaffen in voller Sicherheit höheren Aufgaben zuwenden könnte.

Um klare Begriffe zu gewinnen, betrachten wir nur die Probleme, die sich gerade aus der Tatsache des Zusammentreffens von Menschen oder Menschengruppen miteinander ergeben. Wir lassen also bewußt jene anderen Fragen auf sich beruhen, die Bedürfnissen entstammen wie etwa dem, in einer Gemeinschaft auch die natürlichen Unterschiede der Starken und Schwachen, der Klugen und Dummen, der Sparer und der Ersparnislosen auszugleichen. Denn das sind Unterschiede, die zwischen den Menschen auch dann schon bestehen, wenn sie noch zu keiner Gemeinschaft verbunden sind.

Es ist zwar eine regelmäßige Nebenwirkung der Gemeinschaftsbildung, daß auch Menschen, welche sonst zugrunde gehen müßten, in der Gemeinschaft noch eine, vielleicht sogar wichtige Tätigkeit finden. Aber wie die gesellschaftlichen Probleme getrennt von den technischen, so können und müssen auch die reinen Gemeinschaftsprobleme getrennt von solchen Fragen behandelt werden, welche sich auf die Ausgleichung der natürlichen Unterschiede zwischen den Menschen beziehen.

Die Probleme, denen wir uns also allein zuwenden wollen, sind von entscheidender Wichtigkeit. Die von uns ausgeschalteten sind zu Unrecht in den Vordergrund des Interesses gerückt worden.

III

Macht und Recht sind Erscheinungen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Es gibt zwei Hauptarten menschlicher Gemeinschaften. Entweder ist die Zugehörigkeit der Mitglieder freiwillig, so daß dieselbe also auch aufgehoben werden kann und es auch möglich ist, außerhalb der Gemeinschaft zu stehen. Oder die Zugehörigkeit der Mitglieder ist notwendig, so daß sie also, wenigstens grundsätzlich, gar nicht vermieden werden kann und es eine Lage, in der man außerhalb einer solchen Gemeinschaft stehen würde, eigentlich gar nicht gibt.

Freiwillige Gemeinschaften sind alle bloß gesellschaftlichen Verbindungen von der flüchtig vereinten kleinen Menschengruppe bis hinauf zum festgefügten großen Trust. Notwendige Gemeinschaften sind die staatlichen Gebilde. Auf der Vernach-

lässigung dieser grundlegenden Unterscheidung beruhen wiederum viele Irrungen im politischen Denken.

In jeder Gemeinschaft kann es sich ergeben, daß das Verhalten eines Teiles dem andern Teile unerträglich wird. Handelt es sich um eine freiwillige Gemeinschaft, so wird, wenn beide Teile auf ihrem Standpunkte verharren, die Gemeinschaft zwischen den einander widerstrebenden Teilen aufgehoben. Die ultima ratio gegen unerträgliches Verhalten eines Teiles ist hier also der Abbruch der Gemeinschaft mit ihm seitens des andern Teiles.

In diesem Falle entstehen keine nennenswerten Probleme von Macht und Recht. Und das ändert sich kaum, wenn die freiwillige Gemeinschaft vorübergehend zu einer notwendigen Gemeinschaft wird, wie z. B. im Falle der Bemannung eines Schiffes auf hoher See. Nur wenn von einem Teile Widerstand gegen die Aufhebung der Gemeinschaft entfaltet wird, tauchen die Probleme von Macht und Recht auf, nun aber nicht mehr innerhalb der freiwilligen Gemeinschaft, deren Fortbestehen ja gerade in Frage steht, sondern innerhalb einer anderen Gemeinschaft, welcher die Streitenden auf jeden Fall angehören, einer notwendigen Gemeinschaft.

Handelt es sich um eine notwendige Gemeinschaft, so bleibt keine andre Möglichkeit, als daß der eine Teil von dem andern zur Aufgabe des ihm unerträglichen Verhaltens gezwungen wird. Die ultima ratio gegen unerträgliches Verhalten eines Teiles ist hier also der Zwang. Der Zwang durch einen Nebenmenschen oder eine andere Menschengruppe, auf den ersten Anblick die schwerste Verletzung der Freiheit, erweist sich mithin im Gemeinschaftsleben der Menschen als unvermeidlich.

Das Kulturleben spielt sich im wesentlichen innerhalb der freiwilligen Gemeinschaften ab. Und so wird es von den einen leicht übersehen, daß Leben und Schaffen dieser dem Zwange abholden Gesellschaften doch in letzter Linie auf dem Boden der notwendigen, den Zwang benötigenden Gemeinschaften ruht. Eine solche Trübung des Blicks führt dann zu dem verhängnisvollen Glauben, man könne am Ende wohl in allen, auch in den notwendigen Gemeinschaften, ohne Zwang auskommen.

Andererseits haben diese letzteren im Laufe der neueren Zeit ihre Wirksamkeit auf so viele Gebiete ausgedehnt, und man hat sich vielfach so sehr an die dadurch entstandenen Verhältnisse gewöhnt, z. B. an die Verwendung des Zwanges bis hoch in die Sphären des Kulturlebens hinauf, daß die Andern die kaum minder gefährliche Tendenz ganz unbedenklich finden, allmählich alle Gebiete des menschlichen Lebens in die Tätigkeit der mit dem Zwange arbeitenden notwendigen Gemeinschaften einzubeziehen.

Für beide einander entgegengesetzten Standpunkte wird vielfach auf ältere Zeiten verwiesen. In einer Beziehung war früher in der Tat die hier in Betracht kommende notwendige Gemeinschaft, der Staat, noch nicht so ausgebildet, daß man ihm nicht auf vielen Wegen, in Kolonien, in freien Bauernhöfen, in freien Städten, in freien Klöstern in gewissem Maße hätte entrinnen können. Und andererseits bestand wirklich ein reiches, mit Zwangsgewalten ausgestattetes Gilden- und Einungswesen.

Aber diese beiden Sachverhalte ergänzen einander nur in andrer Form, als sich auf einer entwickelteren Stufe die mit Zwang arbeitende notwendige Gemeinschaft des heutigen Staates durch die höchstens zur Ausschließung greifenden freiwilligen Gemeinschaften des Kulturlebens ergänzt. In jener früheren Epoche war eben (man erinnere sich der eingangs gebrachten Gegenüberstellung des Nomaden und des seßhaften Menschen) das schöpferische Leben noch in Gebieten tätig, aus denen es nun seit langem durch Auskristallisierung erstarrter Formen herausgerückt ist. Für uns sollte die notwendige Gemeinschaft des Staates immer mehr zu einer erstarrten Form werden, die freiwilligen Gemeinschaften des Kulturlebens aber zu den Schauplätzen der schöpferischen Tätigkeit.

Daß die Schaffung eines vollkommenen Staates die tiefste Aufgabe einer heutigen freiwilligen Gemeinschaft bilden sollte, widerspricht dem nicht, sondern ist damit im Einklang.

Gegenüber der Lage des unverbundenen Menschen bedeutet die Ausschließung aus einer Gemeinschaft sehr wenig, da er ja aus dem gemeinschaftslosen Dasein kommt. Der Zwang durch einen Nebenmenschen bildet jedoch die einschneidendste Neuerung gegenüber seiner bisherigen Daseinsform. Und entsprechendes gilt für den Zwang, der von einer Gemeinschaft gegen eine andere ausgeübt wird. Wenn wir auch, historisch gesehen, als Einzelne nicht unverbunden beginnen, sondern aus Gemeinschaften stammen, so sind es doch zum großen Teile andere Gemeinschaften als die uns jetzt einschließenden Großstaaten der neueren Zeit. Und auch abgesehen davon beginnt ja jedes Individuum, insofern es irgendwie an der Kulturentwicklung teilhat, ehe es ein echtes Mitglied einer Gemeinschaft zu werden vermag, mit der Besinnung auf sich selbst und der Vereinsamung in sich selbst.

Also nicht in den freiwilligen Gemeinschaften, die nun aus unserer Betrachtung ausscheiden können, sondern nur in den notwendigen Gemeinschaften, den staatlichen Gebilden, ergibt sich als erstes der Probleme um Macht und Recht das Problem des Zwanges.

Es leuchtet ein, daß jedenfalls aller vermeidbare Zwang als Verletzung der Freiheit der Einzelnen unrichtig, wie auch als Schwächung der Macht der Gemeinschaft verwerflich ist. Zwang ist auch die Majorisierung einer Minorität innerhalb der Demokratie. Je mehr es gelingen würde, die Uraufgaben des Staates durch ein vollkommeneres Recht durchgreifend zu erfüllen, um so mehr würde der Staat die heute von ihm usurpierten Aufgaben an die freiwilligen Gemeinschaften zurückgeben und dadurch das Reich des Zwanges abbauen können.

Der Zwang, der bleibt, bildet keine Verletzung der Freiheit und keine Schwächung der Macht, wenn er sich seinerseits nur gegen den Zwang wendet, den ein Glied der Gemeinschaft gegen andere Glieder ausübt. Dahin tendiert das Recht, das Recht, welches in der Welt, die uns zu eng wird, oder in der wir das Rauben dem Schaffen vorziehen möchten, gleicherweise die Vergewaltigung vieler Schwacher durch einen Starken, wie eines Starken durch viele Schwache bekämpft.

IV

Macht hat, wessen Wille, weil es sein Wille ist, von anderen ausgeführt wird. Der Wille eines Mächtigen wirkt gemeinschaftsbildend. Aber diese Gemeinschaft bliebe klein und die Macht, so tief sie auch gehen möge, vor der Menschheitsgeschichte geringfügig, wenn der Wille des Mächtigen für jeden einzelnen Fall und unmittelbar jedem Einzelnen gegenüber zum Ausdruck gebracht werden müßte.

So entsteht im Dienste der Macht eine dreifache Organisation, eine geistige der generellen Anweisungen, eine menschliche der Werkzeuge des Mächtigen und eine geographische der Bezirke, auf die sich die Glieder der Gemeinschaft verteilen. Die generellen Anweisungen gelten für alle Fälle einer Art und nähern sich daher den Gesetzen der Natur. Die höheren und niederen Organe der Macht haben immer kleinere und immer homogenere Gruppen innerhalb der Gemeinschaft unter sich und bewirken in ihnen das Gelten der Gesetze. Und um diese Geltung nach Möglichkeit zu sichern, werden die Gesetze inhaltlich so gestaltet, daß sie tunlichst den eigenen Interessen der Einzelnen entgegenkommen.

Ehe man zu einer solchen Organisation gelangt, ist es unvermeidlich, daß gegenüber dem gesetzmäßigen Ablauf des uns fremden Naturgeschehens der aus der schöpferischen Tiefe eines uns ähnlichen Wesens entspringende Wille des Mächtigen, in dem Maße, als die geistige Selbständigkeit des abhängigen Teiles der Gemeinschaft erwacht, als unerträgliche Willkür empfunden wird. Dadurch aber, daß sich die ausgebildete Macht in den genannten Formen betätigt, ähnelt das, was schließlich an den Einzelnen gelangt: das tatsächliche Gelten sehr allgemeiner Gesetze, immer mehr der Wirkung, die schon von der Natur auf den Menschen ausgeht. Gerade bei weiterer Ausbildung der Macht befinden sich die abhängigen Glieder einer Gemeinschaft in einer Lage, fast gleich der des unverbundenen Menschen, der allein der Natur gegenübersteht. Nur, daß die Gesetze nicht unabhängig von Menschen gelten, sondern erst von diesen geschaffen worden sind, und daß die ursprüngliche Quelle aller dieser neuen Verhältnisse die menschliche Willkür des Mächtigen ist, die den Einzelnen mittelbar zwingt.

Eine solche Willkür braucht nicht unerträglich zu sein. In vielen Fällen ist sie geradezu das einzig Mögliche, nämlich immer da, wo es sich um eine freiwillig zur Lösung einer bestimmten Aufgabe eingegangene Gemeinschaft handelt. Erst in einer notwendigen Gemeinschaft, der man also nicht entrinnen kann, wird das hier noch vorliegende Element der Willkür zu Bedenken Anlaß geben.

Indem aber der Mensch hier nicht mehr bloß unter Naturgesetzen, sondern unter von Menschen geschaffenen Gesetzen steht, tritt er in eine neue, höhere Form seines Daseins ein, an der nun einzig der Mächtige selber noch keinen Anteil hat. Dieser allein steht noch bloß unter Naturgesetzen. Nur er ist in den eigenen echten Sinn von Menschlichkeit, der sich nur im Gemeinschaftsleben entfaltet, noch nicht eingetreten. Und er kann diesem Sinne, der auch in der alle Menschen einenden Sprache wohnt, so entfremdet werden, daß er schließlich die Sprache seiner Mitmenschen nicht

mehr versteht. Durch derlei kann es dann dahin kommen, daß die Macht des Mächtigen in sich zusammenstürzt.

So taucht der Gedanke einer festeren Gemeinschaft herauf, einer Gemeinschaft, in der auch der letzte Rest der Willkür verschwindet, der Gedanke einer Gemeinschaft, in der das Ideal des Rechtes verwirklicht ist.

V

Recht hat, wessen Wille, weil es Wille der Gemeinschaft ist, von anderen ausgeführt werden soll. Der Wille eines Berechtigten setzt also das Bestehen einer Gemeinschaft voraus. Das Recht herrscht in einer Gemeinschaft, wenn der Wille des Berechtigten in ihr wirklich ausgeführt wird. Das Recht herrscht also nur da, wo der Wille des Mächtigen mit dem Willen der Gemeinschaft zusammenfällt. Die Herrschaft des Rechtes ist nur dann gesichert, wenn die Machtstellung des Mächtigen gesichert ist. Dies kann nur in notwendigen Gemeinschaften, also in staatlichen Gebilden statthaben, da die freiwilligen Gemeinschaften schon an sich dem Zerfall ausgesetzt sind.

Die staatlichen Gebilde unterliegen der Gefahr der inneren Zersetzung und der Zerstörung von außen. Je homogener das staatliche Gebilde, desto weniger ist es der inneren Zersetzung, je größer es ist, desto weniger ist es der Zerstörung von außen preisgegeben. Die vollkommne Sicherung des Rechtes würde also nur durch ein die ganze Erde umfassendes staatliches Gebilde erreicht werden, welches sich seinerseits aus immer kleineren homogenen staatlichen Gebilden, den Kontinentalstaaten, Bundesstaaten, Nationalstaaten zusammensetzt.

Welches ist aber der Wille der Gemeinschaft? Solange die Gemeinschaft nur in jener unvollkommenen Form ausgebildet ist, in welcher nur alle übrigen, nicht aber der Mächtige unter Gesetzen steht, kann man den Willen des Mächtigen als den Willen der Gemeinschaft ansprechen. Und man erhält, je nachdem, wer dieser Mächtige ist, ob ein Einzelner oder irgendeine Gemeinschaft in der Gemeinschaft (dahin würde auch die Majorität gehören) und je nachdem, wofür sich dieser Mächtige entscheidet, die mannigfaltigen Formen des geltenden Rechtes. Auf wessen Seite im Einzelfalle das geltende Recht ist, wird, gerade so wie, auf wessen Seite die Macht ist, durch die Erfahrung entschieden, denn nur in ihr ist uns das Gelten eines Rechtes gegeben.

Wenn aber das Unbefriedigende eines Zustandes empfunden wird, in welchem der Mächtige selber außerhalb des Gesetzes seinen Nebenmenschen gegenübersteht, dann beginnt sich ein neuer Wille in der Gemeinschaft zu bilden, von welchem zunächst das eine feststeht, daß die Gesetze fortan ganz unabhängig von einer Person oder Personengruppe (dahin gehört auch die Majorität) allgemeingültig sein sollen. Damit wird gegenüber irgendeinem geltenden Recht allmählich die Stufe des gerechten Rechtes erreicht. Auf wessen Seite im einzelnen Falle das gerechte Recht ist, entscheidet nun nicht mehr die Erfahrung, sondern die Einsicht, da uns die Gerechtigkeit eines Rechtes nur durch Einsicht zugänglich ist.

Worin besteht nun das Wesen des gerechten Rechts? Da auch das gerechte Recht nur durch Macht herrschen kann, so übernimmt es aus dem geltenden Recht alles das, was sich schon dort durch diese eigentümliche Verbindung von Recht und Macht als geboten ergab. Auch das gerechte Recht bedarf staatlicher Organe. Auch das gerechte Recht ist an die Existenz von Nationalstaaten, Bundesstaaten usw. gebunden. Auch das gerechte Recht bedarf des Einklanges mit den Interessen der Einzelnen.

Andererseits bedeutet die Einführung des gerechten Rechtes nicht etwa den Versuch, die Ethik in die Politik einzuführen. Auch das gerechte Recht stellt keine Gebote oder Verbote auf, es heißt auch in ihm nicht: du sollst das und das tun oder nicht tun, sondern vielmehr: wenn irgend jemand das und das tut oder nicht tut, dann geschieht von der Macht aus das und das. Und während die ethischen Forderungen verletzt werden können, ist eine Verletzung solcher Rechtsgesetze genau genommen niemals seitens beliebiger Volksgenossen, sondern nur seitens der staatlichen Organe denkbar.

Das gerechte Recht unterscheidet sich von dem sonstigen geltenden Recht nur dadurch, daß seine Gesetze nicht in der Aufrechterhaltung der Macht ihren ursprünglichen Zweck haben, einen Zweck, aus welchem erst mittelbar ihre weitgehende Annäherung an die Naturgesetze folgte. Das Prinzip des gerechten Rechtes ist vielmehr gerade die Schaffung einer völlig allgemeinen Gesetzmäßigkeit, welche in ihrem Geltungsbereich jede bloß willkürliche Machtausübung ausschließt. Diese Rechtsgesetze stellen ebensowenig Einschränkungen der persönlichen Freiheit dar, wie die Naturgesetze, sondern geradeso wie die Geltung der Naturgesetze überhaupt erst ein technisches Können der Menschen ermöglicht, so schaffen diese Rechtsgesetze eine neue menschliche Sphäre, innerhalb deren eine höhere Entwicklung überhaupt erst beginnen kann.

Ich gebe zwei Beispiele, eines, in welchem schon die bisherige Rechtsentwicklung das Ziel fast erreicht hat, und ein anderes, in dem sie versagt. In unserem Recht wird der Einzelne zu keiner bestimmten Arbeit befohlen und nach Willkür entlohnt, sondern aus den freien Entscheidungen aller übrigen bildet sich für jede Arbeit ein bestimmter Lohnsatz, und der Einzelne wählt seine Tätigkeit nach Würdigung dieses Lohnsatzes in freier Wahl. Noch nicht gerecht ist jedoch das Recht des Arbeitsvertrages. In voller Willkür (wenn auch auf Grund heute zwingender Interessen) macht der Unternehmer den Arbeiter, dessen er nicht mehr bedarf, arbeitslos und stellt ihn damit in eine Lage, die den unverbundenen, allein der Natur gegenüberstehenden Menschen niemals treffen könnte.

Erst wenn es gelungen wäre, in einer Gemeinschaft von Menschen durch Gesetze dem Einzelnen zu den Vorteilen, die ihm aus der Verbundenheit erwachsen, auch noch alle die Vorteile wiederzugeben, die er als unverbundener, allein der Natur gegenüberstehender Mensch haben würde, wäre das Ziel des gerechten Rechts erreicht.

VI

Wie es sich in der Innenpolitik um Macht und Recht im Leben der Einzelnen handelt, so handelt es sich in der Außenpolitik um Macht und Recht im Leben der Völker. Der Einzelne ist uns im politischen Leben als Einheit gegeben. Ein Volk ist eine Gemeinschaft von Menschen, die einen gemeinsamen Staat will. Und dieser Wille ist vielfach noch nicht erfüllt. Dadurch entsteht in der heutigen Außenpolitik ein weiteres Problem. Ob der Wunsch der auf mehrere Staaten zerstückelten Völker erfüllt wird, ist eine Frage der Macht. Daß diese Sehnsucht erfüllt werde, ist unter anderem auch eine Forderung des gerechten Rechts. Denn die Herrschaft des Rechts ist nur in homogenen Gemeinschaften gesichert.

Während sich nun die Einzelnen innerhalb der Staaten bereits in einem mehr oder weniger ausgebildeten Rechtszustand befinden, stehen die Völker untereinander noch im Zustande der bloßen Macht. Sie befinden sich bereits in Gemeinschaft; aber die Glieder dieser Gemeinschaft zerfallen in Mächtige und Vergewaltigte. Über dem heute geltenden Völkerrecht thront die Willkür der Mächtigen. Wie aber der Einzelne die rechtlich völlig durchgebildete Gemeinschaft mit den Nebenmenschen braucht, so bedarf auch jedes Volk der rechtlichen Gemeinschaft mit den andern Völkern. Bis zu deren Herstellung kann sich das vergewaltigte Volk nicht entfalten, weil die Willkür des mächtigeren Volkes unerträglich ist, und das mächtigere muß entarten, weil es der menschlichen Beziehungen zu seinem Nachbarvolk entbehrt. Das vollkommne Recht, dessen Herstellung eine Aufgabe der Zukunft ist, würde auch hier in der Erschaffung von starren, ganz äußerlichen Formen bestehen, welche, wie tote Naturgesetze wirkend, die freie, durch keine willkürlichen Eingriffe gestörte Wechselwirkung der Völker allererst möglich machen würden.

Endlich, während die Willensbildung des Einzelnen überhaupt kein politisches Problem ist, ist die Willensbildung der Völker eines der wichtigsten. Es fragt sich, wie innerhalb von Völkern der Gemeinschaftswille zustandekommt. Die erste vorläufige Antwort auf diese Frage wird wiederum durch den Hinweis auf die tatsächlich innerhalb der Völker Mächtigen gegeben. Die tiefere Lösung des Problems ergibt sich erst durch die Einsicht in das gerechte Recht. Während aber diese Einsicht für die innere Gestaltung des Volkslebens hinreichend sein könnte, versagt sie für die äußere Gemeinschaft zwischen den Völkern, solange dort der bloße Machtzustand herrscht. Erst wenn aus den gerecht abgegrenzten Nationalstaaten die Bundesstaaten usw. gebildet sein würden, ließe sich diese Frage durch den Hinweis auf das Recht lösen. Solange jedoch auf diesem Gebiete noch lebendige Machtverhältnisse walten, solange bleibt das Problem der Bildung des Gemeinschaftswillens eines Volkes in Beziehung auf die äußere Politik rational unlösbar. Und wir haben hier die wichtigen vorläufigen Lösungen von der schöpferischen Kraft der Staatsmänner zu erwarten.

Soviel ist klar: die einfache Majorität ist dazu im Prinzip ungeeignet. Majoritätsherrschaft ist nur auf Gebieten richtig, auf denen bereits völlig einsichtige Lösungen verwirklicht worden sind, und auf denen es sich nur darum handelt, diese

vernünftigen Lösungen gegen den Ansturm etwa eintretender Verwirrung zu schützen. Für schöpferische Aufgaben wie die genannte, mit denen wir aus dem derzeitigen Gebiete des Rechtes heraustreten, sind nur oligarchische oder diktatorische Lösungen zureichend.

Das Recht selber fordert auf seinem Boden unmittelbar nur Vernünftigkeit, und es ist ihm gleichgültig, ob der Vernünftigkeit unter dieser oder unter jener Staatsform zum Siege verholfen wird. Erst wenn gerechtes Recht zu herrschen beginnt, mag es durch welche Gewalt auch immer eingeführt worden sein, macht es den Anspruch, daß auf den Gebieten, auf denen die ganz äußerliche tote Form des vollkommnen Rechts hat auskristallisiert werden können, alle Vorrechte bestimmter Personen oder Gruppen verschwinden. Doch das hierin liegende Problem ist noch nicht akut.

VII

Das Recht kann nur durch die Macht geschaffen und bewahrt werden. Aber auch die Macht kann nur durch das Recht groß und beständig werden. Das vollkommene Recht, welches eine tote Auskristallisierung ist, kann nur durch die lebendige und schöpferische Macht ins Leben eingeführt und in ihm erhalten werden. Aber auch die lebendige und schöpferische Macht kann nur, wenn sie in dem toten Kristall des vollkommenes Rechtes wie in einem Hause wohnt, wachsen und dauern.

In den großen Völkerkampf traten wir mit einem unvollkommnen Recht ein. Nicht, daß etwa das Recht unserer Feinde vollkommner gewesen wäre. Aber unser Volk war der übrigen Welt in der Einsicht in das Unbefriedigende des geltenden Rechtes soweit vorangeschritten, daß die innere Zerrissenheit bei uns tiefer ging, als bei unseren Feinden. Der Gegensatz der Klassen schwächte uns so, daß wir schließlich doch gegen die Verbindung der übrigen Völker der Erde unterlagen.

Die sozialen Übel haben ihren nicht genug gewürdigten äußeren Anlaß in fehlerhaften Rechtsinstituten. Ein Grundeigentum, das nicht jedem Volksgenossen die Ernährung aus dem Lande des Volkes gewährleistet, ein Arbeitsvertragsrecht, das nicht vor Arbeitslosigkeit schützt, ein Geld, das nicht den Erzeugern den vollen Ertrag ihrer Arbeit zuführt, ein Recht des geistigen Eigentums, das die echten Geistigen fast immer im Stich läßt und es Unberufenen ermöglicht, durch Verwüstung des Geisteslebens Geschäfte zu machen — alle diese Rechtsinstitute gehören einem ungerechten Rechte an. Durch die von uns unbemerkte freimaurerische Verseuchung unseres grundsätzlichen Denkens seit dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts und durch die von uns nicht erledigte neue Marxische Religion, deren Glaubenssätze zum Teil auch in den Geist ihrer Gegner übergegangen sind, wurden wir, die wir die Mängel am tiefsten erlebt hatten, daran verhindert, rechtzeitig unser Recht so zu berichtigen, daß wir als einheitliches Volk eine geschlossene Macht geworden wären.

Im Kampfe der Zukunft wird ein gerechtes Recht der stärkste Rückhalt unserer Macht sein.

Macht und Staat

Von

Helmut Göring

Die erste Voraussetzung des Staatslebens ist ein Land und ein Volk, darüber wölbt sich als ebenso unentbehrlich die Souveränität, der Wille, durch Selbstbeherrschung die Interessen des Landes und Volkes bestmöglichst zu vertreten. Der Staat hat, entsprechend der menschlichen Natur, eine autoritativ-regulative Aufgabe. Für ihn gilt vom Menschen das Bibelwort: Böse ist der Mensch von Jugend auf und all sein Tun und Trachten. Der Mensch ist von Natur ein soziales und individuelles Wesen. Auf der Spannung zwischen diesen beiden Grundtrieben beruht die staatliche Entwicklung. Sie ist irrational, wie der Mensch selbst. Alle Verfassungen sind darum unvollkommen. Man braucht sie nur zu übertreiben, um ihre Schädlichkeit zu beweisen. Die Tätigkeit des Staates gegenüber seinen äußeren und inneren Feinden, die ständige Arbeit auszugleichen, das Funktionieren dieser Staatsmaschine mit Macht nach außen, mit Autorität nach innen, ist Politik. Darum kann es auch niemals eine Voranstellung der äußeren vor der inneren Politik geben. Es ist beides im Grunde dasselbe. Ein Staat, der über seine inneren Kräfte nicht zum Einsatz frei verfügen kann, hat auch nicht den geringsten Nutzen von glänzenden außenpolitischen Konstellationen. Es ist selbstverständlich, daß je nach dem sozialen Zustande der Jahrhunderte alle Staaten ihre besonderen inneren Krisenzonen gehabt haben. Worin liegen diese Gefahren der modernen Gesellschaft?

Im Gegensatz zu den Staaten vor 1789 hat der heutige Staat nicht mehr mit Ständen zu arbeiten, sondern mit Klassen.

Stände sind in sich geschlossen, haben ihr eigenes Recht, ihre eigene Tracht, sozusagen ihre eigene Ethik. Gewiß läßt auch jeder Stand sich nur von egoistischen Motiven leiten. Ein Blick auf die ländliche Grundbesitzverteilung von Landschaften, wie Mecklenburg oder, im umgekehrten Sinne, Alt-Württemberg, ist bezeichnend dafür, wohin reine Ständeherrschaft führte. Im ständischen Staat hält sich die Regierung mehr an die Korporationen, im modernen Staat sind all diese Zwischenstufen verschwunden. Jedes Mitglied einer Klasse hat den Trieb, in die höhere aufzusteigen, und die Klassen, die sich nicht für die obersten halten, geben immer ihre besten Elemente in aufsteigender Linie ab. Welcher Gewerkschaftssekretär versuchte nicht, seinen Nachkommen eine sozial angesehenere Position zu schaffen? Weil die Klassen auf dem reinsten Egoismus des Einzelnen, seinem Erwerbstriebe aufgebaut sind, ist es unmöglich, sich die Gesellschaft vorzustellen, ohne schärfste Organisationen

etwa der Arbeitnehmer oder der Arbeitgeber. Seit 1789 ist die Tendenz der Gleichheit vor dem Gesetz die Grundlage der inneren Politik Europas geworden. Eine Verfassung ohne Berücksichtigung der Aufstiegsmöglichkeiten, die jeder irgendwie haben will, kann sich nicht halten. Die „Jakobsleiter zum Himmel" mag so hoch gesteckt sein, wie sie will, aber sie muß dasein. Schwer ist es innerhalb des aufgewühlten sozialen Baus der modernen Gesellschaft für den Staat, neutral und richtunggebend zugleich zu bleiben. Der besondere Gefahrpunkt der modernen Zeit liegt in der Neigung zum Absolutismus der Quantität.

Seit rund 100 Jahren gilt eben das ursprüngliche militärische Prinzip: jeder hat seinen Marschallstab im Tornister, auch für das zivile Leben. Weil diese Tendenz das Soziale, d. h. das Bindende im Menschen auf Kosten des Individuellen zu stark betont, gerät man leicht ins Gleiten, erstarrt auf der einen Seite absolut. Aber gerade die Bewegung, der Gegensatz zwischen diesen Grundelementen des Menschen bedingt die Fortentwicklung der Gesellschaft. Der Geist der Ordnung, der Stabilität muß im Einklang zum Geist des Jahrhunderts stehen. Ist der Trieb zur Ordnung über das natürliche Maß erfüllt, löst er einen schrankenlosen Wunsch nach Freiheit aus. In der inneren Politik heißt es wie in der äußeren, das Staatsschiff darf sich niemals von den Eisschollen, die es täglich bedrohen, festlegen lassen. Jeder Absolutismus hat als Begleiterscheinung gewaltsame Eruptionen. Vom alten zarischen Rußland sagte man bekanntlich: die absolute Monarchie, beschränkt durch den Meuchelmord. Das gleiche trifft zu für einige absolute Demokratien der Antike, der Renaissance oder Mittelamerikas. In den modernen Nationalstaaten liegt etwas Dämonisches, „wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch" (Goethe). Da nur das Nationalgefühl innere Gärung überwinden kann, rennen in schwach fundierten Staaten an sich vernünftige Regierungen zwangsläufig außenpolitischen Katastrophen entgegen. Rußland mußte sich nach der ersten Revolution den Nationalisten verschreiben. Schwer ist ein russischer Sonderfrieden bei der mit dem Kriege wachsenden Stärke der Linken in den beiden Kaiserreichen denkbar. Wider besseres Wissen ließ sich der französische Kaiser Napoleon III. von seiner parlamentarischen Regierung zum Kampf mit Deutschland drängen. Massensuggestionen vergröbern heute die großen außenpolitischen Traditionen der Staaten, die der Ausdruck ihrer Geographie, ihrer Geschichte, ihrer Wirtschaft sind. Der schlecht imitierte Parlamentarismus mit seiner unsichtbaren Herrschaft, seiner unfaßbaren Verantwortlichkeit, erleichtert den Sprung ins Dunkle. Ihre Lebensprinzipien gaben die Staaten früher auch nicht preis. Aber in dieser immer relativen, politischen Welt konnte man sich wenigstens noch über Modulationen einigen. Bei der Macht der heutigen Augenblicksstimmungen sieht man die letzten Prinzipien der Nationen triumphieren oder sich selbst verleugnen — wie in Frankreich und Deutschland. Auf dem Wiener Kongreß verständigte man sich erträglich. Unser schlechter Abschluß 1815 ohne Einheit und ohne das Elsaß besagt nichts dagegen, denn er war das Ergebnis unserer staatlichen Zerrissenheit, unserer geistigen Unklarheit und Unentschlossenheit. Nach

dem Weltkriege 1918 vergewaltigte man in Versailles nicht nur Deutsche, nein, auch die Natur der Dinge. Letzten Endes schädigt der Absolutismus der modernen Demokratie durch seine stimmungsmäßige Wirtschaftspolitik die eigenen Völker. Man fügte sich dem Zug der Zeit und kann nicht mehr zurück. Weltpolitische Kongresse der Gegenwart haben reichhaltigere pazifistische Verbrämung, weil das eigentliche Trennende, das Wesentliche, doch nicht erörtert wird. Nationen haben sich nie verstanden, nur ihre hervorragenden politischen Vertreter vermittelten die notwendigen Ausgleiche. Heute hört man nicht mehr auf die Staatsmänner, sondern auf die Volksmänner, die Demagogen. Als Gegengewicht werden die Sozialisten gepriesen; allein mit ihnen arbeiten, heißt den Teufel durch den Beelzebub austreiben. Man verliert das innerpolitische Gleichgewicht und wird erst recht ein Opfer des „Imperialismus".

Diese selbstverständlichen Gefahren des modernen Staates werden für Deutschland erhöht durch die persönliche Einstellung, die wir gegenüber dem Staat von jeher gehabt haben. Unsere Auffassung ist entweder zu materiell oder zu ideell, fast niemals real.

Die Politik steht unbedingt über der Wirtschaft. Der widersinnige Vertrag von Versailles läßt heute die Wirtschaftspolitik scheinbar an die erste Stelle treten. Bisher haben aber in der Welt Wirtschaftsverkettungen politische Feindschaften und deren kriegerischen Austrag nicht verhindert. Durch den Bau der Flotte wurde der industrielle Wettbewerb Deutschlands für England zur politischen Machtfrage. Die Hansa, die oberdeutschen Städte des ausgehenden Mittelalters in ihrer Wirtschaftspolitik ohne staatliche Grundlage, sind ein Gegenstück zum Gedanken der „Weltwirtschaftspolitik ohne Weltpolitik", dem Deutschland vor dem Kriege nachjagte. Heute hofft der ähnliche industrielle Glaube mit dem reinen Wirtschaftsstaat weiterkommen zu können. Auf der anderen Seite steht dieser wolkige Idealismus, der Hang, nur von der persönlichen Weltanschauung aus reale Dinge zu beurteilen. Dahin gehören ein großer Teil unserer Staatsphilosophen, die sich immer mehr mit der Frage des Sollens, wie des Seins im Staate beschäftigt haben.

Unendlich lange hat der deutsche Einzelstaat gebraucht, um die privatrechtlichen Anschauungen zu überwinden. Die Geschichte der deutschen Staaten Sachsen, Bayern, Hannover, Hessen, selbst Preußen und Österreich oft nicht ausgenommen, besteht lange nur in einem Kampf mit den familienrechtlichen Vorstellungen. Luther hat im Gegensatz zu Calvin niemals den Weg zum Staat gefunden. Die Reformation, die uns den nationalen Einheitsstaat hätte geben können, verläuft politisch im Sande. Ohne die tatkräftige, praktische Art des romanischen Calvinismus wäre ihre endgültige Durchsetzung überhaupt zweifelhaft geblieben. Über dem Ganzen schwebt unsere mittelalterliche Staatstragödie. Nicht weniger wie in unseren Tagen ist im Mittelalter das deutsche Volk ein Menschheitsvolk gewesen. Denn jede Nation, d. h. solche Nationen, die einen wesentlichen Anteil an der menschlichen Kultur haben, hat ihre große Weltaufgabe. Deutschland hat aber den Staat, die sichere Grundlage, von der man sich nicht entfernen darf, zu persönlich aufgefaßt, und zerrieben wie von zwei Mühlsteinen von der universalen Seite und der partikularen her brach

der deutsche Staat des Mittelalters zusammen. Es ging ihm wie dem Riesen Antäus, der nur solange unüberwindlich blieb, als er fest auf der Erde stand. Je größer die überstaatlichen Aufgaben sind, um so fester müssen die Wurzeln des eigenen Volkstums sein. — In der deutschen Begabung lag die Unmöglichkeit, die staatliche Einheit zu finden.

Die natürliche geopolitische Lösung wäre die Auflösung unserer Geschichte von Böhmen her gewesen, denn, wer Böhmen beherrscht, der Europa beherrscht (Napoleon I, Bismarck). Aber dazu gab es nur Ansätze (Karl IV.). Es blieben Möglichkeiten zum deutschen Nationalstaat auf protestantischer, katholischer und paritätischer Grundlage. Ein Drittel war immer zu stark, einbezwungen zu werden: die verhängnisvolle „teutsche Libertät, die prahlerisch im Feindeslager steht" (C. F. Meyer). Es blieb nur übrig, die deutsche Frage aufzurollen von den bevölkerungspolitisch anders zusammengesetzten kolonialen Flügeln des Nordostens oder Südostens. Der Südosten, Österreich, konnte es nicht sein, weil seine Interessen weder politisch, noch kulturell, noch wirtschaftlich mit dem Reiche zusammenfielen. Er war zu sehr Donaustaat, um die deutsche Lebenslinie, den Rhein, zu verteidigen. Österreich ist nur immer ein Pflaster auf die böse böhmische Wunde gewesen.

Preußen übernahm die Führung, einmal, weil seine Interessen am meisten mit denen der verschiedenen deutschen Grenzlande zusammenfielen, dann, weil sein geistiges Leben sich am ehesten der fortschreitenden Kultur Deutschlands anpaßte. Aber schließlich wurde es doch nur ein Führerstaat auf Grund der einzigartigen Persönlichkeit König Friedrichs. Als Ergebnis der napoleonischen Zeit wirkte nachteilig die Entstehung der deutschen Mittelstaaten, der Rückzug Preußens aus dem Nord und Süd verbindenden Franken. Die Hemmungen der preußischen Lösung liegen in dem preußischen Staatsbegriff. Preußens höchstes Prinzip ist überpersönlich, Kants kategorischer Imperativ, die Pflicht um ihrer selbst willen ist ein Anklang an russisches Denken, nur in Rußland bleibt es beim Leiden, in Preußen kommt die Tat hinzu. Deutschland hat in seiner Grundlinie gerade die gegenteilige Neigung, in den Wäldern Germaniens ist der Individualismus geboren, sagt Montesquieu. Die Verschiedenheit dieser beiden Linien wurde noch verstärkt durch die tatsächliche Entwicklung.

Der harte Lebenskampf Preußens mit seiner durch die Verhältnisse erklärlichen Überspannung des Staatsgedankens steht dem staatlosen deutschen Südwesten gegenüber. Der Einbruch des Südwestens in den preußischen Staatsbau mußte, wenn nicht eine innere Angleichung erfolgte, zu einem Verhängnis führen. Seit den Hohenstaufen hat das südwestliche Deutschland keinen Staat mehr gekannt. Die Basis seiner Existenz war das Privatrecht. Der Südwesten stand immer unter dem Drucke Frankreichs, war aber zu weit entfernt von Frankreich, als daß er einer Annexion hätte zum Opfer fallen können. Es war ein Gebiet, das keiner beherrschen konnte, ohne einen allgemeinen Weltkonflikt hervorzurufen. Die französische Ausfallpforte Straßburg war näher wie Preußen (König Wilhelm I. von Württemberg). In dieser Lage lebte man geruhsam dahin, „duckte sich scheu vor den

geschwinden Läuften der Welt". Nur wenn von dem geopolitischen Drehpunkt Deutschlands im Süden, von Straßburg aus, Frankreich sich in Bewegung setzte, stellte man das Schlachtfeld. Den ersten Begriff von Staatlichkeit bekommt man erst wieder durch die Rheinbundstaaten von 1805. Diese waren aber ein relativ sehr bescheidener Staatsrahmen, der keine großen Aufgaben, weder der Außen- noch Innenpolitik, kannte.

Ganz unbewußt beeinflußt das Interesse eines Landes seine Ideenwelt. So sind Schweizer und Niederländer die geborenen Vertreter des Völkerrechts. Entsprechend sind die politischen Persönlichkeiten des deutschen Südwestens geformt: Alle Berühmtheiten der Landes- oder Stadtgeschichte, Väter irgendeiner Verfassung, oder gar Schöpfer irgendeines „Staates", ob Kurfürst oder Amtmann, es ist das ganz gleiche Bild, denn alles läuft auf den dortigen Höhepunkt staatsmännischer Fähigkeit hinaus: die lokale Größe, den „Oberbürgermeister". In Preußen ist der Gipfel in staatlicher Hinsicht der straffste, härteste Organisator; etwa der königliche Feldwebel Friedrich Wilhelm I. Die bekanntesten preußischen Verwaltungsbeamten, selbst wenn sie eine geistigere Seite aufwiesen, sind nur ein Abglanz dieses frühen Preußen gewesen. Immer ausgezeichnete Verwaltung, gelegentlich sehr schlechte Regierung! Elsaß-Lothringen, das tiefere Kenntnis der psychischen Faktoren in der Politik erforderte, wäre dazu ein Beispiel. Versagt haben diese beiden Typen in der sogenannten hohen Politik, der auswärtigen. Die Haltung Friedrich Wilhelms I. ist darin geradezu kläglich (Kurland). Dazu hatte er noch eine glänzende Konstellation; seine Konkurrenten beim Einsammeln der deutschen Länder an der Ostsee, Rußland und Österreich, hatten sich beide am Balkan festgefahren.

In dem Maße, wie Deutschland ein Verfassungsstaat wurde, mußte die Bedeutung des Landesteiles mit der breitesten bürgerlichen Schicht, mit dem „tiefsten kulturellen Gefälle", steigen. Es war der deutsche Südwesten, der alte Kern des deutschen mittelalterlichen Reiches. Charakteristisch ist, daß selbst kluge Schwaben bei Beurteilung der politischen Machtverhältnisse das juristische Element überschätzen. Man denkt an Marschall (Baden) und Kiderlen (Württemberg), an Südafrika und Marokko. Indessen unerheblich sind noch diese Mängel, man wagt fast gar nicht, sie zu erwähnen, angesichts des späteren politischen Massenexportes aus Südwestdeutschland. Die reine Schwabenplage ergoß sich vor und nach der Revolution über Deutschland. Schade nur, daß keine Staatsmänner (es gibt auch solche in Süddeutschland) dabei waren. Den Tiefstand politischer Weisheit erreicht wohl der badische Thronfolger a. D. Prinz Max, der Halbrusse, mit seinem träumerischen Blick ins Weite. Unglaublich klingen seine angeblichen Äußerungen von 1918; danach wäre das 1870 wiedergewonnene deutsche Elsaß die Ursache des Weltkrieges!!

Seit zwei Jahren gleicht die deutsche Politik der eines „Kantönli". Es ist die Übertragung badischer Staatsnotwendigkeiten, die der größeren Gemeindevertretung oder der bureaukratischen Lebensversicherung auf einen Großstaat. Der Mittelstaat, die Provinz und die Gemeinde beruhen auf dem Rechtsprinzip. Solidarität, Gemeinschaft, Ausgleich ist die wichtigste Voraussetzung ihrer Innenpolitik.

Ganz anders ist das Leben des Großstaates. Es hängt ab von seiner Lebenskraft, von dem Willen, sich seiner Stärke entsprechend zu äußern (weshalb auch die Wappen in diesem Fall streitbare Tiere sind, Schafe und Kaninchen nur in Vereinsabzeichen). Alle über ihre Aufgabe hinausragenden Könige und Ministerpräsidenten der deutschen Mittelstaaten haben trotz gegenteiliger großspuriger Kammerreden die Enge ihres Betätigungsfeldes gefühlt. Sie waren in der Rolle der Uhlandschen Jäger des weißen Hirsch, sie sahen das Verhängnis und hielten es nicht auf. Die deutschen Mittelstaaten hatten keine auswärtige Politik. Das färbte auf ihr politisches Leben ab, in ihrer allmählichen Provinzialisierung hatten sie den Begriff der Macht verlernt, denn schwerlich gehört zur Machtpolitik der mittelmäßige Daseinszweck, eine Art geistiges Schutzzollgebiet darzustellen für die Aufzucht von „Kammerzelebritäten" zum Reichsminister. — Der europäische Mittelstaat Holland, geographisch im Brennpunkte weltpolitischer Spannungsherde (Belgien/Indien), lehrt zum Trost, daß unter anderen äußeren Verhältnissen die Kleinlichkeit der Innenpolitik den Blick für große Fragen nicht zu trüben braucht.

Diese im Grunde lokal bedingte „konservativ-demokratische" Art des deutschen Kleinbürgers bemerkt nicht, wie sie von oben her durch die Verbindung mit dem Rationalismus der Mehrheitssozialdemokratie die Auflösung der europäischen und der deutschen Gesellschaft betreibt.

Alles in allem: das böse Drittel unserer Gegenwart ist das mehrheitssozialistische Prinzip! Ein Staat kann leben trotz der Existenz einer Partei, wie der U. S. P. Es ist aber schlechterdings unmöglich, eine Nation zu regieren, wenn ein derartig großer Teil von ihr, wie die Mehrheitssozialisten, in kritischen äußeren Fragen vollständig links steht. Die deutschen Mehrheitssozialisten sind ihrem ganzen Wesen nach wirtschaftlich, intellektuell und sozial längst eine kleinbürgerliche Schicht geworden. Sie lassen nicht von der agitatorischen Verbindung mit der äußersten Linken, weil eine auch äußerlich mittelparteiliche Formulierung ihres Daseins sie, rein taktisch genommen, politisch schwächen würde. Die Sozialdemokratie verlangte unter dem Kaiserreich das parlamentarische System, sie weigerte sich aber, in die Regierung einzutreten. Sie wollte mit Durchsetzung ihrer Ziele den Staat nur schwächen. Diese Schicht, die nichts vom Staat wissen will, keine Verantwortung haben will, will doch regieren. An dieser Lage krankt Deutschland seit den letzten 20 Jahren, und darum liegt über der deutschen Entwicklung der letzten Jahrzehnte diese innere Tragik, eigentlich eine große Lüge, denn man wollte den Staat nie so sehen, wie er wirklich war. 1890 war Bismarck innerpolitisch fertig, er stand völlig vereinsamt da, ungefähr vor derselben Situation, mit der er begonnen hatte. Die widerstrebenden Elemente mußten in den Staat einbezwungen werden. In den 60er Jahren ist es Bismarck gelungen, mit der Fortschrittspartei fertig zu werden. Er konnte das, weil er die königliche Gewalt auf seiner Seite hatte. 1890 galt es, die Arbeiterpartei dem Staatsganzen einzufügen, doch, da Bismarck den Monarchen nicht mehr beherrschte, war die Aufgabe nicht mehr zu bewältigen. Der Kaiser war viel zu sehr persönlichster Ausdruck seiner Zeit, um nicht an geschichtlichen Wendepunkten mit der

Mehrheit des Reichstages zu gehen. Deutschland war noch zu jung, es konnte nur einen vortrefflichen Herrscher ertragen. Eine normale Monarchie brauchte mit Kaiser Wilhelm II. nicht zu scheitern. Deutschland aber verlangte eine außergewöhnliche Leitung. So setzt nach Bismarck die Neigung ein, sich „mit Ideen" über die inneren Gegensätze hinwegzutäuschen. Aber alles Ideelle ist dienlich zu revolutionären Zwecken (Goethe). Jeder Staatsmann hätte in Konflikt geraten müssen mit der Hälfte der Nation. Am deutlichsten zeigte sich dies während des Krieges. Die absonderlichsten Staatstheorien feierten ihre Triumphe. Der deutsche Staat war im Kriege mit einer belagerten Stadt zu vergleichen. Aber man ließ sich eher von den Gedanken Fichtes — (geschlossener Handelsstaat) — und dem Schlagwort des sozialen Kaiserreichs — (Napoleon III.) — wie von der ewigen Wahrheit des trojanischen Pferdes leiten. Als Deutschland wirklich einmal in der Lage eines Bürgermeisteramtes war, sah man es nicht. Wer kennt nicht aus Schullesebüchern die Geschichten von belagerten Städten? Immer war doch das Erste, daß die bürgermeisterliche Opposition ins Gefängnis wanderte. Und als warnendes Zeichen steht über allem die Sage von Troja. Denn ohne Zweifel, das weitaus dümmste ist, mit seinen eigenen Feinden zu regieren. Auf gefährlicher Fahrt setzt man nicht den Unzuverlässigsten an die Bremse! Es wurden im Kriege Maßnahmen nötig, auf die man sonst nie gekommen wäre, die Militarisierung und zugleich die völlige Verwirtschaftlichung des ganzen deutschen Lebens. Man glaubte an die Allgewalt dieser Ideen und begriff nicht, daß über Wirtschaft und Heer sich kein Staat mehr einheitlich aufbaute. Der Staat verlor sein Gleichgewicht und geriet ins Wanken, wie der französische Staat im Direktoire. Die deutschen Parteien der Mitte und der Linken verstanden in ihrer kleinen Einstellung gar nicht, in welche Notlage sie sich durch die Revolution hineinritten. Sie könnten ihre Früchte doch nicht genießen, denn die Voraussetzung für den Genuß am Staat ist die Freiheit seiner äußeren und inneren Politik. Aber indem sie zum Teil unbewußt, zum Teil aus Torheit, zum Teil aus Bosheit, verkörpert etwa in den Namen Erzberger—Scheidemann, den deutschen Staat in eine Situation versetzten, die ihn seines eigentlichen Wesens, der Autorität, der Macht nach außen und innen, entkleidete, zum Besten seiner Feinde, nahmen sie sich selber die Zukunft. Niemand kann auf die Dauer vom Negativen leben. Wäre der Ansatz, auch nur der bescheidenste eines Gambetta dagewesen, das gebildete Deutschland hätte sich vielleicht mit der republikanischen Staatsform aussöhnen können.

Auf der einen Seite litt Deutschland an einer ungeheuren Überschätzung des militärischen, auf der anderen Seite des wirtschaftlichen Denkens. Die deutsche militärische wie die wirtschaftliche Entwicklung haben immer ihre bedeutenden Persönlichkeiten gehabt. Militärisches und wirtschaftliches Denken sind aber vom politischen Leben vollständig verschieden, in der Politik ist alles unendlich, fließend, es ist niemals ein Rechenexempel möglich, exakt wie in der Wirtschaft, oder eine restlos befreiende Tat, ein „Cannä", wie im militärischen Leben. Bezeichnend ist, daß die militärischen Führer sich 1917 mit der Demokratie verbinden und ahnungs-

los durch die Juli-Ereignisse in deren Schlepptau genommen werden. Die Politik steht höher, sie arbeitet real und willensstark mit wägbaren und unwägbaren materiellen und ideellen Werten.

Deutschland hat heute eine parlamentarische Regierung. An sich wäre dagegen gar nichts einzuwenden, aber der Parlamentarismus beruht auf der Herrschaft und der entsprechenden Kontrolle zweier Parteien, die den Staat, wie er ist, als gegeben hinnehmen und deren Unterschiede nur gradueller Natur sind. In Deutschland haben wir die Form und können sie nicht benutzen. Die richtige Handhabung der deutschen Verfassung schließt gouvermentales Empfinden der geistigen, wirtschaftlichen und traditionellen Oberschicht aus, die politischen Kennzeichen dieser Kreise sind leider „bürgerliche Hemmungen" oder „mangelnder Kanzleimut" (König Wilhelm I. von Württemberg). Es ist doch besser, daß der König den Minister ernennt, als daß die Parteien das tun, schrieb einst ein mehrheitssozialistisches Blatt in Stuttgart. Nur zu recht, wie der Anfang des parlamentarischen Systems im Reich schon zeigte. Man wählt den schwächsten aus Parteiinteresse. Jede Regierung ist bei der politischen Einstellung des Volkes naturgemäß eine Koalitionsregierung. Koalitionsregierungen können niemals die autoritativ-regulative Aufgabe des Staates bewältigen. Sie müssen von Tag zu Tag leben, jede kritische Frage muß vermieden werden, infolgedessen ist die Gefahr der parlamentarischen Korruption so ungeheuer groß. Man kann im Grunde nur gegenseitig Stellen vermitteln und abwarten. Man erhält sich, weil man nicht weiter weiß. Im deutschen Einzelstaat, in Sachsen und Thüringen, ist der tote Punkt bereits vollständig erreicht. Im sächsischen „parlamentarischen" Freistaat sind die sozialen Voraussetzungen zu einer innerpolitischen Gesundung nicht da. Dagegen hat in Württemberg die Republik Grundsätzliches nicht verändert. Die infolge der sozialen Schichtung so natürliche schwäbische Demokratie hat ihren königlichen Rahmen durch einen spießbürgerlichen ersetzt. Damit ist der politisch-kulturelle Zuschnitt des Landes gesunken. Die deutsche Aufgabe des württembergischen Staates — gewissermaßen seine auswärtige Politik — ist die Vermittlung zwischen dem unitarischen Reich und dem föderalistischen Bayern. Doch das ist zu hoch, um von der jetzigen subalternen „Reichsnebenstelle Stuttgart" erfaßt zu werden. Anders ist es in der inneren Politik. Man kann sich also die Demokratie sehr wohl vorstellen in einem Kleinstaat mit dem notwendigen ländlichen Element der Schwere. Fehlt dieses oder ist wie im Gesamtreich der ländliche Teil in Gefahr, durch die Erziehung urbanisiert zu werden, so kommt man unbedingt zu einem Absolutismus der Quantität, der Massen.

Deutschland in der republikanischen Periode ist nur eine Fortsetzung des Zeitalters Kaiser Wilhelm II., eine schlechte, schon abgegriffene Volksausgabe. Beide Epochen haben nicht verstanden, daß alle staatlichen Wege, wie die Sonnenbahn, feurig sind. Darum hatte Kaiser Wilhelm II. das Schicksal Richard II. (Shakespeare):

„Herab, herab kam ich wie Phaethon,
Der Lenkung wilder Mähren nicht gewachsen."

Aus dieser deutschen Gesamteinschätzung des Staates, der Verkennung seines Macht- und Autoritätsgedankens erfolgt die entsprechende Einschätzung seiner Staatsmänner, des Freiherrn vom Stein und Friedrich Wilhelms I. Der eine ist der beliebteste, der andere der geachtetste unter den deutschen Staatsmännern, weil wir immer die Aufgaben der Großmacht verwechseln mit den Erfordernissen der Gemeinde, der Bureaukratie oder der Selbstverwaltung. Die beiden Persönlichkeiten, von deren Dasein wir täglich leben, Friedrich der Große und Bismarck stehen weit darüber. Ihr Verhältnis zum deutschen Volk ist innerlich fremd. Sie wuchsen so hoch über ihr Volk hinaus, daß es verständnislos seinen Führern nicht mehr folgen konnte und wollte.

Wovon hängt das Schicksal der Völker ab? Von ihrer Einstellung zur Kultur, zum Staat. Kultur aber ist höhere Anschauung von staatlichen und militärischen Dingen (Goethe). Die Fähigkeit der Nation zum Staat ist bedingt durch ihren Anteil vom Erbe des alten Rom. Nach Osten hin verflüchtigt sich die Staatsfähigkeit. Asien ist im europäischen Sinne staatlos. Stünden die Inder zu England in dem gleichen Verhältnis, wie seinerzeit die Italiener zu Österreich, die englische Herrschaft währte keinen Tag länger. Politisch sind die Juden typisch asiatisch. Juda und Israel vertrugen sich selten. Dies kühle Volk fühlt sich jenseits seiner Rechentafeln gegenüber den staatlichen Imponderabilien unsicher; es wird theoretisch und phantastisch! Wahrscheinlich geht es mit den angelsächsischen Reichen bergab, wenn im angelsächsisch-jüdischen Weltkonzern das jüdische Element seine wirtschaftliche Sphäre nach der Politik hin zu sehr überschreitet. Erst Japan kennt wieder den Staat, anthropologisch ist es aber nicht mehr rein asiatisch. Dagegen leben die westlichen Provinzen Roms in großen Staatsnationen fort. Griechenland und Deutschland auf der Grenze nach Osten haben keine staatliche Oberschicht mehr, nur noch gelegentliche Meister hervorgebracht. Rußland hat selbst das nicht mehr vermocht. Die russische Geisteswelt hat die europäische Staatsschöpfung Peters des Großen auf asiatischem Boden immer ablehnend beurteilt. Reformen konnten erfolgen, welcher Art auch immer, man lehnte ab. Je russischer in seiner oberen Zusammensetzung Rußland als Staat wurde, je schneller verlor es sein Gleichgewicht, und heute hat es sein den asiatischen Völkern so ähnliches Angesicht wiederbekommen. Ob es die Herrschaft Lenins oder die eines Mongolen-Chans ist, es bleibt das gleiche. Portugal, diese nordwestliche Ecke Afrikas mit dem gelegentlichen leicht negroiden Einschlag, konnte nur solange den Anspruch machen, als geordnetes Glied der europäischen Staatengesellschaft zu gelten, wie es ein starkes Königtum hatte. Das Versagen und Verschwinden der unabhängigen königlichen Gewalt in Portugal nähert es unbedingt den subtropischen Staatsgebilden. Spanien hat nur immer dann Höhepunkte gehabt, wenn es in starker Hand war. Kein Zufall, daß der Großinquisitor von Dostojewski ein Spanier ist. Die beiden äußersten Ecken Europas kennen den Begriff des individuellen Fortschritts der Freiheit in der Ordnung nicht. Sie können ihn in ihrer ganzen Rassenzusammensetzung gar nicht haben. Die einzige Möglichkeit, diese Nationen zu starken Staatsleistungen zu befähigen, ist eine europäische

Staatsform mit dem Schwergewicht auf der Seite der autoritativen Gewalt. Das wäre die welthistorische Bedeutung der europäischen Monarchie in Rußland und auf der iberischen Halbinsel. Das gerade Gegenteil zu Rußland ist Frankreich. Dieses klassische Erbland Roms hat den klarsten Staatsbegriff. Aber neben der Klarheit steht auch die Starrheit. Bei den Franzosen, „der Nation der Extreme“ (Goethe), ist die römische Anpassungsfähigkeit zur reinen Gradlinigkeit geworden. Darum haben sie als Weltvolk trotz der glänzenden politisch formalen Begabung von Dauer nichts erreicht. Die Politiker im kleinen, die Techniker, Diplomaten, Legisten und Juristen genügen allein nicht zur Weltpolitik. Die letzten psychischen Feinheiten im politischen Sinne versteht das in sich autoritäre Frankreich nicht mehr. Frankreich konnte nie warten! Rheinische Eroberungen endeten niemals am Rhein, eher an der Ostsee! Immer hat Frankreich aus dem Staatsprinzip der verschiedenen Jahrhunderte die letzten — verderblichen Folgerungen gezogen. An dieser Selbstüberspannung litten die französische Monarchie und die französischen Stände, daran krankt die französische Demokratie. Die ständische Gliederung wurde aristokratisch und hierarchisch so übertrieben und darum so verhaßt, daß man sich politisch infolge der Revolution ganz dem Rationalismus auslieferte. Nun versiegten allmählich die Quellen der Nation: der Bevölkerungszuwachs, die erste Grundlage zu einer Weltrolle! Das Gesamtbild der äußeren und inneren Politik Frankreichs seit ihren Anfängen ist trotzdem von wunderbarer Einheit, immer die gleiche Zentralisation und die gleiche Ausdehnungspolitik. Ausbau der Gemeinde und provinziellen Selbstverwaltung ist nicht französisch. Die Stärke Frankreichs liegt in dem machtvollen Gebrauch des Landes für die große Politik. Der französische Charakter hat in der Literatur und Kunst die gleiche Ausprägung, wie im Staat. Es ist wie bei der Kathedrale von Reims gegenüber dem Straßburger Münster. Frankreich liebt die Form, die Geschlossenheit, die Konsequenz, Deutschland ist problematisch, formlos, endlos. Der Deutsche denkt um des Denkens willen, sagte ein berühmter Franzose. So wendet sich die Tendenz der Deutschen nach innen, die der Franzosen nach außen. Deutschlands durchschnittlich politisch höchste Leistung ist die einzelstaatliche Bureaukratie in Verbindung mit der Selbstverwaltung. Beide Völker haben politisch ihre Vorzüge und ihre Schwächen. Vielleicht ist der staatliche Aufbau in Deutschland lebensfrischer, aber zweifellos ist für eine große Nation der feste Zusammenhalt die Grundbedingung. Die Engländer haben das selbstverständlichste Verhältnis zum Staat. Selbst in der sozialen Romanliteratur (Dickens) hat England nicht vergessen, daß man das soziale Problem nicht restlos lösen kann. Utopien, Theorien, Meinungen sind für sie lediglich gute Begleiter auf dem Wege der Macht und Autorität des Staates. Man verschweigt seinen Wesenskern gern, weil man ihn kennt und sein Anblick abschrecken könnte. England hat sich durch die fluktuierende Gestaltung seiner Aristokratie von der ständischen Erstarrung freigehalten. Deshalb ist englisches Denken auch heute noch aristokratisch im Vergleich zum kontinentalen Europa. Als Gegengift gegen den Feudalismus hat sich Europa zuviel mit demokratischem Öl gesalbt und ist innerpolitisch ins Gleiten gekommen. Frankreich er-

hielt mit Napoleon I. wenigstens wieder die innere Autorität. Der deutsche Staat aber ist vollständig ins Schleudern geraten. Auch das britische Weltreich hat seine innere Gefahrenzone. Sollte es sich innerpolitisch demokratisieren, würde es zu demselben Ergebnis führen, wie die allgemeine Verleihung des Bürgerrechts im römischen Kaiserreich. Nichts ist für das englische Weltreich gefährlicher, wie eine Regierungsmethode, die man, allgemein gesprochen, etwa mehrheitssozialistisch nennen könnte: die staatliche Verschlampung. Noch einmal ist es der englischen Regierung gelungen, ein Übergreifen der Gewerkschaften von der Wirtschaft her auf politisches Gebiet zu verhindern. Es ist aber keine Frage, die europäischen Nationen sind kulturell viel zu sehr von einander abhängig. Besonders ansteckend ist die Hast der Reformpolitik, der Glaube an „innerpolitische Erleichterungen". Frankreich hat in den europäischen Großstaaten die Republik eingeführt! Darum ist eine propagandistische Wirksamkeit des derzeitigen mitteleuropäischen Regierungssystems auf die Dauer für England unvermeidlich. Wie sehr man die Gefahr dieser Tatsachen einzuschätzen weiß, geht aus dem schroffen Verhalten der englischen Regierung gegenüber den republikanisch-revolutionären Bewegungen in Holland im Herbst 1918 hervor. Der englische Gesandte im Haag erklärte, nach einer Revolution käme kein Schiff mit Lebensmitteln mehr nach Holland. In die gleiche Linie fallen die Bemühungen, in Deutschland eine geordnete innerpolitisch zuverlässige Regierung herbeizuführen.

Deutschlands Aufgabe ist es, unbarmherzig und fest zu erkennen, wo seine Wunden sitzen. Wir sind allein der Zahl nach zu stark, um uns den Luxus einer Kantönli-Regierung zu erlauben. Wie sehr wir es auch leugnen mögen, die harte Weltpolitik wird uns immer bedrängen. Wir sind ihr Objekt, wenn wir nicht ihr Subjekt sein wollen. Volks- und Heimatsgefühl kann uns allein nicht helfen. Die von der Natur zur Leitung berufenen Schichten müssen deutsches Staatsbewußtsein haben. Von Kaufleuten sind Völker noch nicht gerettet worden. Die alte niederländische Großmacht mit ihrer kurzen Blüte ist eine Warnung vor Überschätzung der politischen Klugheit sogenannter „königlicher Kaufleute". Man kann sich den Ausgang dieses Krieges verschieden vorstellen. Man kann besiegt sein, man kann aber nicht als große Nation unterworfen werden, wenn man nicht will. Unser Unglück war dieser seelische Zusammenbruch. Wir stellten uns geistig auf den Standpunkt der Gegner: „Man muß auch Opfer bringen." Aber es gibt Grenzen, über die man in einem geordneten Nationalstaat als heilig nicht mehr debattiert. Der Krieg zeigte, daß wir die in unserer Volkszahl liegenden Aufgaben wohl militärisch und wirtschaftlich, nicht politisch bewältigen konnten und wollten. Man kann auch so leben, heißt es immer wieder. Doch das ist eine Methode nach Güldenstern und Rosenkranz. (Hamlet.) Man überwindet keine „Ideen", indem man nach deutsch-bürgerlicher Auffassung „synthetisch" zwei Parteien huldigt. Alle Unzulänglichkeiten des letzten Zeitalters fallen auf uns selbst zurück. Eine sich ihrer Bedeutung bewußte Nation hat nur die Minister, die sie haben will. Sie hat ihr Schicksal in der Hand und trägt selbst die Verantwortung. Die staatsrechtliche Verankerung

des parlamentarischen Systems in der Verfassung ist dabei belanglos. Ludwig XV. pflegte zu sagen: Er ernenne die Minister, die Nation sende sie weg. Ohne eine einheitliche politisch-nationale Lebensluft, ohne die reale Erkenntnis des Staates und seiner Aufgaben, seiner Macht und seiner Autorität werden wir nie einen tragfähigen Boden für politische Persönlichkeiten haben. Nur wenn Deutschland sich selbst überwunden hat, wird es innerpolitisch gesunden und dann wieder frei werden. Weder ein Oberbürgermeister, noch ein Kaufmann wird uns dahin führen. Denn trotz der Revolution ist das Deutsche Reich weder ein Kontor, noch ein Bürgermeisteramt geworden. Als Friedrich der Große starb, glaubte man, der Zeiger der preußischen Uhr sei abgelaufen. Als Bismarck zurücktrat, glaubte das junge Deutschland seine Zeit ebenfalls besser zu verstehen wie der alte Staatsmann. Wir wollen hoffen, daß das Bismarckische Reichs- und Staatsgefühl für die heutige Generation ebenso selbstverständlich wird, wie für Preußen der friderizianische Geist nach der Niederlage von 1806. Möge Deutschland einst so unbewußt vom Geiste Bismarcks getragen werden, wie Preußen 1813 vom Geiste Friedrichs des Großen.

Selbsthilfe und Staat

Von

Georg Escherich

Als im August 1914 der Weltkrieg entbrannte, befand sich das deutsche Volk in einer gesunden Entwicklung. Der Staat war eine Gemeinschaft wehrhafter Männer, die bereit waren, mit Leib und Leben für die Unverletzlichkeit der Heimat, für die Ehre des Reiches und für Schutz von Haus und Hof, Weib und Kind einzutreten. Erst die Überspannung und Überanstrengung im Kampfe gegen die ganze Welt, die Unfähigkeit der Regierung, die im Volke treibenden Kräfte zu einer einheitlichen Abwehrfront im Daseinskampf zusammenzuhalten, die schmähliche Maulwurfsarbeit drinnen und draußen führten zur allmählichen Erschöpfung der Volksseele und schließlich zum Zerbrechen der überkommenen Form des Staates. Der rasch aufgezogene Ersatzstaat und seine Führer konnten ihr eigenes Werk, die sozialistische Revolution, im wesentlichen nur mit Hilfe von Männern retten, deren Rettungswerk für sie ein dauernder Stachel geblieben ist. Sie wissen sehr wohl, daß diese Männer nicht aus republikanischer Überzeugung ihr Blut aufs neue vergossen haben. Kaum aber saßen die neuen Machthaber wieder im Sattel, so war alles vergessen. Für sie, die Geretteten, waren ihre Nothelfer von gestern Bluthunde und Mordbuben. Die so schmähen, haben ein nur zu kurzes Gedächtnis dafür, welche Volksteile sie vor dem Bolschewismus gerettet haben, und bedenken nicht, welcher Widersinn darin liegt, die Tage der Weimarer Beschlüsse festlich zu feiern, die wahre Errettung des Reiches aus dem für sein Weiterbestehen allergefährlichsten Umsturzkampfe aber als nebensächliche Begleiterscheinung hinzustellen. Das Erbe bodenständiger Staatsüberlieferung wird in den Schmutz gezogen, während der Staatsgedanke der Defaitisten und Deserteure, denen wir doch in der Hauptsache den Zustand völliger Ohnmacht verdanken, als unser Retter hingestellt wird.

Wie dem gläubigen Christen die äußere Kirche nur ein oft sehr unvollkommenes Abbild der „Gemeinde der Heiligen" ist, so gibt es aber für den wahren Deutschen neben dem äußeren Reichsgefüge noch einen höheren Reichsgedanken, dem sein Stolz, seine Liebe und Opfer gelten. Von eines solchen Reiches Herrlichkeit haben unsere Väter in den Tagen tiefster Zersplitterung, Ohnmacht und Demütigung geschwärmt. Im Reiche Bismarcks gewann es auf französischen Schlachtfeldern Gestalt, und im schwarz-weiß-roten Vaterlande, von dessen Kraft die Kriegs- und Handelsflotte auf den Meeren, die auf Manneszucht aufgebaute Wehrmacht an den Grenzen Zeugnis ablegte, hat es im August 1914 auch denen vor Augen gestanden, die manchen seiner Einrichtungen und Verhältnisse mit Recht oder Unrecht abhold

waren. Nun ist dieses Reich zertrümmert und besteht für uns wiederum nur mehr als Erinnerung und Hoffnung, nicht mehr als Gegenwart und Wirklichkeit. Vaterland und Heimat, Macht, Krone und Staatsbürgerschaft: all das war tief im Gedanken an das Reich eingeschlossen. Diesem Reich galt unsere Hingabe und Treue, unsere Liebe und unser Vertrauen, unsere ständige Opferbereitschaft. Heute ist das Volk zerstückelt und zerrissen, die Wehrmacht ist zerschlagen, die Staatsbürgerschaft zerspalten und seelisch vergiftet: die nationale Ehre ist dahin, mit ihr die Ehrgemeinschaft und die Wehrgemeinschaft. Deutschland ist wehrlos und führerlos und zerfleischt sich in dunkler Verzweiflung selber.

Aus dieser Verzweiflung heraus ertönt der Ruf nach Selbsthilfe.

Es ist eine Anmaßung, wenn die Notgeburt der Weimarer Verfassung, von der ihre Schöpfer selbst eingesehen, daß sie nur ein Flickwerk ist, all die Achtung, Hingebung und Verehrung für sich einfordert, die der deutsche Staat von ehedem von seinen Bürgern verlangen konnte und durfte, weil er die sittliche Kraft der Selbstbehauptung in sich trug, weil er trotz mancher Schönheitsfehler doch Recht und Herkommen, Gesundheit und Gediegenheit, Ehre und Macht verkörperte, weil er gesund erwachsen und wesenhaften Zielen zugewandt war. Und es spricht umgekehrt für den ebenso gutmütigen wie konservativen Sinn unseres Volkes, daß ein großer Teil den unheimlichen Wandel der Dinge nicht durchschaut und brav und bieder „dem Präsidenten gibt, was des Kaisers war". Mit solcher Sinnesart rechnen diejenigen, welche die Selbsthilfe als eines Rechtsstaates unwürdig in Acht und Bann tun. Aber es fragt sich, ob die Voraussetzung dafür richtig ist, ob drinnen und draußen Recht und Friede herrscht, und ob ein Staatswesen, das erklärtermaßen auf Macht verzichtet, dem Volke das natürliche Recht zur Selbsthilfe überhaupt mit sittlicher Berechtigung zu verbieten vermag.

Vor den Zeiten des bureaukratisch organisierten Gegenwartsstaates, im germanischen Mittelalter unserer Urväter, war im lebendigen Rechtsempfinden des Volkes die Selbsthilfe als Widerstandsrecht fest und sicher verankert. Übte beispielsweise der Herrscher einen offenbaren Rechtsbruch oder entstanden anderweitige Gegensätzlichkeiten, so war der in seinen Rechten gekränkte freie Mann zu gewaltsamem Widerstand nicht nur berechtigt, sondern in vielen Fällen sogar verpflichtet. Die Ehre als oberster Grundsatz für jegliches Handeln verlangte von ihm, daß er sich für sein Recht mit Leib und Leben einsetzte. Die Verstaatlichung der Rechtspflege hat dies Widerstandsrecht seiner ursprünglichen wilden Gewaltsamkeit immer mehr entkleidet. Nur im unausrottbaren Zweikampf hat sich im privaten Leben ein kleiner Rest davon erhalten. Dagegen herrscht im Leben der Völker das Widerstandsrecht in Form von Kriegen bis auf den heutigen Tag. Hier galt und gilt Selbsthilfe in den äußersten Fällen als erlaubt und verträgt sich sehr wohl mit einem Rechtsbewußtsein eigener Art, demzufolge das Recht sich nicht ausschließlich in Formeln und geschriebene Gesetze pressen läßt, sondern tiefere, sittliche Kräfte in sich schließt. Im Innern der Staaten und im zwischenstaatlichen Leben können Verhältnisse eintreten, die zu einem gewaltsamen Bruch mit dem überkommenen Zustand

in Form von Revolution und Krieg führen. Über Kriege wie über Revolutionen sprechen nicht die Mitlebenden, sondern spricht die Geschichte das Urteil. Und wie es Kriege gibt, die nur Selbstzerfleischung der beteiligten Völker sind, so gilt dasselbe für Revolutionen, und umgekehrt können Kriege und Revolutionen durch ein verjüngtes schöpferisches Recht sich vor der Geschichte rechtfertigen.

Kriege, die keinen wirklichen Frieden im Gefolge haben, rufen neue Kriege wach, Revolutionen, von denen dasselbe gilt, münden in neue Revolutionen, Gegenrevolutionen. Auch hier handelt es sich nicht um Willkürlichkeiten, sondern um große Entwicklungsläufe der Geschichte und Politik. Ahnungslos sind aber alle, die jeden neuen Krieg für den letzten oder die Revolutionseinrichtungen für Ewigkeitserrungenschaften halten, deren Abänderung zu betreiben ein Frevel und ein Verbrechen ist. Allein schon das Fortbestehen starker Reibungen zwischen den natürlicherweise kriegerschöpften Völkern untereinander und ebenso das Fortbestehen starker gegenrevolutionärer Bewegungen trotz dem Siege der „revolutionären Errungenschaften“ ist ein Beweis dafür, daß die Schaffung eines höheren Befriedungs- und Rechtszustandes in der Welt und damit das eigentliche Ziel von Krieg und Revolution nicht erreicht ist. Der fortwaltende Wille zur Selbsthilfe unter denen, die sich entrechtet fühlen, ist in Wahrheit ein Zeichen ungebrochener Lebenskraft und ist als solches in jedem Falle zu begrüßen. Unter allen Umständen ist eine solche Kraft zur Selbsthilfe höher zu werten, wie jene typische Emigrantenpolitik, die schon 1793 und heute wieder in der russischen Revolution die anderen in den Kampf für die eigene Sache hetzte.

Ein innerer Abscheu vor dem Bürgerkrieg ist dem Deutschen tief in die Seele geprägt. Wo das Gefühl dafür abgestumpft oder gar erstorben ist, da liegt ein Anzeichen seelischer Erkrankung vor, das ein trauriges Ergebnis von Kriegszermürbung und Revolutionsverrohung ist. Aber Bürgerkrieg ist ein Zustand, der weder künstlich herbeigeführt noch künstlich aus der Welt geschafft werden kann. In der Unerlöstheit unseres öffentlichen Zustandes liegt etwas vom mittelalterlichen Interregnum. Jedoch nur doktrinäre Monarchisten, die gerade so falsch denken, wie ihre parlamentarischen Gegner, können von einer plötzlichen und gewaltsamen Einführung einer anderen Verfassungsform eine durchgreifende Änderung unseres heutigen trostlosen Zustandes erwarten. Wir werden nur von dem Boden der Verfassung aus vorwärts kommen, die das Volk sich nun einmal gegeben hat, und mit den Mitteln, die diese Verfassung uns an die Hand gegeben hat. Das Volk selbst aber muß zur Arbeit an seinem Geschick erst aufgerufen werden. In den breiten Massen des Volkes selber muß der Zustand von Schlappheit und Lähmung weichen und Gesundung und Ermannung an die Stelle treten. Durch den stumpfen Massengeist muß urwüchsiger und kraftvoller Volksgeist durchbrechen. Und die deutsche Wirtschaft, Industrie, Handel und Landwirtschaft müssen ihre Macht zu nationaler Arbeit zusammenfassen, zu der der Staat sich nicht aufraffen kann.

An einen solchen inneren Erneuerungsvorgang denken wir, wenn wir den Ruf zur Selbsthilfe ergehen lassen, wenn wir die Kräfte wecken wollen, aus denen Selbst-

hilfe erwächst. Hätte Demokratie statt mit Masse mehr mit Volkstum und echtem Staatswillen zu tun: es gäbe nichts Demokratischeres, als echte Selbsthilfe.

Aus Selbsthilfe sind alle Kriege und Revolutionen geboren, Selbsthilfe ist die natürliche Gegenwirkung, wenn geltendes Recht zu leerer Form wird, wenn es machtlos wird und versagt. Aus einer Selbsthilfe ist, geschichtlich gesehen, der Parlamentarismus selber entstanden, ungebärdig und aufbegehrend, wie er in seinen Anfängen war. Inzwischen ist er zahm geworden, ein mechanisch funktionierendes Organ des Staates. Aus der Selbsthilfe sind, um ein geschichtlich jüngeres Beispiel zu wählen, auch die Gewerkschaften entstanden. Wie das Parlament in England zur Waffe der gentry, in Frankreich zur Waffe des Bürgertums ursprünglich gegen Staat und Obrigkeit geschmiedet wurde, so schuf sich die Arbeiterschaft als Werkzeug der Selbsthilfe ihre Gewerkschaften, um im Wirtschaftsstaat ihr lebendiges Aufstiegsrecht zu erkämpfen. Heute beginnen auch die Gewerkschaften bureaukratisch zu verkalken. Sie werden von der Regierung anerkannt, büßen ihre Frische und Ursprünglichkeit ein, verbreiten sich in alle möglichen sozialen Schichten, wie Beamte, Akademiker, Landwirte und dergleichen. Das Volk spürt den Wandel, die Arbeiterschaft in ihren lebendigsten Kreisen ruft nach neuen Mitteln der Selbsthilfe, nach Betriebsräten, Kontrollausschüssen usw. Während hier die Selbsthilfe im Klassenkampf sich vollzieht, gibt das Landvolk in seinen Landbünden ein Beispiel der Selbsthilfe auf ständischer Grundlage. Überall freilich hat — besonders auch in ihrem Anfang — die Selbsthilfe etwas Gewaltsames an sich.

Selbsthilfe ist deshalb auch ein gefährliches Mittel. In Zeiten ruhiger und gesunder Entwicklung des Volksganzen schrumpft sie im Innern auf ein Mindestmaß zusammen, um nur jeweilig am Ende einer alternden Epoche ihr Haupt zu erheben. Wir leben mitten in einer Zeitenwende, wo alle Entwicklungen sich jäh und ruckweise vollziehen, wo die bestehenden Ordnungen zermürbt sind und in eine Gärung hineingezogen sind, die die Gefahr völligen Verfalls in sich birgt. Wir leben im Interregnum, das in eine anarchische Selbsthilfe des blindwütigen Terrors, in den Kampf aller gegen alle auszuarten droht. Da müssen wir klar aussprechen, an welche Selbsthilfe wir denken, welche Selbsthilfe wir wecken möchten, damit wir nicht in die Reihe der blinden Zerstörer gereiht werden, deren Ziel das Chaos und die Vernichtung ist:

Wir kämpfen um Selbsthilfe der aufbauenden Kräfte gegen die zerstörenden, um Selbsthilfe der echten Staatlichkeit gegen den unechten Scheinstaat, um Selbsthilfe des überlieferungstreuen Volkstums gegen den Massengeist in Stadt und Land: all das mit dem obersten heiligen Ziel einer Erstarkung des Volksganzen zum Widerstand gegen den Vernichtungswillen fremder Großmächte, die heute mit dem deutschen Schicksal Schindluder treiben. Wiederaufrichtung deutscher Ehre, deutscher Würde, deutscher Kraft drinnen und draußen ist das oberste Leitziel, das uns zur Selbsthilfe aufruft gegenüber Selbstentwürdigung, Selbstentehrung, Selbstvernichtung. Bis einmal wieder die edelsten Kräfte der Nation, die gesündesten Mächte im Volke in einem neuen Staat aufgehen und mit ihrem Wesen seine Form erfüllen.

Die Nationalisierung der deutschen Revolution

Von

Eduard Stadtler

Eine Revolution ist insofern national, als auf volklich und räumlich bedingtem Grunde Formen zusammenbrechen. Volkskräfte, die auf bestimmtem Raumkomplex der Erde ein Gebäude bis dahin trugen und zusammenhielten, versagen als Grundlagen und als Bindekräfte, indes andere Volkskräfte den Bau zum Sturz bringen. Sind die geschichtlich gewordenen Formen und Konstruktionen „national", so ist der Sturz dieser Formen, kraft seiner räumlichen und volklichen Bedingtheit, ebenfalls als ein „nationaler" Vorgang anzusehen. Im gesamten revolutionären Geschehnis offenbart sich mehr oder minder tragisch das Mißverhältnis von überlebten Formen und neuwertigem Inhalt, von überaltetem Gewand und vollblütigem Leben, von erstarrtem Volksausdruck und gärender Volksseele.

In der Revolutionsbewegung, deren stärkstes Symptom die Revolte ist, kreisen zweierlei Bewegungen, eine Fallbewegung und eine Auftriebsbewegung. Immer überwiegt zuerst die Fallbewegung. Es ist die Revolution, wie die Schein- und Tagesrevolutionäre sie machen, wie vor allem die Antirevolutionäre sie bekämpfen. Man spricht von Verneinung, Zersetzung, Auflösung, Zusammenbruch, sogar von Untergang. Was sich an äußeren Erscheinungen dem Auge des Beobachters als Revolutionsbewegung kundgibt, gehört fast ausnahmslos zur Fallbewegung. Die Auftriebsbewegung setzt ganz geheimnisvoll und in den Tiefen als elementare Reaktion gegen die Fallbewegung ein, in allen gesunden Teilen der revolutionierten Nation: in den Kreisen der sogenannten Revolutionäre, wie in den Kreisen der sogenannten Antirevolutionäre. Beide Gruppen beginnen, wie im Wettlauf, den Kampf für den positiven Gehalt, für die gesunden Tiefenkräfte, für die zu erhaltenden oder wieder zu belebenden Formen. In den irrationalen Untergründen lebendigen Volkstums wird der Geist lebendig, der schöpferisch inmitten all des „Bösen" doch das Gute will und schafft. Von den lebendigen Mächten, die die Fallbewegung und die Auftriebsbewegung bestimmen, wird die amorphe Masse alles Nurzuständlichen, ob Mensch, ob Form, in Bearbeitung genommen, vielfach vom Chaos selbst verwandelt, allmählich vom neuen Schöpfertum in Form gesetzt. Wenn demnach ein Volk seine Revolution erlebt, dann ist dieses Ereignis an und für sich ein tragisches Volkserlebnis, zugleich ein „nationales" Ereignis. Gehäufte Spannungen entladen sich, Formen geraten in wirbelnde Fallbewegung. Entfesselte Volkskräfte erhalten aus tiefsten Tiefen den historischen Anstoß zu neuer nationaler

Bindung und Formwerdung. Und das Problem der Nationalisierung einer Revolution ist die Frage nach der Überwindung der Fallbewegung durch die Auftriebsbewegung.

Die deutsche Zusammenbruchsbewegung, in die der Weltkrieg ausmündete, und die im Herbst 1918 mit einer revolutionären Revolte an einem sichtbaren Markstein anlangte, liegt in ihren geschichtlichen Anfängen im dunklen Zeitenschoße geborgen zurück. Es läßt sich bis weit in die Vorkriegszeit hinein ein Mißverhältnis von Form und Inhalt nachweisen. Die Kriegsleistungen des Jahres 1914—1916 ließen zwar erwarten, daß die Spannung überwunden sei. So überwältigend war das Erlebnis der Volksgemeinschaft, so zielklar, trotz ihres sprunghaften Charakters, die Aufstiegsbewegung zur Identität von Volk und Staat. Die Rückkehr zum nüchternen Alltag des nationalen Daseins bedingte dann schon 1915 einen Abstieg von der im August 1914 erreichten Höhe. Doch man befand sich immer noch auf einer verhältnismäßig höheren Ebene, als vor dem Kriege. Erst allmählich und durchaus friedlich vollzog sich die negative Revolutionierung der alten Formen und der sie belebenden Menschen. Noch im Oktober 1918, da die Katastrophe unmittelbar bevorstand, wurden die Revolutionserscheinungen, weil sie ohne Blutvergießen sich vollzogen, in ihrem negativen Charakter verkannt und als Fortschrittsbewegung gewertet. Die alte Verfassung Preußen-Deutschlands wurde, wie man sagte, fortentwickelt. Doch die Stützen, die sich dem Staat als Verfassungsreformer anboten, entwickelten nicht die Form zu größerer Lebenskraft, sondern rüttelten nur an ihr, bis sie vom Dache bis zum Fundamente zusammenbrach. Die sogenannte friedliche Revolution war nur die Vorbereitung der kriegerisch-revolutionären. Die parlamentarische Verschleierung konnte den Vulkan nicht vor seinem Ausbruche schützen. Die Decke riß. Die Innengärung zerbrach die Form. Heiße Lava ergoß sich über das Land. Staub und Asche breiteten über ein Trümmerfeld graue Einförmigkeit.

Was zunächst in diesem deutschen Geschehen verschüttet wurde, waren die national überkommenen Führungsformen des Staates. Könige und Fürsten, im Spiel der Jahrhunderte auf deutscher Erde mit deutschem Volk verwachsen, vor fünfzig Jahren vom großen Kanzler aus territorialer Bindung zur nationalstaatlichen Gemeinverantwortung erhoben, und auch noch während des Krieges ein Führerblock von überraschender Einheitlichkeit — sie wurden jetzt aller Bindung enthoben und zerstreuten sich in die Welt. Selbst die Hohenzollerndynastie, die den Willen zur deutschen Einung in sich verkörpert hatte, bis die deutsche Einheit Volksgut geworden — sie stürzte. Bismarck hatte sie in den Mittelpunkt seiner Schöpfung gestellt, sie hatte den Glanz aller andern Herrscherhäuser in sich aufgenommen, um ihn wiederzuspiegeln, sie war im Jahre 1914 vom Gesamtvolke zu strahlender Höhe emporgerissen worden und stürzte nun in den Abgrund. Die ganze Fürstenschicht versagte sich dem Leben. Während in den Tiefen alles in wirbelnde Bewegung überging, blieb die dynastische Kruste starr. Weder hob noch senkte sie sich unter dem Druck des Voll-Lebens der aufgewühlten Nation. Als vom Jahre 1917 ab die Seele

des Volkes goldhaltig, aber schuttbeschwert in die Tiefe ging, riß kein Fürst den Schatz zu sich empor. Umgekehrt, die dynastischen Gewalten, die dem Volk äußerlich auf Gedeih und Verderb verbunden waren, wurden vom Defaitismus, vom Abwärtsdrang der Volksmassen mit in die Tiefen gezogen. Selbst im entscheidenden Augenblick des Zusammenbruchs stand aus deutschen Fürstengeschlechtern keiner auf, der sich selbst und damit sein Volk im Heroismus bezwang. Und so begrub die Revolution die Dynastien unter ihren Trümmern. Es war die nationale Tragödie einst heldisch-nationaler deutscher Fürstengeschlechter.

Nicht unähnlich erging es der Führerschicht der preußisch-deutschen Armee. Dort gingen die Wurzelkräfte völkischer Art zwar nicht wie bei den Dynastien ins deutsche Mittelalter zurück, doch reichten auch sie bis in die Lagerungen des 18. Jahrhunderts hinunter. In der großen Schöpfungszeit der Franzosennot war die Kampfkraft deutscher Stämme und Völker wider Napoleon im preußischen Heere als Volkskraft lebendig geworden. Die nationalen Gründungskriege der 60er und 70er Jahre erhoben dann das Heer und seine Führerschicht in den Händen der Staatsmänner zu staatlicher Eigenmacht, ohne daß die Wurzelsäfte des völkisch-nationalen dabei versiegten. Im Jahre 1914 erreichte die Heeresmacht im Zusammenhang mit den völkischen Willenskräften ihren staatlichen Höhepunkt. Es war symbolisch, daß der taktisch genialste Feldherr des Krieges, Ludendorff, im Sturm auf Lüttich von den Triebkräften des nationalen Heroismus auf die Höhen strategischer Führerverantwortung geschleudert wurde. Dann aber erhob sich zwischen disponierender Führung und heldisch kämpfenden Soldatenmassen die Scheidewand des Kriegsmechanismus. In den Höhen ein Eigenleben. Groß, übermächtig, trotz menschlicher Schattenseiten. In den Tiefen ebenfalls ein Eigenleben. Nicht minder groß. Dort mehr nur geistiges Geschehen. In den Massen immer mehr vordrängendes Instinktleben. Zwischen beiden ein Apparat. Von der Resignation, von der Dumpfheit, von der Friedenssehnsucht, vom tiefverankerten Pflichttrieb, von der Beutelust, vom Ehrgeiz des einfachen Kriegers zur mechanisierten Strategie und Taktik der Führung ging kein seelisches Fluidum. Ludendorff erwartete dieses Fluidum von der politischen Leitung, statt es selbst herzustellen. Das einzige, was die Volkskräfte der Millionen Krieger bändigen konnte, lebendiges Führertum, entschwand immer mehr den Augen des Heeres. Da Ludendorff und die Schicht, die er verkörperte, nicht die Kraft besaßen, positiv-dämonisch zu werden, um das negativ-dämonische im Krieg zu überwinden, da ihre militärische Genialität ressortmäßig verkapselte, statt unfähiges Dynastentum zu verdrängen, stürzte die militärische Führerschicht mit der versagenden Volksseele zusammen in die Tiefe. Und der entseelte militärische Organismus zerbrach zu Trümmern. Auch dies ein Stück nationaler Tragödie!

Wer tiefer sehen will, kann bei dem Possenspiel, das im Oktober-November 1918 den nationalen Zusammenbruch der deutschen Dynastien und des deutschen Heeres begleitete, nicht verweilen. Daß Einzelne die Tragödie als Komödie zu spielen versuchten, änderte am Grundcharakter der Revolution nichts. Wenn die vom geschichtlichen Mythos umkränzten Dynastien, wenn die vom Weltkriegserlebnis be-

strahlten Kriegsheroen von der Fallbewegung des deutschen Zusammenbruchs in die Tiefe gerissen wurden, dann ist der Rückschluß auf die Intensität der Fallbewegung nicht schwer. In den breitesten Volksmassen stellte die Revolution eine tödliche Lähmung des Willens, ja ein Atemverlieren dar. Leben ist Auswirkung eines Voll-Ichs. Höheres Leben die Vollendung eines solchen Ichs im Kampf um eine ideale Form. Wer wollte sagen, daß die deutsche Revolte von 1918 der deutsche Kampf um eine höhere deutsche Form war! Sie war eines Volkes zeitliche Unfähigkeit zu weiterem Kämpfen um eine bessere Form seines Gesamtseins. Tödlicher Unglaube gegenüber dem eigenen Ich. Verzicht auf dieses Ich. Fast Selbstmord.

Daraus erklärt es sich, daß die November-Revolte eine feige, würdelose, selbstmörderische Hingabe der „Revolutionäre" an Fremde und Feinde offenbarte. Im Mittelpunkt des deutschen Falles, genannt November-Revolution, stehen zwei feindliche Gestalten: Wilson und Lenin. Zwei uns fremde, zwei uns feindliche Wesen verkörpernd. Den Westen und den Osten.

Monate hindurch war Wilson im Seelenleben der deutschen Nation der Retter, der Volksheld, der Messias. Millionen Deutsche glaubten an ihn. Deutsche Presse, Literaten und Intellektuelle sangen sein Loblied. Die deutsche Regierung, die Regierung einer Revolution, die Regierung einer deutschen Proletarier-Revolution erniedrigte sich vor dem Westlertum Wilsons! Man opferte diesem Fremden nicht nur den toten Leib stürzender Dynastien und zusammenbrechender Militärführung. Man opferte ihm auch jenes Stück deutscher Seele, das seit Jahrhunderten in der Gemeinschaft der deutschen Fürsten und der deutschen Kriegshelden mit dem deutschen Volke lebendiges Gut geworden war. Wilson und dem Westen zuliebe gab man nicht nur die Vergangenheit preis, die sozialistischen Führer opferten auch die deutsche Gegenwart, den deutschen Sozialismus. Sozialisten verkauften um das Linsengericht ephemärer Ministerherrlichkeit sich selbst und die Proletariermassen dem Idol der in Wilson verkörperten Weltdemokratie. Und die Demokraten, deren Großväter einst für einige Paragraphen Wahlfreiheit auf die Barrikaden gestiegen waren, um ihr Leben zu opfern, kamen nicht einmal auf den Gedanken, daß sie für das Ideal des „Völkerbundes" gegen den Wilson-Betrug im Namen einer deutschen Demokratie zu kämpfen und zu bluten verpflichtet waren. Die Wilson-Revolution war eine Prostitution.

Ein anderer Teil des deutschen Volkes verfiel gleichzeitig dem Ostwahn. In Rußland hatte sich die Revolution kraftvoll vom Defaitismus zum Revolutionsmilitarismus, von der Führerlosigkeit zur Diktatur entwickelt. In Rußland war gleichzeitig der Sozialismus zu einer nationalistischen und imperialistischen Kampfparole geworden. Deutsche proletarische Massen, vom Krieg enttäuscht, von der deutschen revolutionären Führung abgestoßen, von Sehnsucht nach einem Inhalte ergriffen, den sie „ihrer" Revolution geben wollten, stürzten sich mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele den Machthabern des Sowjetstaates in die Arme. Vaterland-Mutterland boten sie hin. Alle Führer in Politik und Wirtschaft gaben sie preis. Ja, sie verzichteten sogar willig auf den Führerstolz der alten deutschen Sozialdemokratie, um im fernen Osten Erlösung und Rettung zu finden. Zweifel-

los lag in diesem sehr konkreten Internationalismus mehr Seele, mehr Kraft und unendlich viel mehr Heldentum als in dem feigen Demokratismus der Wilson-Revolutionäre. Aber um so mehr offenbarte sich in dieser Hingabe an den Bolschewismus des Ostens Gefahr für die Nation als Ganzes und für die proletarischen Massen im besonderen.

Wilsonismus und Bolschewismus bildeten in der Tiefe der deutschen Zusammenbruchsbewegung das tragische Gegenstück zur Führertragödie. Gerade weil die Eigenart des Bismarckischen Staates in der kunstvollen, ja künstlerischen Vergliederung ehrwürdigster Führermächte mit den unstaatlich unpolitischen Lebenskräften der deutschen Volksstämme und der gesamtdeutschen Volksseele lag, mußten Führungszusammenbruch und Gemeinschaftsauflösung sich wechselseitig bedingen und der deutschen Revolution ihren internationalistischen Zug verleihen. Jener Wilsonismus und jener Bolschewismus deutscher Revolutionsprägung waren die eigentümlichen Ausdrucksformen der deutschen Zusammenbruchs- oder Fallbewegung.

Die eigentliche Ich-Besinnung, d. h. die Nationalisierung der deutschen Revolution beginnt mit der antibolschewistischen Bewegung. Deutsche, die sich keinem Kosmopolitismus verschrieben hatten, Deutsche vor allem, die aus unseren Grenzzonen stammten, begannen in der Tiefe eine Strudelbewegung, die eine aufwärtstreibende Kraftbewegung war, um die Kriegsparole gegen Ost und West nun in eine Revolutionsparole zu verwandeln. War die revolutionäre Bewegung eine Auflösungsbewegung — gerade in Deutschland lief diese Bewegung automatisch in die extreme Erscheinungsform des Bolschewismus —: dann war der Umschwung zur nationalen Wiedergeburt und Wiedererhebung in dem Augenblicke in deutsche Erde fest vermauert, wo der Defaitismus durch eine Gegenbewegung des Wollens und des Kämpfens bezwungen wurde. Das geschah bereits in der antibolschewistischen Bewegung des Winters 1918/19. Die Losung hieß damals: gegen die Gefahr des Ostens muß ein Wall aufgerichtet werden, ein Wall von kämpfenden Helden! Im Innern mußte der Straßenbolschewismus durch eine letzte Kraftanstrengung der Heeresreste und neuer Freiwilliger niedergeschlagen werden. Es bäumte sich allmählich der Stolz der Nation dagegen auf, dem Osten einfach als Werkzeug zu dienen. Auch des Proletariats bemächtigte sich das deutliche Gefühl, man solle doch nicht russische Methoden bei der Einführung des Sozialismus im Kampfe um das revolutionäre Endziel anwenden.

In diesem Nationalisierungsprozeß, der zuerst rein negativ gegen den Osten einsetzte, lag die Gefahr geborgen, daß die Versklavung gegen den Westen von unseren Feinden um so leichter durchgeführt werden konnte. Die Gefahr ist tatsächlich auch in großem Umfang Wirklichkeit geworden. Die nationale Kraftleistung gegenüber dem Bolschewismus hat den Augen der Entente die bolschewistische Gefahr vollkommen entrückt. Da sie nicht als Kraftbewegung von Defaitisten und Pazifisten für Deutschland genützt werden konnte, nützten die Feinde sie im Westen für sich aus. Ja, diese Kraftleistung hat sogar die Angstpsychose der Franzosen gegenüber Deutschland ver-

stärkt und Clemenceau die Handhabe dazu geboten, Deutschland unter den verstärkten Druck des Westens zu bringen.

Niemand hat die mit der Abwehr des Bolschewismus gegebene Westgefahr mehr und tiefer empfunden, als die „Antibolschewisten" selbst. Deswegen ging auch von dieser Seite die zweite nationale Parole der deutschen Revolution aus: Kampf gegen die Formaldemokratie, Ablehnung des Westlertums, Auflehnung gegen den Wilson-Betrug, Ausnützung der Angst-Haß-Hysterie Frankreichs! Leider hat die Revolutionsregierung, die zwar Partei-Egoismus genug aufbrachte, um den nationalen Antibolschewismus zu fördern, auch nicht einen Augenblick den Versuch gemacht, gegen den Westen nationale Trümpfe auszuspielen. Die deutsche Erzberger-Demokratie war eben nicht Nation, oder Wille zur Nation, sondern Partei, und nichts als Partei. Und zwar eine Partei, der der Westen unendlich viel näherstand, als die eigene Nation, weil die sich teilweise unter dem Namen Rechtspartei oder Linkspartei verbarg. Der Beweis dafür lag schon in der Tatsache, daß diese sogenannte Demokratie gegen die eigenen Volksgenossen bedenkenlos die Gewalt der Bajonette gebrauchte, dem Feinde gegenüber aber nicht einmal energischen Willen und persönlich-heldische Hingabe, geschweige denn revolutionäre Waffen in die Wagschale zu werfen versuchte. Deswegen mußte die Nationalisierung der deutschen Revolution, sofern sie gegen die siegreichen Westmächte als Selbstbehauptung des deutschen Ichs gerichtet war, ebenso scharf gegen die Erzberger-Demokratie gerichtet sein, wie gegen den Lenin-versklavten Spartakismus.

Selbstverständlich konnte die Kampfparole „Gegen Ost und West!" nicht genügen. Mochten auch starke Stimmungserfolge erzielt und fruchtbare Besinnungskräfte geweckt werden, eine eigentliche nationale Zielsetzung war damit nicht gegeben. Denn im Streit gegen den Osten war ein Stück innerdeutscher Osten und im Kampf wider den Westen ein Stück innerdeutscher Westen gefährdet.

Den „innerdeutschen Osten" für die Nation neu- oder zurückzugewinnen, war eine Aufgabe des „Deutschen Sozialismus". Hierbei handelte es sich um ein Schlagwort. Das Schlagwort aber prägte eine Wesenheit aus. Der „sozialistische" Charakter der deutschen Revolution war mannigfaltig festgelegt. Die Millionen von Arbeitermassen, die sich als Träger der Revolution fühlten, waren „Sozialisten" sans phrase. Der äußere und innere Zusammenhang mit dem russischen „Bolschewismus" unterstrich den „sozialen" Charakter der Bewegung. Die wirtschaftsgesellschaftlichen Erschütterungen des Kriegszusammenbruches zwangen zu den Wirtschaftsformen, deren „sozialistischer" Grundzug als etwas Selbstverständliches hingenommen werden mußte. Die Frage war nur, ob der „Kampf gegen den Bolschewismus" nicht diese wesentlichen Dinge verschleiern würde. Da Sozialismus und Marxismus, Marxismus und Bolschewismus begrifflich und tatsächlich ineinander griffen, konnte der Ausweg nur in einer fast hypernationalen Betonung des deutschen Eigencharakters des in der Revolution durchbrechenden Sozialismus gefunden werden. Am drastischsten geschah dies in der Gleichsetzung von „Preußentum und Sozialismus" und in der Annäherung von rechts und links, im „National-

Bolschewismus". Der deutsche Sozialismus ist heute von rechts bis links eine deutsche Revolutionswirklichkeit geworden. Er stellt sich uns dar als eine Einheitsstimmung des Volkes. Er ist halb bejahende, halb verneinende Einstellung zur russischen Wirklichkeit. Er ist Kampfansage eines unterdrückten Volkes gegen den Kapitalismus der siegreichen Weststaaten. Der Antibolschewismus dient nur als Ausgangspunkt. Sein Ziel ist der nationale Aufstand wider den kapitalistischen Rentnerstaat Frankreich. Er schafft sich Luft in allen deutsch-aktivistischen Kräften der Zeit, rechts und links und in der Mitte. Im Bürgertum und im Proletariat. In der Seele des Mannes mit der schwieligen Faust, wie im Kopfe des durchgeistigten Philosophen. Dieser deutsche Sozialismus ist deutsche Sendung, d. h. deutsche Gläubigkeit, deutsche Hoffnungsfreudigkeit, deutsch-völkische Innenliebe. Sie strahlt aus in die Welt, voller Werbekraft und Anziehungsmacht.

Die Wiedergewinnung des „innerdeutschen Westens" für die Nation vollzog sich minder auffällig. Die Losung „deutsche Demokratie" klang gedämpfter. Die Schichten, von denen sie ausging, hatten einen greisenhaften Zug. Hier war man nicht gewöhnt, Vergangenheit auf innerste Werte hin zu prüfen, noch an eine Zukunft wahrhaft zu glauben. Alles war auf Gegenwart eingestellt. Sofern die Millionen Sozialisten in der Revolution deutsche Gegenwartswerte erhalten wollten, waren sie antibolschewistisch-demokratisch. Vom Bürgertum des wilhelminischen Arbeitsfanatismus aus und in der wilhelminischen Tagesanbetung bedeutete Demokratie Vergeßlichkeit gegenüber aller Vergangenheit, Skeptizismus gegenüber aller Zukunft, nüchterne Bejahung der Gegenwart und Kompromißeinstellung zu ihr in geschäftiger Tagesarbeit. Mit der Wilson-Enttäuschung und dem Friedensbetrug draußen kreuzte sich jetzt die Erzberger-Enttäuschung und der Friedensbetrug im Innern. Und die Demokratie modelte sich tagesopportunistisch um. Der feige Pazifismus wurde freigegeben. Auch der verantwortungslose Niederlage-Opportunismus wich. Deutsche Selbstbehauptung und ernstes Ringen um Volksgemeinschaft stellten sich als neue deutsche Demokratie dar. Die Nationalisierung des Sozialismus und des Demokratismus, die sich auf Grund der Revolutionsnot vollzog, legte Zeugnis ab für die überwältigende Lebenskraft, die dem deutschen Volkstum nach wie vor innewohnte. Diese Kraft war so groß, daß beide Strömungen aus ihrem alten Bette geworfen und in eine ganz andere, teilweise entgegengesetzte Richtung gedrängt wurden. Der Sozialismus wurde aus dem Klassendualismus in die deutsche Gemeinschaftsideologie hineingezwungen. Seinen Staatsfetischismus mußte er dem gegen den Westen gerichteten Staatsboykott opfern. Seine materialistische Grundtendenz mußte der Revolutionsmystik und den neuen politischen Glaubenskräften weichen. Und der Fatalismus machte auf dem Umweg über das Revolutionsheldentum der Massen einer aktivistischen Weltanschauung Platz. Ähnlich verhielt es sich mit der Demokratie. Aus Führerverneinung stieg dort Führersehnsucht auf. Der Kultus der Unzulänglichkeit wich einem Kultus des Sachverstehens. Der Aufklärungswahn schmolz vor der Sonnenglut des Gemeinschaftsirrationalismus. Die Anbetung der Zahl machte einer Verachtung der Mechanik Platz. Überall drängten sich mit ihrem

lebendigen Recht menschlich-sachliche Werte in die Herrschaftssphäre des toten Buchstabens und der toten Form.

Die Überwindung der undeutschen Demokratie und des undeutschen Sozialismus in der deutschen Ich-Behauptung bringt uns dem Ziel der Vergemeinschaftung unserer durch Parteien und Klassen zerrissenen Gesellschaft, d. h. der wahrhaften Nationalisierung und Leibwerdung des gesamten Deutschtums nahe. Denn Demokratie war die Stabilisierung, Verherrlichung, Vergottung des Parteiwesens, wie der Sozialismus die Stabilisierung, Verherrlichung und Vergottung der Klassenschichtung war. Nun erscheinen Parteischichten und Klassenschichten immer mehr als Hindernisse, als notwendige Übel. Und die revolutionierte Nation, die ihr Gesamt-Ich gegen Ost und West und gegen die innere Fallbewegung zu behaupten versucht, heischt von allen Seiten her das Opfer des Einzel-Individualismus wie des Gruppen-Individualismus und das Einswerden im höheren Ich des Gesamtvolkes.

Diese Nationalisierung der deutschen Revolution hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Manchmal scheint es, als wären wir noch durch Abgründe vom Ziele entfernt. Vor allem zeigt sich im Mangel an großer, der Stunde entsprechender Führung die Spannung zwischen Sehnsucht und Erfüllung, zwischen Werden und Sein. Die Revolution fand noch nicht ihren nationalen Helden. Die Nation spürte noch nichts von der bergeversetzenden Macht eines Revolutions-Führertums. Und in unserer Außenpolitik sehen wir noch nicht, daß jener Funken geschlagen wurde, der die Revolution zu einem nationalen Drang und die Nation zu gemeinsamer Revolutionsglut entzünden kann.

Die Stunde wird kommen. Vielleicht ist sie schon nahe. Frankreich versklavt uns äußerlich, aber macht uns innerlich frei. Über die Versklavung des Staats schreiten wir zur revolutionären Erhebung des Volkes.



Inhalt

Verzeichnis der Mitarbeiter und deren Schriften:

Martin Spahn, Dr. phil., Professor an der Universität Köln, Maternusstraße 6, Leiter des Politischen Kollegs E. V., Berlin.

Verfasser von: „Der Große Kurfürst" (1901). Verlag Kirchheim & Co., Mainz.
„Leo XIII." (1904). Daselbst.
„Das deutsche Zentrum" (1907).
„Michelangelo und die Sixtinische Kapelle" (1907). Verlag Grote, Berlin.
„Deutsche Lebensfragen" (1914). Verlag Josef Kösel, Kempten.
„Bismarck" (1915). Volksvereinsverlag, München-Gladbach.
„Die Großmächte" (1918). Verlag Ullstein & Co., Berlin.
„Elsaß-Lothringen" (1919). Daselbst.
„Der Weg zur deutschen Rechten" (1921). Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle, Berlin.

Moeller van den Bruck, Berlin-Groß-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.

Verfasser von: „Die Zeitgenossen" (1905). Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. W.
„Die Deutschen, unsere Menschengeschichte" (in 8 Bänden, 1904 bis 1910). Daselbst.
„Die italienische Schönheit" (1913, neue Ausgabe erscheint 1922). Verlag R. Piper & Co., München.
„Der Preußische Stil" (1914, neue Ausgabe erscheint 1922). Daselbst.
„Das Recht der jungen Völker" (1919). Daselbst.

Max Hildebert Boehm, Dr. phil., Leiter der Arbeitsstelle für Nationalitätenprobleme beim Politischen Kolleg E. V., Berlin, Spandau, Johannesstift.

Verfasser von: „Der Sinn der humanistischen Bildung" (1916). Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin.
„Kleines politisches Wörterbuch" (1919). Daselbst.
„Körperschaft und Gemeinwesen" (1920). K. F. Koehler Verlag, Leipzig.

Hans Roeseler, Dr. phil., Berlin-Lichterfelde, Bahnhofstraße 9.

Mitherausgeber von: „Die Hochschule", Blätter für akademische und politische Bildung. Begründet vom Deutschen Studentendienst von 1914. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin.
„Neuer Humanismus". Aufsätze und Reden an die deutsche Jugend von Werner Mahrholz und Hans Roeseler. Daselbst.

Willy Schlüter, Zehlendorf-Mitte, Potsdamer Straße 50.

Verfasser von: „Deutsches Tat-Denken" (1920). Verlag Oscar Laube, Dresden.
„Empormenschlichung" (1920). Daselbst.

Rudolf Pechel, Dr. phil., Berlin W 35, Lützowstraße 7.

Herausgeber der Monatsschrift „Die Deutsche Rundschau".

Werner Wirths, Berlin-Friedenau, Kirchstraße 28.
Schriftleiter des „Gewissen“, Wochenzeitung für politische Bildung.

Wilhelm Stapel, Dr. phil., Hamburg 36, Holstenplatz 2.
Herausgeber der Monatsschrift „Deutsches Volkstum“.
Verfasser von: „An meinen Sohn“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.
„Volksbürgerliche Erziehung“. Daselbst.
„Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt“. I. Band, die Lehre von Zeit und Raum, transzendentale Ästhetik. Daselbst.

Karl Bernhard Ritter, Dr. phil., Pfarrer, M. d. L., Berlin W 8, Kronenstr. 70.

Kurt Ziesché, Dr. theol., Pfarrer, Professor an der Universität Breslau, Strehlitz, Kreis Schweidnitz.
Verfasser von: „Expressionismus.“ Verlag Schell, Warendorf.

Ernst Krieck, Hauptlehrer, Mannheim, Rennershofstraße 25.
Verfasser von: „Die deutsche Staatsidee“ (1917). Verlag Eugen Diederichs, Jena.
„Die Revolution der Wissenschaft“ (1920). Daselbst.
„Erziehung und Entwicklung.“ Julius Boltze, Freiburg i. B.

Albert Dietrich, Dr. phil., Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstraße 162.

Paul Fechter, Dr. phil., Schriftleiter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, Berlin W 30, Starnberger Straße 2.
Verfasser von: „Der Expressionismus“ (1914). Verlag R. Piper & Co., München.
„Frank Wedekind“ (1920). Verlag Erich Lichtenstein, Jena.
„Die Tragödie der Architektur“ (1921). Daselbst.
„Das graphische Werk Max Pechstein“ (1921). Fritz Gurlitt, Berlin.

Frank Glatzel, Hamburg 36, Holstenplatz 2.
Herausgeber der Monatsschrift „Jungdeutsche Stimmen“.

Wilhelm von Kries, Dr. rer. pol., Hauptschriftleiter, Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstraße 35.
Verfasser von: „Seezollverwaltung und Handelsstatistik in China“ (1913). Verlag Gustav Fischer, Jena.
„Über Staats- und Volkshaushalt Chinas“ (1916). Verlag Max Nößler, Schanghai und Leipzig.

Bernhard Leopold, M. d. R., Bergwerksdirektor, Halle a. d. S., Riebeckplatz 1.

Franz Röhr, Dr. jur., Mitglied des Reichswirtschaftsrats, Berlin SW 61, Tempelhofer Ufer 21.
Herausgeber der Monatsschrift „Deutsche Arbeit“, Organ der christlich-nationalen Arbeiterschaft.

Fritz Weth, Zeichner, Berlin N, Uferstraße 14.

Walther Lambach, M. d. R., Altona, Steenkamp.
Herausgeber der „Kultur des Kaufmanns“.
Verfasser von: „Diktator Rathenau.“ Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Fritz Ehrenforth, Pressereferent im Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft, Berlin W 30, Regensburger Straße 9.

Reinhold Georg Quaatz, Dr. jur. et rer. pol., Geheimer Regierungsrat, M. d. R., Syndikus der Handelskammer Essen.

Herausgeber der „Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk".

Verfasser von: „Das Schicksal des Einheitsgedankens im deutschen Verkehrswesen" (1920). Verlag der „Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk".

Heinz Braumeiler, Dr. jur., Düsseldorf-Oberkassel, Markgrafenstraße 5.

Herausgeber der „Blätter für ständischen Aufbau".

Walther Schotte, Dr. phil., Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 43.

Herausgeber der Monatsschrift „Preußische Jahrbücher".

Karl C. von Loesch, Dr. phil., Vorstandsmitglied des Deutschen Schutzbundes, Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburger Straße 8.

Wilhelm Büderich (besetztes Gebiet, Briefe nach Berlin W 30, Motzstraße 22).

Hermann Ullmann, Dr. phil., Zehlendorf, Seehofstraße 2.

Herausgeber der Grenzlandzeitschrift „Deutsche Arbeit".

Hermann Albrecht (abgetrenntes Gebiet, Briefe nach Berlin W 30, Motzstr. 22).

Hans-Heinrich Schaeder, Dr. phil., Breslau 13, Hohenzollernstraße 71.

Paul Ernst, Dr. phil., Sonnenhofen, Post Königsdorf, Ober-Bayern.

Verfasser von: „Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus" (1918). Verlag Georg Müller, München.

„Der Weg zur Form" (1915). Daselbst.

„Der Zusammenbruch des Marxismus" (1919). Daselbst.

„Erdachte Gespräche." Daselbst.

Hans Grimm, Lippoldsberg b. Bodenfelde a. d. Weser.

Verfasser von: „Südafrikanische Novellen". Verlag Albert Langen, München.

„Der Gang durch den Sand" (1916). Daselbst.

„Die Olewagen Saga" (1919). Daselbst.

„Der Ölsucher von Duala" (1918). Verlag Ullstein & Co., Berlin.

August Winnig, Oberpräsident a. D., Königsberg i. Pr.

Herausgeber des „Morgen".

Karl Hoffmann, Dr. phil., Archivar des Politischen Kollegs E. V., Berlin-Friedenau, Lefèvrestraße 9.

Verfasser von: „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" (1918). Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

„Der kleineuropäische Gedanke" (1918). Daselbst.

„Das Doppelgesicht der Revolution" (1919). Daselbst.

„Westpreußen als Sinnbild" (1920). Daselbst.

„Burschenschaftliches Handbuch für Politik" (1920). Daselbst.

„Die akademische Jugend und die Parteien" (1920). Verlag K. F. Koehler, Leipzig.

Heinrich Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Leiter des Politischen Kollegs E. V., Berlin W 30, Motzstraße 22.

Verfasser von: „Freies Volk" (1919). Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

Heinrich Herrfahrdt, Dr. phil., Leiter der Arbeitsstelle für berufsständische Vertretung beim Politischen Kolleg, E. V.

Verfasser von: „Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart" (1921). Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Helmut Göring, Dr. phil. et jur., Murnau, Ober-Bayern.

Heinrich Goesch, Dr. phil. et jur., Lichtenrade-Siedlung, Waldweg 30.

Georg Escherich, Dr., Forstrat, Isen, Ober-Bayern.

Eduard Stadtler, Dr. phil., Berlin W 35, Potsdamer Privatstraße 121 i.

Verfasser von: „Aufnahme und Einwirkung der Februar-Revolution 1848 im Elsaß" (1913). Verlag Herdersche Buchhandlung, Straßburg.

„Das französische Revolutionsideal und die neudeutsche Staatsidee" (1917). Volksvereinsverlag M.-Gladbach.

„Volkswille und Parteiwesen" (1920). Verlag K. F. Koehler, Leipzig.

„Die Weltkriegsrevolution" (1920). Daselbst.

„Die Diktatur der sozialen Revolution" (1920). Daselbst.

Das Organ des Mitarbeiterkreises des vorliegenden Sammelwerkes „Die Neue Front" ist das „Gewissen", Wochenzeitschrift für politische Bildung. Für den „Ring" herausgegeben von Eduard Stadtler. Verlag „Gewissen", Berlin W 30, Motzstraße 22.

Ferner sind zu beziehen durch den Ring-Verlag G. m. b. H., Berlin W 30, Motzstraße 22:

Ring-Flugschriften:

Max Hildebert Boehm: „Ruf der Jungen." 2 M.

Eduard Stadtler: „Die Revolutionsgefahr 1921." 2 M.

Martin Spahn: „Die deutsche Arbeiterschaft und der Aufbau." 2 M.

Max Hildebert Boehm: „Der Verrat des Ostens und das gefährdete Preußen." 2 M.

Bernhard Leopold: „Deutsches Industrievolk." 2 M.

Karl Hoffmann: „Innen- und Außenpolitik." 1 M.

Moeller van den Bruck: „Konservativ." 2,50 M.

Max Hildebert Boehm: „Die Selbsterneuerung des lebendigen Rechts." 1 M.,

und das Spiegelheft 18/19 (1919): „Die Jungen in der Politik." 2 M.

Inhalt: Moeller van den Bruck: „Die drei Generationen." — Albert Dietrich: „Sind wir ein junges Volk?" — Hans Roeseler: „Jugend und nationale Politik." — Max Hildebert Boehm: „Die Annäherung von links und rechts." — Carl Georg Bruns: „Staatsgedanke und Zukunft." — Heinrich von Gleichen: „Neuauslese der Führung."

gnis

ublik

Hermann

Stun für
Herr wird,
ie größere
roben hat.

...ländischer
...te Vor-
...rend
...voller

e

haft
ren
sch
ien
nt.

